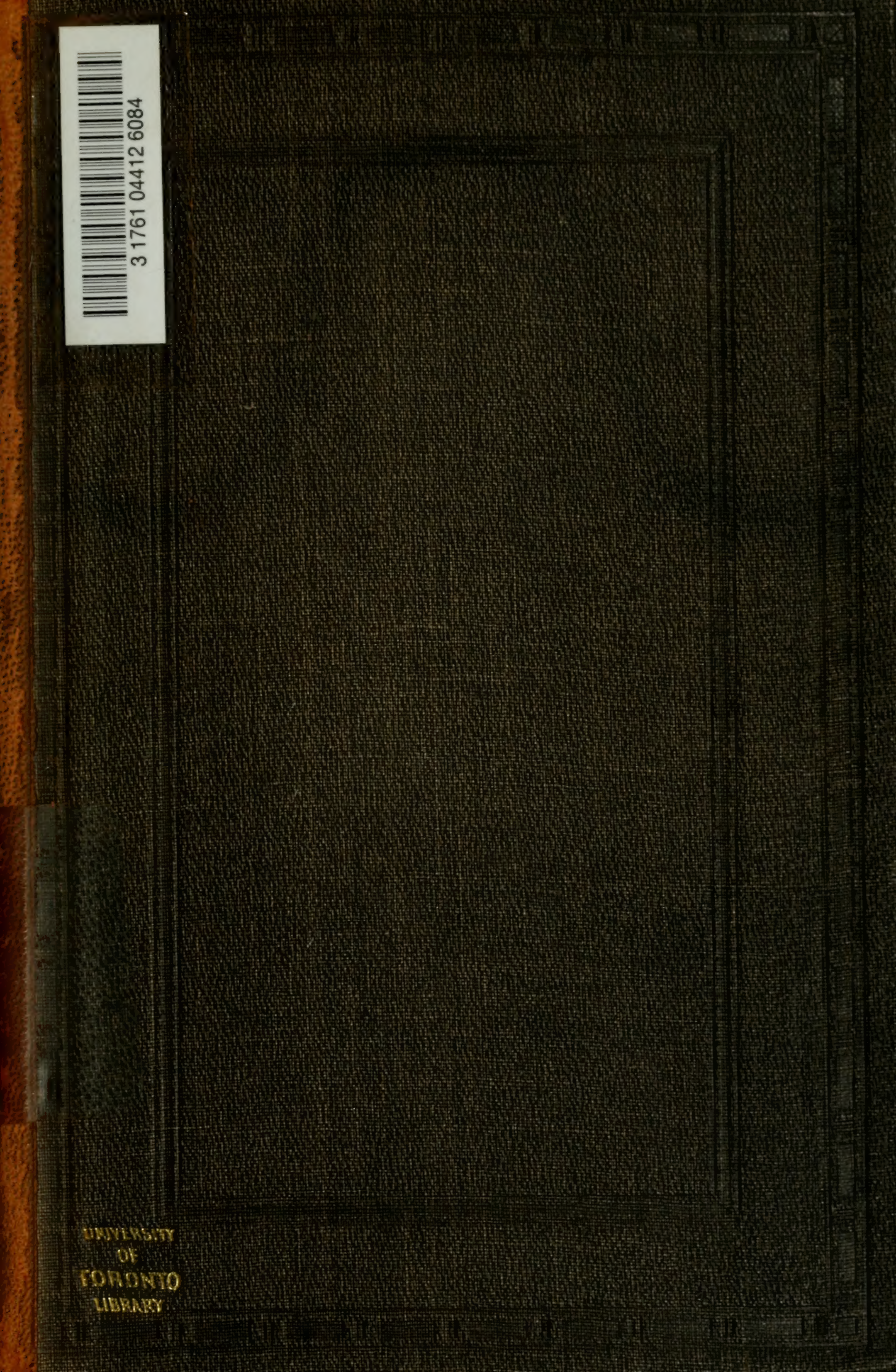
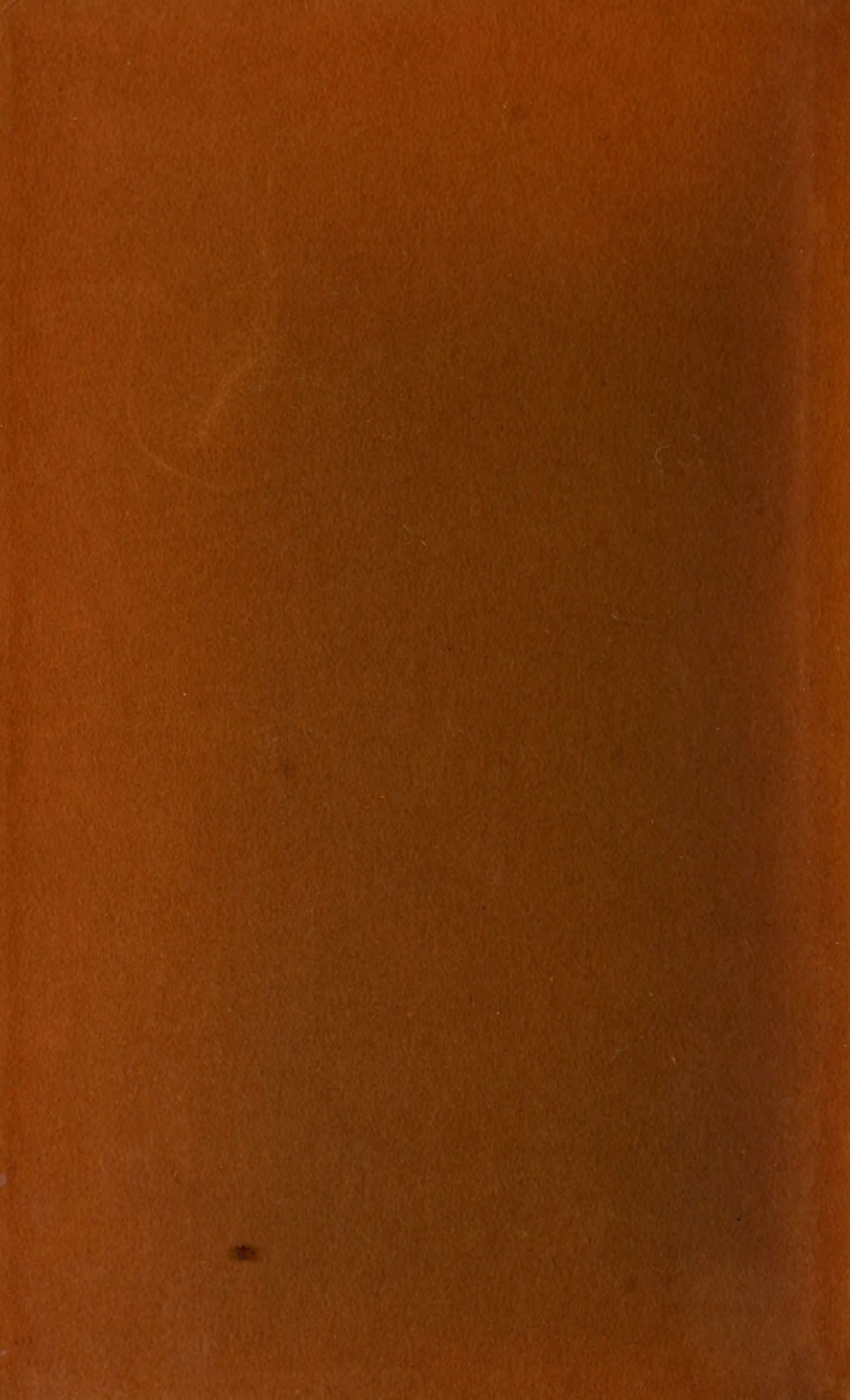

3 1761 04412 6084
UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY



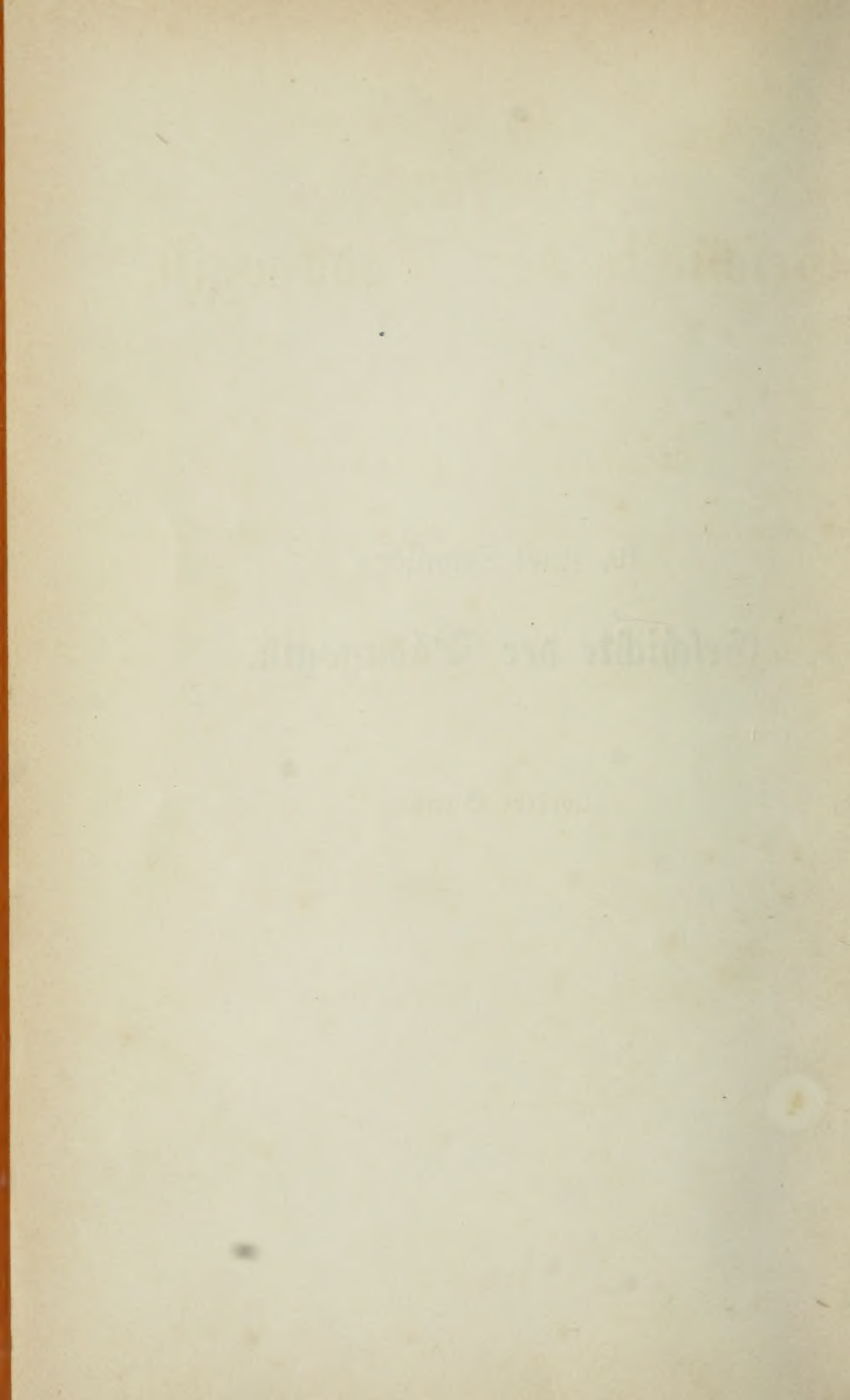




Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik.

Zweiter Band.



Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik,

dargestellt

in

weltgeschichtlicher Entwicklung

und

im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker.

Vierte, vielfach vermehrte und verbesserte Auflage

von

Dr. Wichard Lange.

Zweiter Band:

Die Geschichte der Pädagogik von Christus bis zur Reformation.

Cöthen.

Paul Schettler's Verlag.

1878.

Inhalt.

Nach Christus. Die Weltepoche der humanen Erziehung.

Die Fundamente des Christenthums und die Periode der verständigen Erziehung.
(Seite 1—494.)

Vor der Reformation.

Die Periode der transscendenten Erziehung.

(Seite 71—494)

3. Das Laienthum und seine Erziehung.

(Seite 250—494.)

A. Das Ritterthum und seine Erziehung.

(Seite 257—299.)

Rückblick.

Hülfsmittel.

Abulfedae Annales Muslemici arabice et latine: opera etc. etc. F. Reiskii Hafniae, 1789.
Anhalt. Die Universitäten. Jena, 1846.
Aschbach. Roswitha und Conrad Celtes. Wien, 1867.
Baebler. Die Schule zu Brugg im 16. Jahrhundert. (Neues Schweizerisches Museum. Vierter Jahrgang 2. Heft). 1864.
Baur. Der Apostel Paulus. Stuttgart, 1845.
— Kirchengeschichte der ersten drei Jahrhunderte und des Mittelalters. Tübingen, 1863.
Bernhardi. Grundriß der griechischen Literatur. Halle, 1852.
Böhringer. Die Kirche Christi und ihre Zeugen. 1. Bd. 1842—1845.
Büsching. Ritterzeit und Ritterwesen. Leipzig, 1823.
Conde. Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien. Uebers. von Rutschmann. Carlsruhe, 1824.
Delprat. Die Brüder des gemeinsamen Lebens. Aus dem Holländischen übersetzt von Mohnike. Leipzig, 1840.
Diez. Buch des Kabus. Berlin, 1811.
Ebn Tophail. Der Naturmensch. Uebers. von Eichhorn. Berlin, 1782.
Erhard. Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland. Magdeburg, 1827.
Das Erziehungswesen der christlichen Zeit. (Der Schulfreund von Schmitz 11. Jahrgang.) Trier, 1855.
Falke. Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus. Berlin, 1862
Fechter. Thomas Platter's Selbstbiographie. Basel, 1840.
Geschichte des Gelehrtenschulwesens (Schmid's Encyklopädie). 1860.
Gesenius. Arabische Literatur. (Encyklopädie von Ersch und Gruber.)
Giesebrecht. Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 1860.
Gfrörer. Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter. Schaffhausen, 1859.
Gregorovius. Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart, 1859.
Grohmann. Annalen der Universität Wittenberg.

Guerike. De schola, quae Alexandriae floruit, catechetica. 1824.
Hagen. Deutschlands literarisches und religiöses Verhalten im Reformationszeitalter. Erlangen, 1841–44.
Hahn. Geschichte des Unterrichtswesens in Frankreich. Breslau, 1848.
— Das geistliche Schauspiel. Leipzig. 1858.
Hammer. Beobachtungen über den Orient.
Hase, K. Kirchengeschichte.
Hautz. Geschichte der Universität Heidelberg. Mannheim 1851.
Heeren. Geschichte des Studiums der classischen Literatur mit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Göttingen, 1797 und 1801.
Helfenstein. Die Entwickelung des Schulwesens in seiner culturhistorischen Bedeutung. Frankfurt a M., 1857.
Hellot. Ausführliche Geschichte der geistlichen und weltlichen Kloster- und Ritterorden: daraus ein Auszug in der Encyklopädie von Ersch und Gruber.
Hirsche. Die Brüder des gemeinsamen Lebens. Encyklopädie von Herzog und Plitt. 2 Aufl. II. Band. 1878.
— Thomæ Kempensis. De Imitatione Christi. Berlin 1874.
Huart. Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften. Aus dem Spanischen übersetzt von G. E. Lessing. 2. Aufl. von J. J. Ebert. Wittenberg und Zerbst. 1785.
Huber. Die englischen Universitäten. Cassel, 1839 und 1840,
— Die Philosophie der Kirchenväter. München, 1859.

Jahn. De fatis scholarum gentis christianae. 1792.
Jahresbericht des Benedictinerstiftes Maria Einsiedeln von 1856–1857.
Justi. Annalen der deutschen Universitäten.

Keil. Geschichte des jenaischen Studentenwesens. Leipzig, 1858.
Keuffel. Historia originis ac progressus scholarum inter Christianos. 1743.
Kellner. Skizzen und Bilder aus der Erziehungsgeschichte. Essen, 1862.
Klemm. Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Leipzig, 1851.
Klüpfel. Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen, 1849.
Köpke. Hrotsuit von Gandersheim. Berlin, 1869.
Kosegarten. Geschichte der Universität Greifswald. Greifswald, 1857.
Kraußler. Geschichte der Universität Leipzig.
Kühner. Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen der Musterschule zu Frankfurt a M., 1858.

Lange, A. Erasmus (Schmid's Encyklopadie 2. Band).
Lauckhard. Pädagogisches Skizzenbuch. Breslau, 1864.
Launoji. De scholis celebrioribus seu a Carolo M. seu post eundem Carolum per Occidentem instauratis liber. Par., 1672.
Leo. Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Leipzig, 1830.
Löher. Hrotsvitha und ihre Zeit. (Wissenschaftliche Vorträge, 1858 zu München gehalten.)
Lorentz. Das Leben Alcuins. Halle, 1829.

Mayerhoff. Johann Reuchlin und seine Zeit. Berlin, 1830.
Meiners. Historische Vergleichung der Sitten 2c. des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts. Hannover, 1793.

Meiners. Lebensbeschreibung berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften. Zürich, 1795.
— Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen. Göttingen, 1802—1805.
Meyer, Jürgen Bona. Ueber deutsche Universitätsentwicklung. Deutsche Zeit- und Streitfragen Nr. 48.
Morus, Th. De optimo reipublicae statu deque nova insula Utopia. Glasg. 1750.
Müller, A. Leben des Erasmus von Rotterdam. Hamburg, 1828.

Neander. Geschichte der Pflegung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel. Hamburg, 1841.
— Allgem. Geschichte der christlichen Kirche und Religion.
Niemeyer's Werke.

Oelsner. Muhamed. Frankfurt, 1810.

Palmer. Pädagogik der Kirchenväter. (Südd. Schulbote. 18. Jahrg.) 1854.
— Die Pädagogik des neuen Testaments. (Südd. Schulbote). Stuttgart, 1854.

Raumer, K. v. Geschichte der Pädagogik. Erster Theil. Stuttgart, 1843.
Die Hohenstaufen. Berlin 1858.
Ritter, H. Geschichte der christlichen Philosophie. Hamburg, 1841.
Röhrich. Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung. (Illger's Zeitschrift für historische Theologie. 4. Band). 1834.
Rosenkranz. Ueber die Weltstellung des Islam, in dessen „Studien" I.
Rückert. Lehrbuch der Weltgeschichte. Leipzig, 1859.
Ruhkopf. Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland. Bremen, 1794.

Saint Palaye, Mémoires sur l'ancienne chevalerie, übersetzt von Klüber. Nürnberg, 1781—1791.
Savigny. Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. 1834.
Scherr. Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Leipzig, 1859.
Schlosser. Vincenz von Beauvais. Frankfurt, 1819.
— Ueber Dante. Heidelberg, 1824.
Schnidler. Geschichtliche Darstellung der Entstehung der Hochschulen und des deutschen Universitätslebens insbesondere. (Deutscher Universitäts-Almanach für 1859.)
Schwarz's Werke.
Strauß, D. Ullrich von Hutten. Leipzig, 1858.

Tobler. Castiglione und sein „Hofmann" (Neues Schweizer Museum. IV. Jahrg. 1. und 2. Heft.) 1864.
Die Bücher des Neuen Testaments.
Theiner. Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. Mainz und Wien 1835.

Ulmann. Reformatoren vor der Reformation. Hamburg, 1842.
Ustart. Entwickelung des paulinischen Lehrbegriffs. Zürich, 1824.

Vegius. De liberorum educatione et claris eorum moribus. Paris, 1511.

Vergerius. De ingenuis moribus ac liberalibus studiis. Ven. 1490.
Vischer. Geschichte der Universität Basel. Basel, 1860.
Vittorino v. Feltre. bearbeitet von K. v. Orelli. Zürich, 1812.
Veesenmeyer. Adelige Erziehung. (Schmid's Encyklopädie.)
Voigt. Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin, 1859.
Wachsmuth. Allgemeine Culturgeschichte. Leipzig, 1861.
— Geschichte der deutschen Nationalität. Braunschweig, 1860.
Wagemann. Benedictiner und ihre Verdienste um das Unterrichtswesen. (Encyklopädie von Schmid.) 1 Band. 1859.
Weinhold. Die deutschen Frauen im Mittelalter. Wien, 1851.
Winter. Bibl. Wörterbuch. Art. „Apostel".
Wüstenfeld. Die Akademien der Araber. Göttingen, 1837.
Zarncke. Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig, 1857.

Nach Christus.

Die Weltepoche der humanen Erziehung.

1.

Das Wesen des Christenthums und seine Entwicklungsmomente.

Mit Christus tritt die Menschheit in ihr Mannesalter ein. Der Organismus der Menschheit, der Makroanthropos, ist auf dem Wege zu seinem Endziele, das die Einkehr in Gott ist, an dem Lebensalter angelangt, in dem er das ewige Evangelium der Humanität mit Bewußtsein zu verwirklichen hat. Es beginnt mit Christus die Weltepoche des freien menschlichen Denkens und der freien menschlichen That, — das Zeitalter, in dem die Erkenntniß in das Bewußtsein tritt, daß Göttliches und Menschliches im Grunde identisch sind, daß sich das Göttliche im Menschen darstelle als die Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit und der Mensch das Ebenbild Gottes um desto mehr in sich auspräge, je mehr er sich der Herrschaft dieser idealen Mächte unterwerfe. Mit dem Eintritt des Christenthums wird's offenbar, daß Gott der Urgrund und das Wesen aller Dinge, daß alles in Gott und Gott in allem ist. Die Welt erscheint als ein organisches Lebganzes, getragen, bewegt und regiert vom göttlichen Geiste, der Mensch als eine Knospe an dem ewigen und unendlichen Lebensbaume, aus welcher göttliches Sein und Leben hervorbrechen und sich zu immer größerer Blüthe entwickeln soll. Die allmähliche vernünftige und gesetzmäßige Entfaltung dieser Blüthe schildert die Geschichte. Sie zeigt, wie Gott überall gegenwärtig und der Wesensgrund und Kraftquell der Individuen und Völker ist, in deren gegenseitigem Kampfe diese Entwicklung vollbracht

wird, als sie andrerseits durch die Darlegung des allgemeinen Weltplanes mittelst der unabhängig von einander sich gestaltenden und wirkenden Individuen und Völker mit positivster Gewißheit auf eine vorschauende Weisheit hindeutet, so daß, um mit W. v. Humboldt zu reden, die Weltgeschichte nicht ohne Weltregierung verständlich wird.

Das Christenthum ist die Religion des menschgewordenen Gottes und des gottgewordenen Menschen — die Religion der Versöhnung der Menschheit mit der Gottheit, des endlichen mit dem unendlichen Geiste. Was in der ganzen antiken Welt Problem geblieben war: das sprach das Christenthum mit der Proclamation von der wesentlichen Einheit des Göttlichen und Menschlichen als Princip aus. Mit Erkenntniß dieser Wahrheit aber war das Wesen Gottes wie das Wesen des Menschen erkannt. Erst wo die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, die Erscheinung Gottes im Fleisch als Wahrheit gewußt wird, fängt die wahre Welt- und Selbsterkenntniß an. Und erst wo der rechte und wahre Begriff vom Menschen, von seiner Würde und Bestimmung vorhanden ist, kann das Princip der wahren Erziehung erfaßt werden. Im Heidenthum galt der Mensch nur als Mittel für ein anderes, für die Zwecke des Staates &c., und nur soweit wurde ihm Werth beigelegt, wie weit er für den Staat, für das Vaterland &c. arbeitete. Mit dem Gedanken der Gott-Menschheit wird der Mensch von unendlichem Werthe in sich selbst, indem Gott ihm immanent ist und er, eine gottgesetzte Persönlichkeit und göttlichen Geschlechts, keine andere Aufgabe hat, als sich seiner Lebens- und Wesensgemeinschaft mit Gott bewußt, d. i. Kind Gottes zu werden. Eins mit Gott zu werden, wie und weil das Göttliche sein wahres Wesen ist: das ist des Menschen Bestimmung, die der Stifter des Christenthums in seiner Person vorgelebt hat und die er als Forderung für jeden Menschen hinstellt. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Was Christus in seinem Leben und in seinem Bewußtsein vollbracht hat — die Einigung und Versöhnung mit Gott; das soll jeder Mensch in seinem Bewußtsein und in seinem Leben wiedergestalten: — ein Christus werden.

Mit diesen Fundamentalwahrheiten des Christenthums ist sowohl die unendliche Bedeutung und Berechtigung der Einzelpersönlichkeit anerkannt, als auch damit die wesentliche Gleichheit und Ebenbürtigkeit aller Menschen ausgesprochen ist. Der Mensch wird von nun ab als Mensch geachtet, weil jedes Individuum als ein göttlich Berechtigtes gewußt wird, — die ganze Menschheit als ein sittlicher Organismus betrachtet, dessen Glieder einerseits individuelle Selbständigkeit und

charaktervolle Abgerundetheit, andererseits jenen magnetischen Zug der Liebe und Hingabe, der sie aneinander und das Einzelne an das Ganze fesselt, in sich zu entwickeln haben. Die Nationalität erscheint als eine Besonderheit des allgemein Menschlichen, und dieses tritt als das Wesenhafte und Bestimmende in den Vordergrund. Vor Gott dem Vater sind alle Menschen Kinder — alle gleich: damit ist der Gegensatz von Herr und Knecht, Mann und Weib ꝛc. aufgehoben; die natürlichen Unterschiede üben keinen berechtigten Einfluß mehr aus auf die Werthschätzung des Menschen.

Die Erkenntniß der Wesensgleichheit des wahrhaft Menschlichen und Göttlichen wurde der Sauerteig, der allmählich die Welt durchsäuern sollte. Alle diejenigen, welchen diese Einsicht wirklich aufgegangen war, mußten von da an sich selbst und Andern zurufen: Wir sind alle Kinder eines Vaters im Himmel, haben als Menschen im Wesentlichen alle dieselbe Natur und dieselbe Bestimmung, sollen uns daher als Brüder betrachten und demgemäß handeln. Für das Kind des Vaters im Himmel paßten alle diejenigen Anschauungen nicht mehr, nach welchen es nur als Kind eines Volkes und eines bestimmten Landes gelten sollte; die Anerkenntniß der wesentlichen Gleichheit der in allen Individuen sich geltend machenden allgemeinen Menschennatur war eine principielle Vernichtung des Kastenwesens und aller Sclaverei; die gleiche Bestimmung aller Kinder Gottes fordert als nothwendige Consequenz gleiches Recht, gleiche Pflicht und gleiche Erziehung für alle — Gott will, daß allen geholfen werde und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen — und erwärmt die Herzen für Humanität und Brüderlichkeit, auf die jeder ein Anrecht hat, der den Stempel des Menschlichen, und damit des Göttlichen, an seiner Stirne trägt.

Der weltumfassende und weltreformirende christliche Gedanke rief als Thesis selbstverständlich seine Antithesis zu allen Zeiten und unter allen Völkern hervor, und zwar bis in die neueste Zeit hinein. Gegen die Gottesbotschaft empörte sich von jeher der Materialismus und der Weltsinn; der Wesengleichheit aller Individuen hielt man von jeher ihre Verschiedenheit entgegen, bis man zu der Erkenntniß kam, daß der einzelne Mensch nur eine besondere Mischung der menschheitlichen Elemente ist, die sich in allen in derselben Gestalt documentiren; die Brüderlichkeit ist endlich stets von der Selbstsucht beschränkt und bekämpft worden, hat sich aber immer als allmächtig erwiesen, alle Schranken durchbrochen und zu den blutigsten Kämpfen und Umgestaltungen geführt, wenn ihre Gegnerin zeitweilen das Terrain zu behaupten und den staatlichen und gesellschaftlichen Formen ihren unverkennbaren Stempel aufzudrücken wußte. Denn

der Gottessohn von Nazareth war gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und er wollte selbst, es brennete schon.

Wie das Leben und mit dem Leben wird auch die Erziehung durch das christliche Princip tiefer erfaßt und ihrem wahren Wesen entsprechend umgestaltet. Bei allen vorchristlichen Völkern bestimmte die Nationalität die Aufgabe der Erziehung; die christliche Erziehung ist, wie das Christenthum selbst, eine allgemein menschliche. Das Ziel, das die christliche Pädagogik stellt, — Nachahmung und Nachfolge Christi — ist für alle Nationen, alle Stände, beide Geschlechter dasselbe. Das Christenthum ist das allgemeine Lebensprincip, das in seiner Allgemeinheit unter allen Verhältnissen Anwendung findet und alle wahren geistigen Bestrebungen in Kunst, Wissenschaft rc. in sich aufnimmt; es ist das Christenthum das tiefste Product des Menschengeistes, aus der innersten Natur des Menschen herausgearbeitet, das Kind der höchsten menschlichen Geistesthätigkeiten: die christliche Pädagogik stellt sich zur Aufgabe, das wahre Wesen des Menschen, d. i. das Göttliche in seiner Natur zur Entfaltung und zur Blüthe zu treiben, ihn dadurch sittlich frei und seinem Schöpfer ähnlich zu machen; sie betrachtet den Menschen als ein Glied im Alleben und arbeitet daher auf der einen Seite hin auf eine charaktervolle, seiner Individualität entsprechende Selbständigkeit, auf der andern Seite auf die Entwicklung der Liebe, der Hingabe und Aufopferungsthätigkeit für das Ganze; sie sucht eine harmonische Entwicklung aller Kräfte des Einzelmenschen dadurch zu erreichen, daß sie einerseits alle Bildungsmittel an ihn herantreten läßt, welche Kunst und Wissenschaft, Welt und Leben bieten, und daß sie ihn andererseits nöthigt, der gewonnenen Einsicht gemäß zu erzeugen und darzustellen, so daß er ein schaffendes Wesen und also auch nach dieser Seite hin seinem Schöpfer verwandt wird; sie sucht ihn einzureihen in die Schaar der Kämpfer für die Herbeiführung des Reiches Gottes, jenes Reiches, in dem Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit im innigen Vereine das Scepter führen.

Indem das Christenthum den endlichen Geist in einheitlicher Verwandtschaft mit dem unendlichen Geiste erfaßte, stellte es die Geistigkeit und Innerlichkeit als die Wahrheit und Wesenheit der Natürlichkeit und Aeußerlichkeit auf. Erst mußte jedoch die Welt in ihrer Nichtigkeit erkannt sein, ehe man ihre Wahrheit, Gott in ihr, zu erkennen vermochte; und

erst mußte sich der natürliche Mensch in seiner Sündhaftigkeit erfassen, ehe sich der wahre Mensch zu Gott emporheben konnte. Es stellt sich das Christenthum daher zuerst der Welt feindlich gegenüber, um sie in Wahrheit und mit der Wahrheit zu überwinden und zu durchdringen. Darin ruhet das Wesen des **vorreformatorischen Christenthums,** dessen Bekenner die Welt durch Entweltlichung und Askese verneinen und sich in den von den Gestalten ihrer Phantasie ausgeschmückten Himmel, in's Transscendente, flüchten, um diesen Himmel in Gestalt der Kirche wiederum auf die Erde niederzuziehen und daher trotz der abstracten Innerlichkeit in abstracter Aeußerlichkeit, in einem diesseitigen und jenseitigen Jenseit, nie und nirgends aber bei und in sich selbst zu leben. Der Wesensinhalt tritt im vorreformatorischen Christenthume dem Einzelnen von außen her entgegen, wird ihm von der Kirche gegeben. Diese Kirche mit ihren Ordnungen und Satzungen umspannt das physische und psychische Leben und bestimmt daher auch Wissenschaft wie Erziehung. Die Wissenschaft kann sich nur, wie die Kirche selbst, in den abstracten Gegensätzen des Verstandes bewegen, — sie ist Scholastik. Auch Unterricht wie Zucht sind in die Formeln des in Gegensätzen lebenden Verstandes und in den Dienst der Kirche gebannt.

Gegen die Aeußerlichkeit empört sich der Geist der Geschichte und setzt an die Stelle der Heiligkeit die Sittlichkeit, an die Stelle der geistlichen Herrschaft die Herrschaft des Geistes. Darin ruht **der Grundgedanke der Reformation,** mit der die Herrschaft der Vernunft beginnt, die sich in allen Sphären des Lebens und der Gesellschaft, der Wissenschaft und Erziehung spiegelt und darstellt. Gott bewegt von nun an die Welt in ihrem Innern, das Universum wird ein großes organisches Alleben, der Einzelmensch lebendiges Glied in diesem Lebensganzen, in dem das Wesen dieses Ganzen zur Erscheinung kommt. Die nachreformatorische Erziehung ist die organische Erziehung.

Die Fundamente des Christenthums und seiner Erziehung.

1. Der Grundstein des Christenthums.

2.

Jesus Christus, der Lehrer und Erzieher der Menschheit.

In Christus ward die allgemeine Vernunft, das in der Welt sich offenbarende göttliche Wort und Wesen, welches in der heidnischen Menschheit in die sich ausschließenden Volksbesonderheiten zerrissen und im jüdischen Volk nur Gegenstand der Hoffnung gewesen war, Fleisch und lebendiges Wesen, Wirklichkeit, Person. Christus ist daher nichts anderes als das wirklich gewordene Bewußtsein des Menschen von der Einheit seines lautern Wesens mit dem göttlichen Wesen, — und zwar dieses Bewußtsein nicht als Philosophie oder Kunst, auch nicht unter einem Symbole oder Bilde, sondern als ein wirklicher Mensch. Christus ist der Gott, welcher Mensch, und der Mensch, welcher Gott ist. Er ist Gott soweit und soviel, als sich dieser nur immer in einem Menschen offenbaren kann. Er ist Mensch, — der wahre, ächte, seinem Begriffe und seiner Bestimmung entsprechende Mensch, das lebendige, persönliche Ideal des Menschen, der Mensch, der in seiner Person die der Menschheit zu Grunde liegende Göttlichkeit und Gottähnlichkeit realisirte und dadurch die Einigkeit und Einheit des Menschen mit Gott persönlich darstellte.

Die Idee der Gott-Menschheit, die in Christus lebendig war und die er in der Form der den ganzen Menschen erfüllenden Begeisterung aussprach, nahm er jedoch nicht exclusiv für sich allein in Anspruch. Er sah alle Menschen ihrem Wesen und ihrer Aufgabe nach als Gottes Kinder an und nannte seine Jünger, d. i. alle, die mit seinem Sein und

Wesen in Einheit stehen und welche die Gottheit so in ihren Willen aufnehmen, daß sie aus ihrem Munde redet, seine Brüder.

So war er die absolute religiöse Persönlichkeit, welche die Einheit des Wesens des Menschen mit dem Wesen Gottes und die Einheit des Menschen mit dem Menschen ohne Unterschied aller Nationalitäten und Particularitäten zur unmittelbaren Gewißheit und Anschauung brachte, — welche kraft ihrer Göttlichkeit das Himmelreich verkündete, durch ihr Dasein dem Menschen das Bewußtsein der Gottmenschlichkeit gab, also Eine Menschheit und Einen Gott als den gemeinschaftlichen Vater aller Völker und Menschen für den Glauben hinstellte, — und welche durch das Princip der Liebe die wahre Sittlichkeit schuf: — der Erlöser, der dadurch, daß er das Urbild der menschlichen Natur, das göttliche Ebenbild im Menschen repräsentirt, das Göttliche und Menschliche versöhnt, der Reinste unter den Mächtigen, der Mächtigste unter den Reinen, wie J. Paul sagt, der mit seiner durchstochenen Hand Reiche aus der Angel, den Strom der Jahrhunderte aus dem Bette hob und noch fortgebietet der Zeit. Juden- und Heidenthum gegenüber war er Stein des Anstoßes, Revolutionär und Atheist, — als Erscheinung in der Weltgeschichte der reinste Ausdruck des Göttlichen im Menschlichen, eine Persönlichkeit, die wir, auch wenn wir keine historische Ueberlieferung hätten, gezwungen von der achtzehnhundertjährigen Geschichte, an die Spitze dieser Entwicklung stellen müßten. Sein Leben und seine Persönlichkeit waren mit dem Bewußtsein seiner Gottheit Eins. Liebe, die alles aufopfernde, alles hingebende, die nichts denkt und fühlt, als was Gott will, die alle liebt, aus deren Augen das Gottheitsbild strahlt, welche die Grenzen zwischen Juden, Griechen und Barbaren, wie den Unterschied des Standes und Ranges aufhebt und über den verschiedenen religiösen Satzungen und Meinungen noch Gotteskinder sieht: diese Liebe hat er darum sein ganzes Leben hindurch gelebt und ihr sein endliches Leben zum Opfer gebracht, um dadurch Gott als die Liebe darzustellen, in dem der bleibt (wie Gott in ihm), der in der Liebe bleibt, und um ihn zugleich als den Geist zu offenbaren, vor dem alle Selbstsucht, wie alle Particularität nichtig ist, und der im Geist und in der Wahrheit d. i. in Pflege des Ewigen und Unsterblichkeit in uns durch das Ringen und Streben nach der Wahrheit verehrt sein will. Aus diesem Bewußtsein heraus preist er in seinem Programm, in der Bergpredigt, die selig, die durch demüthige Selbsterkenntniß sanftmüthig und milde sind, die nach Gerechtigkeit und vollendeter Heiligkeit Sehnsucht empfinden, die der Noth des Nächsten sich annehmen, die, reines Herzens, Frieden mit Gott erlangen und darum nach Frieden mit den Menschen streben,

die bei Verfolgung und Schmähung die Probe von ihrem Leben in der Liebe und in Gott bestehen. Und dieses Programm blieb das stete Thema seiner Reden und seiner Thaten. Die Seligkeit, die er selbst in der Gottesliebe empfand, wollte er auf so viele als möglich ausgießen, und das Evangelium, daß Gott ein Geist ist, der alles in allem ist und vollbringt und der zum Menschen spricht: Du bist Geist von meinem Geist! — so vielen als möglich verkünden. Damit war er naturgemäß, er, der sich das Reich Gottes in seiner Brust schuf, ein Verächter des Buchstabens, sowie der blos äußeren und scheinheiligen That. Mit dem heiligen Feuereifer eines Propheten kehrte er gegen den Egoismus seiner Zeit den Zorn der strafenden Liebe, und mit der gewaltigen Energie und imponirenden Hoheit des Gesetzgebers, in königlicher Zuversicht und Freiheit, ging er durch die Welt, um mit seiner ganzen Macht und mit der vollen Liebe seines Geistes das Reich der Selbstsucht zu brechen und der Wahrheit und der Liebe die Herrschaft zu sichern.

Durch seine Lehre und mit seiner That, — in und mit seinem ganzen Leben ist Christus der Lehrer und Erzieher der Menschheit. Es giebt fortan keine höhere Weisheit, als die von Christus offenbarte, daß Gott ein Geist ist und daß die, so ihn anbeten, im Geist und in der Wahrheit anbeten müssen, — keine größere Wahrheit, als die, daß Gott wesenhaft im Menschen lebt, daß Gott des Menschen wahres göttliches Sein ist, — keine göttlichere Aufgabe als die: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen deinen Kräften: das ist das vornehmste und erste Gebot; das andere aber ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst." Das ist die absolute Wahrheit, die Lehre für alle Zeiten, in deren Aneignung und Bethätigung die Aufgabe der Menschheit liegt, indeß in der Person Christi selbst das absolute Beispiel gegeben ist, wohin diese Wahrheit führt, was sie wirkt, wie sie, Gestalt annehmend, aussieht.

Das vollendetste Ideal für die Erziehung der Menschheit, wie des Einzelmenschen, ist zugleich auch das Ideal für die Entwicklung des werdenden Menschen, für die Erziehung der Kindheit. Jesus Christus lebte in seiner Person die wahre, gottgewollte Entwicklung des Kindes vor. Wer Gott recht ehrt, der ehrt auch die Aeltern recht; denn der hat seinen Eigenwillen geopfert und dient dem allgemeinen, sittlichen Willen: das ist die große Wahrheit, die seine Kindheit darlegt. Schon als Knabe richtete er seine Schritte nach dem Heiligthum; schon in dem Knaben ward das Bewußt-

sein lebendig, daß das Gottesreich höher noch als die Familie steht: „Wisset ihr denn nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?" Doch unterwarf sich sein freigewordener Geist freiwillig auch dem älterlichen Gebot: er ging mit seinen Aeltern, als sie ihn im Tempel zum Weggehen aufforderten, nachdem er in und mit seinem Verweilen daselbst zugleich die Haupttheile aller Erziehung gezeigt hatte: er ging in den Tempel, — Uebung der Religion; er saß unter den Lehrern, — Verehrung der Wissenschaft; er war seinen Aeltern unterthan, — Liebe der Ordnung und des Gehorsams; er hörte erst, dann fragte er, — der Weg, wie die geistigen und göttlichen Wahrheiten vom Kinde angeeignet werden können und müssen. „So nahm er zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen": — geistig und leiblich: leibliche und geistige Entwicklung liefen bei ihm parallel. — Zu welcher Höhe der Entwicklung er aber auch gelangen mochte, — er vergaß derer, an deren Brust er gelegen hatte, nie: mitten in der Hölle des Verlassenseins am Kreuze übergab er das Liebste, seine Mutter, dem Jünger der Liebe.

Das Ideal der Kinderwelt ist auch das Ideal der Lehrerwelt. Jesus Christus ist der Musterlehrer — in Weisheit und Liebe, in Glaube und Lehre, in Rath und That. Die tiefste Weisheit sprach er in verständlichster und dennoch vollendetster Form aus. Anziehend, fesselnd, fassend, verständlich, klar, überzeugend: so sind seine Lehren, weil sie nichts anderes als das Wesen des Menschen darlegen, — seine Beweise, weil er sie aus der Natur, dem Spiegel des Ewigen und der Verwandten des Menschen schöpfte, — seine Gründe, weil sie den Gesetzen und Forderungen der Menschenvernunft entnommen sind. In Gleichnissen begeistert er die Herzen, und durch die Herzen gewinnt er den Willen. Aus dem Leben heraus nimmt er seine Vorträge; darum greift er mit ihnen in das Leben hinein. Geist und Leben ist sein Wort, das die schlummernden Seelenkräfte aufzuwecken und die sittlich-religiösen Geistesthätigkeiten in deren Mittelpunkt zu stellen strebt. — Aber nur vor den empfänglichen Herzen schließt er sein Herz auf (— den Armen predigt er das Evangelium vom Himmelreich —), und allein da, wo er Demuth und selbstverleugnende Liebe findet, offenbart er die Geheimnisse der Religion. Auch nicht auf gleiche Weise und in gleicher Form bringt er allen alles dar: vor dem Volke spricht er in Parabeln, vor dem engeren Kreise seiner Jünger meist in kurzen Sprüchen und Sentenzen. Und selbst diesen Jüngern bietet er nicht auf einmal alles; — jedesmal nur so viel, als ihr Geist zu fassen vermag: er hat ihnen selbst bei seinem Weggange noch vieles zu sagen, aber sie können

es nicht tragen: darum weist er sie hin auf den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten soll.

Dieser vollendete Lehrer gab, wie durch sein Thun, so in seinen Lehren die ewigen Fundamente der Pädagogik. — Wie er seine Aufgabe überhaupt nicht im Aufgeben des Gesetzes, sondern in vollkommener Erfüllung desselben fand; so hob er auch das Fundament des sittlichen Lebens und der Erziehung, die Ehe, nicht auf, sondern nur aus ihrer Aeußerlichkeit heraus, um sie auf die Innerlichkeit der Liebe zu basiren: „Ich sage euch, wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr im Herzen gebrochen." „Ein Mann wird Vater und Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen und werden Zwei Ein Leib sein." — Vor der Kinderwelt fordert er hohe Achtung und Anerkennung ihrer persönlichen Würde. „Wahrlich, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht empfängt, als ein Kind, der wird nicht hineinkommen." „Und er herzte sie, legte die Hände auf sie und segnete sie." Und er sprach: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf; wer aber ärgert eines dieser Geringsten, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist." „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet, denn ich sage euch: Ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel." Die Kinder sind ihm in ihrer Demuth und Bescheidenheit, in ihrer anspruchslosen Einfalt und Unschuld, in ihrer Arglosigkeit und Liebe, in ihrer Aufrichtigkeit, Geradheit und Empfänglichkeit für das Göttliche die Bilder der höchsten Vollendung, zu denen sich der Mensch in seinem Bewußtsein emporarbeiten soll, so daß er bewußt wird und ist, was sie unbewußt sind. Darum fordert er seine Jünger auf, daß sie wieder werden sollen wie die Kinder; deshalb stellt er den in Eitelkeit und Rangsucht streitenden Jüngern das Kind mit der Aufforderung vor, diesem ähnlich zu werden; deshalb giebt er auf die Frage, wer der Größeste im Himmelreich sei, die Antwort: „Wer sich selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größeste im Himmelreich." — Dabei empfiehlt er die hingebendste erziehende Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder und läßt den Vater selbst den ungerathenen Sohn bei seiner Rückkehr mit Freuden in die Arme schließen, indeß er, gegenüber der falschen Kindesliebe, welche die höchsten Ziele des Menschen vergißt, daran erinnert, daß der, welcher Sohn oder Tochter mehr liebt, als ihn, sein nicht werth ist. — Er betont die leibliche und geistige Erziehung der Kinder; höher jedoch

als der Leib und seine Entwicklung steht ihm das Geistesleben und damit die geistige Erziehung. Denn „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder erlöse?“ „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben und stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz.“ „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles andere zufallen.“ — Wie wird dieses Reich erreicht? „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Freude und Friede im heiligen Geiste.“ —

„Das ist das lebendige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt.“ Auch für die Erziehung. Jesus Christus hat den ewigen und wahrhaftigen Begriff, sowie das Princip und Ziel der Erziehung aufgestellt. Der menschgewordene Gott, der zu Gott erhobene Mensch: das ist das Bildungsideal der christlichen Erziehung. Erziehung des Menschen ist seine Erhebung aus der Niedrigkeit und Nichtigkeit seines rein natürlichen, vergänglichen Daseins in die Region der Geistigkeit, freien Sittlichkeit und Gottebenbildlichkeit vermittelst des Einflusses der Wahrheit und der Schönheit. Diese Aufgabe der Erziehung, die Christus stellt, ist unter allen Nationen, für beide Geschlechter, für jeden Stand — dieselbe: — ein Princip, das nicht blos die Spitze aller Theorie ist, weil es mit dem Ringen des menschlichen Geistes nach seiner Freiheit und Wesenheit zusammenhält, sondern das sich auch in der Praxis bewährt, weil es in seiner Allgemeinheit unter allen Verhältnissen Anwendung findet und keine Bestrebungen des Geistes, weder in Kunst noch in Wissenschaft, von sich ausschließt, feindlich allein dem, was der sittlichen Freiheit des Geistes gefährlich ist.

2. Das Urchristenthum.

a. Die Pädagogik des Neuen Testamentes.

3.

Nachdem Christus von seinen Jüngern geschieden war, bildete für sie seine verklärte Gestalt den Inhalt ihres Glaubens, der, fern von Gründen und Beweisen, die unmittelbare Gewißheit der Erlösung an dem in ihrem Innern wiedergebornen Christus hatte. Christus, der Mittler zwischen Gott und dem Menschen, war der Mittelpunkt der ursprünglichen Lehre und des ursprünglichen Glaubens. Natürlich mußte die Persönlichkeit Christi, wie sie beim Leben des Herrn in den einzelnen Jüngern, je nach deren verschiedener Individualität, verschieden aufgefaßt wurde und darum verschiedene Gestalt gewann, auch nach seinem Weggange verschieden in ihnen geistig wiedergeboren werden. Und diese verschiedene Gestaltung Christi in den Geistern der einzelnen Jünger und deren Schüler, je nachdem diese mehr rationalistisch oder mystisch angelegt waren, und je nachdem sie aus der Anschauung des Judenthums oder aus der des Heidenthums heraus in die christlichen Anschauungen eintraten, mußte auch verschiedene Bilder von der Lehre und dem Leben Christi in ihren Darstellungen erzeugen. Während demnach die synoptischen Evangelien in Christus wesentlich die ideale sittliche Persönlichkeit betonen und darstellen, sieht das johanneische in ihm von Anfang an den ewigen Logos, den Menschen, in dem Gott persönlich erschienen ist, und stellt diesen Gott, in dem die Herrlichkeit des Vaters voller Gnade und Wahrheit wohnt, als den Weg, die Wahrheit und das Leben dar.

Von diesen Zeichnungen des Bildes Jesu geht das neue Testament weiter in die Geschichte des ersten Christenthums und die Entwicklung der christlichen Anschauung. Die älteste christliche Gemeinde war nur eine neue Secte des Judenthums, die streng am mosaischen Gesetz, auch am Ritualgesetz festhielt und sich vom orthodoxen Judenthum nur durch den Glauben unterschied, daß Christus der von den Juden erwartete Messias gewesen sei, dessen Wiederkunft in nächster Nähe bevorstehe. Sie war sich noch nicht des Gegensatzes zu ihrem eigenen Ausgangspunkte bewußt. Dieses Bewußtsein ward dem Christenthum erst durch **Paulus** gebracht, den gewaltigen, tiefsinnigen Heidenapostel, der mit scharfer und gewandter pharisäischer Dialektik, durch den Formalismus der griechischen Logik geschult, mit der griechischen Sprache vertraut,

im Besitz des römischen Bürgerrechtes, also mit dem Universalismus seiner bürgerlichen Stellung und seiner griechischen Bildung den Universalismus des Messiasglaubens gegenüber dem jüdischen Particularismus proclamirte, indem er theoretisch den Gedanken bewies und praktisch ihn durchsetzte, daß Christus für alle Menschen gestorben sei. Mit dem Gedanken von der allgemeinen Nothwendigkeit des messianischen Heils, den er aus der allgemeinen Sündhaftigkeit der Juden wie der Heiden begründete, und mit der Forderung der Ungültigkeit des mosaischen Gesetzes auf christlichem Standpunkte, riß er das Christenthum vom Judenthum geschichtlich los, und erhob er das Christenthum zur allgemeinen Weltreligion. Er warf von diesem Gedanken aus die Frage auf, wie der Mensch zum Gefühl der Versöhnung gelange, und antwortete darauf: Nur durch Christus. Allein durch den Glauben an ihn, das Ebenbild Gottes, den Erstgebornen der Schöpfung, das Haupt der Gemeinde und den Anfang der Auferstehung kann die Rechtfertigung vor Gott erlangt werden: der Glaube, d. i. das Sichhingeben, das Leben, Sterben und Auferstehen in und mit Christus, ist die subjective Bedingung, durch die der Mensch in das wahrhafte und reine Verhältniß zu Gott eintritt, d. i. die Gerechtigkeit erlangt; — die objective Bedingung der Rechtfertigung ist die Gnade Gottes, die den Gerechten für uns sterben ließ, damit wir dem Gesetze getödtet würden mittelst des Leibes Christi, mit ihm aber auch wieder auferständen und das göttliche Leben der Liebe lebten, in dem wir wirklich und realiter Eins mit Gott werden. Diese Seligkeit der Rechtfertigung genießt jedoch nur der nach dem Rathschlusse Gottes dazu Berufene: die Begnadigung liegt nicht an jemandes Wollen oder Streben, sondern an Gott, der begnadigt, wenn er will, und wen er will, verhärtet, damit er seinen Zorn, aber auch seine Langmuth und seine Liebe zeige, — mit der er am Ende alle zu sich emporhebt, so daß Berufung und Ausschließung nur verschiedene Stufen sind und werden, auf denen er in's Gnadenreich geht. — Der Mensch ist im paulinischen Lehrsystem in den Mittelpunkt der Vorsorge Gottes gestellt. Nach Gottes Bilde ist er geschaffen und als Mikrokosmos an die Spitze der Natur gesetzt. Aus Erde und aus Gottes Geist gestaltet, ist er eine lebendige Seele: die Seele ist das Innere des Leibes und der Geist das Innere der Seele. Von der Entwicklung des Embryo an ist der Mensch ein Ineinander von Leib und Geist, vermittelt durch die vom Geiste ausgegangene Seele. Die Seele ist das Band zwischen Geist und Materie im Menschen und das Treibende des Leibes: sie ist im Blute, und darum ist das Blut der alles umfassende Quell des physischen Lebens, indeß das geistig seelische

Leben seine Wurzel im Herzen und seinen Gipfel im Haupte hat. Die Gottebenbildlichkeit des Menschen offenbart sich wesentlich im Geiste, der sich im Denken, Wollen und Fühlen bethätigt. Im Naturleben ist er aus Gottes Liebe gerückt. In dem durch den Glauben ergriffenen gottmenschlichen Leben hingegen fühlt er sich inmitten der Gottheit, erkennt ihre Tiefen, die wesentliche Einheit alles Lebendigen, und lebt die Liebe, die alles Getrennte aneinander kettet und zur Lebenseinigung drängt. Natürlich sind auch hier noch die Gaben und Gnaden je nach der von Gott gesetzten Individualität verschieden. Alle sind Ein Leib in Christo, aber Jeder ist ein besonderes Glied und unter einander ist Einer des Andern Glied. Darum soll Keiner sagen: Ich bin Paulisch; noch der Andere: Ich bin Apollisch. „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist; und es sind mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr; und es sind mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirkt Alles in Allem."

Die großartige, weltüberwindende Begeisterung des Heidenapostels, dem das Christenthum seine Rettung aus den Fesseln des beschränkenden Judenthums, also seine Universalität verdankt wird von Béranger in erhebender Weise also besungen:

Paulus, wohin? Ich geh die Welt erretten,
Gebot von Gott ist Liebe jetzt.
Bleib bei uns, laß zum Fest dir betten,
Bleib, eh' dir Schweiß die Stirne netzt.
Nein, nein, ich geh die Welt erretten,
Gebot von Gott ist Liebe jetzt.

Paulus, wohin? — Ich geh und bringe Kunde
Von Fried' und Recht und Brüderschaft.
Die winken dir in unserm Bunde,
Der Schönes eint mit Wissenskraft.
Nein, nein, ich geh und bringe Kunde
Von Fried' und Recht und Brüderschaft.

Paulus, wohin? — Ich geh den Weg bereiten
Zum Himmel für des Menschen Herz.
Dahin kann nur der Ruhm geleiten,
Sieg', und er führt dich himmelwärts.
Nein, nein, ich geh den Weg bereiten
Zum Himmel für des Menschen Herz.

Paulus, wohin? — Ich geh dem Volk der Felder
Den bringen, der sein Tagwerk lohnt. —
Dich schrecken nicht die Berg' und Wälder,
Da Tiger nur und Räuber wohnt?
Nein, nein, ich geh dem Volk der Felder
Den bringen, der sein Tagwerk lohnt.

Paulus, wohin? — Ich geh den Städtern künden
Der Herzen Läuterung in Gott.
O fürchte du den Trotz der Sünden
Und ihr Gelächter, ihren Spott.
Nein, nein, ich geh den Städtern künden
Der Herzen Läuterung zu Gott.

Paulus, wohin? — Ich geh und Bettlerwangen
Trocknet mit Trost die Hand von Gott.
O fürchte du der Reichen Bangen,
Den Armen du, der dich verstand.
Nein, nein, ich geh, und Bettlerwangen
Trocknet mit Trost die Hand von Gott.

Paulus, wohin? — Ich geh mit Stärkung laben
Der Freunde Schaar, die zitternd weicht.
Und Kummer, Gram und Alter haben
Umsonst die Locken dir gebleicht?
Nein, nein, ich geh mit Stärkung laben
Der Freunde Schaar, die zitternd weicht.

Paulus, wohin? — Ich geh mein Wort erheben,
Wo hart ein Herr sein Volk bedräut.
Er wird dich preis dem Priester geben,
Daß er zum Dank ihm Weihrauch streut.
Nein, nein, ich geh mein Wort erheben,
Wo hart ein Herr sein Volk bedräut.

Paulus, wohin? Ich geh mein Haupt zu tragen
Auf das Schaffot: Gott harret mein!
O möchtest du ein Wort nur sagen,
Und Glück und Ehre harret dein.
Nein, nein, ich geh mein Haupt zu tragen
Auf das Schaffot: Gott harret mein.

Paulus, wohin? — Ich geh mit Gottes Engeln
Im Schooß zu ruhen meinem Gott.
Und wir, von Irrthum frei und Mängeln,
Beten am Grabe: Fahr' mit Gott!
Ja, ja, ich geh mit Gottes Engeln
Im Schooß zu ruhen meinem Gott.

Auf die Theologie der Evangelisten und auf diese Sotereologie und Anthropologie des Paulus baut sich **die neutestamentliche Pädagogik.**

Die Ehe wird von den Schriftstellern des neuen Testamentes als das Abbild des Verhältnisses aufgefaßt, in dem Christus zu seiner Gemeinde steht. Das Gebot der Monogamie wird geheiligt. Das Weib soll sich nicht scheiden lassen von dem Manne, und der Mann soll das Weib nicht verlassen. Der Mann soll nicht Beherrscher, sondern Be-

schützer und Versorger der Seinigen, das Weib nicht mehr Sklavin, sondern Freundin und Gefährtin des Mannes sein. „Die Weiber seien unterthan ihren Männern als dem Herrn. Wie die Gemeinde Christo unterthan ist, so auch das Weib dem Manne in allen Dingen.“ „Ihr Weiber, seid unterthan euren Männern in dem Herrn, wie sich's gebühret.“ „Ihr Männer! Liebet eure Weiber, gleichwie Christus geliebt hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie gegeben.“

Das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern ist und soll ein Abbild des Verhältnisses Gottes zu den Menschen sein. Darum muß Liebe das Band sein, das sie einander verbindet. Nur an der Liebe der Aeltern zu den Kindern, die ein Geschenk Gottes und darum Gottes Eigenthum sind, kann sich des Kindes Liebe zu Gott, dessen sichtbare Stellvertreter die Aeltern sind, entzünden. Nur in hingebender Liebe werden die Aeltern sich hüten, den Kindern Aergerniß zu bereiten, werden sie vielmehr die Kinder als ihnen von Gott anvertraute Seelen betrachten und mit ihrer geistigen Wohlfahrt zugleich für die leibliche sorgen. Nicht nach Gutdünken werden sie dieselben züchtigen: ihr Vorbild ist die Weisheit Gottes, die nicht heute anders als morgen, nicht heute schnell und morgen langsam in ihren Ermahnungen und Strafen ist. Auch in den Strafen muß das Kind noch an des Vaters Liebe glauben können: darum soll die Zucht keine Wahl lassen, die Ermahnungen sich an des Kindes Herz wenden. Die Zucht hat das Gute einzuüben und als gottgefälliges Handeln einzugewöhnen. Die Ermahnung hat dafür zu sorgen, daß das Gute nicht eine äußere Gewöhnung werde, sondern daß es aus dem Schatze eines guten Herzens von selbst hervorwachse. Zucht und Ermahnung ohne Liebe schließen den Zugang zu dem Innern des Kindes für die Aeltern zu; Zucht und Ermahnung in und mit Liebe lassen den Aeltern die Thür zum Herzen ihrer Kinder offen. „Ihr Väter! reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.“ „Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht scheu werden.“ — Das gemeinsame Ziel, zu dem Zucht und Ermahnung hinführen sollen, ist dasselbe Ziel, das jedem Menschen in und mit seinem Leben gesteckt ist. Das Ziel des Lebens und Strebens ist, daß Christus im Christen Gestalt gewinne, daß der Christ sich in allem Denken und Thun als Jünger Christi beweise und daß er, gleich Christus, im Gefühl seiner persönlichen Würde Achtung vor seiner Individualität fordere, aber auch mit allen Gaben des Geistes, die ihm verliehen sind, selbst mit Hingabe seines Lebens, dem großen Ganzen diene. Das Kind zu Christus zu führen: das ist das Ziel der Zucht und Ermahnung. Zu

ihm soll durch Worte, besonders aber durch das Beispiel hingesteuert werden; denn die Werke der Aeltern sind die Bücher der Kinder, aus denen diese lernen, und nur wenn der Stamm heilig ist, sind es auch die Aeste. Die Aeltern müssen ihren Kindern, wie Christen ihren Mitchristen, in Wort und Wandel, in Liebe, Glaube und Keuschheit Vorbild sein. — Matth. 23, 10: „Einer ist euer Meister, Christus!" — Trotz dieses einen gemeinschaftlichen Zieles, dem alle zuzuführen sind, will das Christenthum keine Uniformität der Christen. Es heißt zwar Gal. 3, 28: „Ihr seid allzumal Einer in Christo;" — aber dazu 1. Korinth. 12: „Es sind mancherlei Gaben." Alle Menschen sind nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen; aber jeder Mensch repräsentirt dennoch eine eigenthümliche Mischung derjenigen Anlagen, in denen diese Aehnlichkeit sichtbar wird.

Die Kinder sollen gegen ihre Aeltern voll Gehorsam und Ehrerbietung sein; dadurch werden sie dem Herrn gefällig. Die Motive zu solchem Leben seien nicht Furcht vor Strafe, auch nicht Klugheit, sondern Gottesfurcht, Liebe zum Herrn. „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Aeltern in dem Herrn, denn das ist billig. Ehre Vater und Mutter; das ist das erste Gebot, welches Verheißung hat, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden." „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Aeltern in allen Stücken, denn das ist billig." „So aber eine Wittwe Kinder oder Enkel hat, solche lasse zuvor lernen, ihre eigenen Häuser göttlich regieren und den Aeltern Gleiches zu vergelten, denn das ist wohlgethan und angenehm vor Gott."

Der Erzieher und Lehrer ist ein vom Herrn Berufener. Auch an ihn geht die Forderung: „Weide meine Lämmer!" und auch zu den Lehrern ist's gesagt: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Wer den Lehrer höret, der höret den Herrn; wer ihn verachtet, der verachtet den Herrn. Darum gilt die Aufforderung zum Gehorsam wie für die Lehrer der Gemeinden, so auch für die Schulen: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen, denn sie wachen über eure Seelen." Doch ist der Lehrer nur dann ein wahrer Lehrer, wenn er sich dem wahren Hirten und Bischof der Seelen unterordnet — dem Herrn wie Johannes der Täufer den Weg bereitet. Vor allem hat er sich deshalb selbst zu erziehen und in der Wahrheit und ihrer Zucht zu stehen, wenn er ein wahrer Lehrer und Erzieher sein will. „Ich aber — sagt Paulus — will nicht Anderen predigen und selbst verwerflich werden." „Du lehrest Andere und lehrest Dich selber nicht; Du predigst, man solle nicht stehlen und Du stiehlst" ꝛc. In unwandelbarer Treue und Gewissenhaftigkeit muß er wirken, so lange

es Tag ist, eingedenk des Wortes: „Hat jemand ein Amt, so warte er des Amtes; lehret jemand, so warte er der Lehre.“ Mit aufopfernder Liebe muß er das Schwache und das Starke suchen und pflegen, — mit Weisheit die Geister prüfen und jedes Kind nach seiner Art und seinem Bedürfniß behandeln — dem Schwachen nur Milch, dem Stärkeren stärkere Speise reichen —, den Juden ein Jude, den Schwachen ein Schwacher werden, auf daß allenthalben je etliche selig gemacht werden. Was er dann aber auch mit seiner Arbeit vollbracht haben mag: „Ich habe mehr gearbeitet, denn ihr alle, nicht aber ich, sondern Gottes Gnade, die mit mir ist“ — dieses Bekenntniß ist der Schluß seiner Wirksamkeit. — Der Lehrer soll Christi Diener und ein Haushalter über Gottes Geheimnisse sein. 1. Cor. 4, 1. Joh. 10, 7: Ich bin die Thür zu den Schafen. Als Bild des Erziehers erscheint der treue Hirt, der sein Leben lässet für seine Schafe. Die erziehliche Thätigkeit wird verglichen mit der eines Säemanns. Dieser muß eine genaue Kenntniß des Bodens und seiner Bearbeitung haben, jene Einsicht in das Wesen der Kindesnatur und die Gesetze ihrer Behandlung und Pflege: Die Herzen der Kinder werden ihm geöffnet und durch die Liebe zur Jugend, welche auch in Jesu lebendig war und seinen Jüngern gebot, den Kindlein nicht zu wehren, sondern sie zu ihm kommen zu lassen. (Marc. 10, 14.) Der Wahlspruch des Lehrers muß nach 2. Cor. 6, 4 sein: „In allen Stücken lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld.“ — Die richtige Lehrweise wird Col. 4, 6 also charakterisirt: „Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeden antworten sollt.“ Zum Zwecke einer ersprießlichen Wirksamkeit des Lehrers ist kindlicher Sinn erforderlich. Matth. 18, 4: „Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dieses Kind, der ist der Größte im Himmelreich.“ Der Lehrer soll nie rasten noch ruhen, sondern stets fortschreiten in seiner Bildung. Philipp. 3, 12: „Ich jage ihm nach, daß ich's ergreifen möchte, nachdem ich von Jesu Christo ergriffen bin.“ Er muß sich für die Jugend zu heiligen suchen; denn er ist — Matth. 5, 13 — „das Salz der Erde“ und von ihm muß ausgehen, wie von dem Salze, eine stärkende, erhaltende, vor Fäulniß bewahrende, würzende, besseren Geschmack wirkende Kraft. Als Zweck der Erziehung wird hingestellt: 2. Timoth. 3, 17: „Daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allen guten Werken geschickt.“ Und Eph. 4, 15: „Wachset in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus.“ — Ein Bild der anschaulichen Lehrweise giebt Christus dadurch, daß er die erhabensten Lehren in Gleichnisse einzukleiden und sie dadurch dem Verständniß aller nahe zu bringen weiß. Auch werden uns Fälle geschildert, in denen er sich

der Frageform in einer sehr geschickten und eindringlichen Weise zu bedienen weiß. „Und er fragte: Wessen ist das Bild und die Ueberschrift? Und sie antworteten des Kaisers. Nun, so gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist."

Die Apostel suchten das von ihnen aufgestellte Erziehungsideal in der Erziehung der Menschheit zur Christenheit zu verwirklichen, indem sie nach dem von Christus empfangenen Auftrage — „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker" — der heilsbegierigen Menge die göttliche Lehre verkündeten, durch Stadt und Land Samen ausstreuend, damit er Frucht brächte. Nach Art der alten Propheten und nach dem Vorgange Christi sammelten sie zugleich einen engern Kreis von begabten Jünglingen und Männern als Schüler um sich, um sie zu Lehrern der Gemeinden auszubilden und sie dann an Orten, wo sich größere Gemeinden befanden, als Lehrer einzusetzen, oder sie zur Bekehrung der Juden und Heiden weiter zu senden. Solche Lehrer wurden nicht allein mündlich, sondern auch schriftlich unterrichtet: eine schriftliche Anweisung findet sich im Briefe an den Timotheus, den Schüler des Paulus, welcher diesen durch mündlichen und schriftlichen Unterricht zum Lehrer des Christenthums zu bilden suchte.

Mit der Lehre verbanden die Apostel eine strenge, aber von Liebe getragene Zucht. Von dieser mit väterlichem Ernst gepaarten Liebe zeugt die Sage von Johannes bei Eusebius. „Von Patmos zurückkehrend, gewahrte Johannes bei Ephesus einen Jüngling von schöner Gestalt, aus dessen Auge ein edles Feuer strahlte. Johannes rief ihn zu sich und übergab ihn einem Bischofe, der ihn in sein Haus aufnahm, im Christenthum unterrichtete und taufte. Später jedoch von jenem vernachlässigt, gerieth der Jüngling, einem edlen aber zügellosen Rosse, das seine Bahn verlassen hat, gleichend, in liederliche Gesellschaft und wurde aus Verzweiflung ein Straßenräuber, endlich ein Räuberanführer. Als dies Johannes erfuhr, bestieg er ein Roß, begab sich in das Lager der Räuber, ließ sich gefangen nehmen und zum Anführer bringen. Als dieser den edlen Greis erkannte, der Vaterliebe an ihm gethan, wollte er entfliehen. Johannes aber rief ihm nach: „Du fliehest vor deinem alten Vater? Habe Mitleid mit mir, mein Sohn!" Da kehrte der Jüngling um und vergoß Thränen. Johannes aber führte den Verirrten zurück."

---

b. Das Haus im Urchristenthum.

4.

Das Evangelium des Gekreuzigten, sagt Hase, brauste als der Morgengruß einer neuen Zeit über den Erdkreis; und das Wort des Gamaliel — „Ist das Werk aus Gott, so wird es Niemand dämpfen" — ging in Erfüllung. Am Ende des ersten Jahrhunderts waren schon in den Städten der Westküste Asiens, in Griechenland, Italien, den Inseln des Mittelmeeres und der Nordküste Afrika's Bekenner des Christenglaubens; um das Jahr 200 in allen Provinzen des römischen Reiches zahlreiche Christengemeinden; — um 300 das Christenthum so weit verbreitet, daß sich die Hälfte der Bevölkerung im römischen Reiche und Tausende in den angrenzenden Ländern zu ihm bekannten. Als sich in Griechenland der Mensch über die Natur erhoben hatte, versetzte er die Menschennatur mit ihren Licht- und Schattenseiten in den Himmel hinein. Das Produkt dieser momentanen Versöhnung war die Erscheinung des Schönen, welche einzig in ihrer Art dasteht. Der Weltsinn und die physische Thatkraft der Römer zerstörte die errungene Harmonie. Die Welt trat wieder in den Vordergrund in ihrer nackten Realität. Rom eroberte die Welt, und als es dieses riesige Werk vollendet hatte, wurde Rom erobert von der Welt. Sinnentaumel und Sinnengenuß machte schließlich den Inhalt des menschlichen Lebens aus, und „da Staub nicht der Seele Hunger stillen kann", so erzeugten sie in der Menschenbrust Ueberdruß und Ekel, und ein Sehnen nach Erlösung ging durch die ganze civilisirte Welt. Da wurde im Christenthum die Innenwelt entdeckt und das Leben in ihr als das eigentliche menschliche Leben erfaßt. Der Geist erschien als der Ausfluß des göttlichen Geistes. Die Herrlichkeit dieser Erden verschwand gegen den Glanz der unsichtbaren Welt, in der man Bürger wird durch den Glauben an ihn, der die Einheit des Göttlichen und Reinmenschlichen erkannte und sie durch sein Leben darzustellen wußte. Nachdem man das Diesseits nach allen Seiten hin ausgekostet hatte, fing man an im Jenseits zu leben und ließ sich durch den Herrn, der der Geist ist, in alle Wahrheit leiten. Der christliche Glaube wurde der Sieg, der die Welt überwand. Das Blut der Bekenner bewährte den Glauben, der die Welt überwindet, und die Gemeinde sammelte sich in dem Bekenntniß: Ich glaube an den einigen wahren Gott, allmächtigen Vater und an seinen eingeborenen Sohn, Jesus Christus, unsern Herrn und Heiland, und an den heiligen Geist,

der da Leben giebt. Vor diesem Bekenntniß, vor dem Geiste der Wahrheit mußte alles untergehen, was sich ihm widersetzte: — die jüdische Hierarchie und das römische Gewaltreich mußten im Kampfe gegen das Christenthum nothwendig unterliegen, weil sie — wie Lasaulx sagt — einem höheren weltgeschichtlichen Recht nur das römische Staatsrecht entgegenzusetzen, eine innere geistige Macht nur mit äußeren materiellen Waffen zu bekämpfen vermochten.

Es war aber auch ein wunderbares Leben, das sich in den ersten Christengemeinden erhob. Auf friedlichem Wege setzte sich in und bei ihnen eine sociale Revolution durch, indem „der völlig unreflectirte Versuch gemacht ward, das Gebot der allgemeinen Menschenliebe oder der brüderlichen Gleichheit aller Menschen überall praktisch durchzuführen". Fehlte es auch nicht an Hochmuth über das erworbene Bürgerrecht im Reiche Gottes, nicht an Mißgunst und Parteisucht; so ward doch dieser Egoismus von der glühenden Begeisterung überstrahlt, mit der Männer und Frauen durch Wort und That für die ewigen Wahrheiten des Christenthums eintraten. Die Neubekehrten blieben beständig in der Apostel Lehre und in der Gemeinschaft, im Brodbrechen und im Gebet. Sie waren Ein Herz und Eine Seele, auch keiner sagte von seinen Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein, und obschon sie größtentheils der ärmsten Volksklasse angehörten, so war doch keiner unter ihnen, der Mangel hatte, denn die Wohlhabenden verkauften ihre Häuser und Aecker und bildeten aus ihren Geldmitteln eine gemeinschaftliche Kasse, aus welcher die Nothleidenden unterstützt wurden. Das Princip der Solidarität trat hier zum ersten Male in der Weltgeschichte groß und consequent auf und suchte sich Bahn zu brechen: an die Stelle des Grundsatzes der Trennung ward der der harmonischen Vereinigung gesetzt. Der Gedanke: Alle für Einen und Einer für Alle! ward im Kreise der Gläubigen (— denn auf diesen Kreis beschränkte und bezog sich das Gebot der allgemeinen Menschenliebe zu'erst und zunächst —) praktisch durchgeführt: Jeder sollte sich in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen für das Wohlergehen Aller solidarisch verpflichtet halten, sowie Jeder den Andern sittlich und geistig fördern, ja die Verantwortung für die Seelen aller Andern auf sich nehmen mußte. Von den beiden entgegengesetzten Strebungen des menschlichen Gemüths, dem egoistischen Triebe und der Liebe, zeigte sich die letztere in ihrem vollen Glanze; das Hervorbrechen dieses neuen Lebens führte sogar zu einer auf die Dauer unhaltbaren Einseitigkeit, insofern das Recht der freien Persönlichkeit auf Eigenthum und Besitz geradezu verneint wurde. Die Namen „Bruder" und „Schwester", womit sich die

ersten Christen gegenseitig benannten, waren nicht wesenlose Worte, und der Bruderkuß, den der in die christliche Gemeinde Aufgenommene empfing und womit jeder Christ den andern, auch wenn er ihn zum ersten Male sah, begrüßte, waren nicht leere Form. Es war der Ausdruck des innersten Gefühles, die Darstellung des Verhältnisses, in dem sich die Christen unter einander, als Glieder des Einen Hauptes, betrachteten. Hier gab es keinen Unterschied des Vermögens, der bürgerlichen Stellung, der Nationalität, keinen Conflict der Interessen, sondern nur ein Volk von Brüdern, in dem jeder jedem und zwar aus reinem Herzensdrange half, wo es ihm fehlte. Geld, Leib und Geist gehörten jedem Bruder, und die Armen und Unterdrückten waren an Ehren den Reichsten und Vornehmsten der Gemeinde gleich. Knechte und Herren fühlten sich als Brüder in Christo, als Glieder eines Leibes, getränkt mit Einem Geiste, Erben derselben himmlischen Güter; die Leibeigenschaft löste sich von innen heraus auf; denn wenn auch die Sclaven in der gewöhnlichen Welt nur dieselbe Stellung einnahmen, die sie früher gehabt hatten, so hatten sie doch in der christlichen Gemeinde gleichen Antheil an allem, was allen Brüdern gehörte und wurden sie hier doch inwendig frei, wodurch nothwendig auch die äußeren Ketten fielen, ohne daß sie das Christenthum durch äußerliche Umwälzungen zu lösen brauchte. Justin der Märtyrer faßte diesen Gegensatz im Leben der neuen und der alten Menschheit zusammen, wenn er sagte: „Wir, die wir einst der Wollust dienten, haben jetzt nur an Sittenreinheit unsere Freude; wir, die wir einst Zauberkünste trieben, wir haben uns dem ewigen guten Gott geweiht; die wir einst Geldgewinn über alles liebten, wir geben jetzt, was wir haben, zum allgemeinen Gebrauche her und wir theilen jedem Dürftigen mit; wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir mit den Fremden, wegen der Verschiedenheit der Sitten, keinen gemeinschaftlichen Herd haben wollten, wir leben jetzt nach der Erscheinung Christi mit ihnen zusammen; wir beten für unsere Feinde, wir suchen diejenigen zu überzeugen, welche uns mit Unrecht hassen, auf daß sie nach den herrlichen Lehren Christi ihr Leben einrichten und die freudige Hoffnung erhalten möchten, dieselben Güter mit uns von dem Gott, der über alles Herr ist, zu empfangen."

Besonders imponirend offenbarte sich die Herrlichkeit des Christenthums in der Familie. Das häusliche Leben ward zu einem Tempel Gottes umgestaltet. Gemeinschaftlicher geistlicher Gesang und gemeinschaftliches Lesen der Schrift gehörten hier zur täglichen Erbauung. Das Bewußtsein von der gliedlichen Gemeinschaft unter dem Einen Haupte im Himmel stellte die Frau dem

Manne gleich und betrachtete die Gemeinschaft zwischen Mann und Weib als Gemeinschaft des höheren Lebens. „Sonst standen — sagt Chrysostomus — die Frauen den Männern gleich. Jetzt ist es das Gegentheil. Sehet, was Christi Erscheinen auf Erden gewirkt hat! Die Frauen übertreffen uns an edlen Sitten, an christlicher Wärme und Frömmigkeit, an Liebe zu Christus, der den Fluch von dem weiblichen Geschlechte hinweggenommen hat.“ Und Tertullian: „Welche Verbindung zwischen zwei Gläubigen, die Eine Hoffnung, Eine Sehnsucht, Eine Lebensordnung, Einen Dienst des Herrn mit einander gemein haben? ‚Beide, wie Bruder und Schwester, keine Trennung zwischen Geist und Fleisch, ja hier im wahren Sinne zwei in Einem Fleisch; sie fallen mit einander auf die Kniee, sie beten und fasten mit einander, sie lehren, sie ermahnen, sie tragen einander gegenseitig; sie sind mit einander in der Kirche Gottes, bei dem Mahle des Herrn; sie theilen mit einander Bedrängnisse, Verfolgungen, Freuden; Keines verbirgt dem Andern etwas, Keines meidet den Anderen; frei wird der Kranke besucht, der Dürftige unterstützt; es ertönen unter ihnen Psalmen und Hymnen, und sie wetteifern miteinander gegenseitig, wer besser seinem Gott singen könne.“ „Die christliche Frau geht aus, um den Kranken Bruder zu besuchen, an der Communion Theil zu nehmen oder das Wort Gottes zu hören. Ihre Hauptbeschäftigung ist, die um des Bekenntnisses willen Gefangenen im Kerker zu besuchen, den kranken Brüdern nachzugehen bis in die ärmsten Hütten, reisende Brüder in's Haus aufzunehmen und zu bewirthen.“ Das Christenthum gab der Frau eine Thatkraft und einen Muth, sowie einen Sinn voll theilnehmender Liebe und Geduld, daß selbst der heidnische Lehrer der Beredtsamkeit in Antiochien, Libanius, ausrufen mußte: „Welche Weiber haben doch die Christen!“

Wie das Weib, so trat in dem christlichen Hause auch das Kind in seine natürlichen, gottgebornen Rechte ein. Das Verhältniß der Aeltern zu den Kindern ward in dem Gedanken geheiligt, daß diese Geschenke Gottes seien, für welche die Aeltern einst Rechenschaft ablegen müssen. An dem Liebesreiche Christi zerschellte die herzlose Aussetzung, der selbstsüchtige Verkauf, die kalte liebeleere Tödtung der Kinder, und selbst die Waisen und Verwahrlosten fanden ein Asyl zum Schutze ihres Lebens, eine Heimat für ihre leibliche und geistige Entwicklung: Kirchenversammlungen machten es Bischöfen, Diakonen und Gemeindevorstehern zur Pflicht, sich der Waisen oder ausgesetzten Kinder anzunehmen und sie entweder an Familien, die sie freiwillig als ihre eigenen Kinder aufnehmen wollten, abzugeben, oder auf Kosten der

Kirche andern Pflegeältern anzuvertrauen; später wurden besondere Anstalten für Waisen und Findlinge errichtet; im vierten Jahrhundert schon war das erste Waisenhaus in Konstantinopel, im achten das erste Findelhaus in Mailand. Das christliche Kind war von Natur berechtigtes Glied der Familie: es ward die Menschheit, das Gottesbild im Kinde geachtet.

In der Familie des Urchristenthums entfaltete der christliche Geist zuerst seine Schwingen. Hier war — wie Clemens von Alexandria sagt — die Mutter der Ruhm der Kinder, die Frau der Ruhm des Mannes, beide der Ruhm der Frau, Gott der Ruhm aller insgesammt.

Solches Leben der Familie mußte tief in die zarten Herzen der Kinder einschneiden. Die Werke, sagt Cyprian, haben auch eine Zunge, ja sie sind noch weit beredter, als der Mund selbst; darum werden eure Kinder allezeit weit mehr auf das acht geben, was ihr thut, als auf das, was ihr redet. Und Chrysostomus: „Nichts ist kälter, als ein Lehrer, der nur in Worten weise ist; denn dies ist nicht die Sache eines Lehrers, sondern eines Schauspielers; darum lehrten die Apostel erst durch Beispiele, dann durch Worte; ja sie hatten die Worte gar nicht nöthig, da ihre Werke so laut sprachen." — Der christliche Hausvater, zum Priester des Hauses geweiht, — die christliche Hausmutter, welche die Religion im Herzen trug, — die fromme Stille und anspruchslose Geschäftigkeit im Hause, — der religiöse Sinn in allen Familiengliedern: das alles waren Bildungsmomente für die Jugend. In der Familie lernten die Kinder Gottesfurcht, Liebe zum Herrn, Festigkeit im Glauben, Redlichkeit, Treue und Keuschheit. Das Vorbild der Aeltern, sowie das der Märtyrer pflanzte diese Tugenden tief in ihre Herzen ein, und selbst die christlichen Diener und Dienerinnen wurden hierin die Lehrer der Kinder des Hauses. Den größten Einfluß jedoch übte die Mutter auf die Erziehung der Kinder. Mit der Mutter und in ihr begann das Christenthum sein großes Werk der sittlichen Wiedergeburt. Die Mutterliebe war die erste Frucht der christlichen Saat. So tief, so innig und zart ist nie die Mütterlichkeit gefühlt worden, als im Christenthum. Das Muttergefühl fand im Kinde den Liebling des Heilandes — einen schützenden Engel von Gott ihm geschenkt: in diesem Glauben begann die christliche Mutter ihr Erziehungswerk. Maria mit dem Jesuskinde wurde und war das Ideal der Mütterlichkeit, das jeder weiblichen Seele Würde und Schönheit für den weiblichen und vor allem für den mütterlichen Beruf einflößte, das ihr den Lebens- und Sterbensmuth für ihr Kind offenbarte, und das ihr

zeigte, wie das ganze Leben der Mutter eine Weihe des Todes um des Kindes willen ist. Nicht todter Buchstabenglaube, sondern einfache Frömmigkeit blühte in dem Herzen der christlichen Mutter, und in dieser Frömmigkeit suchte sie auch ihre Kinder zu erziehen. In solch' frommem Geist trug Nonna, die zuvor schon durch den Einfluß einer im Leben sich ausdrückenden und bewährenden Religion ihren zu einer nichtchristlichen Religionssecte gehörenden Gatten für das Evangelium gewonnen hatte, den erbetenen Sohn, den späteren ausgezeichneten Kirchenlehrer, Gregor von Nazianz, in den Tempel, legte die Händchen des Kindleins auf die Bibel und weihte es dem Herrn. Anthusa zu Antiochia blieb nach dem Verluste ihres Mannes von ihrem zwanzigsten Jahre ab Witwe, um ganz der Erziehung ihres Sohnes leben zu können: aus dieser frommen und sorgsamen Erziehung ging der große Kirchenlehrer Johannes Chrysostomus hervor. Monica milderte durch ihren liebevollen Sinn das Gemüth ihres heftigen, leidenschaftlichen Mannes und legte, indeß sie von diesem viel zu leiden hatte, die Fundamente des Christenthums in die kindliche Seele ihres Sohnes Augustinus, die so unzerstörbar waren, daß sie in den ungeheuersten Lebensstürmen wohl auf kurze Zeit überschüttet, aber nicht vernichtet werden konnten. Und diese durch die Geschichte ihrer Söhne bekannten Mütter sind nicht die einzigen, deren Lebensaufgabe die Christianisirung ihrer Häuser, die Erziehung ihrer Kinder war. Mit der heiligen Schrift ihre Kinder früh bekannt zu machen, und durch christliches Leben sie zum Ewigen hinaufzuziehen: das war das Streben und die Lebensaufgabe aller christlichen Mütter im Urchristenthum.

Die christliche Mutter nährte ihr Kind an ihrer Brust. Waren Kinder ihrer Mütter durch den Martertod beraubt, so nahm sich die christliche Gemeinde, der sie zugehörten, ihrer an, oder sie wurden von einzelnen Gläubigen, besonders von christlichen Jungfrauen, aufgenommen und erzogen. Nahrung und Kleidung des Kindes waren einfach. Es ward vor allem darauf hingewirkt, daß die Kinder das Aeußere nur dann für werthvoll hielten, wenn es dem Innern diente. Die Mädchen lernten von den Müttern spinnen, weben, nähen &c., die Söhne das Geschäft des Vaters. Geistig wurden sie an Einfachheit, an Lauterkeit und Menschenfreundlichkeit, an Selbstverleugnung und Gottergebung, an allgemeine Menschenliebe, sowie an reine und kräftige Familien- und Vaterlandsliebe, aber auch an Festigkeit und Selbstbeherrschung gewöhnt. Um neben dem Leben in diesen Tugenden auch die Ermahnungen zu denselben zu hören, wurden sie in die gottesdienstlichen Versammlungen mitgenommen. Auch besuchten sie mit den Aeltern die Kranken. Die

älterliche Zucht war mit Ernst gepaarte Liebe. Bei Ermahnung und Zurechtweisung, bei Verheißung von Belohnung und bei Androhung von Strafen ward auf Gott und das Jenseits hingewiesen. Doch fehlte bei der Erziehung, wo es noth that, auch die Zuchtruthe nicht. —

Mit der Familienerziehung beginnt, wie die Erziehung der Menschheit im Allgemeinen, so auch die erste Erziehung im Christenthume. Die Familienerziehung gehört zum eigensten Wesen des Christenthums und hat in ihm ihre Blüthe: nach den Principien des Christenthums ist es nicht nur Pflicht der Aeltern, in Liebe ihr Kind zu erziehen; dadurch, daß sie dasselbe als ein Kind Gottes ansehen, wird ihre Liebe zu ihm durch die Gottesliebe zur höchsten Liebe geläutert.

---

c. Die Schule der ersten christlichen Jahrhunderte und die Pädagogik der Kirchenväter.

5.

Die erste christliche Volksschule. Johannes Chrysostomus und Basilius der Große.

Die älteste Verfassung der christlichen Gemeinde war demokratisch-monarchisch. Principiell demokratisch, weil jeder Christ als solcher in der Gemeinde an allen Rechten und Pflichten gleichen Antheil hatte, sie war monarchisch, insofern die von der Gemeinde gewählten Beamten, die Gemeindegründer ꝛc. auf die Entwicklung der Gemeinde einen entschiedenen Einfluß hatten. Den Aposteln und Apostelschülern machte ihre Autorität in der Gemeinde niemand streitig. Aber auch weiterhin wurden die durch freie Gemeindewahl eingesetzten Aeltesten Autorität für die Gemeinschaft, unter denen dann bald in demselben Verhältniß, wie unter den Beamten in der Gemeinde ein Vorsteher, ein Episcopus hervortrat. Allmählich gewöhnte man sich, dem Amte an sich dieselbe oder eine noch größere Autorität zu verleihen, wie sie früher den einzelnen Persönlichkeiten zuertheilt ward: die Grundlinien eines kirchlichen Beamtenthums, das Wissenschaft und Bildung repräsentirte, sowie Verwaltung des Kirchenvermögens, der Armen- und Krankenpflege, der Zucht und Ordnung des christlichen Lebens in der Hand hatte. Dieses Beamten-

thum vertrat auch die Gemeinde nach außen hin: die Spitzen desselben, die Bischöfe, nahmen die gemeinsamen christlichen Angelegenheiten in die Hand und gaben auf ihren Synoden die Gesetze für die Gesammtheit der christlichen Gemeinden, für die Kirche. Im Laufe des dritten Jahrhunderts war die bischöfliche Verfassung, in der bald die Bischöfe der politischen und kirchlichen Metropole den Mittelpunkt bildeten, bereits so weit ausgebildet, daß sie nicht mehr als eine zufällige, sondern als eine nothwendige Institution galt. Bald nun trat das Verhältniß des Einzelnen zu Christus in den Hintergrund gegen die Macht der immer fester und heiliger werdenden Formen der Kirche, bis man den Glauben proclamirte, daß ohne den Glauben an die seligmachende Kraft dieser Institution zu keiner Gemeinschaft mit Christus und also auch nicht zur Seligkeit gelangt werden könnte. Die Form gewann Macht über den Geist, und die Hierarchie trieb ihre ersten Wurzeln. Der Abschluß der Form erschien übrigens nothwendig im Kampfe mit den äußeren und inneren Feinden, und je mehr das Christenthum in dieser Form auftrat, um so mehr auch mußte für die Einlebung in dieselbe und besonders in ihre bestimmten Lehren d. i. für Schulen gesorgt werden.

Die Apostel und ersten Glaubensboten waren ursprünglich mehr auf Verkündigung des Evangeliums an Erwachsene gewiesen, wobei sie zum Theil die jüdischen Synagogen und die Hörsäle der heidnischen Völker benutzten. Auf die Jugend konnten und wollten sie nur mittelbar durch die Aeltern einwirken. Da jedoch die Taufe den Unterricht eines jeden zu taufenden Individuums, der Unterricht aber das Lesen der heiligen Schriften voraussetzte, so bildete sich bald in der ersten Kirche eine Art von christlicher Synagoge, in welcher Erbauung, Erziehung und Unterricht noch nicht getrennt waren. Es entstand das Institut des **Katechumenats**, das ursprünglich nicht für Kinder, sondern für Personen aller Altersstufen, Nationalitäten, Charaktere und Bildungsgrade bestimmt war und nicht blos Unterricht umfaßte, sondern Einführung in eine andere Lebensluft, in die christlich-asketische Lebensordnung bezweckte. Die Katechumenen, d. i. die im Inbegriff des christlichen Glaubens an Vater, Sohn und Geist zu Unterrichtenden und im christlichen Leben zu Uebenden waren in den frühesten Zeiten in zwei, später in vier Klassen getheilt. Die Klassen bezeichneten die Lern- und Prüfungsgrade, die sie durchzuarbeiten hatten, ehe sie zur Taufe zugelassen wurden. Je nach dem Grade ihrer christlichen Entwicklung und ihrer Kenntnisse waren sie noch von der Theilnahme an der christlichen Erbauung ausgeschlossen, oder Zuhörer, wo sie in der kirchlichen Versammlung dem

Vorlesen der heiligen Schrift und der Predigt beiwohnen konnten, aber beim Anfange der Kirchengebete entlassen wurden. In der dann folgenden Abtheilung der Knieenden waren sie bei gewissen Kirchengebeten, namentlich bei den für sie gehaltenen, aber knieend zugegen, worauf sie als eigentliche Taufkandidaten unter Händeauflegen gänzlich in die Gemeinde der Erwachsenen aufgenommen wurden. Bei dieser Heraufbildung zum Christenthume war der Unterricht, dessen Ziel die Kenntniß des Inbegriffs der wesentlichen Unterscheidungslehren des Christenthums war, die auswendig gelernt und abgefragt wurden, ein wesentliches Moment. Dieser Unterricht war also ein Unterricht im Christenthume, und ward bald auch Kindern, wahrscheinlich schon vom siebenten Jahre ab, ertheilt.

Der Katechumenenunterricht war ursprünglich der einzige, der christlich ertheilt ward: weitere christliche Schulen gab es in den ersten christlichen Zeiten nicht. Konnten deshalb Aeltern ihre Kinder nicht selbst im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, oder einen Privatlehrer für sie halten, so schickten sie dieselben in die öffentlichen heidnischen Schulen. Auch christliche Jünglinge besuchten in den ersten Jahrhunderten die höheren wissenschaftlichen Bildungsanstalten des Heidenthums und studirten die heidnischen Klassiker; ja viele strebten, sich die formale Gewandtheit und Sprachkunst der Griechen und Römer gründlich anzueignen. Selbst Geistliche, wie Gregor und Basilius, standen in freundlichem Vernehmen mit den Sophisten.

Nachdem die Verfolgungen der Christen aufhörten und diese zur Ruhe in sich und damit zur innern Entwicklung gelangten, auch die christliche Religion die herrschende im römischen Reiche ward, riethen einzelne bedeutende Männer und christliche Genossenschaften von dem Unterrichte der Kinder bei Heiden ab und verlangten Ertheilung christlichen Unterrichts im ganzen Umfange. Das war der erste Anstoß zur Gründung von vollständigen christlichen Schulanstalten. Schon am Schlusse des zweiten Jahrhunderts soll Protogenes in Edessa neben seinem höheren Unterrichte als Lehrer der Kinder segensreich gewirkt haben. Lesen, Schreiben, Auswendiglernen und Hersagen, auch Absingen der Psalmen waren die Lehrgegenstände dieser ersten christlichen Volksschulen. —

Für den christlichen Unterricht im Allgemeinen und für die christliche Erziehung der Jugend im ganzen Umfange traten die sogenannten **apostolischen Constitutionen** ein, welche theils gegen das Ende des dritten und theils zu Anfang des vierten Jahrhunderts in der syrischen

Kirche entstanden, die ältesten Einrichtungen und Anordnungen der orientalischen Kirche enthalten. Sie sagen: „Ihr Väter, erziehet eure Kinder in dem Herrn, indem ihr sie unter der Zucht und Vermahnung zum Herrn groß wachsen lasset; und lehret sie heilsame und dem Worte Gottes — dem Logos — entsprechende Fertigkeiten, damit sie nicht der Zügel des Guten sich entledigen, indem sie Gelegenheit zu Muthwillen finden, von Seiten der Aeltern ungestraft bleiben und so allzufrüh meisterlos werden. Wer es unterläßt, seinen Sohn zu ermahnen und verständig zu machen, der hasset sein eigenes Kind. So lehret denn eure Kinder das Wort des Herrn, macht ihnen Ernst auch durch Schläge, daß sie folgsam werden; lasset sie von Kindheit auf die heiligen Schriften lernen; gestattet ihnen nicht, daß sie etwas von euch wider euren Willen erzwingen; duldet nicht, daß sie sich mit Altersgenossen zu Gelagen vereinigen. Denn wenn die Gleichgültigkeit der Aeltern den Kindern möglich macht, mit zügellosen Menschen umzugehen, so werden nicht allein die in Sünde gefallenen Kinder gestraft werden, sondern um ihretwillen trifft das Gericht auch die Aeltern. Darum nehmet darauf Bedacht, sie zur rechten Zeit zu verheirathen, damit nicht bei reifem Alter ihr Lebenswandel zur Unkeuschheit herabsinke, wofür ihr am Tage des Gerichts vor Gott dem Herrn Rede stehen müßtet."

Einer der großartigsten Vertreter der christlichen Jugenderziehung ist **Johannes,** später wegen seiner Beredtsamkeit **Chrysostomus** genannt, der (— vergl. Neander, Leben des h. Johannes Chrysostomus —) 347 in Antiochien geboren und von seiner Mutter Anthusa im christlichen Geiste erzogen, zugleich aber auch in der Wissenschaft ausgebildet und fähig gemacht ward, mit freier Neigung über die Richtung seines Lebens zu bestimmen. In der Schule des Libanius zeichnete er sich früh durch seine rednerischen Anlagen aus. Er ließ sich jedoch nicht durch das rhetorisch ausgeschmückte Heidenthum blenden, sondern suchte unter Anleitung seiner Mutter immer vertrauter mit der heiligen Schrift zu werden, wodurch sich die Grundzüge seines Charakters herausbildeten, die, wie Neander sagt, in Begeisterung für das Heilige und in hoher sittlicher Kraft, in strengem Ernste und glühender Liebe, in Abneigung gegen die damals im Leben überall vorherrschende Scheinsucht, in rücksichtslosem Eifer für Wahrheit und Recht, beseelt von einem feurigen, felsenfesten Glauben, bestanden. Nachdem er zuerst in den Advokatenstand getreten, bald aber des unruhigen Treibens und der schlechten Künste dieses Standes überdrüssig, vom Bischof Meletius unterrichtet und getauft war, zog er sich nach dem Tode seiner Mutter unter die Mönche zurück, um sich ganz dem Studium der heiligen Schrift, dem Gebet und

stiller Betrachtung in göttlichen Dingen zu widmen, kehrte jedoch 380 nach Antiochien zurück, trat hier in den Kirchendienst, ward erster Bischof der östlichen Kirche zu Konstantinopel und starb 408 mit dem Losungsworte seines Lebens: „Gott sei gepriesen für alles!“

In seinen „Homilien“ und in den Schriften „über das Mönchsthum“ hat J. Chrysostomus seine Gedanken über Erziehung niedergelegt. Der Wegweiser für alle Erziehung ist ihm die göttliche Menschenerziehung, nach der sich Gott zu dem Menschen herabläßt, um den Menschen zu sich hinaufzuziehen. „Demnach ist die rechte Erziehungskunst, die sich zuerst herabläßt und dann hinaufzieht. Es zeigt sich ein großer Nutzen von der Herablassung in allen Dingen. So haben wir die Künste gelernt, indem wir nicht auf einmal von den Lehrern alles lernten; und wundere dich nicht, wenn diese Sache in den Dingen des Lebens so große Kraft hat, da man auch in den geistlichen Dingen sehen kann, wie viel diese Weisheit vermag. So konnten die Juden nur nach und nach gebildet, nach und nach vom Götzendienste befreit werden. So nach Christi Erscheinung, als die Zeit für erhabenere Lehre gekommen war, zogen die Apostel alle auf diese Weise herzu, indem sie zuerst nicht hohe Dinge vortrugen.“ „Christus enthüllte nicht sogleich seine Gottheit, sondern zuerst wurde er nur für einen Propheten oder für einen heiligen Menschen gehalten; dann offenbarte er sich durch seine Werke und Worte als das, was er war.“ „Siehe, wie Christus überall nicht sogleich alles enthüllt, sondern zuerst den Zuhörer in Verlegenheit setzt, damit er anfange zu suchen nach dem Sinne des Gesagten, und sodann, da er sich nicht zu helfen weiß, nachdem er sich vergeblich abgemüht hat, mit desto größerem Eifer das, was er sucht, annehme, wenn es ihm erscheint, und daher zum aufmerksamen Zuhörer mehr aufgeregt werde.“ — Im Gegensatz zur Sittenlosigkeit der Welt sollen die christlichen Aeltern ihre Kinder im christlichen Sinn und Wandel erziehen. „Gott trägt Sorge für die Erziehung der Kinder. Deshalb hat er eine so große Liebe zu den Kindern der menschlichen Natur eingepflanzt, um durch eine unwiderstehliche Gewalt die Aeltern zur Sorge für die Kinder anzutreiben. Die Aeltern, welche die Kinder immer um sich haben, und alle Gewalt über sie besitzen, haben die Sorge für die Erziehung leicht. Nur die rasende Leidenschaft für das Irdische ist die Ursache des Verderbnisses der Kinder. Weil den Aeltern die irdischen Dinge das Höchste sind, müssen sie wohl ihre Kinder eben so, wie ihre eigene Seele vernachlässigen. Solche Väter halte ich für ärger, als Kindesmörder, denn diese können doch nur den Körper von der Seele

trennen, jene stürzen die Seele in die Hölle." „Jetzt hören wir nichts von den Vätern, als daß sie, ihre Söhne zum eifrigen Studium der Redekünste ermahnend, zu ihnen sagen: Da ist Einer von niedriger Herkunft durch die Redekunst zu den höchsten Staatsämtern gelangt, hat sich große Reichthümer erworben rc. Von den himmlischen Dingen redet keiner, und wenn ein anderer etwas davon zu erwähnen wagt, wird er als Zerstörer aller Verhältnisse fortgeschickt. Wenn ihr also von Anfang an euren Söhnen solche Dinge vorsagt, so lehrt ihr sie nichts anderes, als was die Quelle von allem Bösen ist; denn ihr flößt ihnen die beiden Begierden ein, die Habsucht und die Begehrung nach eitler, leerer Ehre, — und wenn beide zugleich die zarte Seele des Jünglings einnehmen, so wird jeder Keim des Guten zerstört. Aber nicht allein das ist das Schreckliche, daß ihr sie antreibt zu dem, was der Lehre Christi zuwider ist, sondern daß ihr auch das Schlechte durch schönen Namen verdeckt. Immer auf der Rennbahn und im Theater liegen, nennt ihr Ton der Welt, das Trachten nach Reichthum ein unabhängiges Leben suchen, Ehrgeiz einen hohen Sinn, Uebermuth Freimüthigkeit. Die Tugenden belegt ihr mit dem entgegengesetzten Namen; ihr nennt Ordnung und Sitten bäurisches Wesen, die Bescheidenheit Feigheit, das Prunklose etwas Knechtisches, die Geduld Schwäche." „Es ist der größte Reichthum für die Kinder, wenn sie aller Gelüste Herr werden. Deshalb müssen wir auf ihr Aus- und Eingehen sorgfältig acht haben und darauf merken, mit wem sie umgehen und was für Freunde sie haben. So wir das versäumen, wird der Richter uns dereinst fragen: „Habe ich nicht das Kind Dir anvertraut? Ich übergab es Dir, da es noch zart war, daß Du es bilden und sein Herz in Ordnung bringen solltest. Und was kannst Du sagen? Daß es schwer zu bezähmen und wild sei? Das hättest Du gleich vorhersehen, und da es im Zaume gehalten werden konnte, weil es jung war, es zähmen, zu seiner Pflicht anhalten, es unterweisen und die Leidenschaft seiner Seele zu überwältigen suchen sollen. Da sich noch leichter im Acker arbeiten ließ, solltest Du die Dornen ausgerissen haben." Lasset uns also hierin nicht sorglos sein, da wir wissen, daß, wenn unsere Kinder ihre Pflicht gegen Gott getreu beobachten, sie auch in demjenigen, was das gegenwärtige Leben angeht, etwas Rechtes werden müssen. Dein Sohn wird nicht nur von anderen Menschen bewundert, sondern Dir auch, seinem Vater, noch lieber werden, weil er außer dem, was er von Natur ist, einen nicht geringen Beweggrund zur Liebe, nämlich seine Tugend besitzt." Darum mußt Du Deinem Kinde die Fehler vorhalten. Aber es ist nicht genug, daß Du sie ihm blos sagst; Du mußt die Jugend auch in Furcht setzen,

um dadurch ihre Trägheit auszurotten. „Laßt uns doch mit unsern Kindern ebenso behutsam umgehen, wie mit dem Lichte! Die Mägde, welche uns das Licht anzünden, erinnern wir unaufhörlich, daß sie damit nicht an einen Ort gehen sollen, wo viel Heu oder anderer brennbarer Stoff liegt, damit nicht etwa ein Funke hineinfalle und so das ganze Haus in Brand gerathe. Möchten wir auch die Augen unserer Kinder nicht dahin lenken, wo unzüchtige Mägde und Buhldirnen ein Feuer in demselben anzünden könnten! Augen und Ohren unserer Kinder lasset uns bewahren, besonders auch die Ohren, daß sie keine verderblichen Lieder hören, damit ihre Seele nicht dadurch vergiftet werde. Wir wollen unsere Jünglinge nicht zu Schauspielen, nicht in Schenken und zu Gelagen führen, sondern sie mit eben der Sorgfalt behüten, wie unsere Töchter, die wir ja nicht aus unseren Wohnungen lassen." — Frühzeitig schon muß das Kind mit der heiligen Schrift bekannt gemacht werden. „Aus dieser wird dein Sohn zuerst hören: Ehre deinen Vater und deine Mutter. Es geschieht also zu deinem eigenen Vortheil. Zu einem Christen sollst du dein Kind machen, und darum muß es die heilige Schrift kennen lernen." „Die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift ist ein Gegengift gegen die große Gewalt der vernunftwidrigen Neigungen in diesem Alter, die noch bestärkt wird durch die Beschäftigung mit den heidnischen Schriften, wenn die Kinder hören, wie die bewunderten Helden von den Leidenschaften beherrscht werden." „Die Lehren der Bibel sind wie eine Quelle, welche die Seele bewässert. Besonders lehre den Knaben früh jene Psalmen voller Weisheit z. B. von der Sittenreinheit, oder vielmehr von der Vermeidung des Umgangs mit Bösen im ersten Psalmen u. s. w. Solche Dinge und dergleichen mehr gegen Unmäßigkeit und Habsucht, daß Geld und Ehre nichts sei, wirst du in den Psalmen finden. Wenn du ihn in solchen Fällen von Kindheit an unterrichtet hast, wirst du ihn nach und nach auch zu dem Höheren führen. Von den Psalmen wird er zu den Hymnen fortschreiten, denn sie sind etwas Göttlicheres: die himmlischen Geister singen keine Psalmen, sondern nur Hymnen." — Auf diesem Wege strebe dein Kind zu einem Bilde Gottes zu weihen. Und auf diesem Wege gehe mit ihm sogleich von der Geburt an. Gieb ihm bereits einen Namen von christlicher Bedeutung. „Die Alten haben nicht zufällig, weil der Vater oder Großvater so hieß, auch das Kind so geheißen, sondern sie nahmen allen Bedacht darauf, ihren Sprößlingen solche Namen zu geben, die nicht nur ihnen selbst, die diese Namen trugen, einen Antrieb zur Tugend wurden, sondern auch all den Andern und den nachfolgenden Geschlechtern

als Führer zu aller Weisheit dienten. Deshalb gebet auch ihr euren Kindern nicht Namen, wie sie euch einfallen, noch auch beehret sie mit den Namen der Großväter und Urgroßväter und solcher, die durch ihre Herkunft sich auszeichnen: sondern mit den Namen der heiligen Männer, die durch Rechtschaffenheit geglänzt und große Zuversicht zu Gott gehabt haben." — Ist das Kind geboren, so folge dem Beispiele der Hanna; sie brachte ihren Sohn sogleich zum Tempel. Welche unter den Müttern wollte nicht lieber, daß ihr Sohn einmal ein Samuel würde, als tausendmal Herr des ganzen römischen Reiches? Und Du fragst: Wie kann das geschehen? Warum sollte es nicht geschehen können? Nur deshalb nicht, weil du ihn nicht dem hingiebst, der ihn dazu machen kann. Und wer ist es, der ihn zu einem Samuel machen kann? Es ist der Gott, welchem die Hanna den ihrigen übergab, denn nicht Eli war geschickt, ihn zu bilden, er, der nicht einmal seine eigenen Söhne bilden konnte, sondern der Glaube und das heiße Verlangen des Weibes wirkte alles. Das ließ sie ihre einzige Sorge sein, wie sie die Seele ihres Sohnes von Anfang an zu einem Bilde Gottes weihen könnte. Und das laß auch du deine Sorge sein. Suche deinen Sohn nicht zum Redner zu bilden, sondern erziehe ihn zur christlichen Weisheit. Auf den Charkter kommt alles an, nicht auf Worte; jener allein macht ihn kräftig für das Reich Gottes und verschafft ihm die wahren Güter. Uebe nicht seine Sprache, sondern reinige seine Seele. Ich sage dies, nicht um zu hindern, dem Sohne die literarische Bildung zu geben, sondern ich will nur hindern, daß alle Sorgfalt allein darauf verwandt werde. Glaube nur gar nicht, daß allein der Mönch durch die Schrift gebildet werden müsse, denn ganz besonders bedürfen die zu den Geschäften für die Welt bestimmten Knaben einer solchen Erziehung. So wie des Steuers und der Steuerkunst nicht sowohl derjenige bedarf, der immer im Hafen steht, als vielmehr derjenige, der sich immer auf dem Meere herumtreibt, so verhält es sich auch mit dem Mönche und mit dem Weltmanne. Der Erstere befindet sich gleichsam in einem von Stürmen freien Hafen; der Andere hat mit vielen Stürmen und Fluthen zu kämpfen und wo er auch selbst sich in keiner Gefahr befindet, muß er doch gerüstet sein, Andere durch die Schrift zum Schweigen zu bringen. Thorheit ist es deshalb, zu meinen, Religionsunterricht gehöre noch nicht für Kinder. Dieses Alter hat es besonders nöthig, solche Dinge zu hören. Das zarte Alter nimmt das, was es hört, leicht in sich auf, und es prägt sich den jungen Gemüthern ein, wie ein Siegel dem Wachse. Ihr Leben fängt auch in diesem Zeitpunkte zuerst an, zum Guten oder zum Bösen hinzuwenden. Wenn man sie nun von der

Thür des Lebens an vor dem Schlechten bewahrt und zu dem besten Weg führt; so wird ihnen das Gute zu einer innewohnenden Beschaffenheit und wie zur Natur werden, und sie werden nicht freiwillig zum Schlechten übergehen, indem sie durch die Gewohnheit selbst zur Uebung des Guten hingezogen werden. „Alle Bosheit der Kinder entsteht aus unserer Nachlässigkeit, — daher, daß wir sie nicht sogleich von Anfang an zur Gottesfurcht angehalten haben. Wir haben nichts dagegen, daß sie die Schauspiele besuchen, aber in die Kirche zu gehen, treiben wir sie nicht an, und kommt auch zuweilen ein Knabe in dieselbe, so kommt er zweck- und nutzlos, wie zur bloßen Kurzweil. Das sollte anders sein. Wir fragen doch darnach, was sie in der Schule gelernt haben: so sollten wir dasselbe thun, wenn wir sie zur Kirche schicken, oder noch besser, wenn wir sie selbst hinführen. Wir sollten sie nicht andern übergeben, sondern sie selbst mitnehmen und hernach ausfragen, ob sie auch behalten, was sie hier gehört und gelernt haben. Auf diese Art würde uns die Besserung unserer Kinder sehr leicht und bequem werden. Würden sie uns zu Hause beständig von dem, was gut ist, reden hören und uns fragen, was sie zu thun haben; würden sie sofort das, was sie dort hören, zu dem sammeln, was sie hier hören: so würden sie uns bald eine reiche und treffliche Ernte von dieser schönen Saat zeigen. Aber all' dieses thun wir nicht; die Pflichten, welche die nothwendigsten sind, sehen wir für Nebensachen an. Legt uns deshalb Jemand etwas an's Herz, so lachen wir ihn aus; was Wunder, daß alles verkehrt zugeht und, weil die Aeltern nicht züchtigen, dafür die Obrigkeit züchtigen muß?"

Die wichtigsten Erzieher für das Kind sind die Frauen. Denn wenn die Männer von der Erziehung durch Reisen, Arbeiten des Forums und öffentliche Angelegenheiten oft abgezogen werden, so kann sich die Frau, frei von allen solchen Sorgen, desto leichter der Kinder annehmen. „Der Mann, der sich auf dem Markte und in den Gerichten herumtreibt, wird von den Wellen des äußeren, unruhigen Lebens, hin- und hergeworfen. Die Frau sitzt zu Hause und kann sich immer in ihrem Gemüthe sammeln, mit Gebet und Lesen der heiligen Schrift sich beschäftigen. Sie, des Friedens genießend, kann den in seiner Seele vielfach beunruhigten Mann bei sich aufnehmen, ihn bilden, die wilden Auswüchse seiner Seele beschneiden und ihn so wieder in die Welt hineinsenden, gereinigt von dem Schlechten und mit sich nehmend das Gute, welches er im Schooße der Familie gelernt; denn nichts vermag mehr, als eine fromme und verständige Frau, den Mann zu bilden und seine Seele, wie sie will, zu regeln." — Neben der Mutter sind die

Klöster die wichtigste Stätte christlicher Bildung; denn in ihnen werden die Knaben von dem Verderben der Welt fern gehalten, mit der heiligen Schrift frühzeitig bekannt gemacht und in ein chri liches Leben eingeführt. „Die Gewohnheit ist etwas Unbesiegbares; die Tugend aber ist schwer. Darum führte Gott die Hebräer in die Wüste, daß sie daselbst, wie in einem Kloster, die in Aegypten angenommenen und durch Gewohnheit eingewurzelten Laster wieder verlernen sollten. Er versuchte es mit allen Arten von Arzneien, und dennoch konnten sie ihre bösen Gewohnheiten nicht ganz ablegen, sondern sehnten sich immer wieder nach den Fleischtöpfen Aegyptens. Und du glaubst, daß dein Sohn mitten in Aegypten, ja mitten im Heerlager des Satans, wo er keine heilsame Lehre hört, wo selbst die Aeltern ihn zum Laster verleiten, den Stricken des Satans werde entfliehen können?" „In den Klöstern hingegen führt man ein Leben, das des Himmels würdig ist; sie leben alle den Engeln gleich in gleichem Frieden, in gleicher Ruhe, in gleicher Freude. Von Mein und Dein redet man nicht. Alles ist Allen gemein." „Wie hoch stehen die Klöster mit ihrem Unterricht und ihrer Erziehung gegenüber den heidnischen Schulen! Zwar fordert man, daß die Kinder zuerst in den Wissenschaften unterrichtet werden sollen und hernach in der asketischen Lebensweise. Aber wer weiß denn, ob sie das Mannesalter auch erreichen werden? Und was soll es für einen Nutzen haben, sie zu solchen Lehrmeistern zu schicken, wo sie vielmehr Laster statt Wissenschaften lernen und über dem Trachten nach Geringerem das Größere verlieren?" — „Sollten wir also sämmtliche Schulen der Wissenschaften niederreißen? Das sage ich nicht. Ich fordere nur, daß man das Gebäude der Tugend nicht niederreißen soll. Ist die Seele tugendhaft, so schadet ihr die Unkenntniß der Wissenschaft nicht. Ist sie aber verderbt, so leidet sie trotz der beredtesten Zunge Schaden. Wenn erst für das Nothwendige gesorgt ist, so mögen sie auch in den Wissenschaften unterrichtet werden."

Diese Gedanken des Chrysostomus über Erziehung werden von **Basilius dem Großen** und zwar dahin weiter entwickelt, daß das Asketische und Pädagogische, was bei Chrysostomus ungeschieden durcheinanderlief, hier einigermaßen auseinandertritt. Basilius († 378), Metropolit von Cäsarea, ist außer der väterlichen Unterweisung in einer gründlichen klassischen Bildung zu Cäsarea in Kappadocien, zu Konstantinopel und zu Athen, wo er die damals berühmtesten Lehrer und Philosophen hörte, groß geworden und darum unter allen Kirchenvätern einer der größten Verehrer heidnischer Schriftsteller, vorzüglich der griechischen Literatur, begeistert für die Wissenschaft, wie für das Mönchsthum. In

seiner Rede „An christliche Jünglinge“ über den rechten Gebrauch klassischer Schriftsteller des Alterthums, die er „im Alter und nach einem an Erfahrung und Schicksalen reichen Leben“ hielt, zeigt er nicht allein Belesenheit in Platon, Plutarchos, Homer, Hesiod, Solon, Theognis, Xenophon, sondern auch nicht geringe Bekanntschaft mit der griechischen Geschichte und mit dem griechischen Leben überhaupt. Diese seine Liebe zu den Griechen fordert er auch von der Jugend. „Wundert euch nicht, — so redet er sie an — wenn ich sage, daß ich, obwohl ihr jeden Tag Lehrer besuchet und mit den trefflichsten der alten Männer vermittelst ihrer hinterlassenen Schriften umgehet, von mir selbst für euch etwas Nützlicheres gefunden habe. Um euch nun eben dieses anzurathen, bin ich hierher gekommen, nämlich dieses, daß ihr jenen Männern nicht ein für alle Mal die Lenkung eures Geistes, wie die eines Schiffes, überlassen, und nicht, wohin sie euch führen, ihnen auch folgen, sondern alles zwar, was euch nützlich ist, aus ihnen schöpfen, aber auch wissen sollet, an was ihr vorbeigehen müßt. Der Christ muß die Güter des zukünftigen Lebens suchen. Zu diesem Leben aber führt die heilige Schrift, die uns durch Geheimnisse unterrichtet. So lange wir aber zu jung sind, um ihren tiefen Sinn fassen zu können, üben wir uns in geistiger Sehkraft durch andere nicht ganz verschiedene Schriften, wie durch Schatten und Spiegel, und ahmen denjenigen nach, welche sich in der Kriegsschule üben und die, nachdem sie sich in den Bewegugen der Hände und im Springen Gewandtheit erworben haben, in den Kämpfen die Frucht dieses Spieles genießen. Auch uns nun steht, wie wir glauben müssen, der größte aller Kämpfe bevor, für den wir alles thun, auf den wir mit aller Kraft und Anstrengung uns vorbereiten, und wegen dessen wir mit Dichtern, Geschichtsschreibern, Rednern und allen solchen Menschen umgehen müssen, welche zur Sorge für die Seele irgend einen nützlichen Beitrag geben können. Denn wie die Färber alles, was sie zu färben haben, zuvor sorgfältig präpariren und nachher erst den glänzenden Purpur oder eine andere Farbe auftragen, so gleichermaßen werden auch wir, soll anders die Herrlichkeit der Tugend für immer unauslöschlich in unserer Seele haften, zuvor durch diese äußerlichen Lehren der Heiden eingeweiht, um dann die heiligen und geheimnißvollen Lehren kennen zu lernen; und nur erst, wenn wir uns gewöhnt haben, gleichsam die Sonne im Spiegel des Wassers zu schauen, können wir unseren Blick zum Lichte selbst erheben. Wie ich von einem Manne, der stark in der Ergründung des Sinnes der Dichter war, vernommen habe, so ist Homers ganze

Dichtung ein fortlaufender Lobgesang auf die Tugend, und alles, was nicht Nebensache ist, zielt bei ihm auf dieselbe hin. Wenn also die Lehren irgend eine Verwandtschaft mit einander haben, so wird uns ihre Kenntniß sehr nützlich sein; wo aber nicht, so mag wenigstens die Einsicht in den Unterschied derselben, welche man durch ihre Vergleichung mit einander erlangt, zur Befestigung des Bessern nicht wenig beitragen. So soll Moses, jener ausgezeichnete Mann, dessen Name bei allen Menschen wegen seiner Weisheit in hohem Ansehen steht, in den Wissenschaften der Aegypter seinen Verstand geübt haben und so zur Betrachtung des wahrhaft Seienden gelangt sein. Ebenso soll auch in der späteren Zeit Daniel die Weisheit der Chaldäer in Babylon gelernt und hernach erst mit den heiligen Lehren sich beschäftigt haben. — Daß also die fremden Kenntnisse der Seele nicht unnütz seien, glaube ich hinlänglich gezeigt zu haben; es dürfte aber weiter nun anzugeben sein, wie ihr an denselben Theil nehmen sollt. Für's Erste, was die Dichter betrifft, so dürft ihr nicht allem, was sie erzählen, die gleiche Aufmerksamkeit schenken, denn sie sagen verschiedenes; sondern, wenn sie euch Thaten oder Reden frommer Männer erzählen, so müßt ihr dieselben lieben und nachahmen, und euch nach Kräften bestreben, ihnen ähnlich zu werden; wenn sie aber auf schlechte Menschen zu reden kommen, so müßt ihr eure Ohren verschließen und euch vor ihrer Nachahmung hüten, nicht minder, als Odysseus dem Gesange der Sirenen aus dem Wege gegangen ist. Die Gewöhnung an schlechte Reden ist gewissermaßen der Weg zu schlechten Thaten. Daher müssen wir unsere Seele mit aller Sorgfalt bewahren, damit wir nicht durch angenehme Worte unversehens etwas Böses in dieselbe aufnehmen, wie die, welche Gift in Honig gemischt einnehmen. Wenn wir aber auch die Wahrheiten, die in den heidnischen Schriften niedergelegt sind, vollkommner in den heiligen Schriften finden, so können wir doch wenigstens einen Umriß der Tugend, gleichsam einen Schattenriß derselben aus den heidnischen Lehren entwerfen. Denn diejenigen, welche sich aus jeder Sache sorgfältig das Nützliche sammeln, pflegen wie große Ströme von allen Seiten Zuwachs zu erhalten." „Alles, wenn man es recht nützt, kann eine Wegzehrung auf dem Gange zur Ewigkeit werden; schändlich aber ist es, die gegenwärtige Zeit zu vergeuden und die verflossene hernach zurückrufen zu wollen, wo es doch zu unserem Leidwesen keine mehr geben wird."

Für die Mönche hat Basilius eine **Regel** aufgesetzt, in der ihnen besonders auch die Erziehung der Jugend zur

Pflicht gemacht wird. Er verordnet darin: „Die verwaisten Kinder soll man von freien Stücken aufnehmen und diejenigen, welche Aeltern haben, wenn sie von denselben in Gegenwart vieler Zeugen dargebracht werden. Sie sollen wie gemeinsame, den Brüdern angehörende Kinder eine fromme Erziehung erhalten. Es sollen besondere Häuser dazu bestimmt sein; es soll ihnen eine besondere, ihrem Alter gerade angemessene Lebensweise angewiesen; es soll die Aufsicht über ihre Erziehung einem bejahrten, erfahrenen, von Seiten seiner Geduld erprobten Manne anvertraut werden, der mit väterlicher Milde sie zu behandeln weiß." Die Disciplinarmittel sollen zur Demuth gewöhnen, zur leidenschaftslosen Selbstbeherrschung. „Jeder Fehler soll so bestraft werden, daß die Strafe zugleich eine Uebung in der Gelassenheit und Seelenruhe wird. Hat ein Zögling müßiges Zeug gesprochen, hat er einen anderen geschimpft, hat er gelogen oder irgend etwas Unerlaubtes geredet: so wird er durch Fasten und Stillschweigen gezüchtigt. Ist ein Zögling zornig wider einen anderen, so muß er angehalten werden, sich mit diesem nicht nur auszusöhnen, sondern nach Verhältniß der Beleidigung ihm Liebesdienste zu erweisen. Hat sich ein Knabe zur Unzeit zu essen erlaubt, so muß er auf die größere Hälfte seiner Tagesportion verzichten. Verschlingt er die Speisen unanständig, so muß er zur Zeit der Erholung fastend zusehen, wie es sich die Anderen anständig schmecken lassen." „Die Wohnung der Knaben wie die der Mädchen soll von der Wohnung der Mönche abgesondert stehen, um sie im gehörigen Respect zu halten, weil, wenn sie die Alten fehlen sehen, die Leichtigkeit des Sündigens sie verführt, oder aber eitle Selbstgefälligkeit, als wären sie besser, wie jene, bei ihnen aufkommt." — Das Buch zum Unterricht ist die heilige Schrift. „Statt der Mythen sollen die Erzählungen von den Wundern, statt der Gnomen die Stellen aus den salomonischen Sprüchen auswendig gelernt und für das Behalten derselben Prämien ausgesetzt werden. Die Prämien sollen dazu dienen, das Lernen leicht zu machen; die Aufmerksamkeit aber kann unschwer erhalten, jeder Abschweifung der Gedanken ein Damm entgegengesetzt werden, wenn der Lehrer unaufhörlich die Kinder fragt, wo sie mit ihren Gedanken sind, was sie innerlich treiben. So lange die Seele noch weich und bildsam ist, wie Wachs, muß sie zu aller Uebung des Guten von Anfang an angehalten werden; wenn später Vernunft und Unterscheidungsvermögen kommen, und wenn dann der Lebensgang von dem so gelegten Grunde und den überlieferten Formen der Frömmigkeit ausgeht, so daß, während die Vernunft über das Nützliche hinaus ist, die Gewohnheit bereits das rechte Handeln leicht macht: dann erst ist es Zeit zur Entscheidung für den Mönchs-

stand selbst." — „Zu den bestimmten Zeiten des gemeinsamen Gebets sollen die Erwachsenen und die Kinder zusammenkommen: Beten müssen die Jungen von den Alten lernen, und die Alten werden ihrerseits auch durch das Gebet der Kinder nicht wenig unterstützt." — „Da manche Handwerke frühzeitig erlernt werden müssen, so sollen in solchen Fällen die Knaben bei den Meistern des Handwerks den Tag zubringen dürfen, aber mit den übrigen schlafen und sprechen." — —

Damit waren die ersten Grundlinien zum Klosterleben und zur Klostererziehung gegeben. Im Allgemeinen war jedoch in den ersten christlichen Jahrhunderten die Erziehung noch nicht geregelt, und der Unterricht der Jugend noch dem Zufall überlassen. Lehrer der Jugend waren nicht blos Presbyter und Bischöfe, sondern auch Laien. — Alle Unterweisung, wo sie auch stattfand, war eine religiöse und geistliche, alle Zucht und aller Unterricht bezog sich auf den christlichen Glauben. Hatte die vorchristliche Zeit den Mittelpunkt ihrer Pädagogik in Aneignung von Kenntnissen und in Uebung der Kräfte für diese Erde gefunden, so daß das Ziel derselben der Genuß der Gegenwart und die thätige Einwirkung auf dieselbe war: so wollte hingegen die christliche Erziehung Schätze für den Himmel sammeln, weshalb ihr Centrum der Religionsunterricht war, den das Heidenthum fast gar nicht getrieben hatte, und weshalb vor ihr alle leibliche und geistige Bildung nur Werth bekam, wenn sie zur Entwicklung des Innern diente und im Dienste der Religion sich bethätigte. Die Erziehung war durch und durch transscendental. Im Alterthum erzog man für die Erde, jetzt für den Himmel. —

Zu dieser Erziehung waren von Chrysostomus und Basilius die ersten Grundlinien gezogen — in derselben Zeit, in der auch das im Gesange ausströmende christliche Gemüth zuerst eine Regel erhielt. Die ersten Gesänge des Christenthums waren in niederen Hütten und in verborgenen Höhlen entstanden — ein einfacher, kunst- und regelloser Naturgesang, einstimmig, tactlos, die Bewegung nur von der Länge und Kürze der Textsilben entnehmend. Als jedoch im 4. Jahrhundert das Christenthum bereits in Kirchensprengeln lebte und von wissenschaftlich gebildeten Männern vertreten ward, suchte man auch den Gesang zu ordnen und festzustellen. **Ambrosius** (333 geb.), Bischof von Mailand, ist der Repräsentant dieser Ordner. Er führte einen Typus der Kirchengesänge ein, indem er vier Tonreihen auswählte und denselben mit Beseitigung der griechischen Namen die Bezeichnung des ersten, zweiten, dritten und vierten Tones gab. Diese 4 Tonreihen sind: d e f g a h c d — e f g a h c d e — f g a h c d e f — g a h c d e f g.

Er regelte sodann die Melodien, die sich bei den gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen gebildet hatten, und entzückte und überraschte dadurch so die religiösen Gemüther, daß Augustin, als er diese Gesänge in der Kirche zu Mailand gehört hatte, ausrief: „Die Stimmen flossen in meine Ohren, Wahrheit wurde in mein Herz geträufelt und das Gefühl der Andacht strömte in süßen Thränen der Freude über."

Die Fundamente des christlichen Volksunterrichts waren somit gelegt: Religionsunterricht und Kirchengesang. —

6.

Die erste christliche Gelehrtenschule. Die Katechetenschule. Clemens von Alexandria und Origines.

Wie die Bildung überhaupt, so ward in den ersten christlichen Jahrhunderten besonders die höhere Bildung zum Theil noch in den heidnischen Schulen erworben. Den Beamten des Staates dienten die unter den Antoninen gegründeten Kaiserschulen, welche sogar noch unter den christlichen Kaisern mit heidnischen Lehrern besetzt wurden. Viele dieser Kaiserschulen — höhere Bildungsanstalten, die ihren Namen im Allgemeinen von ihren Stiftern führten — trotzten den ersten Stürmen, welche das Römerreich in Nacht begraben sollten, und erhielten sich vielfach bis in's 5. Jahrhundert. Es existirten zur Zeit der Kirchenväter noch die Philosophen-, Rhetoren- und Juristenschulen zu Rom, Konstantinopel, Athen, Alexandria; — Mediolanum und Ticinum in Italien; Osca, Karthago, Tagaste, Madaura an der afrikanischen Küste; — in Vorderasien vorzüglich als Rechtsschulen: Berytus, Mitylene und Rhodus; besonders in Gallien: Massilia, Vienna, Narbo, Tolosa, Burdegala, Aginnum, Augustodunum, Lugdunum, Cabillonum, Vesontio, Lutetia Parisiorum, Laudunum, Catalaunum, Tullum, Remi, Mediomatricum, Leodium ꝛc.; — in Belgien: Trajectum; — in Germanien: die Stadt der Trevirer, Moguntiacum, Raitsbona, Juvavia; — in Britannien: Cantabrigium, Oxonia, Durovernum, Eboracum ꝛc. Diese Bildungsanstalten wurden selbst von Vielen, die sich dem Dienste der Kirche widmen wollten, z. B. von Basilius, der zuerst in Cäsarea, dann in Konstantinopel, zuletzt in Athen studirte, besucht, wenn solche nicht den Unterricht in den Wissenschaften bei einzelnen heidnischen Rhetoren und Sophisten vorzogen, wie Johannes Chrysostomus und Eusebius von

Emesa. Christliche Grammatiker und Rhetoren waren selten, und die wenigen, von denen die Geschichte spricht, — Leonidas, Vater des Origines, Proäresius, Fabius Marius Victorinus ꝛc. — behielten den von den Heiden überlieferten Stoff wie die Methode derselben bei. — Zur Unterweisung in der christlichen Lehre sammelten die Kirchenlehrer einen Kreis von Jünglingen um sich und bildeten sie durch Umgang und Beispiel zu ihrem künftigen Berufe vor. So wirkten Johannes und Polycarpus in Kleinasien, so Eusebius von Vercelli ꝛc. — Heidnische und christliche Bildung gingen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums neben einander. —

Doch zeigte sich bald das Bestreben, beide Bildungsfactoren zu vermitteln und organisch zu verbinden. Diese Vermittelung repräsentirt **die Katechetenschule zu Alexandria.** Die griechische Wissenschaft mit dem Christenthum zu vereinen — dazu war Alexandria, der Stapelplatz der antiken Wissenschaft und Gelehrsamkeit, wo schon Philo Moses mit Platon in Harmonie zu bringen gesucht hatte, und wo Heiden und Juden, Philosophen und Laien neben einander in die Tiefen der Wissenschaften einzudringen strebten, der geeignetste Punkt. Die Katechetenschule daselbst suchte dieses Ziel zu erreichen. Sie war ursprünglich nur für erwachsene Heiden errichtet, welche zum Christenthum übertreten, aber sich zugleich genauer mit ihm bekannt machen wollten. Nach und nach fing man an, gelehrte Vorträge über das Christenthum in ihr zu halten, endlich einen umfassenden Unterricht über die allgemeinen philosophischen Wissenschaften damit zu verbinden und als ihren Zweck aufzufassen, sowohl christliche Jünglinge zu unterrichten, als auch gelehrte Heiden, besonders jüngere, anzuziehen, für das Christenthum zu gewinnen und dazu vorzubereiten. So wurde die Katechetenschule eine eigentliche theologische Bildungsanstalt, eine Schule gelehrter Schriftauslegung. Sie umfaßte alle Zwecke des Lehrstandes, Erziehung, Erbauung und Erkenntniß in harmonischer Wechselwirkung — das Christenthum in Verbindung mit der Kenntniß des Brauchbaren aus der heidnischen Literatur: man gebrauchte die klassische Philologie und die damalige eklektische oder neuplatonische Philosophie sowohl zur Vertheidigung des Christenthums gegen das Heidenthum, als auch zur kritischen Erhaltung der Quellen des Christenthums und zur exegetischen Erklärung, weshalb man eine Auswahl unter den heidnischen Klassikern traf und einige von ihnen in den ersten, andere in den zweiten Rang stellte. Die weltlichen Wissenschaften — sagt Basilius — sind gleich den Blättern, die dem Baume christlicher Erkenntniß zum Schmuck, den Früchten zum Schutz dienen. Die Katechetenschule

zu Alexandria betrachtete deshalb als ihren Hauptunterrichtsgegenstand die Erklärung der heiligen Schrift, lehrte daneben auch Philosophie, Geometrie, Grammatik und Rhetorik. Die Lehrer an der Katechetenschule, die als solche kein besonderes kirchliches Amt, auch außer der ihnen zu Theil werdenden Unterstützung von den Zuhörern keine Besoldung hatten, nach Belieben abtreten oder Hülfslehrer anstellen konnten, nannte man nach dem aus Fragen und Antworten bestehenden Unterrichte für die Jugend „Katecheten“, und nach dieser Methode ihre Schule „Katechetenschule“, ihre Wissenschaft „Katechetik“, — die Kunst des christlichen Vortrags zur Erbauung der Gemeine nach den kunstlosen Vorträgen der „Homilien“. Wenn man daher unter Katechetik (*κατηχεῖν* = belehren, unterrichten) anfänglich nur die Wissenschaft verstand, den Katechumenen eine zweckmäßige Unterweisung in den Grundlehren der christlichen Religion zu geben und sie zur Aufnahme in das Christenthum vorzubereiten, welche Vorbereitung in der Taufe ihren Abschluß erhielt: so wurde hier der Begriff der Katechetik in so weitem Umfange genommen, daß er ein wissenschaftliches und praktisches Studium umfaßte. Die Lehrer der Katecheten bezweckten eben sowohl eine philosophische Bildung der Laien, als sie die Vorbereitung künftiger Religionslehrer für deren Beruf erzielten, wobei ihnen die philosophische Bildung um so höher stand, je mehr sie erkannten, daß die Philosophie allein zu einer wahren Würdigung und gründlichen Erkenntniß des Christenthums führen könne.

Der Stifter der Katechetenschule zu Alexandria war **Pantänus** (um 181 n. Chr.), — nach Eusebius — ein Mann von hoher Klugheit und Gelehrsamkeit, sowohl in den göttlichen Schriften, als in der weltlichen Literatur. „Er hat nach alter Weise in Alexandria von dem Evangelisten Marcus an bis auf unsere Zeit (gegen 325) fortdauernd eine Schule der heiligen Lehren errichtet, welche, wie wir gehört haben, von denen, die in Wissenschaften und im Fleiße für die göttlichen Lehren stark waren, häufig besucht wurden. Er gehörte der Schule der Stoiker an. Als er aber die göttliche Lehre der heiligen Schrift kennen lernte, trieb ihn die glühende Liebe des Evangeliums bis zu den Indern. Zuletzt wurde er wegen seiner Vorzüge Vorsteher der Schule zu Alexandria, wo er mit lebendiger Stimme, sowie auch in Schriften die Schätze vortrug.“ —

Einer seiner zahlreichen Zuhörer und Schüler war **Clemens von Alexandria**, der, früher Heide, in seiner literarisch philosophischen Bildung keine Befriedigung seines Geistes und Herzens gefunden hatte,

darum im Christenthum suchte, was ihm die heidnische Wissenschaft nicht hatte gewähren können, und weite Reisen in das Morgen- und Abendland machte, um die Sitten der Heiden, Juden und Christen zu erforschen, und um bei solchen Männern, deren Erinnerung bis an die Zeit der Apostelschüler reichte, die reine Lehre und Ueberlieferung des Christenthums kennen zu lernen. Um das Jahr 189 ward er der Nachfolger des Pantänus an der Katechetenschule zu Alexandria. Die Wissenschaft war ihm hier in seinem Lehramte die Form für den Inhalt des geoffenbarten Glaubens. Als erstes Erforderniß zur Wissenschaft galt ihm der Glaube: er ist zur Erkenntniß so nothwendig, wie das Athmen zum Leben; er ist die erste Neigung zum Heile, der Grundstein der Erkenntniß. Der Glaube war ihm die vernünftige Zustimmung der freien Seele, eine freiwillige Annahme der in der Seele liegenden Wahrheit, eine Zustimmung zur Frömmigkeit: in diesem Glauben hat jede Wissenschaft ihren Anfang; denn das Allgemeine und Einfache, das ohne Materie ist, kann nur geglaubt werden. Der Glaube hingegen, der nur an Meinungen hängt, war ihm unsicher, weil er nicht der richtigen Vernunft folgt, und diejenigen, welche diesem nackten Glauben vertrauten, erschienen ihm gleich solchen, welche Trauben ernten wollten, ohne den Weinstock zu pflegen. Die Welt faßte er unter dem Gesichtspunkte einer göttlichen Erziehung auf. Die Kinder, das sind wir; der Erzieher ist der Logos, das Wort, das Fleisch geworden ist, der Sohn Gottes: von diesen beiden Sätzen geht die Entwicklung aus. Die göttliche Pädagogik ist eine Hinlenkung der Wahrheit zum Schauen Gottes und eine Vorzeichnung heiliger Handlungen in ewiger Beharrlichkeit. Gleichwie nun der Feldherr sein Heer führt mit sorgfältiger Wahrnehmung des Wohles der Soldaten, und wie der Steuermann das Ruder lenkt, Bedacht darauf nehmend, daß es dem Reisenden wohl gehe: so führt auch der Pädagog die Zöglinge zu einer heilsamen Lebensweise, um für unser eigenes Heil zu sorgen. Ueberhaupt, was wir irgend in rechter Art uns von Gott erbitten möchten, das wird uns werden, wenn wir von dem Pädagogen uns leiten lassen. Wie nun ein Steuermann nicht immer dem Winde sich fügt, sondern den Schnabel des Schiffes auch gegen denselben richtet und allen Stürmen Trotz bietet: so fügt sich auch der Pädagog niemals den Gesetzen, die ihm in dieser Welt entgegenwehen, noch überläßt er ihnen seinen Zögling, daß sie ihn durch thierähnliche und schwelgerische Lebensweise zu Grunde rechten, wie ein Nachen zerschellt wird: sondern indem er sich einzig vom Geiste der Wahrheit wie von einem guten Winde heben läßt, hält er den Griff des Steuerruders d. h. das Gehör des Zöglings

kräftig in fester Hand, bis er ihn wohlbehalten einführt in den himmlischen Hafen. Mit aller Macht legt sich der Erzieher der Menschheit, unser göttlicher Logos, mit Anwendung aller Mittel der Weisheit darauf, die Unmündigen zum Heile zu führen durch Ermahnen, durch Schelten, durch Ueberführen, durch Drohen, durch Heilen, durch Versprechen, durch Wohlthun, und bändigt durch mancherlei Zügel die vernunftwidrigen Gelüste der Menschheit. Alle diese Erziehungsmittel sind aber nur Vorbereitungsmittel zur vollkommnen Erziehung, die mit der Menschwerdung des göttlichen Wortes beginnt: „Gott wurde Mensch, damit du lernest, wie ein Mensch Gott werde.

So die Betrachtung der göttlichen Offenbarung unter dem Gleichniß der Erziehung. Nun die Betrachtung der Erziehung unter dem Gleichniß göttlicher Offenbarung. Die Methode des Clemens war, seinen Schülern zu zeigen, was an der Philosophie Gutes sei, und sie stufenweise zum Christenthume hinzuführen. „Das beste Mittel zur erfolgreichen Bekämpfung der Irrthümer, die aus einer nur irre geleiteten Grundrichtung der menschlichen Natur herrühren, bleibt immer die Anerkennung dieser letzteren in ihren Rechten und die naturgemäße Befriedigung ihrer Forderungen." Darum brachte er seinen Schülern zuerst zum Bewußtsein, was in ihren früheren Ansichten und in der Philosophie Wahres lag, und daran das Christenthum zu knüpfen. „Wie die Landleute nur den Samen in den Boden ausstreuen, wenn sie ihn bewässert haben, so bewässern auch wir mit dem Trinkbaren der Philosophie den Boden unserer Schüler, auf daß sie dann desto eher fähig werden, den ausgestreuten geistigen Samen in sich aufzunehmen und ihn zu Keim und Frucht zu treiben." „Mosaisches Gesetz und heidnische Philosophie stehen in keinem bloßen Gegensatz einander gegenüber, sondern verhalten sich zu einander wie Bruchtheile Einer Wahrheit, wie Bruchstücke eines gleichsam zersplitterten Ganzen, wie Samenkörner des Logos. Beide bereiteten, nur auf verschiedene Weise, zum Christenthume vor." „Einer ist es, der den Boden der menschlichen Erde bepflanzt und von oben herab seit dem Beginn der Welt den nährenden Samen ausgestreut hat und zu jeder Zeit den Logos gleich einem Regen herabfallen ließ. Nur die Zeiten und Orte, die den Samen aufnehmen sollten, machten einen Unterschied." „Es ist ein und derselbe Gott, der von den Griechen und Juden erkannt wurde, von jenen heidnisch, von diesen jüdisch, von uns auf eine neue und geistige Art. Derselbe Gott, der die beiden Testamente gegeben, hat den Griechen die Philosophie mitgetheilt, durch welche er

unter ihnen sich verherrlicht hat. Und wie Gott die Juden retten wollte, indem er ihnen Propheten gab, so hat er auch unter den Griechen die Trefflichsten erweckt und sie aus dem Volke hervorgehoben, je nachdem sie ihm dienten als Propheten unter ihren Völkern, in ihrer eigenen Sprache." — So faßt Clemens griechische Philosophie und jüdisches Gesetz als Stufen der weltgeschichtlichen Entwicklung, als vorbereitende Momente zur Offenbarung auf, die ihre Wahrheit in dem ewigen Lichte erhalten, das, wenn es aufgeht, alles ins Licht setzt. In dem Getrennten die ursprüngliche Einheit zu schauen, ist nur möglich in Christus, der die Wahrheit selbst ist. Das Christenthum ist die Erfüllung von Gesetz und Philosophie und deren Vollendung. „Seit das Wort selbst vom Himmel gekommen, brauchen wir nun nicht mehr die Schulen der Menschen zu besuchen, nicht mehr nach Athen und Griechenland, nicht mehr nach Jonien der Wissenschaft halber zu ziehen. Denn wenn der unser Lehrer ist, welcher alles mit heiliger Kraft, mit Heil, Wohlthun und Lehre erfüllt hat, dann sind wir unterrichtet in allem; durch ihn, d. i. das Wort, ist nunmehr alles Athen, alles Griechenland geworden." Was also im Ganzen der Menschheit vor sich ging, das muß sich auch im Einzelnen entwickeln. Die Philosophie ist auch jetzt noch eine Propädeutik und soll den Glauben zu höherer Wissenschaft erheben. Wie sie vor der Erscheinung des Herrn den Griechen zur Gerechtigkeit nothwendig gewesen, so ist sie noch jetzt nützlich zur Gottseligkeit für die, welche den Glauben zur Wissenschaft gedeihen lassen wollen. — Das wesentlichste und unmittelbarste Organ für die Aufnahme der christlichen Offenbarung ist der Glaube: — von Seiten des Menschen ein freies Ergreifen des Geoffenbarten und eine entschiedene Beistimmung; von Seiten Gottes ein in der Seele niedergelegtes, von oben her dem Menschen eingepflanztes Gut, darin bestehend, daß der Gläubige, auch ohne Gott durch Forschen zu suchen, ihn bekennt, daß er es ist und ihn preist als den Seienden. Vom Glauben muß man ausgehen, um denselben zum Wissen fortzuentwickeln: der Glaube ist Fundament und Kriterium des Wissens; die Wissenschaft folgt und vermittelt den Glauben.

Mit diesen Anschauungen hat Clemens von Alexandria die Wissenschaft in das Christenthum hereingenommen. Das ist der wesenhafte Fortschritt innerhalb des Christenthums, den Clemens und mehr noch Origines vermittelt.

Origines, 185 n. Chr. zu Alexandria von christlichen Aeltern geboren, ward in seiner Jugend von seinem Vater Leonidas in der griechischen Wissenschaft, in Mathematik, Grammatik, Logik und Rhetorik unterrichtet, zugleich aber auch in die religiösen Wahrheiten eingeführt,

so daß kein Tag vergehen durfte, an dem das Kind nicht schöne Stellen der heiligen Schrift gelesen und auswendig gelernt hatte. Demzufolge ward es bald des Knaben liebste Freude, über tiefe, inhaltreiche Stellen der heiligen Schrift nachzudenken. So vorbereitet, trat er in die Katechetenschule des Clemens, und hier erhielt er — in Folge seiner großen Talente — bereits 203 die erledigte Lehrerstelle. Der erste Grundsatz in seiner neuen Lebensstellung war, seinen Schülern keine Lehre vorzutragen, die er nicht im eigenen Leben zu verwirklichen strebte, um die Schüler eben so sehr durch das eigene Beispiel, als durch die Lehre zu ermahnen. Sein Lehrvortrag war theils akroamatisch, theils dialogisch. Für seinen religiösen Unterricht nahm er nie Honorar, soviel Anerbietungen ihm seine Schüler auch machen mochten; er hatte eine Sammlung sehr schön von ihm selbst geschriebener Klassiker für eine tägliche Leibrente von 4 Obolen (17 Kreuzern) verkauft, die er mehrere Jahre bezog, und sich dadurch Sorgenfreiheit und Unabhängigkeit verschafft. Ueberhaupt war sein Leben und besonders diese erste Lehrerperiode desselben streng asketisch: oft fastete er; oft setzte er sich nur kurze Zeit zum Schlafen fest, und zwar schlief er dann auf bloßer Erde; er trank keinen Wein und aß selten Fleisch. Doch versank er nicht gänzlich in der Askese. Er besuchte auch die Schule des Ammonius Sakkas, drang daselbst in die Philosophie ein und bereicherte daneben seine theologischen Kenntnisse. Diese seine weitere Entwicklung in der Wissenschaft hatte auch Einfluß auf den Unterricht, den er ertheilte und den Gregorius Thaumaturgos in seiner Lobrede auf den Lehrer also schildert: Ehe Origines seinen Schüler förmlich zu unterrichten begann, prüfte er ihn durch besondere Fragen und suchte die Fehler, die er an ihm bemerkte, zu bessern. So machte er ihn fähig und bereitete ihn vor zur Aufnahme der Worte der Wahrheit, und nun erst säete er, wie in eine gut bearbeitete und lockere Erde, die bereit war, den ihr anvertrauten Samen wieder zu geben, reichhaltig und zu rechter Zeit den Samen. Hierauf trug er dem Schüler Dialektik vor, um die Urtheilskraft zu üben, aber nicht diejenige der gewöhnlichen Lehrer, sondern jene, welche für Alle, Griechen und Barbaren, Gebildete und Ungebildete, kurz für alle Menschen, was sie immer für eine Lebensweise wählen mögen, unablässig nothwendig ist. Mit der Dialektik verband er die Naturkunde in der Art, daß er jedes einzelne Wesen erläuterte, unterschied und durch verständlichen Vortrag auf seine ersten Elemente zurückführte, und die Natur sowohl aller, als eines jeden Theiles, sowie auch die verschiedene Wendung und Veränderung der Dinge durchging:

dies that er, um durch die Deutlichkeit der Lehre und durch Vernunftgründe dem Schüler statt der unvernünftigen eine vernünftige Bewunderung des All und der höchst vollkommnen Natur einzuflößen. Weiter folgten als Unterrichtsfächer Geometrie als der sicherste und unumstößlichste Grund von allem Uebrigen, und die Astronomie, die das Obere betrachtet und auf das Erhabene und Himmlische leitet. Nach diesen Vorbereitungswissenschaften ward der Schüler mit der Sittenlehre bekannt gemacht, und hierbei zeigte er Allen an sich selbst das goldene Antlitz der Tugend und Frömmigkeit. Besonders wies er den Schüler an, den Geist in sich selbst zurückzuziehen, für denselben am allermeisten zu sorgen und die Gottseligkeit sich angelegen sein zu lassen. Hiernach las er mit ihm die Schriften der alten Philosophen und Dichter, mit Ausnahme derjenigen, die Gott oder die Vorsehung leugneten; denn diese wären nicht würdig, daß man sie lese, auf daß nicht die Seele durch sie befleckt werde. Außerdem aber wollte er, daß seine Schüler mit allen philosophischen Ansichten bekannt würden. Es war ihnen gestattet, alles mit ganzer Freiheit zu erforschen, damit sie mit allem erfüllt würden und die Güter des Geistes im Ueberfluß genießen möchten. Er selbst ging geistig überall mit ihnen und führte sie an der Hand, wie auf einer Reise, wenn ihnen irgend wie etwas Verworrenes und Unsicheres oder Trügerisches aufstieße; oder wie ein erfahrener Künstler, dem bei langer Beschäftigung mit der Philosophie nichts ungewohnt oder unbekannt ist, der selbst erhaben in Sicherheit bleibt und auch Anderen die Hand reicht und sie, als wollten sie ertrinken, herauszieht und rettet. Den Schluß des Unterrichts machte die Interpretation der heiligen Schriften, mit welchen die christliche Gnosis verbunden wurde. Hierbei ging Origines von der Göttlichkeit der heiligen Schriften aus, vindicirte ihnen den Charakter durchgängiger Wahrheit und Gotteswürdigkeit und betrachtete die ganze heilige Schrift als ein vollkommenes, harmonisches Organon Gottes, dessen verschiedene Theile zusammenklingen, wie die Saiten auf dem Psalter Davids. Wenn indeß dem Ununterrichteten nicht an jeder Stelle der Schrift das Uebermenschliche der Gedanken in die Augen fallen will, so darf man sich darüber nicht wundern; denn auch in den Werken der die ganze Welt umfassenden Vorsehung offenbaren sich einige auf das Augenscheinlichste als Werke der Vorsehung, andere sind so verborgen, daß sie dem Unglauben gegen den mit unaussprechlicher Kunst und Macht alles ordnenden Gott Raum zu geben scheinen. Aber so wenig die Vorsehung bei denen, welche sich einmal von ihrem Dasein mit Ernst überzeugt haben, wegen dessen verliert, was sie nicht begreifen; eben-

sowenig geschieht der Göttlichkeit der Schrift, die sich durch das Ganze derselben verbreitet, dadurch Abbruch, daß unsere Schwachheit nicht bei jedem Ausdrucke der verborgenen Herrlichkeit der Lehre, die unter einer gewöhnlichen und unansehnlichen Redensart verhüllt ist, nachkommen kann. Die Anstöße, Aergernisse und Widersprüche, die uns in der Schrift entgegentreten, sind vom göttlichen Logos deshalb hineingewebt, damit wir neben dem buchstäblichen noch einen tieferen Sinn in ihr suchen sollen. Für den Schriftforscher ergiebt sich ein dreifacher Sinn: ein buchstäblicher, ein moralischer und ein übersinnlicher, nach Analogie von Leib, Seele und Geist; der Wortsinn ist Leib, der moralische Sinn die Seele, der pneumatische der Geist. Auch an der ersten, soweit nützlichen Worterklärung kann man sich erbauen: dies beweist die Menge von einfältigen, dennoch ächten Gläubigen. Der moralische Sinn ist der im Worte verborgene und auf die sittliche Bildung des Menschen bezügliche; der pneumatische aber, der geistige oder mystische, befaßt die Ideen, die in der Hülle des Buchstabens niedergelegt sind. Jede Schriftstelle hat einen pneumatischen, nicht jede aber einen buchstäblichen Sinn: in vielen Fällen sind Buchstabe und Geschichte an sich unwahr und bedeutungslos, nur Träger des idealen Sinnes. Ueberall aber muß ein gotteswürdiger Sinn aufgefunden werden, und daher ist alles allegorisch zu erklären, was den Anschein des Unmöglichen, Widersinnigen, Falschen, Unnützen an sich trägt.

Das Ziel des Menschen und damit auch der Erziehung ist nach Origines die Gottähnlichkeit. Er nimmt die Präexistenz der Seele vor dem Körper an. Die Menschen bestehen aus Körper, Seele und Geist. Ursprünglich lebten sie ein reines Geistesleben in Gemeinschaft mit Gott. Durch den Sündenfall sank ihr Geistesleben zum seelischen Leben herab; es entstand das beschränkte, menschliche Bewußtsein, dem aber noch die freie Selbstbestimmung geblieben ist, damit sich die Menschen mittelst derselben von der eingedrungenen Sünde reinigen, von einer Stufe der sittlichen Weltordnung zur andern emporarbeiten und in allmählichem Stufengange wieder zu jener ursprünglichen Vollkommenheit, Gemeinschaft und Einheit mit Gott gelangen können.

Origines verknüpfte mit selbständiger Geisteskraft die Weisheit Alexandrias und des Christenthums zu einem organischen Ganzen. Er war ein ganzer Mann im Denken wie im Thun, — ein pneumatischer Mensch, sanft und mild im Leben, klar und scharf im Denken, mit universalistischer Tiefsinnigkeit, der verkörperte Grieche in christlicher Gestalt, der Gründer des wissenschaftlichen Christenthums. —

Die Katechetenschule zu Alexandria hatte unter Origines ihre höchste Blüthe erreicht. Nach seinem Abgange verlor sie allmählich von ihrem Ruhme und von ihrer Bedeutung, bis sie nach der Mitte des 4. Jahrhunderts fast als ganz erloschen zu betrachten ist. Ihr letzter ruhmgekrönter Lehrer war Didymus (335—395), der, blind von Kind auf, mittelst eherner Lettern und Figuren Lesen, Rechnen, Geometrie ꝛc. gelernt hatte, und sich eben so sehr durch seine Kenntnisse in Dialektik, Grammatik, Rhetorik, Poetik, Astronomie und Musik, als durch seine Frömmigkeit auszeichnete. Während ihres Verfalls legten mehrere gelehrte Presbyter (Dorotheus, Lucianus) gegen das Ende des 3. Jahrhunderts den Grund zu einer ähnlichen Schule in **Antiochia**, die für die biblische Hermeneutik und Exegese von bedeutender Wichtigkeit ward, indem in ihr eine grammatisch-logische Bibelauslegung geübt wurde, welche die Verschiedenheit der menschlichen Eigenthümlichkeiten in der Darstellung der inspirirten Schriftsteller und die Differenzen zwischen den geschichtlichen Erzählungen in einzelnen Dingen wahrnahm. Johannes Chrysostomus und Theodor von Mopsveste sind aus ihr hervorgegangen. Sie ging in Folge der nestorianischen Streitigkeiten ꝛc. unter. — Zu Antiochia war auch Ephraim Syrus gebildet, der im 3. Jahrhundert eine ähnliche Anstalt zu **Edessa** gründete, welche 489 dem Nestorianismus erlag, worauf Narses eine gleiche zu **Nisibis** in Mesopotamien errichtete, die einen bestimmten Studienplan hatte und in verschiedene Klassen eingetheilt war, deren Lehrer und Schüler besondere Vorrechte in der nestorianischen Kirche genossen, und von welcher der nordafrikanische Bischof Junilius um die Mitte des 6. Jahrhunderts sagt, daß in ihr die heilige Schrift durch öffentlich angestellte Lehrer eben so, wie unter den Römern die Grammatik und Rhetorik, erklärt werde.

7.

Die erste Constituirung der christlichen Erziehung und Bildung im bewußten und ausschließenden Gegensatze zum Heidenthum: Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Augustinus.

Je mehr sich die christliche Kirche als ein Organismus in sich zusammen schloß und eine objective Autorität, die früher nur Christus gehabt hatte, beanspruchte; je mehr die Bischöfe als die Nachfolger Christi und der Apostel, als die Regenten der Kirche und die Bewahrer der wahren Lehre Christi auftraten, und je mehr die als kirchlich fest-

gestellten Lehren nicht mehr die Mittel der subjectiven Verständigung mit dem absoluten Inhalte des Glaubens blieben, sondern die absolute Wahrheit wurden; je mehr sodann die Kirche zu der Erkenntniß gelangte, daß die Existenz des Heidenthums mit den Prinzipien des Christenthums unverträglich sei: um so weniger durfte der Subjectivismus im Christenthum noch Raum behalten und um so mehr mußte die heidnische Wissenschaft wie das Heidenthum überhaupt als nichtig anerkannt werden, so daß heidnische Wissenschaft und Kunst nur noch geduldet wurden, wenn sie sich in die strengste Zucht der Kirche und des Kirchenglaubens stellten, und daß sie nur noch so weit von Werth blieben, als sie kirchlichen Zwecken dienten. Die harmonisch ausgebildete schöne Individualität des Alterthums gehörte der Erde an; die altklassische Humanität hatte durch und durch irdische Gestalt. Die durch das Christenthum entdeckte Innenwelt und göttliche, überirdische Natur des Menschen drängte nach Entfaltung und Anerkennung, und so mußte auch diejenige Institution, welche berufen war, diesem Drange zu genügen, d. h. das Christenthum sich zunächst entwickeln und ausleben. Es gehörte der Fanatismus der Einseitigkeit und des Extrems dazu, das Christenthum im Leben und in der Wissenschaft zum Siege zu führen. Als dieser Sieg äußerlich erfochten war, machte in neuerer und neuester Zeit die Erde wieder ihr Recht geltend. Hatte man im Alterthum den Menschen als Bürger des Diesseits, im ersten Christenthum als Bürger des Jenseits erkannt, so kam es in der neueren Zeit, der Zeit des Wiedererwachens klassischer Studien, darauf an, den Menschen als Bürger beider Welten zu erfassen. Und so entwickelte sich in neuester Zeit eine moderne Humanität, die sich weit erhebt über die des klassischen Alterthums. Unser Zeitalter verknüpft die Herausbildung der schönen und charaktervollen Persönlichkeit des klassischen Alterthums mit der aufopferungsfähigen Hingabe des Christenthums an die unsichtbare Welt, die Freude am Diesseits mit der Sehnsucht nach dem Jenseits. Immanenz und Transscendenz werden aufgehoben und versöhnt in der Idee vom organischen Leben. — Die das Heidenthum im ersten Anlauf der Selbst und Fortentwicklung negirende christliche Anschauung, nach der naturgemäß auch aller heidnische Unterricht, sowie der Unterricht in heidnischer Wissenschaft bei der Erziehung des Kindes ausgeschlossen werden mußte, machte sich wesentlich in dem der Metaphysik abgewandten abendländischen Wesen geltend, und Tertullian, Cyprian, Hieronymus und Augustin sind es, die hierin die Forderungen der Kirche und die Weiterentwicklung des Christenthums repräsentiren.

Tertullian — immer und überall ein radicaler Mensch, wenn er die Ueppigkeiten des prächtigen Karthago einsaugt und die Ausschweifungen Roms durchkostet eben so, wie wenn er mit Kraftfülle im Christenthum gegen das Heidenthum auftritt. Alles Heidnische, jede Accommodation an heidnischen Gebrauch und Sitte wird von ihm verdammt und als Sünde proclamirt. Die heidnische Philosophie, die Philosophie überhaupt, steht für ihn als Verderben der reinen Menschennatur da: sie ist eine Ueppigkeit des Geistes, abweichend von der Einfachheit der Sitten und des Denkens. Die Dichtkunst der Alten ist zu verachten: sie wird leicht ersetzt durch die einfachen Gesänge der Christen. Das heidnische Leben im Gegensatz zum christlichen ist das Reich des Satans gegenüber dem Reich der Freude und der Lust. Denn „was giebt es Annehmlicheres, als die Versöhnung mit Gott dem Vater und dem Herrn, als die Offenbarung der Wahrheit, als die Erkenntniß des Irrthums, als die Vergebung so vieler begangener Sünden? Welche größere Lust, als die Verachtung dieser Lust selbst, als der Abscheu vor dieser ganzen Zeitlichkeit, als die wahre Freiheit, als das unbefleckte Gewissen, als ein dem Glauben entsprechendes Leben ohne Todesfurcht? Daß Du die Götter der Heiden Dir unterworfen siehst, Dämonen austreibst, Kranke heilst, um Offenbarungen bittest, Gott lebst: das sind die Freuden, das die Schauspiele des Christen, heilige, immerwährende, unentgeltliche. Ergötzet Dich die Wissenschaft, die Literatur: wir haben Ueberfluß an Versen, an Sentenzen, auch an Gesängen, keine Fabeln, sondern Wahrheit, keine künstlichen Melodien, sondern Einfalt. Verlangst Du nach Kampf, er findet sich und zwar nicht in geringem, sondern in vollem Maße. Siehe, wie die Unkeuschheit von der Keuschheit gestürzt, der Unglaube vom Glauben erlegt, die Grausamkeit von der Barmherzigkeit zertreten, die Leichtfertigkeit von der Bescheidenheit verdunkelt wird. Willst Du die Freiheit? Freiheit ist hier, unendliche Freiheit des Himmels, denn Du bist durch Christum frei gemacht, und wenn auch Dein Leib eingeschlossen und Dein Fleisch gefangen gehalten wird, so steht doch dem Geiste alles offen. Wandle umher im Geiste, nicht schattige Lustwälder oder lange Säulengänge Dir vorstellend, sondern jenen Weg, der zu Gott führt, und Du wirst nicht im Kerker sein: das Bein fühlt nichts im Blocke, wenn die Seele im Himmel ist. Suchest Du Wissenschaft? Wir haben sie, aber nicht von Athen. Was hat Athen mit Jerusalem zu thun, was die Akademie mit der Kirche? Unsere Lehre ist aus Salomo's Halle, nach dessen Ueberlieferung der Herr in Einfalt des Herzens zu suchen ist. Wir brauchen nicht weiter

zu grübeln, nachdem wir Jesus Christus gefunden; wir brauchen nicht weiter zu suchen, nachdem wir das Evangelium erhalten haben. Da wir glauben, so bedürfen wir nichts weiter, als Glauben, denn das glauben wir vor allen Dingen, es gebe nichts mehr, was wir weiter zu glauben haben. Alles Suchen wie Finden hört mit dem Glauben auf. Es ist besser, nichts zu wissen, damit Du nicht wissest, was Du nicht wissen sollst, weil Du weißt, was Du wissen sollst. Es weiche die Neugier dem Glauben, der Ruhm dem Heile. Wer wird, was Gott bedeckt hat, enthüllen? Es ist am sichersten, auf Erkenntniß der Dinge zu verzichten, die er nicht offenbaren will, und besser, nach Gottes Willen etwas nicht zu wissen, weil er es nicht geoffenbaret hat, als etwas durch menschliche Anmaßung wissen wollen." „Forderst Du aber Zeugniß für den Glauben? Ein neues Zeugniß rufe ich herbei, bekannter als alle Literatur, mehr im Umlauf als alle Wissenschaft, mehr verbreitet als alle Bücher, größer als der ganze Mensch; denn es ist das Ganze, was der Mensch ist: tritt hervor in die Mitte, Seele!" „Die Zeugnisse der Seele sind je wahrer, desto einfältiger; je einfältiger, desto volksthümlicher; je volksthümlicher, desto allgemeiner; je allgemeiner, desto natürlicher; je natürlicher, desto göttlicher."

Auf diese Anschauungen gestützt, warnt Tertullian vor dem Unterrichtgeben in heidnischer Literatur, weil man durch ein solches Amt genöthigt werde, heidnische Mythologie zu lehren und die heidnischen Schulfeste mitzumachen. Auf den Einwurf, daß die göttlichen Dinge nicht erkannt werden könnten, ohne die Dinge dieser Welt, antwortete er, daß zwar das Lernen dieser Dinge erlaubt sei, aber nicht das Lehren. Sogar die Kleidung will er mit den Heiden nicht gemein haben. Von jedem Gewerbe, welches mit dem Götzendienste eine Verbindung hat, soll die christliche Gesinnung zurückhalten. Lieber will er die Christen für die Ueppigkeit und den Stolz arbeiten lassen, als für den Aberglauben: dem Maler Hieronymus wirft er nicht nur seine zweite Heirath, sondern auch sein Malen vor. Selbst in den Reden der Christen verbietet er jede heidnische Anspielung, da die göttliche Zucht nicht blos durch Thaten, sondern auch durch Worte Gefahr läuft. Es giebt eine andere Welt als die der Heiden, eine innere Welt, die Welt des Geistes, der Frieden in Christo gefunden hat. — Da auch ist das Ebenbild Gottes zu suchen und zu finden. Gott hat den Menschen nach seinem Bilde und Gleichnisse geschaffen, auch dem Leibe nach. Weder ist die Seele an und für sich Mensch; das Wort Mensch ist gewissermaßen für die zwei verbundenen Substanzen der Haft, unter welchem Namen sie nur zusammenhängen können.

Die Seele ist gezeugt und gemacht und hat einen Leib. In und mit dem Fleische und durch dasselbe vollbringt die Seele das, was sie im Herzen thut. Niemals ist die Seele ohne Fleisch, so lange sie im Fleische ist; nichts vollbringt sie ohne dasselbe, ohne welches sie nicht ist. Leib und Seele werden stets zugleich gezeugt; es kommt kein Moment bei der Empfängniß dazwischen, wodurch eine Rangfolge stattfände; auch ist in jenem feierlichen Dienst der Geschlechter, welcher Mann und Weib mischt, Seele und Fleisch zugleich thätig, die Seele durch die Begierde, das Fleisch durch das Werk, die Seele dem Antriebe, das Fleisch dem Acte nach. Von der Zeugung an durchlaufen Leib und Seele dann eine gemeinsame und gleichmäßige Entwicklung. Wie sie vor der Geburt gemeinsam, so wachsen sie auch nach der Geburt gemeinsam, aber aus verschiedenen Ursachen, nach ihrer Art, Beschaffenheit und Erforderniß, das Fleisch dem Maße, die Seele der Fähigkeit, das Fleisch der Gestalt, die Seele der Empfindung nach. Seiner geistigen Seite nach ist der Mensch mit der Freiheit des Willens und der Macht der Selbstbestimmung von Gott geschaffen, und in dieser Form besteht Gottes Bild und Aehnlichkeit. Der Substanz nach, die er von Gott selbst empfangen hat, d. i. der dem Wesen Gottes entsprechenden Seele nach ist er durch den freien Willen und das Vermögen der Selbstbestimmung ausgezeichnet worden. Die Sünde kann nicht aus dem Gottverwandten der Seele hergeleitet werden, sondern aus dem Hinzugekommenen, dem Mißbrauche des freien Willens, und dieser wirft die Schuld nicht auf den Geber zurück, sondern auf den, der ihn nicht gehörig angewandt hat. Durch die Sünde hat der Mensch seine Vertrautheit mit Gott verloren: die nothwendige Folge derselben ist, daß die Seele nicht mehr einig ist in sich, sondern Gutes und Böses in ihr zusammen sind und die ursprüngliche vernünftige Natur mit der unvernünftigen im Streite liegt. Das Göttliche im Menschen wird durch sie nicht vertilgt, sondern nur verdunkelt, und auch der gefallene Mensch erkennt noch von Natur Gott als seinen Schöpfer. An diesen Keim des Göttlichen in ihm, wie an die Betrachtung der Werke Gottes muß sich auch die Rettung des Menschen anschließen, wenn sie nicht als etwas ihm völlig Fremdartiges erscheinen soll. Aber daß der Mensch Gott ganz erkenne, dazu bedarf er nun der göttlichen Zucht und Unterweisung. Von Natur wird Gott erkannt; wer ihn aber einmal verkannt hat, muß durch Unterricht zu seiner Erkenntniß zurückgeführt werden. Der Irrthum, die Verfälschung der ursprünglichen Wahrheit, kann nur durch eine göttliche

Erziehung gehoben werden, deren Werkzeug das Wort Gottes, deren Vollendung Christus ist. —

Tertullian hat die specielle Erziehung nicht berührt; aber er hat die psychologischen Fundamente gelegt, auf denen sich die Erziehung entwickeln kann und auf denen sie sich nach einer wesentlich anderen Seite hin als Originelles entfalten muß. Der Erzieher nach Tertullian muß alle heidnischen Bildungsmittel von seinem Erziehungswerk ausschließen und sein Wissen im Glauben in der heiligen Schrift auflösen. Andrerseits muß er wieder das Leibesleben entschieden berücksichtigen und auf das ethische Moment einen wesentlichen Accent legen. —

Wie Tertullian, so geht auch **Cyprian** nicht speciell auf die Erziehung ein. Aber er führt das geistige Reich zu einem geistlichen fort und legt damit den wesentlichsten Grundstein für die katholische Kirche und — indirect — für die geistliche Erziehung des Mittelalters. Zu Ende des zweiten oder zu Anfange des dritten Jahrhunderts in Karthago geboren und, nachdem er den üppigen Weltgenuß durchgekostet hatte, in der Kirche zum Bischof emporgehoben, hat er, ein mehr äußerlicher Geist diese seine Aeußerlichkeit in dem Begriffe der Kirche fixirt und damit jener in ihren Folgen so heillosen Meinung zum Siege verholfen, nach der die Kirche ein für sich, außerhalb der Menschenwelt Bestehendes sei. Nach der Feststellung dieses unfaßbaren, abstracten Dinges, Kirche genannt, hielt die Vertreter und Diener derselben nichts mehr ab, sich mit diesem Abstractum zu identificiren, und es wurde somit die Macht der Hierarchie begründet, welche zeitweilig nothwendig war und der rohen Gewalt gegenüber wirkte, sich aber im Laufe der Zeit zu einem Hemmniß für die naturgemäße Entwicklung der Menschheit gestaltete, als ein solches noch gegenwärtig dem Geiste der Neuzeit mit einer staunenswerthen Energie und Zähigkeit gegenübertritt und sich vermißt, das Rad der allgemeinen, unaufhaltsamen Entwicklung zu hemmen und wo möglich zum Stillstand zu bringen. Cyprian lehrte: „Die Kirche ist nur Eine, gleichwie die Strahlen der Sonne zahlreich sind, das Licht derselben aber nur eines ist, und wie die Aeste des Baumes zahlreich sind, der Stamm selber aber auf eine feste Wurzel gegründet nur einer ist, und wie, wenn aus einer Quelle sehr viele Bäche abfließen, obwohl ihre Menge mit reichlich ausströmender Fülle weit sich zu verbreiten scheint, doch die Einheit im Ursprunge bewahrt wird. Reiß einen Strahl der Sonne von dem Körper los: die Einheit des Lichtes ist keiner Theilung fähig. Brich einen Ast von dem Baume: der abgebrochene wird keine Sprossen treiben können. Schneide einen Bach von der Quelle ab: der abgeschnittene trocknet aus. So verbreitet auch die

Kirche, vom Lichte des Herrn erfüllt, ihre Strahlen in die ganze Welt; ein Licht jedoch ist es nur, welches sich überallhin ergießt, und die Einheit des Körpers wird nicht getrennt, eine Quelle, ein Ursprung, eine Mutter, reich an glücklicher Fruchtbarkeit." —

Von dem Standpunkte Tertullians und Cyprians aus wird in der Erziehung die heidnische Bildung nicht mehr anerkannt. Hieronymus und Augustin sprechen diese Opposition gegen das Heidenthum auf dem Erziehungsgebiete entschieden aus.

Hieronymus († 420 in einem Kloster bei Bethlehem) schreibt in einem Briefe an Läta, die Gemahlin eines gewissen Toxotius, die ihre Tochter Paula zum Dienste Gottes zu erziehen bemüht war: „Ich bin gesonnen, Deinen Bitten gemäß Dich zu belehren, wie Du unsere Paula erziehen sollst, die Christo geheiligt war, ehe sie geboren wurde, die Du ihm geweiht hattest, ehe Du sie im Mutterleibe empfingest. Eine Tochter, die schon ihre Geburt einem Gelübde verdankt, muß auch eine ihres Ursprungs würdige Bildung von ihren Aeltern erhalten. Samuel wird im Tempel auferzogen; Johannes bereitet sich in der Einsamkeit vor. Wie Samuel und Johannes muß eine Seele unterwiesen werden, die ein Tempel Gottes werden soll; sie soll lernen, nichts anderes zu hören, nichts zu reden, als was zur Gottesfurcht gehört. Schandbare Worte soll sie nicht verstehen, weltliche Lieder nicht kennen. Im zarten Alter noch sollen der Zunge die süßen Psalmengesänge geläufig werden. Muthwillige Knaben müssen fern bleiben; selbst die Gespielinnen und Mägde müssen von weltlichem Umgange zurückgehalten werden, damit sie nicht, was sie schlimm gelernt haben, noch schlimmer wieder lehren. Dem Kinde gebe man Buchstaben von Buchs oder Elfenbein und nenne dieselben mit ihren Namen. Mit ihnen soll es spielen, daß auch das Spiel selbst Unterricht sei. Und nicht immer halte man die Ordnung des Alphabets ein, daß sich die Namen wie ein Lied fest in's Gedächtniß einprägen, sondern man mische sie öfter unter einander, daß das Kind sie nicht blos dem Tone nach (vom Hersagen), sondern vom bloßen Anblick erkennt. Zur Belohnung darf es Silben zusammensetzen; überhaupt locke man es durch solche Belohnungen, womit dieses Alter gewonnen werden kann. Beim Lernen gebe man ihm Genossen, mit denen es wetteifere, durch deren Belobung es gestachelt werde. Will es lässig werden, so muß man es nicht schelten, sondern durch Lob muß der Geist zur Regsamkeit gebracht werden, daß das Kind eben so sich selber freut, wenn es über sich ge-

siegt hat, als es sich betrübt, wenn es unterlegen ist. Hauptsächlich muß man sich hüten, ihm das Lernen zu verleiden; sonst pflanzt sich der Widerwille, wenn er sich in der Kindheit einmal festgesetzt hat, über die Kinderjahre noch fort. Selbst die Namen, die es sich gewöhnt hat, durch Zusammensetzung der Buchstaben zu bilden, sollen nicht zufällig, sondern bestimmt und mit Fleiß ausgewählt sein, nämlich Propheten- und Apostelnamen. Zum Lehrer ist ein Mann von bewährtem Alter, von bewährten Sitten und Kenntnissen zu nehmen; ich glaube auch nicht, daß ein unterrichteter Mann sich schämen wird, bei einer verwandten und edlen Jungfrau dasselbe Amt zu übernehmen, das Aristoteles beim Sohne des Philippus übernahm, nämlich in eigener Person die Anfangsgründe alles Wissens mit Hülfe der Bücherabschreiber ihm beizubringen. Man darf dasjenige Kleine nicht gering achten, ohne welches das Große und Wichtige gar nicht möglich ist. Selbst der Ton der ersten Laute und die erste Beibringung der Regeln wird von einem gebildeten Manne anders sein, als von einem ungebildeten. Daher mußt Du eben so Acht haben, daß Deine Tochter nicht durch alberne Liebkosungen von den Wärterinnen sich angewöhne, die Wörter verstümmelt auszusprechen, als daß sie nicht mit Gold und Purpur spiele; das Eine schadet der Sprache, das Andere dem Charakter: sie soll nicht im zarten Alter lernen, was sie hernach wieder verlernen muß. Die Beredtsamkeit der Griechen schreibt man zum großen Theil dem Einflusse zu, welchen die Rede ihrer Mütter von Kindheit an auf sie ausgeübt hat. Die Redekunst des Hortensius ist auf dem Schooße seines Vaters gewachsen. Schwer nur wird das wieder ausgemerzt, was in die noch im Naturzustande befindlichen Gemüther eingedrungen ist. Die griechische Geschichte erzählt, Alexander, der großmächtige König, der Bezwinger der ganzen Welt, habe sowohl in seinem Betragen, wie in seinem Gange die Fehler seines Erziehers Leonidas, die er als kleines Kind angenommen, nicht mehr abzulegen vermocht. Denn bereitwillig ahmt man das Böse nach und, wessen Tugenden man auch nachzufolgen vermag, dessen Fehler ahmt man schleunig nach. — Selbst die Kleidung und äußere Erscheinung soll das Kind lehren, wem es geweiht ist. Gieb ihm kein Ohrgehäng; schmücke nicht das Christo geheiligte Antlitz mit Bleiweiß und Purpurfarbe; schnüre den Hals nicht mit Gold und Perlen zusammen; belaste nicht das Haupt mit Edelsteinen und färbe nicht die Haare, damit Du sie nicht zu Feuer der Hölle bereitest. Es soll andere Perlen haben, für welche es die Eine, kostbare Perle kaufen kann. — Wird Deine Tochter dereinst etwas her-

angewachsen sein und anfangen, nach dem Beispiele ihres Bräutigams zuzunehmen an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen, so soll sie mit ihren Aeltern zum Tempel ihres wahren Vaters gehen, aber nicht mit ihnen den Tempel wieder verlassen. Sie mögen sie suchen auf der Reise durch die Welt, unter der Volksmenge und deren Gedränge, aber sie sollen sie nirgends anders finden, als im Heiligthume der Schrift, um bei Propheten und Aposteln nach der geistlichen Vermählung zu forschen. Niemals gehe sie auf der Straße; sie soll auch nicht öffentlich speisen, d. h. auch nicht bei einem Gastmahle im älterlichen Hause, damit sie nicht Speisen sieht, nach denen es sie gelüsten kann. Und ob gleich manche glauben, es sei eine höhere Tugend, ein Vermögen zu verschmähen, das man vor Augen sieht, so bin ich vielmehr der Ueberzeugung, man sei seiner Enthaltsamkeit sicherer, wenn man den Gegenstand des Begehrens gar nicht kennt. — Vor den Jahren der reiferen Entwicklung ist eine zu strenge Enthaltung gefährlich; bis zu dieser Zeit mag sie, wenn das Bedürfniß vorhanden ist, sowohl Bäder gebrauchen, als Wein im gehörigen Maße genießen um des Magens willen, ebenso auch durch Fleischspeisen sich stärken, damit nicht ihre Füße schon matt werden, bevor sie noch zu gehen anfangen. Dies sage ich als Erlaubniß, nicht als Befehl, weil ich die Schwachheit fürchte, nicht weil ich Ueppigkeit lehren will. — Taub soll Deine Tochter für die Musik sein; wozu Flöte, Leier, Zither gemacht sind, soll sie nicht wissen. Täglich laß Dir von ihr ein Pensum sagen, welches sie als Blüthenstrauß von der Schrift gepflückt hat. Die griechischen Versmaße soll sie lernen; darauf soll alsbald der lateinische Unterricht folgen: wenn durch diese nicht von Anfang an der zarte Mund gebildet wird, so wird die Zunge durch fremde Laute verdorben und die Muttersprache durch ausländische Fehler verunziert. — Dich selbst habe sie zur Lehrerin; Dich soll das unerfahrene Kind bewundern. Nichts soll es an Dir und an seinem Vater wahrnehmen, was Sünde wäre. Nie gehe Deine Tochter ohne Dich zu den Martyrerkirchen und Versammlungen. Kein junger Mann, keiner mit gekräuseltem Haar soll mit ihr liebäugeln. Eine bejahrte Jungfrau von erprobter Treue, Rechtschaffenheit und Schamhaftigkeit werde ihr vorgesetzt, welche sie durch ihr Beispiel ermahne und gewöhne, des Nachts zu Gebeten und Psalmen aufzustehen, des Morgens Loblieder zu singen. Zur dritten, sechsten, neunten Stunde soll sie als eine Streiterin Christi auf dem Kampfplatze stehen und, wenn die Lampe angezündet ist, das

Abendopfer bringen. So gehe der Tag vorüber, so finde die Nacht sie thätig. Das Lesen wechsle mit Beten, das Beten mit Lesen ab. Kurz wird die Zeit ihr werden, wenn sie mit solch' mannichfaltiger Thätigkeit ausgefüllt wird. Sie lerne Wollarbeiten machen, Netze stricken, das Körbchen im Schooße halten, die Spindel drehen und mit dem Daumen Fäden ziehen. Dagegen verschmähe sie seidene Gewebe, kostbare Tücher und eingewobenes Gold. Solche Gewänder möge sie sich verfertigen, die den Körper warm halten, nicht aber solche, die den bekleideten Körper bloslegen. Ihre Speisen seien Küchengewächse; ausnahmsweise Fische. Ich verwerfe, zumal für das jugendliche Alter, langes und übermäßiges Fasten, da auf Wochen hinaus das Fett an den Speisen und das Obst untersagt sein soll. — Statt der Edelsteine und seidenen Gewänder liebe sie die göttlichen Urkunden. Sie lerne zuerst den Psalter; hernach mache sie sich von diesen Liedern los und lasse sich in Salomo's Sprüchen zum Leben unterweisen. Beim Prediger lerne sie das, was der Welt angehört, mit Füßen treten. An Hiob eifere sie dem Muster der Tugend und Geduld nach. Sofort gehe sie zu den Evangelien über, die sie nie aus der Hand legen soll; die Apostelgeschichte und die Briefe eigne sie sich mit ganzem Ernste an. Wenn sie dann die Vorrathskammer ihres Herzens mit diesen Schätzen angefüllt hat, so präge sie die Propheten, den Pentateuch, die Bücher der Könige und der Chronik, auch die Bücher des Esra und Elias in's Gedächtniß ein. Als Schluß mag sie ohne Gefahr das hohe Lied lesen; würde sie es am Anfange lesen, so verstände sie nicht das geistliche Hochzeitlied, das unter den fleischlich-lautenden Worten verborgen liegt, und würde Schaden nehmen. Alle Apokryphen soll sie ungelesen lassen. Wollte sie aber dieselben einmal, nicht zur Erhärtung der Glaubenslehre, sondern aus Achtung der Namen, mit welchen sie bezeichnet sind, lesen, so soll sie wissen, daß diese Bücher nicht von denen verfaßt sind, deren Namen sie auf dem Titel tragen, daß ihnen viel Fehlerhaftes beigemischt ist und daß große Klugheit dazu gehört, das Gold aus dem Kothe herauszufinden. Die Werke Cyprian's soll sie immer in Händen haben. Die Briefe des Athanasius und die Schriften des Hilarius mag sie ohne Anstoß durchlaufen. Erfreuen soll sie sich an den Abhandlungen, an dem Geiste derer, in deren Büchern der fromme Glaube feststeht. Die Uebrigen mag sie also lesen, daß sie mehr ihr Urtheil daran übt, als zur Nachfolgerin wird. Im Kloster laß sie erziehen; unter den Chören der Jungfrauen möge sie sein; schwören lerne sie nicht; das Lügen halte sie für

Gotteslästerung; von der Welt möge sie nichts wissen; engelgleich soll sie leben; im Fleisch sei sie des Fleisches ledig und wähne, alle Menschen seien wie sie.“ —

In den Erziehungsvorschriften des Hieronymus stehen zwei sonst feindlich sich bekämpfende Anschauungen friedlich neben einander. Auf der einen Seite eine starr mönchische Lebensansicht, welche die weltliche Wissenschaft verschmäht und darum auch für Knaben die Unterweisung in heidnischer Wissenschaft nur als ein nothwendiges Uebel betrachtet, womit sie nur so lange umgehen sollen, bis sie der Sprache mächtig geworden sind, indeß es eine Schande ist, wenn Priester, statt das Evangelium zu lesen, sich mit heidnischen Komödien, Liebesliedern 2c. beschäftigen und das aus Liebhaberei thun, was die Knaben aus Zwang und ihrer Bildung wegen thun müssen. Einst wurde er im Traumgesicht vor den Richterstuhl Gottes geführt und gefragt, wer er sei? Auf seine Antwort, daß er ein Christ sei, rief der Richter aus: „Du lügst; nicht ein Christ, sondern ein Ciceronist bist Du; denn wo Dein Schatz ist, da ist auch Dein Herz.“ Auf der andern Seite ist jedoch selbst in dem mönchischen Charakter, den das Christenthum bereits bei ihm annimmt, das rein Menschliche nicht erstickt, vielmehr geweckt und gestärkt, so daß er über die Erziehung der Pacatula, der Tochter eines Freundes, schreibt und schreiben kann: „Sie lerne die Anfangsgründe des Wissens, setze Silben und Wörter zusammen und lerne die Benennung kennen, und damit sie dieselbe mit heller Stimme einübe, halte man ihr kleines Backwerk als süße Belohnung vor; was dem Gaumen angenehm ist, was duftet in den Blumen, was schimmert an den Edelsteinen, mit was sie kosen kann in Gestalt von Puppen, das mag ihr ungesäumt zu Theil werden. Daneben versuche sie mit zartem Finger zu spinnen; immerhin reiße sie manchmal einen Faden ab, damit sie seiner Zeit keinen mehr abreiße. Nach der Arbeit tummle sie sich im Spiele; sie hänge sich der Mutter um den Hals, raube ihren Angehörigen Küsse; sie singe Psalmen und erhalte etwas zum Lohne. Was sie lernen muß, das soll ihr lieb werden, daß es nicht ein Frohndienst, sondern eine Ergötzung, nicht ein Müssen, sondern ein Wollen sei.“ —

Die Consequenz aus dem Standpunkte des Hieronymus zieht mit seinem eigenen Leben, wie durch seine Anschauungen **Augustinus**. Im Jahre 353 ward er zu Tagastä in Numidien geboren. Sein heidnischer Vater, Patricius, äußerst reizbar, heftig und sinnlich, wurde durch seine Mutter, die geduldige, liebreiche Monica bezwungen, die auch am Sohne und an seiner Erziehung alle Liebe des weiblichen und vor Allem des

mütterlichen Herzens zu bewähren und zu erschöpfen suchte. Doch mußte dieser — von feuriger Natur, von rasch auflodernder Sinnlichkeit, unruhig und unternehmend, von Ehrgeiz und Fleischeslust gestachelt — erst in alle Abgründe des menschlichen Wesens hinabsteigen, ehe er zu den lichten Höhen des wahren Christenmenschen hinaufzuklimmen vermochte. „Schon als Kind — bekennt er in seinen „„Confessionen““ (confessionum libri X., neueste Ausgabe von K. Raumer, Stuttgart 1856, deutsche Uebersetzung von Rapp) — suchte ich durch Schreien das Schädliche zu erlangen und denen, die mein Verlangen nicht befriedigten, mit Stößen zuzusetzen. Dabei war es höchstens die Schwachheit der Kindesglieder, was die Sünde nicht gelingen ließ; nicht aber war schuldlos die Kindesseele selbst. Sah ich doch selbst einst einen hadernden Kleinen, der noch nicht einmal zu sprechen vermochte, und doch mit zorngelber, bitterer Miene auf seinen Milchbruder schaute. Die Mütter und Ammen sagen freilich, das verliere sich; oder hält man es gar für schuldlos, an der reichlich strömenden Nahrungsquelle den Mitgenossen nicht zu dulden? Du, Herr mein Gott, hast das Leben dem Kinde gegeben, hast seinen Leib ausgerüstet mit Sinnen, ihm die Glieder geordnet und schön gebildet, hast für seine Erhaltung und Behütung berufen alle Bemühungen der Lebenden, und Du willst, daß ich dafür lobsinge Deinen heiligen Namen.“ „Ich kam in's Knabenalter. Jetzt war ich kein sprachloser Säugling mehr; ich war ein gesprächiger Knabe. Das weiß ich noch, und woher ich sprechen lernte, das habe ich nachher beobachtet. Aeltere Menschen lehrten mich hierin nicht, wie sie mich später lehrten. Mit meiner mir von Dir verliehenen Kraft suchte ich durch Seufzen und ähnliche Laute und durch Geberden mein Anliegen kund zu geben. Da ich aber nicht alles, was ich wollte, vermochte, noch es bei Allen vermochte, so sprach ich meinem Gedächtnisse das Wort vor, mit welchem sie einen Gegenstand benannten. Und wenn sie dazu sich nach etwas hinwendeten, so merkte ich, das müsse der Gegenstand sein, den sie gemeint hatten. Ich gewöhnte meinen Mund an diese Zeichen und sprach sie aus, und so schritt ich weiter hinein in die geräuschvolle Geselligkeit des Menschenlebens, abhängig vom älterlichen Ansehen und von den Winken erwachsener Menschen.“ „Herr, mein Gott, welche Noth erfuhr ich und welche Plagen, da mir als Knabe aufgegeben ward, recht zu leben, d. i. den Ermahnern zu gehorchen, um in dieser Welt emporzukommen und mich in den Künsten der Beredtsamkeit hervorzuthun, die uns sowohl Ehre bei den Menschen, als trügliche Reichthümer bereiten.“ „Hierauf gab man mich in die Schule, um mich in den Wissenschaften zu belehren, deren Nutzen ich Armer nicht einsah,

während ich doch Schläge bekam, wenn ich träge im Lernen war. Das hatte den Beifall der Aeltern, und Viele, die vor uns diese Lebensart erwählt, hatten uns den mühevollen Weg bereitet; wir mußten ihn gehen unter einer Pein und Mühsal, die den Kindern Adams noch vervielfacht war. Aber Du, Herr, lässest uns Menschen finden, welche Dich anrufen, und von ihnen lernten wir, so gut wir's vermochten, fühlen, es sei ein großer Gott; und Du könntest uns anhören und helfen, auch ohne daß unsere Sinne Dich gewahr würden. Denn als Knabe begann ich Dich, meine Hülfe und meine Zuflucht, anzuflehen, und um dies zu können, löste ich das Band meiner Zunge; ich Kleiner bat Dich mit nicht kleiner Inbrunst, daß ich in der Schule keine Schläge bekommen möge. Und da Du mich nicht erhörtest, weil es mir zum Weisewerden diente, so lachten die älteren Leute, ja selbst meine Aeltern, die nichts Böses mir anwünschten, meiner Leiden, dieses damals für mich großen und schweren Uebels. Wie es Menschen giebt, die mit solcher Liebesinbrunst an Dir hangen, daß sie die mancherlei Folterwerkzeuge, um deren Abwendung in allen Landen mit großer Inbrunst gebeten wird, dermaßen verachten, daß sie diejenigen verlachen, die sich davor so entsetzlich fürchten, so lachten unsere Aeltern der Martern, die uns Knaben von den Lehrmeistern angethan wurden. Denn nicht weniger fürchteten wir sie und baten um Abwehr derselben, und doch fehlten wir, indem wir weniger schrieben oder lasen oder beim Lernen dachten, als von uns gefordert ward. Denn es fehlte uns nicht an Gedächtniß oder Verstand, welche beide Du, Herr, uns im Verhältniß zu unsrem Alter hinreichend gegeben hattest; aber es ergötzte uns das Spiel, und das wurde an uns von denselben gestraft, welche ohne Anstand dasselbe trieben. Aber die Kurzweil der Alten nennt man Geschäfte; thun die Knaben dasselbe, so werden sie von jenen gezüchtigt. Ich erlitt Streiche, weil ich gern Ball spielte und dadurch am Erlernen von Kenntnissen gehindert wurde, mit denen ich hernach auf eine noch häßlichere Weise spielen sollte. Und der mich schlug, den quälte Neid und Galle noch mehr, wenn ihn ein Gelehrter in einer Streitfrage überwand, als es mich ärgerte, wenn mich meine Genossen im Ballspiel übertrafen." „Und doch habe ich gesündigt, Herr mein Gott, Du Ordner und Schöpfer aller natürlichen Dinge, nur der Sünden Ordner nicht! Herr, mein Gott, gesündigt habe ich wider die Gebote der Aeltern und jener Lehrer. Denn nicht, weil ich Besseres mir ausersehen, war ich ungehorsam, sondern weil ich das Spiel liebte, weil mir im Spiel der Stolz des Sieges angenehm war und ich gern meinen Ohren unwahre Märchen einprägte; je mehr ich darnach Sehnsucht hatte, um so mehr lockte mich gefährliche Neugierde zu den Schauspielen

und Unterhaltungen der Alten. Oft auch eignete ich mir, von eitler Sehnsucht nach Vorrang besiegt, beim Spiel durch Betrug den Sieg zu, und wenn die Anderen es ebenso machten und ich sie ertappte bei dem, was ich doch selbst ihnen that, wollte ich es nicht gelten lassen und ward ich ungehalten; ertappte man mich hingegen dabei, so wollte ich lieber zürnen, als nachgeben. Ist aber dieses kindliche Unschuld? Nein, o Herr, mein Gott! Es ist vielmehr das Nämliche, was von Erziehern und Lehrmeistern, von Nüssen, Küchelchen und Sperlingen übergeht zu Oberen und Fürsten, zu Gold, Beute und Sclaven. Im Fortgange zu späteren Jahren geht dieses alles auf dieselben über, wie auf die Ruthe schlimmere Strafen folgen." — Im Unterricht ward Virgil mein Liebling. Mit Lust folgte ich den Irrfahrten des Aeneas, mit heißen Thränen beweinte ich Dido's Tod, die sich aus Liebe ermordete. Bei meinen Darstellungen wurde ich beklatscht. Man ahnte in mir den künftigen Dichter. Die griechische Sprache zu lernen, dazu fehlte mir jedoch alle Lust. So lieb mir Virgil war; Homer war mir bitter. Ich glaube wohl, daß griechischen Knaben Virgil ebenso vorkommen mag, wenn sie denselben in der Art studiren müssen, wie ich jenen; denn die Schwierigkeit überhaupt, eine fremde Sprache zu erlernen, beträufelt mit Galle alle griechischen Süßigkeiten der fabelhaften Märchen. Ich kannte die Worte nicht, und mit grausamem Schrecken und mit Strafen drangsalte man mich heftig, dieselben zu lernen." „Nicht minder war mir Eins und Eins ist Zwei, und Zwei und Zwei sind Vier — ein verhaßtes Lied."

Aus diesen Bekenntnissen geht hervor, daß Augustin ein Feind alles Formalen — der Philologie und Mathematik war. Sein Sinn ging auf lebendigen Inhalt, auf Stoff für Geist und Herz. „Nicht die Worte klage ich an, denn dieselben sind gleichsam auserlesene und köstliche Gefäße, sondern den Wein des Irrthums, welcher uns in denselben von berauschten Lehrern zugetrunken wird, und dennoch lernte ich dieses gern; ich Armer freute mich darüber und ward darob ein hoffnungsvoller Knabe genannt. Traun, war das alles nicht Rauch und Wind? Gab es denn nichts Anderes, wodurch mein Verstand und meine Zunge geübt werden konnten? Dein Lob, o Herr, Dein Lob durch die heilige Schrift hätte das Rebgeschoß meines Herzens in die Höhe ziehen sollen; nicht aber hätte es sich müssen hinreißen lassen durch eitele Tändeleien, eine schändliche Beute der flüchtigen Vergangenheit. Ja, man opfert den abgefallenen Engeln nicht blos auf eine Art! . . . . Aber wehe Dir! Strom menschlicher Sitte, wer mag Dir Widerstand leisten? Wie lange wird es währen, bevor du austrocknest? Wie lange willst du Eva's

Söhne in das große, schreckliche Meer hinauswälzen, das selbst die kaum durchfahren, welche das Schifflein des Glücks besteigen? . . . . Schaue, Herr Gott, und schaue mit Geduld, wie sorgfältig der Menschen Kinder die Regeln der Sprache beachten, wie sie aber die ewigen Regeln des unsterblichen Heils vernachlässigen. Ja, so weit geht's, daß, wenn ein Schüler oder Lehrer den grammatischen Regeln zuwider spricht, er mehr Anstoß giebt, als wenn er, Deinem Gebot zuwider, obgleich selber ein Mensch, den Menschen haßt."

Mit den Jahren des Jünglings wurde der Lebensdrang Augustins zum Liebesdrang. Seine Jugend ging unter im Dunkel der Wollust, die er nicht von der Liebe heiteren Klarheit zu unterscheiden vermochte. Das schwache Alter, zum Abgrunde der Begierden hingerissen, versank in dem Pfuhl der Laster. „Und ich ward immer lasterhafter, um nicht getadelt zu werden, und wenn es keine Gelegenheit gab, den Verlornen es gleich zu thun, dann gab ich vor, begangen zu haben, was ich nicht that, um desto verächtlicher zu erscheinen, je unschuldiger ich war, und um für desto niedriger gehalten zu werden, je reiner ich lebte."

Durch Cicero's Hortensius ward Augustin von seiner wollüstigen Liebe weg zur Philosophie und der Weisheit Unsterblichkeit gewandt. Die Worte in diesem Werke, mit welchen die Würde und Erhabenheit der Philosophie gepriesen ward, riefen die in ihm schlummernden Gefühle wieder zum neuen Leben wach: das Wahre und Gute zog mit unbeschreiblicher Sehnsucht in sein Inneres ein; ein höchstes Gut trat vor seine Seele — ein einzig würdiges Ziel menschlichen Strebens, wogegen ihm alles, was ihn bisher beschäftigt und ergötzt hatte, nichtig schien. „Doch fand ich Christi Namen nicht in dieser Schrift, und diesen Namen hatte mein zartes Herz doch mit der Muttermilch eingesogen." Er suchte hierauf in der Philosophie, im Manichäismus, die Wahrheit. „Neun Jahre wurde ich irre geführt und führte Andere irre, war dort stolz, hier abergläubisch und nichtig in Allem. Dort suchte ich den eitlen Ruhm von dem Volke bis zu theatralischem Beifallshaschen; hier strebte ich mich wieder von diesem Unrathe zu reinigen, indem ich denen, die Auserwählte genannt wurden, Speise darbrachte, um daraus in der Werkstatt ihres Magens Engel und Götter zuzubereiten, mittelst deren ich befreit würde."

Endlich verzweifelte Augustin auch am Manichäismus, weil es ihm vorkam, als könne die Wahrheit gar nicht gefunden werden, und der Sturm einander durchkreuzender Gedanken trieb ihn auf die Seite der neuen Akademiker hin. Der Neuplatonismus entzündete ein unglaubliches Feuer in ihm und führte ihn vom Skeptizismus zum klaren Bewußtsein

einer objectiven Wahrheit. Jetzt wußte er sich aus seinem platonischen Idealismus alle christlichen Lehren umzudeuten: er glaubte das Christenthum zu verstehen und sprach von ihm wie ein Kenner, der seiner Sache gewiß ist. Aber „es fehlte mir noch das, was allein das rechte Verständniß des Christenthums geben kann, und ohne das jeder stets nur die Schale des Christenthums ohne den Kern hat, — die von dem Grunde der Demuth ausgehende Liebe." Die platonische Philosophie hielt ihm wohl Ideale vor, die seinen Geist entzückten, die ihm aber nicht die Kraft geben konnten, das Fleisch zu besiegen. Sie befreite ihn nicht von dem innern Zwiespalte, in dem sein Leben hin und hergezogen ward. In diesem Zustande lösten ihm die paulinischen Briefe so manches Räthsel seines Daseins: seine eigenen inneren Erfahrungen führten ihn in das Verständniß des Christenthums. Er fühlte die Kraft desselben in seinem Innern. Vom inneren Leben aus lernte er an die christlichen Wahrheiten glauben und sie verstehen. Er wußte, daß man sich in die göttlichen Dinge hineinleben und hineinlieben muß, ehe man sie erkennen kann. Vom Glauben aus gelangte er zur Erkenntniß: fides praecedit intellectum. „Was ist es, was ich liebe, wenn ich Gott liebe? Ich befragte die Erde und sie sprach: Ich bin es nicht; und alles, was auf ihr ist, legte gleiches Bekenntniß ab. Ich fragte das Meer und seine Gründe und alle belebten Wesen, und sie antworteten: Wir sind nicht Dein Gott, suche über uns. Ich fragte die wehenden Lüfte, und der ganze Luftraum mit allen seinen Bewohnern sprach: Anaximenes irrt, ich bin nicht Gott. Ich fragte Himmel, Sonne, Mond und Sterne: Auch wir sind nicht Dein Gott, den Du suchest, sprachen sie. Da sprach ich zu denen allen, die sich darstellten meiner Augen Gesichtskreis: Ihr sagtet mir wohl, ihr wäret nicht mein Gott; was ist es, was ihr von ihm mir sagen könnt? Und sie riefen zusammen, alle mit großer Stimme: Er schuf uns! Meine Frage war meine Sehnsucht und ihre Antwort ihr Dasein und ihre Schönheit."

Augustin entwickelte in seinen „Bekenntnissen" eine ganze Psychologie des menschlichen Herzens, aus welcher der Pädagoge mehr lernen kann, als aus vielen Theorien über Erziehung. Sie zeigen die Mach der in zartester Jugend eingepflanzten religiösen Keime, sowie die Macht der Mutter auf ihr Kind: der von der Mutter eingepflanzte Glaube an die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion hatte Augustin selbst im Manichäismus nicht verlassen, und dieser Glaube war es auch, der ihn endlich aus den Irrfahrten auf dem Geistesmeere in die wahre Heimat, in das Centrum des Gottlebens, führte. Sie zeigen, wie ein einzelnes Wort, ein einzelner Gedanke von Männern der Vergangenheit

oder Gegenwart durch das Zusammentreffen mit schlummernden Ideen in einer Menschenseele zuweilen ganz neue Wege bahnen kann, indem er die höheren Bedürfnisse der geistigen und sittlichen Natur zum klaren Bewußtsein bringt und dadurch alles, was bisher als einzig Begehrenswerthes dastand, in seiner Nichtigkeit erscheinen läßt. Sie zeigen endlich, wie das Menschenleben aus der Periode des harmlosen kindlichen Daseins in das Stadium der Selbstentzweiung, des Kampfes, übergeht, daß die innern Kräfte um so wilder toben, je größer die bewegte Natur ist, daß in diesem Kampfe das Geistesleben leicht aufgerieben wird, wenn die Stürme nicht durch höhere himmlische Mächte gezügelt und geregelt werden, und daß der Kampf erst dann durch einen wahrhaften Friedensschluß aufgehoben werden kann, wenn der Mensch, der Lebensschiffer, in dem Grunde alles Daseins Anker geworfen hat.

Aus seinen eigenen Schicksalen und Lebenserfahrungen heraus erklärt sich Augustin, der Paulus des fünften Jahrhunderts, die menschliche Natur. Seit Adam, der Mensch, der die ganze Gattung der Menschheit in sich zusammenfaßte, gesündigt hat, ist die Sünde und mit ihr die Strafe der Sünde auf alle Menschen gekommen. „Von dem bösen Gebrauche des freien Willens begann die Reihe dieser Calamität, die das menschliche, in seinem Ursprunge verderbte und gleichsam in seiner Wurzel verwesliche Geschlecht bis zu dem Untergange des zweiten Todes von Glied zu Glied hindurchführt, jene allein ausgenommen, die durch Gottes Gnade befreit werden." Denn „nur die Gnade vergißt, was wir Böses gethan haben, und hilft, daß wir vom Bösen ablenken und das Gute thun. Sie zeigt nicht blos dem Menschen, was er zu thun habe, sondern wirkt auch auf ihn ein und flößt ihm Neigung ein, zu thun, was zu thun er als seine Pflicht erkannt hat." Und „diese Gnade giebt Gott umsonst. Wie könnte auch Gnade heißen, was nicht umsonst gegeben wird, wie Gnade heißen, was gleichsam als eine Schuld bezahlt wird?" „Alle, welche selig werden, werden nur durch den Willen Gottes selig. Welchen die Gnade nicht gegeben wird, denen wird sie durch ein gerechtes Gericht nicht gegeben, und denen sie verliehen wird, wird sie durch eine unverdiente Gnade verliehen." „Wie das Auge des Leibes, auch das gesundeste, nichts sehen kann ohne das Licht des Tages, so kann auch der Mensch nicht recht leben ohne die Gnade von oben. Zum Sündigen werden wir nicht unterstützt von Gott, Gutes aber thun und das Gebot der Gerechtigkeit erfüllen, können wir nicht, wenn wir nicht unterstützt werden von Gott. Denn gleich wie das Auge des Körpers nicht darum unterstützt wird von dem Lichte, daß es von demselben Lichte abgewandt und verschlossen sich entferne, daß es

aber sehe, von demselben unterstützt wird, und jenes gar nicht vermag, ohne von diesem unterstützt zu werden, so hilft auch Gott, der das Licht unseres inwendigen Menschen ist, dem Blicke unseres Geistes, auf daß wir nicht nach unserer, sondern nach seiner Gerechtigkeit etwas Gutes wirken."

Mit seinem tiefen Bewußtsein von der Sündhaftigkeit der Menschen steht Augustin im entschiedenen Gegensatze zum Heidenthume, und diesen Gegensatz führt er mit Consequenz und Energie nach allen Seiten hin durch. Mit Herbheit und Strenge wehrt er deshalb auch alle heidnischen Wissenschaften von der Erziehung ab. „Jene endlosen und gottlosen Fabeln, wovon die Gedichte eitler Dichter wimmeln, stimmen mit unserer Freiheit schlechterdings nicht zusammen. Ebenso die schwülstigen und polirten Lügen der Redner, noch endlich selbst der Philosophen wortreiche Spitzfindigkeiten. . . . Das sei ferne, daß jemals die Nichtigkeiten und erlogenen Tollheiten, die windigen Possen und die aufgeblasenen Unwahrheiten mit Recht könnten freie und edle Wissenschaften genannt werden!" „Nur die Geschichte, deren Beschreiber vornehmlich Glauben für ihre Erzählungen in Anspruch nehmen, mag vielleicht auch für Freie etwas des Wissens Würdiges enthalten, wenn von dem Menschen, sei es Gutes, sei es Böses, doch immerhin Wahres erzählt wird." „Denn es ist bei den profanen Geschichtsschreibern eine Art Verwandtschaft mit der Freiheit vorhanden, wofern sie den guten Willen haben, Wahrheit zu reden."

Für die Erziehung ist Augustin außerdem durch die Einrichtung einer Bildungsanstalt in seinem bischöflichen Gebäude zu Hippo in Nordafrika, in der er mit dem Clerus seiner Kirche ein gemeinschaftliches Leben führte, von großer Bedeutung. Diese Anstalt sollte eine Pflanzschule für den Clerus sein, und Augustin übertrug Keinem die priesterliche Würde, der nicht vorher unter seinen Augen in seinem Seminar aufgewachsen war. „Ein solcher Cleriker — sagt er —, welcher sich zu dieser meiner gesellschaftlichen Lebensweise nicht verpflichten will, mag hundert Concilien gegen mich einwenden und hinschiffen, wohin es ihm nur immerhin beliebe, um gegen mich zu klagen; er kann dessen überall versichert sein, ich werde ihn stets aus dem Register der Cleriker herausstreichen. So Gott mir hilft, soll er nie Cleriker sein, wo ich Bischof bin." Er forderte alle seine Amtsgenossen auf, ihren Clerus in gleichen Anstalten zu vereinen, und seine Schüler Possidius, Evodius, Benenatus, Severus, Novatus, Alypius &c. führten ähnliche Anstalten bei ihrem Clerus ein.

Speziell auf die Erziehung der Kinder geht Augustin in seiner Schrift „De catechizandis rudibus" ein, in der er einem Diakonus Anleitung zum katechetischen Unterricht giebt. Er fordert darin eine wesentliche historische Basis des Unterrichts und will diesen als narratio, Erzählung, betrieben wissen. Zugleich verlangt er Anschaulichkeit beim Unterricht und räth bei dem, was die Katechumenen besonders zu interessiren geeignet ist, länger zu verweilen und dasselbe recht zur Betrachtung hinzugeben, damit nicht blos ein Totaleindruck entstehe, sondern das Ganze sich in seine Einzelheiten auflöse, und dann erst in reicherer Fülle wieder zusammengeschaut werde, indeß über anderes schneller hinweggeeilt werden kann. „Nicht auf Einsicht ist bei den Kindern zu warten, auch nicht erst Einsicht zu bezwecken, sondern das Erste ist die objective Nöthigung, die Zucht, subjectiv der Gehorsam." Erst durch die Sitte gelangt der Zögling zur Einsicht. Der Lehrer muß sich bei der Erziehung eine heitere Stimmung zu bewahren suchen: „Nur einen fröhlichen Geber hat Gott lieb."

Mit seiner Schrift de catechizandis rudibus hat Augustin die erste christliche Katechetik gegeben. Daneben schrieb er „de musica", ein Gespräch zwischen Lehrer und Schüler, und „de magistro", ein Gespräch, das von den Worten und dem Wesen handelt und auf Christum als den innern Lehrmeister hinweist. — —

Während die Alexandriner die heidnische Wissenschaft in sich aufnahmen und darum in der Erziehung anerkannten, auch in ihren Predigten die heidnische Redekunst stark hervortreten ließen, finden Tertullian und Augustin die heidnischen Elemente des Wissens mit der christlichen Erziehung unvereinbar. Doch hatten auch die Alexandriner bereits die Lectüre der heidnischen Klassiker begrenzt. Origines schon trug seinen Zuhörern nur ausgewählte Stellen aus den heidnischen Schriftstellern vor. Basilius verlangte dann eine Auswahl der Klassiker für die Jugend, Gregor von Nazianz tadelte seinen Freund Gregor von Nyssa wegen der Lectüre der heidnischen Schriften, und dieser lobte seine fromme Mutter, daß sie seine Schwester Macrina von den heidnischen Dichtern abgehalten und dafür mit der heiligen Schrift bekannt gemacht habe. Bald sah man selbst nicht mehr darauf, ob der Episcopus Grammatik und Dialektik verstand und Julianus konnte über die Christen spottend ausrufen: „Uns, die wir die Götter verehren, kommt es zu, zu *ἑλληνίζειν*; euch aber gebührt Unwissenheit und Rohheit, da eure Weisheit nicht über das *πιστεύειν* hinausgeht." Die Klöster wurden die Pflanzschulen für die Geistlichen, und hier erwarben sie zwar eine reiche innere christ-

liche Erfahrung und vertraute Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, aber auch ob ihrer einseitigen Bildung Beschränktheit des theologischen Geistes und Ungewandtheit in den verwickelten Verhältnissen des Lebens. Bibelerklärung, Heiligengeschichten, Polemik, Tradition, Kirchenrituale: das waren hier die Lehrgegenstände, die den Geistlichen zu seinem Amt vorbereiteten. Neben den Klöstern entstanden bald besondere Seminarien für den Clerus, deren eigentlicher Gründer Augustin war: von seiner Bildungsanstalt aus verbreiteten sich ähnliche Einrichtungen in alle bischöflichen Kirchen Afrika's. Als jedoch bald darauf die Stürme der Verfolgung durch die Vandalen &c., wie die Kirche überhaupt erschütterten, so auch diese Lehrinstitute in Afrika vernichteten, errichteten die vertriebenen Bischöfe solche Anstalten in den Orten, wo sie eine Zufluchtsstätte fanden. In Rom bestanden sie bereits zu Leo's des Großen Zeiten. Jünglinge sammelten sich um den Clerus eines frommen und einsichtsvollen Bischofs, zuerst als kirchliche Vorleser, unter den Augen desselben, nach seinem Beispiele, seinem Rathe und seiner Anleitung sich bildend. Nachdem diese praktische Bildung der Geistlichen in Italien schon längst in Gebrauch gewesen war, ward sie auf einem Concil 529 kirchlich sanctionirt, indem daselbst verordnet ward, daß die Parochie in den Städten und auf dem Lande, Episcopen sowohl als Presbyter, Jünglinge zu sich in's Haus nehmen sollten, um sie als Väter geistig zu nähren, in den Psalmen, in Erklärung der heiligen Schrift und dem Gesetze des Herrn zu unterweisen und dadurch würdige Nachfolger im heiligen Amte heranzubilden. Gregor der Große machte seinen Palast zu einem großen Seminar, wo Jünglinge, die Diener des Altars zu werden rangen, und Männer, die im Dienste der Kirche bereits ergraut waren, sich versammelten und ein gemeinschaftliches wissenschaftliches und amtliches Leben führten. Von hier gingen die Apostel Englands aus, und sie gründeten in England ähnliche Anstalten. In Gallien schon hatte Martin von Tour eine Stiftung zu diesem Zwecke gemacht, und auch in Spanien fehlten die Seminarien für den Clerus nicht. Doch handelte es sich in ihnen allen nicht sowohl um Wissenschaft, als um praktische Vorbereitung des Geistlichen, der nicht sowohl der Geistige, als vielmehr der von der Welt Abgesonderte, der Reine und Keusche war. Dahin tendirte die Zeit, wie schon der Traum des Gregorius von Nazianz andeutete. Er träumte: „Zwei liebliche Jungfrauen von gleichem Alter und gleicher Schönheit kamen zu ihm herab. Beide waren einfach, schmucklos gekleidet, mit langen, weißen Gewändern bis auf die Füße durch Gürtel knapp befestigt. Ihr Angesicht war mit einem Schleier bedeckt, welcher aber nicht hinderte, das nieder-

geschlagene Auge, die Röthe der Bescheidenheit auf ihren Wangen und den sanft geschlossenen Mund zu sehen. Sie hatten beide etwas Ueberirdisches und kamen doch dem Knaben freundlich und liebevoll entgegen. Da er nach ihren Namen fragte, nannten sie sich Reinheit und Keuschheit (ἁγνεῖα und σωφροσύνη), Gefährtinnen Jesu Christi und Freundinnen derer, die, um ein vollkommen göttliches Leben zu führen, allen irdischen Verbindungen entsagten. Sie ermahnten den Knaben, sich im Geiste mit ihnen zu verbinden und erhoben sich wieder zum Himmel." Ehelosigkeit und geistlicher Stand gewannen das Ansehen der Heiligkeit; aber das Geistige verlor sich in den Geistlichen, und Wissenschaft und Kunst wurden wie von der geistlichen so von der christlichen Bildung überhaupt getrennt. Vor dem einzig Wesenhaften, vor der Religion, mußte alles andere Leben als ein Eitles und Nichtiges verschwinden. Die Kunst, das Studium des hellenischen Alterthums, die schönen Wissenschaften, die Wissenschaft an und für sich mußten zu Grunde gehen, als sich der in Christus überwundene Unterschied von Leib und Geist zum bewußten Gegensatze ausgebildet hatte und das Uebersinnliche als das nur Wesenhafte, das Sinnliche als das nur Unwesenliche bestimmt war. Die ganze Natur, „die weder Kern noch Schale hat", wurde dennoch gerade in diese Zweiheit zerlegt, das Geistige gepflegt, das Erscheinende, Sinnliche als ein Unreines und Verächtliches bei Seite geworfen.

Mit der innerlichen Abneigung der christlichen Kirche gegen das Heidenthum und mit der geistigen Vernichtung desselben verband sich äußerlich der Kampf auf Tod und Leben gegen dasselbe. Aus einer verfolgten eine verfolgende geworden, suchte die Kirche, angeführt von den unter ihrer Leitung stehenden Kaisern, Heidenthum und heidnische Bildung vom Erdboden zu vertilgen. Theodosius I. fühlte zuerst sich zur Verfolgung des Heidenthums berufen, und Gratianus mit ihm ließ den Altar der Victoria von der Curie des römischen Senates wegnehmen. Ein von Mönchen fanatisirter Pöbel zerstörte die heidnischen Götter und die heidnischen Kunstwerke. Die sybillinischen Bücher wurden verbrannt. Einzelne Philosophen wurden zerfleischt; Hypatia, die Vorsteherin der neuplatonischen Schule zu Alexandria ward gräßlich umgebracht. Der letzte Anker des Heidenthums zerriß mit der Aufhebung der Philosophenschulen durch Justinian I. (529). Da waren die Orakel verstummt, die Tempel zerfallen, die Bildsäulen der Götter zerbrochen und mit ihren Statuen die Götter selbst gestorben. Im Morgenlande war schon vor der Mitte des 5. Jahrhunderts aller Götzendienst getilgt, und was im Abendlande den Kaisern nicht gelingen wollte, — mit den

Tempeln den alten Göttern auch die Herzen zu verschließen — das führte die Völkerwanderung durch. Vom vierten bis sechsten Jahrhundert zogen die Barbaren durch alle Provinzen des römischen Reiches, und wo sie hintraten, zertraten sie die heidnische Cultur. Gallien lag bereits zum Theil im vierten, gänzlich im fünften Jahrhundert verödet. In Spanien und Afrika hausten Sueven und Vandalen. Italien seufzte unter Alarich und Genserich, um sich noch einmal, aber nur auf kurze Zeit, unter Theodorich zu erheben, und dann selbst bis zum Vergessen seiner geschichtlichen Erinnerungen zusammenzusinken. Syrien ward den fortdauernden Einfällen der Perser ausgesetzt. Griechenland konnte sich vor den Gothen und Alarich nicht retten. Im Innern des Reiches zerfleischten Parteikämpfe das noch schwache Leben. Theilungen wechselten mit Kriegen der Kaiser und Usurpatoren unter einander. Die Städte und mit ihnen die Bildungsanstalten sanken in den Staub. Die stolze Roma verödete; die Theater und der Circus Maximus füllten sich mit Schutt und Gras; „die großen Thermen stürzten zusammen, und die schönen Badesessel von hellem und dunklem Stein, die prächtigen Wannen von Porphyr und Alabaster holten die Priester zu Bischofsstühlen oder zu Becken in den Taufcapellen: in den feingemalten Hallen und schattigen Gallerien hausten Diebe und Mörder, Falschmünzer und Sectirer." „Das geistige Leben verpuppte sich, und im Schweigen der Geschichte hörte man, wie Gregorovius sagt, nur noch das Fallen der Ruinen, das rastlose Bauen von Kirchen und Klöstern, das Singen von Bußprocessionen verzückter oder geängstigter Menschen, und die monotonen Litaneien von zahllosen Mönchen und Nonnen." Das Volk war gänzlich verkommen. Es seufzte unter der Last der Abgaben, und Noth, Hunger und Pest, sowie die Ungewißheit der Zukunft ließen an häusliche Erziehung und öffentliches Unterrichtswesen nicht denken. Die Schulen der Grammatisten, der Grammatiker, der Rhetoren waren für immer geschlossen. Im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert nach Christus waren die aller höheren und tieferen wissenschaftlichen Bildung baren, im Mönchsthum und asketischen Leben ihr Ziel findenden Cleriker allein nur noch Träger und Vertreter der Bildung. Und doch war bei dem allgemeinen Untergange in und mit diesen Geistlichen und ihrer Bildung ein Höheres gerettet, als Griechenthum und Römerthum zu geben vermochten: — das bereits in sich selbst sich erfassende Christenthum, das die Keime und Triebräder aller Wissenschaft und aller Kunst für alle Zeiten in sich barg. Es war die religiöse Sphäre, in der sich alles geistige Leben concentrirte.

Vor der Reformation.
Die Periode der transscendenten Erziehung.

8.

Charakter der vorreformatorischen Welt und ihrer Erziehung. Synchronistische Uebersicht der vorreformatorischen Bildung und Erziehung.

Die Idee des Christenthums ist unendlich — alles Denken und Fühlen, Sinnen und Wollen der Menschheit in Anspruch nehmend, Wissenschaft und Kunst, häusliches und öffentliches Leben, Kirche und Staat umgestaltend. Wegen ihres unendlichen Inhaltes konnte und kann diese Idee von der Menschheit nur allmählich auf dem Wege der Entwicklung angeeignet werden. Zuerst aber mußte sie in ihrer einfachsten und doch absolutesten Gestalt, in der Form der Religion, an den Menschen herantreten: aus der Religion gehen alle anderen wesentlichen Gestalten des geistigen Lebens hervor, und durch die Religion bekommen sie erst ihren Gehalt und ihre geistige Berechtigung. Alle geistige Bildung (— Staat und Kunst, Wissenschaft und sittliche Verhältnisse —) entwickelt sich aus der Religion, und die Bestimmtheit der geistigen Culturstufe, auf der ein Volk steht, prägt sich zuerst und vor Allem in seiner Religion aus. So im Christenthume. Auf der ersten Stufe seiner Entwicklung war es vorzugsweise die Religion, welche alle anderen Seiten des Geistes in sich umfaßte und in sich verschwinden ließ. Das religiöse Moment des Christenthums war so mächtig und wichtig, daß der Menschengeist in ihm, so wie in der Abeignung und Einlebung in dasselbe volle Befriedigung fand. Es war das ein großartiges Sichzurückziehen des Menschen auf seine Innenwelt, auf sein eigentliches, tiefstes Selbst, auf diejenige Region des Daseins, welche ihn mit der Gottheit verknüpft, nicht dem Vergänglichen, sondern dem Unvergänglichen, nicht der erscheinenden Welt, sondern dem ewigen Sein, das aller Erscheinung zu Grunde liegt, angehört. Das über die Welt

der Erscheinung Hinausliegende, Transscendente, erfaßte mit mächtiger Energie die Gemüther. Der Mensch, als Sohn des Himmels, wurde ein Fremdling auf dieser Erde und hielt dieser Welt Herrlichkeit nicht werth der Dinge, die da kommen sollten. Die schöne Welt war ausgekostet im Alterthume und hatte der Menschheit nicht gehalten, was man sich von ihr versprochen, und was dem Menschen dauernden Frieden gewährt. Jetzt rückte der Himmel an ihre Stelle, und der Himmelsbürger ließ den Erdenbürger nicht zu seinem Rechte kommen. Diese einseitige Erfassung des Menschen als eines überirdischen Wesens, diese völlige Herrschaft des Transscendenten bildet den Grundzug der vorreformatorischen Welt, in der das Christenthum als Weltverneinung auftritt. Nur die Welt der Religion ist die Wahrheit. Die natürliche Welt ist ohne Werth und die Flucht aus ihr das Ziel des Lebens. Daher die weltverneinende Askese, das Fasten, die freiwillige Armuth, die Ehelosigkeit. Was heilig und wesenhaft sein will, muß sich erst der Weihe der die Religion bewahrenden Kirche unterziehen. Der Staat ist als das Gebiet der rein weltlichen Angelegenheiten nur der Mond zur Sonne des Geisterreichs. Die Wissenschaft geht in der Theologie auf: an die Stelle der Geschichte treten Wunder- und Heiligenlegenden; weltliche Wissenschaften und Kunst sind unheilig, soweit sie nicht unmittelbar kirchlichen Zwecken dienen; sie haben keine selbständige Bedeutung; sie sammeln und bewahren nur; was man weiß, weiß man, weil's gesagt ist. Autorität beherrscht die weltliche und geistliche Wissenschaft, und das Selbstsehen und Selbstdenken ist beiden untersagt. In der Natur, dem Reiche der Dämonen und Hexen, herrscht an der Stelle der Gesetzmäßigkeit die Willkür; die feste Thatsächlichkeit der Natur, die unverbrüchliche Wirklichkeit ihrer Gesetze wird nicht anerkannt; die Kräfte der Natur sind nicht in den Dingen selbst liegend; darum werden sie in jedem Augenblicke durch Engels- oder Teufelswirken abgeändert oder aufgehoben, und der Mensch kann, wenn er sich mit diesen Kräften der unsichtbaren Geisterwelt in Verbindung setzt, gleichfalls wunderbare Wirkungen in der Natur ausüben. Die Natur erscheint als das Wesenlose, und gleich wie in die geweihten Andachtsstätten jener Zeit das Licht nicht durch ein rein durchsichtiges Medium, sondern durch buntbemalte Fenster getrübt fiel, gleich als wäre das reine Licht für die fromme, von der Welt und Natur sich zu Gott hinwendende Gemeinde etwas Abziehendes und Störendes, gleich als könnte nur im Dunkeln und in der Verschleierung der Natur der Geist in der Lichtflamme der Andacht auflodern; so fiel – sagt Feuerbach — selbst da noch, wo der

Geist wieder zum Denken erwachte und den Blick auf die Wirklichkeit richtete, das Licht der Natur nur getrübt und gebrochen, durch das Medium der aristotelischen Physik in den Menschen, weil er sich gleichsam scheute, die eigenen Augen aufzuthun und mit eigener Hand die verbotene Frucht vom Baume der Erkenntniß zu brechen. Das eigene natürliche Selbst ward als ein nichtiges dargestellt: mit der Erbsünde wurde der Mensch sich selbst genommen. Die ganze Welt ward verneint und aus dieser Verneinung in den Himmel geflüchtet; und diesen Himmel auszuschmücken und zu bevölkern, sowie den Gegensatz desselben zur Welt nach allen Seiten hin auseinander zu legen: das war die Aufgabe des phantastischen und phantasirenden Verstandes. Der Verstand stellt die natürliche und geistige Welt abstract gegenüber: die Gegensätze des Unendlichen und Endlichen, des Göttlichen und Menschlichen, der Gnade und der Freiheit, der Kirche und der Welt werden auseinandergehalten, und auf die eine Seite das Leben, auf die andere der Tod gestellt, indeß die extreme schwärmerische, die Schranken der wirklichen Welt überfliegende Einbildungskraft die jenseitige Geisterwelt, wie die diesseitige Repräsentantin derselben, die Kirche, mit ihren Wundergestalten ausschmückt. Die Kirche ist die sichtbare Erscheinung der göttlichen Welt, — die einzige Form, in der das Ewige auf Erden gegenwärtig ist, — „der auf Erden zurückgebliebene Glanz des Göttlichen, seitdem dieses nach der einmaligen Erscheinung in Christus wieder zum Himmel gegangen ist," — das irdische Abbild der künftigen Herrlichkeit, des himmlischen Reiches, — das alleinige Heil für den unreinen, des göttlichen Gehaltes entbehrenden Menschen, — die Bewahrerin der vollkommenen, allen Irrthum ausschließenden Wahrheit, die in ihren heiligen Handlungen das Göttliche für die Gegenwart darstellt und in ihren Lehrsätzen die göttlichen, die Vernunft weit übersteigenden, dem menschlichen Denken unzugänglichen Geheimnisse offenbart. Damit ist das, was das Innerlichste sein sollte, in Wahrheit das Aeußerlichste geworden. Der Glaube, das eigene, innere, wahrhafte Geistesleben ist für den Glaubenden ein Fremdes, das sich ihm mit Gewalt aufzwängt und ihn mit Bann und Interdict belegt, wenn er sich ihm widersetzt.

So ist die vorreformatorische Welt in zwei Welten zerzerrt, von denen die diesseitige keinen Werth hat, wenn nicht den, sich der jenseitigen abstract zu unterwerfen und von ihr absorbirt zu werden. „Im Katholizismus — so charakterisirt treffend Hegel — hatten die Menschen einen Himmel mit weitläufigem Reichthum von Gedanken und Bildern ausgestattet. Von

Allem, was ist, lag die Bedeutung in dem Lichtfaden, durch den es an den Himmel geknüpft war; an ihm, statt in dieser Gegenwart zu verweilen, glitt der Blick hinaus zum göttlichen Wesen, zu einer jenseitigen Gegenwart hinauf. Das Auge des Geistes mußte mit Zwang auf das Irdische gerichtet und bei ihm festgehalten werden, und es hat einer langen Zeit bedurft, jene Klarheit, welche nur das Ueberirdische hatte, in die Dumpfheit und Verworrenheit, worin der Sinn des Diesseitigen lag, hineinzuarbeiten, und die Aufmerksamkeit auf das Gegenwärtige als solches interessant und geltend zu machen." Da jedoch solcher antikosmisch religiöse Geist den ewigen Gesetzen Gottes, der Welt und der Menschheit, weil dem Wesen Gottes und der Natur widersprach: darum schlägt seine Verwirklichung in das eigene Gegentheil um; darum werden die Stätten der Entsagung die Stätten der Wollust, wird der Knecht der Knechte der Herr aller Herrn; darum auch tritt der Geist der Wahrheit in vielfältigster Gestalt (— als Naturwissenschaft, als Humanismus, als Erfinder der Buchdruckerkunst, als Entdecker Amerika's ꝛc. —) in Kampf gegen die zur Lüge gewordene Unwahrheit, und der Sieg in diesem Kampfe konnte nicht zweifelhaft bleiben. Welt und Natur ließen sich nur zeitweilig ihre Macht rauben, das Recht der selbständigen und freien Persönlichkeit ließ sich nur periodisch beseitigen. Der Geist des Alterthums feierte seine Auferstehung, machte von seiner Geburtsstätte aus die Wanderung durch die civilisirte Welt und stellte sich in einen zuerst unscheinbaren, dann immer schärfer hervortretenden Gegensatz zu der Einseitigkeit christlicher Himmelsschwärmerei, welche sich allmählich in ihren Gegensatz verkehrt und den Charakter gewöhnlichster Aeußerlichkeit angenommen hatte. So bereitete sich vor eine neue Anschauung und ein neues Leben. Das Endliche rückte allmählich hinein in das Unendliche, das Diesseits wurde ein Moment der Ewigkeit, der Weltbürger, der sein Wesen erfaßt und demgemäß lebt, ein Himmelsbürger. Die organische Weltanschauung bereitete sich vor. Der priesterlichen Vermittelung zwischen Gott und Mensch stemmte sich das Bewußtsein der freien Persönlichkeit gegenüber, die sich als ein Strahl aus Gott und darum bedeutender und gewichtiger fühlt, als alle Veranstaltungen, die mit dem Anspruche der Herrschaft an sie herantreten. Der Mensch trat wieder in unmittelbare Beziehung zu seinem Gott, und die Religion, welche sich als Kirchenthum und Priesterthum eine rein äußerliche Gestalt gegeben hatte, wurde Herzens- und Gewissenssache des Einzelmenschen. Bevor aber dieser Moment eintreten konnte, mußte die Innenwelt erst entdeckt werden, und das Streben nach Gotteinigkeit und Gottinnigkeit zu einem dominirenden, wenn auch einseitigen Ausdrucke

gelangen. Der vorreformatorischen Welt gegenüber wurde endlich die Autonomie des sittlichen und vernünftigten Geistes proklamirt. Jene hatte die Aufgabe, durch die rein religiöse Bildung die Menschheit heranzuziehen und darauf vorzubereiten, daß sie Gott, Welt und Menschheit mit den Augen der Vernunft anschauen lernte.

Zu diesem Ziele strebt und führt die vorreformatorische Erziehung. Sie ist wie ihre Welt, in der sie auftritt. Der Unterricht ist allein auf theologisches Wissen berechnet, und die Ergebnisse auf anderen Gebieten des Wissens werden nach dem Kirchenglauben geregelt. Zwar tritt auch die alte Welt mit ihrer Wissenschaft in die Schulen des Mittelalters herein; aber die Kirche, deren einziges Streben ist, der Welt gegenüber auf Erden ein Gottesreich zu errichten, kann es nicht dulden, daß der Geist mit Liebe sich in eine Vergangenheit versenke, die nicht die ihrige ist. Das der Grund, daß bei aller Beschäftigung Einzelner mit der klassischen Literatur für die Gesammtbildung kein günstiges Resultat erzielt ward, daß der augenblickliche Aufschwung der antiken Literatur unter Karl dem Großen und sein Nachhall im ottonischen Zeitalter ohne Erfolg für die weitere Entwicklung blieb. „Es fehlte," sagt Voigt mit Recht, „die Continuität des Strebens, es fehlte das Zusammenwirken der Strebenden. Die Wissenschaft, die blos zum Dienen bestimmt ist, kann keine Begeisterung erwecken und darum auch nicht mit Begeisterung gepflegt werden. Man lernte die lateinische Sprache aus Donatus und Priscianus, weil sie die Sprache der Kirche war; man las einen Dichter oder einzelne Schriften Ciceros, um Beispiele für die Regeln der Grammatik zu finden. Den Werth und die Schönheit des klassischen Alterthums kannte man nicht. In den Klöstern wurden die Klassiker abgeschrieben und aufbewahrt, aber ohne mit Geist und Herz dabei zu sein: sie wurden aus Gastfreundschaft aufgenommen, ein Heimatrecht hat man ihnen nie gegönnt." Und auch auf den Universitäten hatten sie selbst bei den Geistern ersten Ranges kein selbständiges Leben: auch hier dienten sie den großen Facultätswissenschaften. „Nur erst als die kirchliche Sonne im Erbleichen war, begann das Mondlicht des Heidenthums hervorzutreten." So lange sie herrschte, ward alles Wissen und aller Unterricht von der Theologie aus angesehen und behandelt. Und selbst dieser theologische Unterricht erstickte im Formalismus. — Die Zucht bestand in äußerer Aneignung von Ceremonien, von denen der innere sittliche Kern nicht berührt wurde. — Aber doch war dieser Unterricht und diese Zucht geeignet, die Menschheit mit umzugestalten, so daß auch die vorreformatorische Geschichte der Pädagogik

selbst durch die Finsterniß hindurch ein Triumphzug des Geistes zum Lichte hin ist.

In der Periode der vorreformatorischen Erziehung erweitert sich das Terrain der Menschheitsentwicklung. Die asiatischen Nationen treten zurück; unter ihnen sind nur die vom Muhamedanismus angestoßenen und getragenen Völker von historischer Bedeutung. Das morgenländische Reich bewahrt, aber nur wie einen todten Schatz, die Reste der griechischen Bildung und gelangt in seinem steifen, mechanischen Formenchristenthume zu keinem neuen, entschieden thatkräftigen Leben. Ein neuer Volksstamm hingegen, der germanische, erscheint auf dem Schauplatze der Geschichte, und indem er mit seiner Eigenthümlichkeit die Ueberbleibsel der alten Cultur allmählich annimmt und verarbeitet, vorzüglich aber mit seiner tiefen Innerlichkeit in Jugendkraft das Christenthum sich einbildet, werden seine Völker nach dem Untergange des klassischen Alterthums die wichtigsten Träger der Weltgeschichte. So auch in der Entwicklung der vorreformatorischen Pädagogik. Das morgenländische Reich und die orientalische Kirche repräsentiren **die mönchische,** und **Arabien** mit der muhamedanischen Religion **die abstract verständige Erziehung.** Die deutsch-römische Welt hingegen entwickelt sich in der **geistlichen Erziehung der orientalischen Kirche** und in der **Laienerziehung des Ritter- und Bürgerthums.**

Vom vierten bis zum achten Jahrhundert treten im Abendlande nur erst die Anfänge der pädagogischen Entwicklung auf. Von den italienischen Bischöfen machte sich Ambrosius von Mailand († 397) als Dichter von Kirchenliedern und als Beförderer des Gesanges bekannt, worauf Gregor der Große — kein Freund der klassischen Schriftsteller — Hymnen dichtete und Gesangsschulen errichtete. Martianus Capella gab 470 zu Rom sein Buch über die sieben freien Künste heraus. Theodorich ehrte die romanischen Träger der Wissenschaft, und unter ihm retteten Boëthius (gegen 500) und Cassiodor die Reste der klassischen und patristischen Literatur in Italien. — Mittelpunkt der Bildung und Erziehung waren **die Klosterschulen,** denen im Morgenlande Basilius der Große (geb. 329), im Abendlande Benedict von Nursia (geb. 480) eine Regel gab. — Besonders verbreitete sich der Benedictinerorden über Spanien, das fränkische Reich, Irland, England, Belgien, die Schweiz und das südliche Deutschland. In Frankreich wirkte ein Schüler Benedicts, Maurus, der

von dem edlen Florus Land und Unterstützung zur Einrichtung der Abtei Glannafalium (— St. Maure Glainfuit —) an der Loire erhielt, von wo aus sich die Benedictinerklöster über ganz Frankreich verbreiteten, um von Frankreich nach Irland, Schottland und England zu kommen, und von hier nach Deutschland gepflanzt zu werden. In Irland hatte schon Patrick († 465) auf der Insel Hy Schulen nach dem Muster der französischen eingerichtet. Der Benedictiner Augustinus (586) stiftete in England eine Schule in dem Kloster Cantwara (Canterbury), mit der bald die vom Bischof Egbert gegründete zu Eboracum (York) wetteiferte. Der ausgezeichnetste Lehrer Englands war jedoch Beda Venerabilis (geb. 672). Von Irland aus legte Gallus in der Schweiz 613 die Benedictinerabtei St. Gallen an. Rudbert (696) wurde der Gründer der hohen Schule zu Salzburg. Bonifacius (geb. 670) schuf in Deutschland Klöster und Bischofsitze und damit fast eben so viele Schulen und Bildungsstätten. Die berühmte Abtei zu Fulda ward 741 von seinem Zögling Sturm angelegt. — Neben den Klosterschulen entstanden durch die Bischöfe an den Hauptkirchen Anstalten zur Erziehung der Geistlichen, die durch Chrodegang von Metz († 766) zu neuem und kräftigem Leben wach gerufen wurden. — Während so sich der Geist im Abendlande überall regte, ward das griechische Kaiserthum in Kämpfen mit den Persern, Avaren, Arabern 2c., durch Sectirerei, Verketzerung, Bilderstreit 2c. hin- und hergeworfen. Unterdeß hatte aber auch Muhamed (571 bis 632) mit seiner Religion die arabischen Stämme zu einer ungetheilten Nationalität vereinigt, die mit unwiderstehlichem Fanatismus nach der Weltherrschaft strebte und, wo sie Boden gewann, zugleich Leben und Verkehr aufpflanzte. Auch Spanien ward den Arabern unterthan und unter den Omejaden, die mit dem letzten Sprößlinge des in Osten ausgerotteten Geschlechts, mit Abderrahman (759—788) auf den Thron von Cordova gelangten, zu einer hohen Blüthe der Kunst und Wissenschaft geführt. —

Im neunten Jahrhundert nahmen sich im Abendlande Kaiser, Könige und Kirchenversammlungen der Wissenschaft und der Erziehung an. Die Benedictiner, im Besitz der besten Hülfsmittel, bemächtigten sich fast des ganzen Unterrichts. An der Spitze der Literatur stand Karl der Große. Er hob die bereits vorhandenen Schulen, legte Volksschulen an, ließ tüchtige Lehrer ausbilden. Alcuin, Rhabanus Maurus, Petrus von Pisa, Paulus Diakonus, Paulinus von Aquileja und Theodulf von Orleans wirkten unter ihm oder mit ihm. Im gleichen Geiste wie Karl arbeitete in England

Alfred der Große, — in Frankreich Ludwig der Fromme und Karl der Kahle — in Italien Lothar und die Päpste. Unter den **Schulen** zeichneten sich aus: die schola Palatina, an der Alcuin, Clemens, Claudius, Amalarius, Thomas, Remigius, Johannes Skotus wirkten; — Tours mit Alcuin, Sigulf, Berengarius; — Lyon mit Leidrad und Antonius; — Corbie mit Ansgarius, Wichmann, Paschasius Radbertus, Ratramnus; — Fulda mit Sturm und Rhabanus Maurus. Außerdem finden sich Schulen zu Aachen, Mainz, Paris, Metz, Soissons, Orleans, Rheims, Fleury, Clermont, St. Alban bei Mainz, Verden, Lorsch, Ohrdruf, Frizlar, Rom, Pavia, Pisa, St. Gallen, Weißenburg, Hirschau, Einsiedeln, Hersfeld, Reichenau, St. Blasien auf dem Schwarzwalde, St. Emmerau in Regensburg, Salzburg, Magdeburg, Budec in Böhmen, Wellehrad in Mähren, Osnabrück, Bremen, Paderborn, Lüttich, Utrecht, Hildesheim, Cordova, Armai, Cloghar, Oxfort, Westmünster, Malmesburg, York, Canterbury, Schleswig &c. — Das morgenländische Kaiserthum feierte unter der mit Basilius (867) auf den Thron gelangten makedonischen Herrscherfamilie den Glanzpunkt seiner Literatur. — In Arabien förderten die Abbassiden — Harun al Raschid — die Wissenschaft, und in Spanien wuchsen unter den Kalifen zu Cordova Kunst Wissenschaft und Schulen. —

Vom Jahre neunhundert bis eintausend sanken die von Karl dem Großen &c. gestifteten und unterstützten Bildungsanstalten unter den Kriegen und Streitigkeiten der deutschen Kaiser, unter den Verheerungen der Normannen, Slaven und Magyaren, die seit 880 für Deutschland verderblich wurden. Nachdem jedoch durch Heinrich I. Deutschland vor den Angriffen der Nachbarvölker wieder sichergestellt war, wurden unter seinen Nachfolgern die verfallenen Kloster- und Domschulen restaurirt und neue errichtet. Wissenschaftlich angestoßen ward Deutschland durch seine Verbindung mit Italien und Griechenland, sowie von den blühenden Lehranstalten in Spanien: Gerbert (nachher Papst Sylverster II., † 1003), Meinwerk, Bischof zu Paderborn, und Bernward, Bischof zu Hildesheim, erwarben sich um die Wiederbelebung der Kultur große Verdienste. Die Nationalsprache ward vernachlässigt; die wiedererwachte Liebe zur klassischen Literatur erzeugte Bearbeitungen selbst deutscher Sagen in lateinischer Sprache (— „die Flucht Walthers von Aquitanien" in lateinischen Hexametern durch Eckehard, Mönch zu St. Gallen, † 973). In Frankreich verfielen die Bildungsanstalten unter den späteren Karolingern: die Bischöfe beschäftigten sich mit Waffenübungen und mit Jagd, und viele Geistliche konnten nicht einmal lesen. König Wenzel in Böhmen, Wladomir in Ruß-

land und Edgar in England liebten und förderten die Wissenschaft. Italien blutete unter den Fehden des Adels: auf dem päpstlichen Stuhle saß die Pornokratie, und nach dem Hurenregimente wurden die Päpste, je nachdem die deutschen Kaiser ein Heer in Italien hatten, der Kaiser oder der römischen Consuln und des römischen Pöbels Creaturen; doch blühten in den Städten geistliche Bildungsanstalten bei den Hauptkirchen und Klöstern, wie auch Schulen von Grammatikern. Im byzantinischen Reiche hatte noch die makedonische Dynastie den Thron inne: Constantin Porphyrogennetes (913 — 959) beschäftigte sich mit Büchern, Musik und Malerei, beförderte die Wissenschaften und gründete Schulen. In Spanien blühten unter der Pflege der Araber Medizin, Philosophie und Astronomie, Wissenschaft und Kunst im Allgemeinen.

Schulen fanden sich zu Clugny in Burgund, — Monte Cassino — Salerno, — St. Maas, — Bec in der Normandie, — Aix, — Sens, — Gemblours in Belgien, — Rouen, — Chalons, — Curbei, — Melun — Ariano, — Fontainelle, — Auxerre, — St. Germain, — Ferriere, — Montpellier, — Straßburg, — Gorze in Lothringen, — Köln, — Trier, — Babenberg (Bamberg), — Constanz, — Prag, — Schmograu in Schlesien, — Aschaffenburg, — Speier, — Eichstätt, — Halberstadt, — Hamburg, — Toledo, — Toul, — Rames, — Cambridge, — die schola dolciensis St. Mathiae bei Trier, — Leubus, — Angers. —

Im elften Jahrhundert vegetirte die klösterliche Bildung in Deutschland. Die Parteikämpfe unter Heinrich IV. drängten alle wissenschaftlichen Bestrebungen hinter die Klostermauern zurück; selbst in den Klöstern wurden die Klassiker vernachlässigt, und die lateinische Poesie verstummte: dagegen ward die Nationalsprache in den Händen der Geistlichkeit (— „Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes von Williram" in Bayern —) gepflegt und die Geschichtsschreibung unter dem Einflusse großartiger Zeitbegebenheiten geweckt. In Frankreich regierten die Capetinger: das Land war voll Fehden; der Gottesfrieden ward eingeführt; die Troubadours sangen von Liebe, Frühling und Waffen; die Schulen hoben sich wieder; im südlichen Frankreich vorzüglich entwickelten sich die Wissenschaften, besonders die Heilkunst, und die Juden hatten von Toledo bis nach Metz blühende höhere Lehranstalten. In England ward auf Befehl Wilhelms von der Normandie (1066—1087) die französische Sprache nicht allein die der Vornehmen und Angesehenen, sondern auch in den Schulen eingeführt, wodurch die Landessprache allmählich zu einer zwischen der romanischen und germanischen in der

Mitte stehenden Mundart umgeschmolzen wurde. Die Schulen der Barden, die in frühester Zeit mit ihrem Orden unter dem Schutze der Fürsten standen, später aber bei Einführung des Christenthums einer Kritik unterworfen wurden, bei der Patrick 300 Rollen alter heidnischen Dichtungen der Galen verbrennen ließ, wurden wieder hergestellt. In Italien entwickelten sich die Städte unter dem Streite zwischen Kirche und Staat zur Selbständigkeit und damit zu Wohlstand und Bildung. Mitten in der Welt der geistlichen Unsittlichkeit und in den Zeiten des Faustrechts errichtete Gregor VII. eine geistliche Universalmonarchie. Nach Dänemark ward mit dem Christenthume die Bildung durch Kanut, nach Schweden durch Olaf, nach Ungarn durch Stephan, nach Polen durch Boleslav gebracht; in Böhmen durch Wratislav die Wissenschaft befördert. In Spanien erlosch 1038 die Dynastie der Omejaden, und mit ihnen welkte die Blüthe der Kunst und Wissenschaft. Im byzantinischen Reiche gelangten 1056 die Komnenen zur Herrschaft und unter ihnen gewann die Philologie an Umfang und gestaltete sich zur encyklopädischen Wissenschaft.

Schulen: Bologna; — Salerno; — Ravenna; — Laon; — Nantes; — St. Denys; — St. Crucis in Orleans; — Lausanne; — Chartres; — Muri; — Minden; — Fünfkirchen; — Göttwig in Oestreich; — Meißen; — Gnesen und Posen; — Passau und Bamberg; — Sazawa in Böhmen; — Olmütz; — Zeitz; — Wexiö in Schweden; — Röschild; — Merseburg; — Pobbio bei Piemont. —

Elf bis zwölf Hundert: Geistliche und weltliche Macht lagen im Streite, die Vasallen erhoben sich gegen die Fürsten, das Faustrecht herrschte, und die Kreuzzüge, die zur That gewordene Poesie des Zeitalters, schoben die Wissenschaft in den Hintergrund. Das Ritterthum entfaltete seinen Glanz des Waffendienstes, suchte Abenteuer und zog zu Turnieren, indeß der finstere Mönch sein Heil in harten Kasteiungen fand und das städtische Bürgerthum im muthigen Kampfe nach Freiheit rang. Die Frau, die bisher bescheiden zurückgetreten war, erschien in und vor dem Leben, um über die Männer zu gebieten. Die Meister des Gesanges führten an Fürstenhöfen und auf Ritterburgen ihre Kämpfe auf. Universitäten wurden errichtet, und die scholastische Philosophie beschäftigte die größten Geister. Die Hohenstaufen beschützten Gelehrte und förderten die Bildung. Auch Ludwig VI., Ludwig VII. und Philipp II. in Frankreich waren Freunde des freien Bürgerthums, sicherten die Städte durch Mauern und Wälle gegen die Angriffe der Ritter und begünstigten im Interesse des Staates die Wissenschaft. In Frankreich begeisterte

Abälard (1079—1142) mit seiner Philosophie die Jugend und förderte mit seiner Heloise, die Lateinisch, Griechisch und Hebräisch verstand, durch Beispiel und Unterricht Geistesbildung und Wissenschaft. In England strebte Heinrich II. im Streite mit dem Erzbischof Thomas Becket die weltliche Macht von Rom unabhängig zu machen. Er stellte Ruhe und Ordnung durch Zerstörung der Raubschlösser und Regelung des Gerichtswesens her. In Rom gebot Innocentius III. (1198—1216), als Theolog und als Jurist gleich berühmt, über die Geister, aber auch für die Geister. Im byzantinischen Reiche verfaßte Johannes Zonaras (1126) ein Wörterbuch und gab in seinem Chronikon einen verständigen Auszug aus älteren Geschichtsbüchern.

Schulen fanden sich zu Avignon, Bologna (Universität seit 1158) Paris (Universität seit 1180 mit oft 30,000 Schülern), Montpellier (Medizin- und Rechtsschule), Köln (auch eine blühende Malerschule), Oxford (Theologie), Palermo, Barcelona, St. Victor in Paris, Basel, Freisingen, Lübeck, Winterthur, Würzburg, Engelberg, Hautecombe in Savoyen, Altenzelle in Sachsen, Gotthau in Baden.

Im dreizehnten Jahrhundert zeigte sich als Folge der Kreuzzüge ein reges Leben und Streben in allen Zweigen der Wissenschaft. Zwar nahmen die erste Hälfte dieses Jahrhunderts mannichfaltige Zerrüttungen ein, durch die der Ritterstand von seinen idealen Richtungen abgezogen wurde, und die poetischen Blüten welkten. Fürsten und Ritter hörten auf, Dichtkunst und Dichter zu lieben; Hofnarren wurden an Höfen beliebt. In der Provence ward durch die Albigenserkriege der Wohlstand zerstört; nur im nördlichen Frankreich fand die Liederpoesie eine größere Pflege. Auch begann die Inquisition ihr gräßliches Henkeramt. Aber Tüchtigkeit und Gemeinsinn sammelten sich in den Städten, und die socialen Verhältnisse strebten nach Einigung: so entstanden, oder entwickelten sich weiter die Ritterorden, die Zünfte der Handwerker und Künstler, die Städtebündnisse und die Universitäten der Gelehrten. Die gothische Baukunst blühte auf, und Erwin von Steinbach begann 1277 den vorderen Anbau und den Thurm des Domes zu Straßburg. Das Studium der Griechen und Araber, sowie Reisen von Gelehrten erhellten die Klosterzellen. Friedrich II. führte statt des verstümmelten den echten Aristoteles ein, und Alfons X. erwarb sich um Astronomie und reale Wissenschaften große Verdienste. Albert von Köln oder Albertus Magnus (1200—1289) gab der aristotelischen Philosophie die ausgedehnteste Anwendung auf die Theologie und trieb Naturgeschichte als Lieblingswissenschaft. Thomas von Aquino lehrte und sammelte in den verschiedenen

Städten Italiens seine Schüler. Roger Baco (1214–1294) drang auf gründliches Sprachstudium, ging vom Speculiren zum Beobachten, Rechnen und Messen und verfertigte Vergrößerungs- und Ferngläser. Mathematische, chemische und medizinische Kenntnisse verbreiteten sich, aber auch Alchemie und Astrologie. Neben der haarspaltenden Scholastik trat die Mystik mit ihrem Gefühl und mit Platon auf. In Castilien begann die Geschichte in der Nationalsprache zu sprechen, indeß sie in Deutschland und England noch in lateinischer Sprache geschrieben ward. Im orientalischen Reiche endlich zeigte sich mit der Regierung der Paläologen Liebe für Gelehrte und Gelehrsamkeit.

Universitäten wurden im Anfange oder im Laufe des Jahrhunderts gegründet: zu Lissabon, Weßprim in Ungarn, Salamanka, Pisa, Vicenza, Neapel, Padua, Vercelli, Oxford, Toulouse, Cambridge, Piacenza, Arezzo, Modena, Ferrara, Angers, Reggio, Coimbra, Montpellier und Toledo. Andere bedeutende Schulen fanden sich zu Amsterdam, Zürich, Breslau (wo 1267 das Magdalenäum und 1293 das Elisabethanum angelegt wird), Liegnitz, Dortrecht, Carpentras, Wien. Im Collegium der Sarbonne, vom Geistlichen Robert von Sarbonne 1252 gegründet, fanden sich bereits elf Volksschulmeister und eine Schulmeisterin.

Im **vierzehnten Jahrhundert** begann das Ringen des Alten mit dem Neuen. Das deutsche Reich fiel auseinander. Das Streben der Stände war auf das kleinste Interesse gerichtet. Kein Gemeinsinn, keine großen Ereignisse, keine erhebenden Zwecke. Die höheren weltlichen Stände rangen mit der Geistlichkeit um den Preis der Verderbtheit. Die Städte waren zu sehr mit ihren nächstliegenden Interessen beschäftigt, als daß sie ein höheres wissenschaftliches Leben hätten entwickeln können. Die Wissenschaft hatte einen mönchisch-scholastischen Zuschnitt, und nur die Mystiker erhoben sich über den Scholasticismus, kämpften gegen die Erschlaffung des religiösen Lebens und die Sittenlosigkeit der Zeit an, vertauschten die lateinische Sprache mit der Volkssprache und bildeten vornehmlich die Prosa aus. Die Päpste lebten in der babylonischen Gefangenschaft und verbrachten daselbst in heiterer Geselligkeit und bei festlichen Gelagen ihre Zeit. Unterdeß hatten sich in Italien die schönen Wissenschaften gehoben, und jeder kleine Hof, jede kleine Stadt hatte ihre Künstler und Gelehrte, auf die sie stolz war. In Frankreich ergötzte die Pariser die Confrairie de la passion in einem Klostergebäude mit ihren Darstellungen, die meist aus der heiligen Schrift und den Ueberlieferungen der Kirche geschöpft waren. In England bediente sich Geoffrey Chaucer (1328—1405)

als der erste englische Dichter der Volkssprache, und trat Wicliffe (1324—1384) mit seiner Protestation gegen die Weltherrschaft des Papstes und mit seiner Uebersetzung der heiligen Schrift aus der Vulgata in's Englische auf. Außerdem verfertigte Alexander de Spina zu Pisa (vor 1313) Brillen, beobachtete Flavio Gioja von Amalfi die Eigenschaft der Magnetnadel, erfand Berthold Schwarz das Schießpulver. Vorzüglich nahmen Wissenschaften und Künste im Norden und im Süden von Europa einen neuen Aufschwung. Im Süden standen Dante, Boccaccio, Petrarca an der Spitze der Literatur. Im Norden schuf „der deutsche Orden" geistiges Leben, und der von Gert Groote zu Deventer († 1384) gegründete Verein der Brüder des gemeinsamen Lebens, der sich schnell auch über die Rheingegenden und das nördliche Deutschland verbreitete, gewährte das Bild eines tiefinnerlichen, auch auf das Erziehliche gerichteten Lebens. Doch hatten Universitäten und Schulen immer noch einen mönchisch-scholastischen Charakter. Lehrer und Lernende führten zum Theil ein wanderndes Leben.

Universitäten wurden zu Prag (1348), zu Wien (1365), zu Heidelberg (1386), zu Köln (1388), zu Erfurt (1392) errichtet. Außerdem fanden sich Universitäten zu Rom, Avignon, Orleans, Perugia, Lerida, Dublin, Siena, Valencia, Cahors, Valladolid, Pavia, Casimierz, Pesth, Genf, Palermo rc, Prag zählte wenige Jahre nach seiner Gründung 30,000 Studirende und Bologna hatte 125 Professoren. Andere wichtige **Schulen** wurden im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts gegründet zu Verona, Mantua, Venedig, Gravesand, Leiden, Rotterdam, Schiedam, Deventer, Kempen, Alkmar, Schlettstadt, Delft, Horn, Harlem, Oudewater, Schonhafen, Culm, Durlach, Worms, Augsburg, Nürnberg, Nordhausen, Zwickau, Trient, Grünthal. —

In dem Zeitraume **vom fünfzehnten bis in die ersten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts** trat das Neue mit dem Alten in offenen Kampf. In der Religion pflanzte Huß das Panier des neuen Geistes auf. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst kam die Wissenschaft aus den Zellen der Klöster in's Leben, wo ihr Gehalt an Umfang und Tiefe gewann. Die Entdeckung neuer Welten spornte zur Forschung in den Naturwissenschaften an. Die Scholastik eilte ihrem Grabe zu und kämpfte als Nominalismus und Realismus ihren Todeskampf. Durch den Fall Konstantinopels kamen die Gelehrten aus Griechenland nach dem westlichen Europa, nach Italien, Deutschland, Frankreich und England, und mit ihnen verbanden sich die Schulbrüder; an ihren Schulen glänzten die Philologen.

Zuerst fanden die gelehrten Flüchtlinge aus Griechenland — Emanuel Chrysoloras, Georg Gemistius Pletho, Bessarion, Theodor Gaza, Emanuel Moschopulus, Johann Argyropulus, Constantin und Johann Lascaris, Demetrius Chalcondylas — in Italien empfänglichen Boden. Die Tyrannen in den verschiedenen Städten Italiens, wie die republikanischen Regierungen nahmen gleich großen Antheil an dem Fortschritte der Bildung und der Wissenschaft, und die Visconti's und Sforza's in Mailand, die Mediċäer in Florenz, das Haus Este in Ferrara, Alfons von Neapel, die Familie Gonzaga in Mantua ꝛc. suchten eine Ehre darin, die Kenntnisse des Alterthums zu befördern und Gelehrte zu belohnen. In kurzer Zeit waren bedeutende Kräfte für das Studium des klassischen Alterthums gewonnen: J. Aurispa, Leonardo Bruni, Poggio Bracciolini, Franz Filelfo, Lorenzo della Valle, Nicolo Perotto, Angnolo Poliziano; Vittorino von Feltre schien sogar schon das Griechische vor dem Lateinischen lehren zu wollen, und Guarino war der große Gymnasiallehrer, der als Mittelpunkt in Gelehrtenschulen den Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache aufstellte. In Frankreich vertraten die klassischen Studien: Nicolaus von Clemengis, Gregorius Tifernas, Georg Hieronymus, Philipp Beroaldus, Hieronymus Balbus, Hieronymus Alexander: aus ihren Schulen gingen die bedeutendsten Gelehrten, wie Robert und Heinrich Stephanus, hervor. In England waren für klassische Studien thätig: Cornelio Vitelli, Wil. Grocyn, Joh. Collet, Thomas Liancer; — und in Schottland: Garie Douglas und Patrik Panter. In den Niederlanden traten für das klassische Alterthum ein: Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg, Antonius Lieber — die Sechsmänner, welche die Verbreiter der neuen Bildung in ganz Deutschland geworden sind. In Deutschland wirkten daneben vorzüglich Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam. Speciell in Tübingen: Heinrich Bebel, Johann Brassicanus, Paul Vereander, Philipp Melanchthon; — in Wien: Vadianus, Cuspianius und Nicolaus Gerbelius; — in Freiburg: Ulrich Zasius; — in Ingolstadt Jakob Locher; — in Straßburg: Sebastian Brandt, Jacob Wimpheling und Hieronymus Gebweiler; — in Basel: Johann Oekolampadius, Conrad Pellikanus und Heinrich Glareanus; — in Mainz: Nicolaus Carbach; — in Würzburg: Johann Res: — in Fulda: Johann Crotus; — in Erfurt: Maternus Pistorus, Peter Eberbach, Eoban Hesse, Euricius Cordus, Georg Sturcius und Justus Jonas; — in Wittenberg: Johann von Stau-

pitz, Martin Luther, Johann Lange, Wenzeslaus Link, Otto Beckmann, Georg Sibutus und Heinrich Stockmann; — in Leipzig: Georg Helt, Richard Crocus und Peter Mosellanus 2c.

Neue Universitäten entstanden zu Hueska, Krakau, Parma, Würzburg, Leipzig, Ingolstadt, Turin, Cremona, Rostock, Löwen, Caen, Florenz, Bordeaux, Trier, Glasgow, Greifswalde, Freiburg im Breisgau, Basel, Ofen, Burgos, Saragossa, Upsala, Mainz, Tübingen, Kopenhagen, Aberdeen in Schottland, Alkala, Wittenberg, Frankfurt a. d. Oder. Andere wichtige **Schulen** fanden sich zu Schlettstadt, Münster, Preßburg, Ulm, München Braunschweig, Brandenburg, Stettin, Baireuth, Bockendorf und Frankenberg in Hessen, Poitiers, Nevers, Neufchatel, Luzern, Pforzheim, Dresden 2c. —

1. Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche und die abstract verständige Erziehung des Muhamedanismus.

9.

Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche.

Die orientalische Kirche repräsentirt in ihren Menschen wie in ihrem Wesen das abgestorbene Griechenthum innerhalb des Christenthums. Sie ist theoretisch Speculation, praktisch Contemplation: sie entwickelt die Metaphysik des Christenthums und stellt das Mönchsthum in seiner Consequenz dar. In die christliche Metaphysik und in das Mönchsthum spinnt sie sich ein, und schon an den pelagianischen Streitigkeiten nimmt sie nur äußerlich Theil, indeß bis dahin alle wichtigen Lehrentwickelungen von der morgenländischen und abendländischen Kirche gemeinsam betrieben und durchgesetzt waren. Sie verfolgt die von der abendländischen Kirche abgebrochenen dialektischen Consequenzen des Dogma's über das Verhältniß des Vaters zum Sohne in der Dreieinigkeit, — und stellt deshalb Untersuchungen über das Verhältniß der göttlichen und menschlichen Natur in Christus an. Daß in Christus, dem Gott-Menschen, eine menschliche und göttliche Natur vorhanden sei, war von der Kirche im Allgemeinen angenommen. Ueber die Bestimmung des gegenseitigen Verhältnisses der beiden Personen kämpfte jedoch die alexandrinische Schule — die Monophysiten — mit der antiochenischen — mit den Nestorianern, — und auch mit der Entscheidung des chalcedonischen Concils (451), daß die zwei Naturen unvermischt, aber auch unzertrennlich in der einen Person Christi vereint seien, wobei sich die abendländische Kirche beruhigte, weil sie darin ihre Bedürfnisse erfüllt sah, — war die orientalische Kirche nicht zum Abschluß gekommen. Es handelte sich in ihr nicht um Lösung der Zweifel, welche das erlösungs=

bedürftige Gemüth beschäftigten, sondern um Consequenzen des Verstandes, die nichts mehr mit der Religion und ihren Gefühlsbedürfnissen zu thun haben, vielmehr, abgesondert vom Gefühl, den geistigen Forderungen des Menschen widersprechen, nur als geistige Spiegelfechtereien Interesse haben. Sie zersplitterte sich in den monophysitischen und monotheletischen Streitigkeiten, um endlich in denselben zu erstarren. Johannes von Damascus († 754) ordnete dann noch die Dogmen mit ihren Bestimmungen, die sie in der alten Kirche erhalten hatten, und damit trat die orientalische Kirche, die keine selbständige Existenz und Organisation erhielt, sondern immer nur mit ihren Institutionen einen Bestandtheil des Staates bildete, vom Schauplatz der lebendigen Fortentwicklung ab. Sie konnte nur noch im Bilderstreit sich zerfleischen. Oder sie konnte — wie im 14. Jahrhundert zu Konstantinopel unter der größten Theilnahme des Hofes und der ganzen Nation — über die Frage streiten: Ob das Licht auf Tabor ein erschaffenes oder unerschaffenes gewesen? und auf die Frage: Ist das Wesen der Taufe das Wort oder das Wasser? sich darum für das erstere entscheiden, weil sonst Fische in der Taufe leben könnten und ein Thier, welches Taufwasser trinke, ein getaufter Christ dürfte sein wollen. Palastrevolutionen, Kampf zwischen dem Clerus und dem Heere, kirchliche Trennung zwischen Italien und dem griechischen Reiche: das sind von da ab die Hauptthaten langer Jahrhunderte, bis der Halbmond in Konstantinopel aufgepflanzt und die Sophienkirche in eine Moschee umgewandelt wird.

Der Zustand des orientalischen (griechischen, byzantinischen) Kaiserreichs, das Griechenland mit den Inseln, Mösien, Thrakien, Makedonien, Aegypten, Lybien ꝛc. umfaßte, war ein Vegetiren, kein Leben. Die Regierungsform war despotisch: der Hof prunkvoll und verschwenderisch. Zahllose, in Titeln und Ansprüchen unersättliche Höflinge, verschmitzte, sittenlose Weiber, herrschsüchtige Priester machten das Leben und die Geschichte zu Konstantinopel. Kein Besitz auf der Welt war unsicherer, als der des Thrones. Dolch, Gift, Blendung, im günstigsten Falle Abdankung und Kloster — das war das Ende von mehr als der Hälfte, freilich meist unfähiger und unwürdiger Kaiser, die sich mit einer in drei Hetärien getheilten Leibwache umgaben, welche blos aus Fremden, besonders Deutschen (Franken) und Normannen (Waräger), zusammengesetzt war, aber damit eben so wenig ihre eigne Person schützen konnten, als sie mit ihren mittelst ungeheuerer Kosten unterhaltenen Flotten und Heeren das Land von den Saracenen, Russen, Bulgaren, Petschenegen ꝛc., die bis unter die Mauern Konstantinopels vordrangen, zu retten vermochten. Sectirerei und Ver-

ketzerungen, leerer Formalismus und Intoleranz in der Religion erstickten im Verein mit dem Despotismus jede höhere Regung im Charakter des Volkes: Vaterlandsliebe war eine unbekannte Tugend. Künste und Wissenschaft wurden zwar getrieben, aber nur wie anderer Pomp — als äußerer Luxus. Die Profanliteratur (καλὰ γράμματα) blieb die Erhalterin der griechischen Sprache und die Quelle der Bildung für das Geschäftsleben. Auf die Literatur im Allgemeinen wirkte die Vorliebe der theologischen Streitigkeiten ein: sie war durchdrungen von den Sätzen und Formen der jedesmaligen Hoftheologen. Im Dienste des Hofes und der mit ihm zusammenhängenden Kirche standen Malerei, Architektur und Poesie. Sie entwickelten sich deshalb auch nicht zu eigenthümlichem Leben. Der allgemeine Charakter der Geistesthätigkeit war mechanischer Fleiß und mumienhafte Starrheit. Nirgends Schöpfung des reinen Talents, nur Werke des Sammlerfleißes in Berufswissenschaften und Philologie. Kein byzantinischer Autor — sagt Bernhardy — hat den jüngeren erzogen und ist dem Nachfolger ein Muster geworden; literarische Traditionen und Autoritäten bilden dort keine feste Bahn, sondern Jeder ging gleichsam von vorn seinen eigenen Weg. Nur das Verdienst erwarben sich die byzantinischen Gelehrten, daß sie durch ihre Sammlung von zerstreuten und seltenen Büchern die Trümmer der Wissenschaft aus dem Alterthume retteten. Vorzüglich waren es die Geistlichen, welche profane und heilige Bücherschätze anhäuften. Sie repräsentiren — sagt Bernhardy — auch in Bildung und Kenntnissen die Blüte jedes Jahrhunderts, und aus ihrer Mitte ging die Mehrzahl der Autoren hervor, zumal da Staats- und Hofmänner am Abend ihrer Laufbahn in das Kloster sich gern zurückzogen. Von den Künsten hat nur die Baukunst Eigenthümliches geschaffen. Der byzantinische Baustil strebte nach mannichfaltigem, buntem Reichthum in Ausführung, Anordnung und Ausschmückung der einzelnen Theile. Das Ganze besteht aus einem Achteck oder länglichen Viereck, bei dem später ein Langschiff durch ein Querschiff von gleicher Höhe geschnitten wird, so daß beide Haupttheile das griechische Kreuz bilden. Kräftige Pfeiler steigen frei empor und werden durch stolze Bogen verbunden, und über diesen wölbt sich die Kuppel: Kuppelbau, der sich aus dem bei den Römern üblichen Gewölbebau entwickelte.

Der Theorie der orientalischen Kirche entsprach die Praxis, der abstracten Speculation die eben so abstracte Ethik — die Flucht aus der Welt, der Kampf gegen das

Fleisch, — **das Mönchsthum.** Zunächst war das Mönchsthum dazu bestimmt, den Grundsatz der Ehelosigkeit in seiner ganzen Strenge durchzuführen. Ueberhaupt wurde ihm zur Aufgabe gemacht, das Fleisch zu bekämpfen, die materiellen Triebe so viel als möglich zu unterdrücken, in strengster Askese zu leben. In dieser Feindschaft gegen das Fleisch, Losreißung von der Materie und Flucht aus dem materiellen Leben blickte der alte heidnisch gnostische Gegensatz zwischen Geist und Materie hindurch. Von früh an zeigte sich in der Christenheit die Meinung, daß man sich durch eine gewisse Verdienstlichkeit über den Andern zu erheben vermöge; auch war die Ansicht hier und da verbreitet, daß es eine doppelte Tugend, eine höhere und niedere gebe, wodurch der aristokratische Standesunterschied der alten Welt auch in das sittliche Gebiet des Christenthums verpflanzt wurde. Das Kriterium für die Werthschätzung des sittlichen Lebens wurde bald in Aeußerlichkeiten gesucht. Die Lebensweise der Mönche erschien am aristokratischsten, weil sie die abweichendste und darum auffälligste war. Mit der Ausbreitung der Möncherei mußte darum die Veräußerlichung der sittlichen Begriffe Hand in Hand gehen. Aegypten war von Alters her das für asketische Lebensansicht und Lebensweise empfänglichste Land; es wurde auch die Wiege des Mönchslebens. Doch gab erst die Verfolgung der Christen den äußern Anstoß zur Bildung des christlichen Mönchsthums. Während dieser Verfolgung flüchteten sich Viele in die Wüsten und befreundeten sich dann in so hohem Grade mit dem Leben in der Einsamkeit, daß sie nur in ihr ein wahrhaft enthaltsames, von der Welt abgeschiedenes Leben führen zu können glaubten. Als solche Einsiedler erscheinen Antonius und Paulus von Thebä; ersterer gilt als der eigentliche Begründer des Mönchslebens. Um die Einsiedler sammelte sich bald eine kleine oder größere Schaar von Gleichgesinnten. Das Element der Gemeinsamkeit dieser Leute wurde ausgebildet durch Pachomius, welcher auf der Nilinsel Tabeona um das Jahr 340 eine gemeinsame Mönchswohnung, ein *κοινόβιον*, errichtete und schon den ersten Entwurf einer Mönchsregel gemacht haben soll. Seitdem verbreitete sich das Mönchsleben rasch und auch über Aegypten hinaus; da sich in ihm Frömmigkeit und Müßiggang in einem so schönen Bunde vereinigte, übte es auf Viele große Anziehung aus. Der Müßiggang aber bildete gerade ein zersetzendes und zerstörendes Element, weshalb die besonnenen Beförderer des Mönchslebens gerade auf diesen wunden Punkt ihr Augenmerk richteten und das Mönchsthum für das praktische Leben wieder nutzbar zu machen sich bestrebten. So hatte namentlich Basilius d. G. die Absicht, die Scheidewand zwischen dem Mönchs- und bürgerlichen

Leben so viel als möglich niederzureißen, damit das eine auf das andere heilsam zu wirken vermöge. Als eine heilsame mönchische Wirksamkeit erschien ihm zunächst der Kampf gegen den sich im Volke verbreitenden Arianismus; doch suchte er die Mönche auch an Arbeitsamkeit und eine geordnete Thätigkeit zu gewöhnen. Im Orient, wo das Mönchsleben entstand, trat es gleich anfangs sehr rasch in den verschiedensten Formen und Erscheinungen auf, um eben so rasch zu entarten. Die Selbstpeinigungen schritten ins Ungeheuerliche und endeten nicht selten in Selbstmord oder Wahnsinn. Aus der Unterdrückung der natürlichen Triebe gingen unnatürliche Leidenschaften und Laster hervor. Je größer die Entsagung, um so größer ward der Hochmuth. Endlich aber wurden die Mönche, die entweder der Wissenschaft gänzlich fremd waren oder doch nur einer leblosen Wissenschaft mechanisch dienten, für die Orthodoxie und gegen deren wirkliche oder vermeintliche Abweichungen mit Leichtigkeit fanatisirt und ein gefährliches Werkzeug der starren und erstarrten Kirche. — Das Mönchsthum ist das entsprechendste Bild der orientalischen Kirche. Im Mönchsthum gestaltete sich die christliche Freiheit zuerst in negativer Form, — als „Resignation", wie es Rosenkranz treffend ausdrückt. Das Mönchsthum auch war es, in dem sich die Bildung der orientalischen Kirche concentrirte.

Wie die Kirche, die Wissenschaft und das Leben, — so auch die Schulen. Zwar hat man im Orient nie aufgehört, mit den homerischen Gesängen, mit politischen Versen rc. zum Staatsdienste vorzubereiten. Zwar schrieben hier nicht blos Geistliche, sondern auch Laien, Kaiser, Staatsmänner, selbst Frauen in der griechischen Sprache Bücher, — wurde hier in den Klöstern die griechische Philosophie heimisch, — erfand man hier in den Klosterschulen die Lyra Gottes, die Orgel, — legte man hier den Grund zur christlichen Kunst, besonders zur Musik und Bildnerei. Auch waren hier die Kaiserschulen nicht wie im weströmischen Reiche in der Völkerwanderung gänzlich verschwunden: es wurden vielmehr wahrscheinlich von hier, in den Handelsbedürfnissen der Kreuzzüge, zuerst Bologna, dann den übrigen Universitäten, die Fackel der bürgerlichen Rechte dargereicht und selbst die erste Sammlung der geistlichen Rechte veranlaßt. Ueberhaupt war in der orientalischen Kirche, der Erbin vom altklassischen Griechenthum, eine reine, uninteressirte, objective Liebe zu den Wissenschaften übrig geblieben. Doch entbehrten die Schulen, weil sie nicht Producte innerer Bedürfnisse waren, sondern mit den Launen ihrer kaiserlichen Beschützer stiegen und fielen, weil sie nicht in Wechselwirkung mit dem Leben standen, sondern auf einzelne Kreise und Liebhaber beschränkt waren,

weil endlich ihren Inhalt nicht hellenisches Leben, sondern einseitiges und leidenschaftliches Vertreten religiöser Dogmen ausmachte, des wahrhaften lebendigen Kernes. Die Schulen, welche von den Kaisern durch besoldete Lehrer und Bibliotheken versorgt wurden, waren auf christliche Bildung und griechische Klassiker gebaut. Aber es war die Antike dabei nur eine Mumie und das Christenthum nur eine Formel. Darf man — sagt Bernhardy — die Einrichtungen, welche sich im achten Jahrhundert vorfinden, auf eine frühere Zeit zurückführen, so war ein großes Gebäude nahe dem kaiserlichen Schatze und der Sophienkirche, mit einer reichen Bibliothek versehen, der Sammelplatz für ein Collegium oder eine Facultät von 12 Geistlichen als Lehrer der Wissenschaften; an ihrer Spitze stand der kaiserliche Director, welcher mit seinen Genossen auch in kaiserlichen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme hatte. „Gegenstände der Lesung und Erklärung bildeten Grammatik, Rhetorik, Philosophie: die Grammatik auf einen immer trivialeren Auszug der Formenlehre herabgesetzt, nachdem Herodian und andere gelehrte Hülfsmittel verkürzt und in angemessene Compendien umgesetzt waren; die Rhetorik wenig mehr als ein dürrer und in Abstractionen gehaltener Commentar zum Hermogenes und Apthonius, neben Uebungen aus dem Kreise der Progymnasmen, die wenig praktischen Werth und Einfluß auf den Stil erlangten; die Philosophie endlich, in den Dienst der Dogmatik genommen und von Platon abgewandt, wurde nur an Paraphrasen oder Erläuterungen des Aristoteles geübt." „Unter den Klassikern erhielten sich im Unterricht und in der Lesung gebildeter Männer vor allem Homer, Hesiod, Pindar, in einzelnen und deshalb fleißig abgeschriebenen Dramen die drei Tragiker und Aristophanes, eine Zeit lang auch Menander und andere Komiker, von Alexandrinern Theokrit und selbst Lykophron, als Lehrbuch Dionysius der Perieget; von Prosaikern weniger Herodot als Thukydides, die Staatsreden des Demosthenes und als Seitenstück Libanius; auch wurden die Biographien des Plutarchos und Dio Cassius geschätzt." Doch ward das Alterthum launenhaft mit dem Christlichen und Kirchlichen gemischt. „Zu der Lesung des Profanen gesellte sich die Bibel mit einer Anzahl von Kirchenvätern: hieraus ist die Gewöhnung an ihre Formen, Structuren und Wörter und der gewissermaßen doppelzüngige Bestand des byzantinischen Sprachschatzes herzuleiten, wo der orientalische Farbeton, namentlich aus dem Vorrath des alten Testaments, nicht eben harmonisch mit dem gemäßigten Atticismus verschmilzt." Die anderen Wissenschaften außer der Philologie waren nur Carricaturen. Die römische Geschichte ward als ein Märchen dargestellt. Die Mathematik

war nur wegen ihrer praktischen Seite als werthvoll erachtet. Die Medizin wurde allein von Compilatoren mit Vernachlässigung der Empirie bearbeitet.

Die Sorge für die Masse des Volkes und ihren Unterricht trat ganz vor den wissenschaftlichen Bestrebungen der Begünstigten zurück. Das Kind ward an Enthaltsamkeit und Abtödtung gewöhnt. Aller Unterricht bezog sich auf den Glauben. Alles Leben hatte nur Werth, wenn es im Dienste des Himmels stand. Die Bilder hielten die Mönche für die einzigen „Bücher der Unmündigen". Worte und Sachen aus der heiligen Schrift wurden zum wörtlichen, mechanischen Auswendiglernen gegeben. – Wie das Leben der Völker im byzantinischen Kaiserthum, so war auch das Wesen der Erziehung — Starrheit, Tod. — Das Christenthum konnte bei ihnen nicht in neuschaffender Kraft auftreten. Sie hingen nur an der äußerlichen Erscheinung und drangen deshalb nicht in das innere Wesen. „Als den Grundirrthum dieser ganzen Epoche — sagt Rosenkranz — müssen wir die Tendenz betrachten, das Ideal der Gottmenschlichkeit nicht in freier Individualisirung zu produciren, sondern die geschichtliche Erscheinung desselben in äußerlicher Reproduction zu copiren. Jeder Mensch hat das Opfer seiner Individualität wieder individuell zu vollziehen. Jede Biographie hat ihr Bethlehem, ihren Tabor und ihr Golgatha."

Nach dem Untergange der römischen Herrschaft in Italien war von den alten Mächten allein noch das oströmische Kaiserthum übrig geblieben. Es überdauerte den Sturm der Völkerwanderung und erhielt sich durch die Lage seiner fast unangreifbaren Hauptstadt, durch seine festen Formen und durch einige gute Feldherren und Herrscher. Zu diesen gehörte Justinian (527—565), der mit seiner Theodora — (die lange Zeit in Konstantinopel als Schauspielerin aufgetreten war und in der sittenlosen Hauptstadt eben so sehr durch ihre Schönheit wie durch ihre Ausschweifungen Aufsehen gemacht hatte, um später, von ihren Liebhabern verlassen, die Rolle der Frommen und Tugendsamen zu spielen und dadurch den Kaiser zu gewinnen) — die politischen und religiösen Fractionen zu bändigen und die Einheit und Lauterkeit des Glaubens zu schützen strebte. Unter seiner Regierung wurden die neuplatonischen Philosophenschulen zu Konstantinopel geschlossen, und die letzten heidnischen Philosophen, unter ihnen Simplicius, wanderten nach

Persien aus. Unter der Aufsicht und Mitwirkung seines Ministers Tribonius erschien nach und nach eine Sammlung von Verordnungen früherer Kaiser (codex Justinianeus), ein Lehrbuch des Rechts (institutiones), eine Sammlung von Erklärungen und Aussprüchen früherer Rechtslehrer (pandectae) und die Verordnung Justinians (novellae): — das corpus juris, in dem die Gesetze der Römer der Nachwelt überliefert wurden. Justinian beschäftigte auch die Künste: in Konstantinopel allein baute er 25 Kirchen, — daneben Brücken, Wasserleitungen, Festungen &c. Die Gewerbsthätigkeit bereicherte er mit der Seidenzucht.

Unter den folgenden Kaisern ward das Reich fortwährend von äußeren Feinden bedroht, indeß in Konstantinopel eine blutige Thronrevolution der andern folgte. In dem Grade aber, in dem sich das Reich zerfleischte und dabei der politische und religiöse Despotismus wuchs, starb auch die Freiheit des geistigen Schaffens ab: die Literatur ward ein zünftiges Geschäft in den Händen der Geistlichkeit, die neben der Kirche dem Alterthum und der weltlichen Bildung einigen Raum gönnte. Mit Leo dem Isaurier (717—741) begann der Bilderstreit, der länger denn hundert Jahre mit der größten Erbitterung geführt ward und während dessen die Wissenschaften in tiefsten Verfall geriethen, so daß sie nur in einzelnen Klöstern auf den Inseln des Archipelagos und auf dem Berge Athos dauernd Zuflucht fanden. Leo hob die höheren Schulen auf, als ihre Vorsteher seinen Beschlüssen gegen die Bilderverehrer widerstrebten, und unter Constantin Copronimus wurden die Wissenschaften verfolgt. Seit Bardas (850) jedoch nahm sich die Regierung der Wissenschaft wieder an und wurde Konstantinopel, dem Islam und der Bildung Roms gegenüber, zum Sitz literarischer Betriebsamkeit gemacht. Er zog die verfallenen Wissenschaften aus der Vergessenheit und stiftete in der Hauptstadt eine freie Universität, die zum ersten Male weltliche Verfassung erhielt, ohne von der Kirche und von der Geistlichkeit abzuhängen, an der ausgezeichnete Lehrer in Philosophie, Geometrie, Astronomie und höherer Grammatik wirkten, und deren Vorlesungen er selbst besuchte. Für jede Disciplin errichtete er besondere Schulen, stellte an jeder ordentliche Lehrer an, ließ diese vom Staate besolden und übertrug die Oberaufsicht über das also organisirte Schulwesen dem an Einsicht, Erfahrung und Kenntnissen ausgezeichneten Philosophen Leo.

Mit Basilius kam 867 die makedonische Dynastie im byzantinischen Reiche zur Herrschaft. Die makedonische Kaiserfamilie

bezeichnete den Glanzpunkt der byzantinischen Literatur, deren Wesen jedoch auch hier aus Mangel an Productivität nur in Compilation bestand, und deren Form ohne lebendiges Gefühl für gute Sprachformen, Wortbildung und Structur war. Anmerkungen zu Klassikern, Sammlungen von Glossarien und Wörterbüchern waren die Producte, die diese Literatur erzeugte. Die Philologie, die bis in die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts ihren Mittelpunkt in Alexandria gehabt hatte, schlug von jetzt ab ihren Hauptsitz in Konstantinopel auf und gestaltete sich fortschreitend zu encyklopädischer Wissenschaftlichkeit. Bernhardy: „Ein Zweck der Studien war, das Alterthum in diplomatischer Reinheit zu sichern und mittelst einer summarischen Redaction populär zu machen; fast scheint es, als ob diese Männer gemächlich an den Rückzug gedacht hätten und die Habseligkeiten einzupacken eilten." „Hieraus gingen Encyklopädien und Collectiowerke in Menge hervor; demselben Eifer verdanken wir auch unsere vorzüglichsten Handschriften, welche gegen Ende des neunten, häufiger in den Lauf des zehnten und den Anfang des elften Jahrhunderts fallen. Gleichzeitig wurden Klosterbibliotheken errichtet, namentlich auf dem Athos und mehreren Inseln, welche sich als Fundörter bedeutender Codices einen historischen Ruf erworben haben." Basilius ging auf die von Bardas getroffenen Schuleinrichtungen ein und ließ durch den Patriarchen Photius seinen Sohn Leo zum Beschützer und gelehrten Vertreter der Wissenschaft erziehen. Photius zeichnete sich durch Reichthum an Bildung, durch selbständiges Urtheil und durch ausgedehnte Belesenheit in den Klassikern aus. „Er war ein ausgezeichneter Kritiker der griechischen Literatur, Ordner des Kirchenrechts und Sammler eines für weltliche und geistliche Lesung angelegten Glossars." Durch sein „Myriobiblon" — Auszug aus 270 Werken — hat er viele christliche und heidnische Schriftsteller auf die Nachwelt gerettet. Auch trug er aus Rednern und Geschichtsschreibern ein durch verständige Auswahl und Kürze ausgezeichnetes Wörterbuch zusammen. Sein Zögling, Leo der Philosoph, beförderte die Studien mit warmer Neigung und ordnete selbst das umfassendste Gesetzbuch der griechischen Nation, die von seinem Sohne vollendeten 60 Bücher Basiliken an. Leo's Sohn, Constantin Porphyrogennetes (913—959), sonst schwach, zeichnete sich durch literarische Betriebsamkeit aus und ließ aus seinem zahlreichen Büchervorrath eine Encyklopädie in 53 Büchern verfertigen, welche Auszüge aus griechischen Schriftstellern enthielt. Er bemühte sich — sagt Bernhardy — alle Denkmäler des Genies und der Polymathie systematisch

unter Dach und Fach zu bringen, damit die weitschichtigen, schon damals unübersehlichen Massen in einem bequemen Maße für den Hausgebrauch und die Zwecke des Hofes zu handhaben wären. Für die vier Hauptwissenschaften legte er vier besondere Schulen an, eine philosophische, eine rhetorische, eine geometrische, eine astronomische, und stellte die erste unter den Philosophen Constantin, die zweite unter den Rhetor Alexander von Nicäa, die dritte unter den Patricier Nicephorus, die vierte unter den Geheimschreiber Nicetas. Er verlangte von jedem höheren Staatsdiener wenigstens Kenntniß der Philosophie und Rhetorik, legte Bibliotheken an und stand mit den Gelehrten in beständigem Verkehr. Die Wissenschaft blühte, — aber es war nur Gelehrsamkeit, die Zeit der Grammatiker, der Regelbücher und Glossare, der Verbal- und Reallexika. An der Spitze dieser Gelehrsamkeit stand Suidas, „der kolossale Lexikograph, welcher die weitläufigen Schichten der Glossare, Commentatoren, literarischen Register und konstantinischen Auszüge zum Repertorium für das Studium der Klassiker und der Bibel, für Welt- und Kirchengeschichte verband", — stand das Etymologicum Magnum, „ein unmittelbar aus den guten grammatischen Quellenschriften gezogener Schatz für Sprach- und Sachgelehrsamkeit des Alterthums." Die poetischen Arbeiten hingegen sind ohne Werth und zeugen allein von sprachlicher Kunstfertigkeit. Die Geschichtsschreiber, in ihren Darstellungen ausführlich und kleinlich genau, berücksichtigen den Zustand des Volks und den Geist der Zeit gar nicht, sondern halten sich allein an die Aeußerlichkeiten des Staatslebens, des Hofes und der Kirche: schätzbar ist das Chronikon des Johannes Zonaras, welches die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1118 in verständiger Auswahl des Stoffes aus älteren Geschichtsschreibern, besonders aus Dio Cassius, enthält. Die Rechtswissenschaft wird bis zum zwölften Jahrhundert gefördert, obschon das Verbot Justinians, seine Rechtsbücher zu commentiren, hemmend eingriff. Die Theologie endlich, obschon Hauptstudium, war im Buchstaben und Herkommen erstarrt, weil die Geistlichkeit gänzlich von Aeußerlichkeiten, von Hofintriguen und von Leidenschaften der Parteien abhing: sie hat auch nicht ein einziges epochemachendes Werk producirt.

Seit dem Ablaufe des elften Jahrhunderts sank die Literatur unaufhaltsam, obschon die Komnene, welche den Kreuzzügen theils unmittelbar vorangingen, theils während derselben lebten, meist der Wissenschaft hold waren und diese Liebe durch Anstalten und schriftstellerische Theilnahme bewährten. Isaak Komnenus band die Wissenschaft dauernd an sein Haus, indem er seine Tochter Eudokia in aller

Bildung des Geistes und Herzens unterrichten ließ und sie mit dem hochgebildeten Constantin Dukas vermählte. Eudokia und Dukas pflegten Schulen und Unterricht, und unter ihren Nachfolgern wurden die Studien consequent auf die alten Klassiker basirt, indem die Lehrer der Grammatik und der Rhetorik auf die antiken Muster zurückgingen und die Philosophen auf Aristoteles und Platon bauten. Doch bestand die Wissenschaft nur in todtem Wissen und in sophistischer Rednerei, die wie Michael Psellus, Präsident des Stadtrathes, über alles Mögliche sprach und Bücher schrieb. Sie hatte keinen Halt mehr in sich selbst und hing deshalb von der Neigung der Gönner und Liebhaber ab. Auch fehlte ihr der Inhalt: ihn suchte sie durch Metaphern und eitlen Schein zu ersetzen. Die Grammatiker — sagt Bernhardy — sanken zu armseligen Grammatisten herab, die sich begnügten, einen armseligen Auszug der alten Wissenschaft auf Abrichtung ihrer Zeitgenossen zu verwenden. „Sie ließen die Jugend durch einen praktischen Cursus wandern, indem sie mittelst eines synthetischen Verfahrens, von zufälligen oder schwierigen Formen eines Textes ausgehend, in populärer Fragweise und mit raschen Sprüngen die Kenntniß der wichtigsten Thatsachen aus der synthetischen Grammatik einübten und auffrischten. Die Schulen der Rhetoren versammelten die Jugend, welche sich in den Aufgaben der Progymnasmen üben wollte; das feine Gewebe der Eintheilungen, Definitionen und der ehemals gefeierten Kasuistik verblieb den wenigen Männern von Fach; blutleere Weitschweifigkeit — dem Leben entfremdet.“ Die Philosophie war ein scholastisches Summiren aus Aristoteles. Der Staat glaubte alles gethan zu haben, wenn er für das Quadrivium Lehrer bestellte.

Unter den Stürmen 1203 und 1204 wurden alle gelehrten Bildungsanstalten, Bibliotheken und Schulen in Konstantinopel vernichtet: das lateinische Kaiserthum begrub die Bildung der orientalischen Kirche in Stillschweigen. Mit dem Wiederhersteller des griechischen Kaiserthums jedoch, mit Michael Paläologus (1261) und seinen Nachfolgern, trieb die Wissenschaft wieder empor und zeigte sich noch einmal warme Neigung für Gelehrsamkeit und Gelehrte. „Aber diese fast erbliche Neigung hing mit der krankhaften Geschwätzigkeit des absterbenden Byzanz zusammen, namentlich mit der unbegreiflichen Streitsucht über dogmatische Fragen.“ —

Damit war der Vertrocknungsproceß vollendet, und die orientalische Kirche mit ihrem Kaiserthum fiel darum unter den Streichen des Barbarenthums. Eine vertrocknete Mumie — war mit dem orientalischen Reiche von der Weltgeschichte der Versuch gemacht, die antike Welt,

neuen Völkern und neuem Geiste gegenüber zu erhalten. Das orientalische Kaiserreich bewahrte in unmittelbarer Tradition von den letzten Zeiten des klassischen Alterthums her und stets in denselben Gestalten die antike Bildung. Es war das Gedächtniß der antiken klassischen Welt und hatte die Aufgabe, den jugendlichen Völkern des Westens nicht allein mühsame Umwege zur Erlangung dieser Bildung zu ersparen, sondern ihnen auch immer wieder einmal die antiken Typen &c. vorzuführen, wenn sie dieselben vergessen hatten. Konstantinopel war durch viele Jahrhunderte hindurch ein stets sicherer Zufluchtsort der antiken Cultur. Zugleich war es die feste Mauer, welche die asiatischen Feinde des Christenthums und der europäischen Cultur ein Jahrtausend lang abwehrte, indeß es andrerseits die slavischen Völker zuerst aus ihrer Barbarei herausriß und ihnen das Christenthum aufpfropfte. — Und diese letztere That ist eine der größten auf seiner historischen Sendung. Denn wenn auch die den slavischen Völkern überbrachte Cultur in diesen keine lebendigen Blüten trieb, so lag dieses Resultat doch nicht mehr an den Lehrern als an den Schülern, weil diese dieselben nicht innerlich mit sich zu vermitteln wußten, sondern an der ihnen überlieferten Form haften blieben. Die Aufnahme des Christenthums unter den Slaven war — sagt Rückert — eben so sehr eine Anerkennung der Thatsache, daß sich innerhalb der Grenzen von Europa, oder in dem Gebiete der durch ursprüngliche Blut- und Geistesverwandtschaft verbundenen indogermanischen Völker Europas keine andere Religionsform neben der christlichen halten könne, als auch, weil hier auf slavischem Boden das Christenthum von Anfang an der befruchtenden Wirkung beraubt blieb, die es unter den westeuropäischen Völkern zeigte, eine Art von Protest, den der slavische Osten gegen den germanischen Westen erhob, um sich in seiner Eigenthümlichkeit gegen die unaufhaltsam vordringende westeuropäische Cultur zu behaupten. —

10.

Die abstract verständige Erziehung der muhamedanischen Völker.

Wie sich in der orientalischen Kirche und dem byzantinischen Kaiserthume der Geist der antiken klassischen Welt noch einmal zusammenfaßte, ohne jedoch vom Christenthume neu belebt zu werden, weshalb klassisches Alterthum und Christenthum, als zwei an Kraft und Einfluß sehr un-

gleiche Mächte, mechanisch neben einander gingen: so trat das gesammte orientalische Geistesleben in der Cultur des Islam als eine Einheit auf.

Der Culturkreis des Islam begann mit dem Eintritt eines neuen Volkes und einer neuen Religion in das bewußte Gebiet der Weltgeschichte.

Das neue Volk war das arabische. **Arabien,** das Weihrauchland, die große Halbinsel zwischen dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen, nördlich mit dem Festlande von Asien und Afrika im Zusammenhange, nach außen durch Meer und Gebirge geschützt, im Innern und nach Nordosten voll von dürren Steppen und brennenden Wüsten, wasserarm und drückend heiß, das Vaterland wilder Pferde, Kameele, Strauße, Gazellen und Heuschrecken, — war der Wohnplatz von Nomadenstämmen, die unter Emirs von Viehzucht und von Raub lebten, indeß die Küstenländer in Südwesten, das sogenannte glückliche Arabien, Völker unter Königen und Fürsten in großen und reichen Städten bewohnten. Wunderbar vereinte sich in diesen Volksstämmen Heldenmuth und Dichtergabe, Thatkraft und phantastische Schwärmerei, abstracter Verstand und glühende Sinnlichkeit, Freigebigkeit und Frauenliebe. Feurig, stolz, Freiheit liebend, tapfer, gastfrei – das sind die charakteristischen Eigenschaften dieser „Söhne der Wüste", die zu den Semiten gehören und deren Religion ursprünglich der einfache Monotheismus Abrahams war, unter denen jedoch auch der Sabäismus zahlreiche Anhänger hatte und Juden und christliche Secten zu finden waren, so daß sich bei ihnen fast alle Religionsanschauungen der damaligen Welt vereinten. Der Gegensatz der paradiesischen Gefilde des glücklichen Arabiens mit den dürren Wüstensteppen führte den Geist zur Naturbeobachtung und zur Astronomie, und die Mühen und Gefahren der Nomadenzüge gaben dem poetisch-ritterlichen Geiste kräftige Anregung, so daß er seinen Gefühlen in erotischen Liedern wie in wilden Schlachtgesängen Ausdruck gab und bei den großen Festen zu Mekka Dichterkämpfe anstellte, um die Preisgedichte feierlich an die Wand der Kaaba (d. i. des Tempels, in dem sich der schwarze Meteorstein befand) niederzulegen. So poetisch phantastisch, auf entschlossenen und persönlichen Muth zielend, war auch die Erziehung dieser alten vormuhamedanischen Araber. Sie suchte das National- und Stamminteresse zu wecken und zu unterhalten. Die Alten lagen am kühlen Abend vor ihren Zelten und erzählten den Jungen von den Thaten der Väter, von dem Hasse, der den Feind vernichtet, von dem Edelmuth, der sich für den Freund opfert, und Lieder des Ruhmes, der Freundschaft und der Liebe schürten dabei die Funken nationaler Begeisterung. Eine systematische Ueberlieferung wissenschaftlicher Kennt-

nisse fand nicht statt. Die Medizin entbehrte des wissenschaftlichen Charakters; die Geschichte bestand aus nichts mehr als aus Geschlechtsregistern; die Astronomie war blos noch Astrologie.

In diese Verhältnisse trat

Muhamed

(571—632) mit seiner neuen Religion ein. In vollkommenster männlicher Schönheit, in majestätischer Haltung, mit feurigen, schwarzen Augen, mit schönen Gesichtszügen, — mit Scharfsinn und Geistesgegenwart, mit Beharrlichkeit, lebendigem Gefühle und reger Phantasie, mit einnehmender Herzlichkeit und edler Beredtsamkeit begabt, ward er der Religionsstifter und Gesetzgeber der arabischen Stämme. Er wollte das Judenthum, das seinen ursprünglichen einfachen Gottesbegriff verlassen und seinen Gott zum Gott Israels verfestigt hatte, von seiner Beschränkung befreien und das Christenthum, das seinen Monotheismus im Begriffe der Trinität entwickelt und in seiner Bestimmung über die Person Christi ein anthropomorphistisches Moment in die Gottesidee aufgenommen hatte, zu seiner nach orientalischer Anschauungsweise naturgemäßen Consequenz, zu der dem Wesen des Orients entsprechenden religiösen Form, zum abstracten Monotheismus führen. „Es ist nur ein Gott, der Lebendige und Ewiglebende, der Selige, der Selbständige, der Mächtige, der Weise, und Muhamed ist sein Prophet.“ Das ist die Proclamation der in reiner Transscendenz vorgestellten Gottheit, die in absoluter Erhabenheit über der Endlichkeit thront und die weder ein Volk mit ererbten Hoheitsansprüchen, wie das Judenthum, noch einen aus der göttlichen und menschlichen Natur erzeugten Mittler, wie das Christenthum kennt, sondern von allen Menschen unbedingte Unterwerfung fordert. Ein theistischer Fatalismus, die schlechthin passive Unterordnung unter die absolut erhabene Macht der göttlichen Vorherbestimmung, die Rechtlosigkeit des Einzelnen und der ganzen Außenwelt dem Einen gegenüber: darin besteht der Hauptgedanke des Islam (d. i. Ergebung, Unterwerfung), der kein Volk, keinen Tempel, keine Leviten privilegirt, sondern jeden Gläubigen ohne Rücksicht auf Abstammung völlig gleich mit allen andern Gläubigen stellt. Die Lehren und Vorschriften desselben sind in den 114 Suren (Reihen, Abschnitten) des Koran (deutsch von L. Ullmann, Crefeld 1840) enthalten, der zugleich bei allen muhamedanischen Völkern als bürgerliches Gesetzbuch gilt und der Codex aller politischen Institutionen ist. Ergebung, Vertrauen, Dankbarkeit gegen Allah, — Waschen, Abhaltung des Gebetes, Fasten, Wallfahrt nach Mekka ꝛc. — Beschneidung, Vielweiberei, aber nicht über vier Weiber ꝛc.

— im Umgange mit Menschen Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit, Treue bei Versprechen, Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Sanftmuth, Ausdauer und Geduld ꝛc. — das waren die Pflichten, die der Moslim zu erfüllen hatte, wogegen ihm Ehebruch, Meineid, Mord, Verleumdung, falsches Zeugniß, Wucher, Spiel und Trunk ꝛc., Schweinefleisch ꝛc. streng verboten waren. Mit Erfüllung dieser Reihe von ganz bestimmten Vorschriften für das äußere und innere Verhalten konnte er sich die ewige Seligkeit erwerben; dauernde Wollust in schön bewässerten, schattigen Gärten, unaussprechlichen Genuß schwarzäugiger Jungfrauen, wenn er auf der großen Wage des Weltgerichts nicht zu leicht befunden wird, oder von der Brücke al Sirat, welche fein ist wie ein Haar und die er nach dem Tode passiren muß, nicht herabstürzt, indeß der, welcher eines nicht erstatteten Unrechts, oder eines vor seinem Tode noch nicht versöhnten Feindes ꝛc. sich bewußt ist, rettungslos in den Abgrund sinkt. Die höchste Ehre und der herrlichste und genußreichste Lohn im Jenseit erwartet aber den, der für die Ehre Gottes kämpft, bekehrt und unterjocht, während ihn hienieden nur dann Gefahr und Tod in der Schlacht erreicht, wenn ihm sein Lebensziel ohnedies von der Vorsehung gesteckt ist.

D i e L e h r e n d e s K o r a n s i n d d a s a b s t r a c t e s t e V e r s t a n d e s s y s t e m i n d e r v o r r e f o r m a t o r i s c h e n Z e i t, a b e r z u g l e i c h d i e v o l l e n d e t s t e A n s c h a u u n g d e s o r i e n t a l i s c h e n G e i s t e s u n d d a s e i g e n s t e P r o d u c t d e s a r a b i s c h e n V o l k e s. Daher die reißende Gewalt, mit der sie sich der Gemüther bemächtigen. Daher auch die Eigenthümlichkeit, daß sich mit dem Volke die Religion und mit der Religion das Volk zugleich ausbreitete. Darin endlich der Grund, daß der lebendige Entwicklungsproceß des Muhamedanismus bald nachlassen mußte, da mit der zufälligen Gefährdung und Hemmung des einen Momentes — der Religion oder des Volkes — auch das andere gehemmt ward, sowie die muhamedanische Religion deshalb, weil sie das Erzeugniß einer festbestimmten materiellen Volksindividualität und also trotz ihres geistigen Charakters an physische Existenzbedingungen geknüpft war, nicht in dem Sinne, wie das Christenthum zu einer Weltreligion bestimmt sein konnte. Aber dennoch hat die Religion Muhameds das Verdienst, die verschiedenen Stämme der Araber zu einem Volk vereinigt und dieses zum herrschenden des Orients erhoben zu haben. Zugleich hat sie den Götzendienst verdrängt und den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, sowie an eine sittliche Bestimmung des Menschen bei vielen Völkern verbreitet. Aus dem Zustande der Selbsthülfe und der Blutrache wurden die Araber durch dieselbe zur Anerkennung eines bindenden Gesetzes

gebracht. Die Annahme des Islam war für die Völker des Orients ein Fortschritt: darum die allgemeine Unterwerfung unter denselben und darum die Anzahl seiner Bekenner selbst in der Gegenwart.

Darum auch waren die Spuren der Araber von Leben begleitet. Sie brachten jugendliche Völker in Bewegung und schlugen in schon vorgeschrittenen neue Saiten der Entwicklung an. Ihre Herrschaft verbreitete sich bald über drei Erdtheile: — in Asien westlich bis zum Indus und Ganges, in Afrika bis gen Fez und Marrocco, nördlich bis an den Kaukasus und Imaus, in Europa bis an die Pyrenäen. Und mit ihrer Herrschaft schlugen Ackerbau, Handel und Gewerbe zugleich ihre Wohnung auf. Mesopotamien erstand wieder aus dem Grabe, aber in verklärter Gestalt: Wissenschaft und Kunst verschönten das Leben, und Bagdad, die Residenz des Kalifen, erinnerte mit ihren hängenden Gärten, mit ihren Wasserwerken, Kanälen und kolossalen Prachtbauten, mit ihrer blühenden Industrie und mit ihrem Luxus an das alte Babel. Mekka, der Wallfahrtsort für die Anhänger des Propheten, ward der Markt für die Producte dreier Welttheile; Jemen hatte ansehnliche Manufacturen; durch das Innere Arabiens zog das Schiff der Wüste, das Kameel, um die mannichfaltigsten Producte auf die Marktplätze zu tragen. Damaskus, die Residenz der Omejaden (661—750), schickte die Erzeugnisse seines Kunst- oder Gewerbefleißes in alle Weltgegenden. Tarsus, Emesa, Jerusalem, Tyrus und Sidon erstanden zu alter Macht und Herrlichkeit. Die Thäler von Armenien lieferten Getreide, Obst, Wein, Holz und Metalle. In dem alten Medien und Persien brachten die fruchtbaren Ebenen Oliven, Zucker und Safran, die Menschen köstliche Shawls, Pferdedecken und wohlriechende Essenzen hervor. Zu Farsistan besangen die Dichter in zarten Liebesliedern die Rosen von Schiras. In Algier, Tunis und Tripolis gediehen Viehzucht, Zucker- und Baumwollenpflanzungen, und spendeten die Gebirge Silber, Eisen und Kupfer. An Mauretaniens fruchtbaren Küsten und in seinen zwischen den emporsteigenden Gipfeln des Atlas befindlichen Thälern traten mildere Sitten und höherer Culturfleiß auf. In Aegypten zeigten die Araber ihre Meisterschaft im Feldbau, in sinnreichen Wasserwerken und Kanälen. Spanien ward in ihrer Hand ein Bild des Gedeihens und des Ueberflusses: Landwirthschaft und Bergbau, Industrie und Handel blühten, die prächtigsten Bauten wurden angelegt und Cordova soll 212,000 Gebäude und 600 Moscheen, 70 große Bibliotheken und 17 Universitäten gezählt haben. Das Reich des Islam schuf weithin Leben und wurde

dadurch weitgebietend: die Gesandten Harun al Raschid's wurden an den Kaiserhöfen am Rhein und am Hoangho feierlich empfangen, und Abderrahman nahm die Gesandtschaften von Kaiser Otto an.

Mit dem Wohlstande und der allgemeinen Bildung stieg in den Ländern des Islam auch die Kunst und Wissenschaft empor. In der Zeit, in welcher mit dem abendländischen Reiche zugleich die Cultur desselben in unaufhaltsamer Auflösung begriffen war, sich die Völkerwanderung verwirrend und verwüstend über das Abendland wegwälzte, die christlichen Priester Proscriptionslisten von Ketzern entwarfen und einen Vertilgungskrieg gegen die klassische Literatur führten, so daß diese sich in die Klöster flüchten mußte, die alten Manuscripte mechanisch copirt wurden, — in dieser Nacht des Geistes leuchtete die durch den Islam hervorgerufene Kunst und Wissenschaft als ein Strahl des Lichts, der auch im Abendlande den Geist wieder anzünden sollte: die Liebesromantik der Araber verband sich über Spanien mit dem christlichen Minnegesang, und eine wirkliche Vereinigung des Arabischen mit dem Christlichen erstand in den ältesten spanischen Romanzen; — von dem omejadischen Spanien sollen Gerbert und Guido von Arezzo ihre musikalischen Kenntnisse erhalten haben; — aus dem muhamedanischen Spanien empfing Europa den Anstoß und seine ersten Kenntnisse in den Naturwissenschaften, besonders in der Optik und Astronomie, sowie in der Baukunst; — die muhamedanische Theologie wurde das Vorbild der christlichen Scholastik ꝛc. —

Die Wissenschaft der Araber beginnt mit Muhamed. Die Zeit vor Muhamed nennt man die Zeit der Unwissenheit. Von Muhamed ab brechen die Keime der Wissenschaft hervor. Schon der Koran, die Basis der Religion, des Rechtes und der Wissenschaft, forderte früh zu kritischen Untersuchungen für die Feststellung seines Textes auf. Bald schlossen sich grammatische Forschungen an diese Kritik, und noch im ersten Jahrhundert der Hedschra traten die ersten Grammatiker, im zweiten bereits verschiedene grammatische Schulen, mit einander wetteifernd, in Basra und Kufa auf. Kurz nach dem Tode des Propheten nahmen auch die theologischen Untersuchungen ihren Anfang, deren Resultat eine Dogmatik war, die zugleich mit der Rechtslehre in engster Verbindung stand. Aller weiteren Bildung waren jedoch Muhamed und die ersten Kalifen abgeneigt, für die charakteristisch ist, daß man dem Kalifen Omar die Vernichtung der Bibliothek zu Alexandria (die jedoch lange zuvor geplündert und zerstört war) zuschreibt, weil die darin befindlichen Bücher überflüssig seien, wenn sie mit dem Koran übereinstimmten, und verderblich, wenn sie ihm wider-

sprächen. Die nachfolgenden Kalifen nahmen jedoch Wissenschaft und Kunst in ihren mächtigen Schutz, so daß sich die Geisteskeime, die im Charakter der Araber und des Islam lagen, zur vollen Blüte entfalteten und damit den Orient zum zweiten Male zu einem mächtigen Bildner der Menschheit machten. Die Omejaden und besonders die Abbassiden waren die Beförderer der wissenschaftlichen Bildung.

Unter den Omejaden ward die arabische Literatur zuerst von fremden Elementen befruchtet. Indem sie ihre Residenz nach Damaskus, der Hauptstadt des ganz vom Griechenthum inficirten Syrien, legten, nahmen sie zugleich die Wissenschaft des byzantinischen Reiches an und übertrugen Griechen und Syrern die Vermessung des Landes, die Leitung des Bauwesens, die Heilkunde ꝛc. Die griechisch-syrische Bildung wurde fortan von bedeutendem Einflusse auf die arabische Geistesentwicklung, und wenn auch dieser Einfluß den Unwillen vieler Gläubigen erregte und die Spaltung in Schiiten und Sunniten veranlaßte, so lag doch gerade hierin der Anstoß, daß sich eine muhamedanisch-scholastische Theologie bildete, und daß sich ein kühner Skeptizismus entwickelte, mit dem schon der omejadische Kalif Suleiman († 717) den Koran nur für ein schönes Gedicht und den Islam für bloßen Volksglauben hielt. Am Hofe bildete sich die freie und ausgelassene Poesie der Spötter. Und diese freie Entwicklung gelangte zu ihrem Höhepunkte, als die Abbassiden ihre Ehre in die Beförderung der Wissenschaften setzten. Nun wurden neben den Griechen auch die christlichen Gelehrten die Lehrer der Araber. Die griechischen Schriftsteller (— die Mittelspersonen hierbei waren die Syrer, die schon seit dem 5. Jahrhundert Uebersetzungen griechischer Werke besaßen —) wurden in's Arabische übersetzt, und es bildete sich, besonders seit Verlegung der Residenz nach Bagdad, eine arabisch-griechische Wissenschaft, der sich Elemente aus Persien und Indien zugesellten. Die griechische Arzneikunde fand zuerst Eingang: Hippokrates und Galenus wurden übersetzt und so verarbeitet, daß die Araber bald, und zwar durch das ganze Mittelalter hindurch, die ersten Autoritäten in der Medizin wurden. Dann folgten die griechischen Mathematiker: Mathematik und Astronomie wurden in den muhamedanischen Schulen mit dem größten Eifer betrieben, Euklides und Ptolomäus übersetzt, und bald übertrafen die Muhamedaner auch hierin ihre Lehrer. Sie suchten den Umfang der Erde mathematisch zu finden und machten deshalb die Messung eines Breitengrades in der Ebene von Sandschar; von der Sternwarte zu Schemasia bei Bagdad gingen die Beobachtungen und Berechnungen zu den Tafeln der Bewegung der

Himmelskörper aus; von Schemasia aus entstanden auch in Syrien und in den Ländern am obern Euphrat vielfach Sternwarten, und auf der Sternwarte zu Antiochia bestimmten Albatani und Albategnius zuerst mit Genauigkeit die Schiefe der Ekliptik und berechneten sie die Stelle der Sonne am Himmel in den verschiedenen Jahreszeiten ziemlich genau. Auch Botanik wurde eifrig studirt, und in der Chemie arbeitete, als der Berühmteste, Geber oder Dschiafer um 765. Am wichtigsten aber für die weitere arabische Geistesentwicklung war die Uebersetzung des Aristoteles. Nachdem dann die Schriften desselben erst bekannt waren, wurden sie unzählige Mal (— im 12. Jahrhundert noch suchte Averroes von Neuem den Aristoteles zu ergründen —) bearbeitet und erklärt und zu einem künstlichen System entwickelt, das, die Grundlage der arabischen Theologie, zuerst nach Spanien zu den Juden und dann in das westliche Europa zu den Christen wanderte. Doch blieben die Araber mit ihrer Philosophie bei der Erklärung des Aristoteles stehen, und zu dieser selbst fehlten ihnen fast alle Hülfsmittel, die aus der Kenntniß der Sprache, der Dichtkunst, der Sitten 2c. des Volkes geschöpft werden müssen, so daß ihnen vieles Klare als ein Räthsel erschien, an dem sie sich in phantastischen Deutungen ergingen.

Als Beförderer der Kunst und Wissenschaft in Arabien ragte aus den Abbassiden besonders Harun al Raschid (der Gerechte) 787 bis 809 hervor: ein orientalischer Fürst, grausam und willkürlich, aber zugleich ein Mann von Verstand, der Gelehrte und Dichter an seinem Hofe mit großer Freigebigkeit beschützte. Er stiftete die Akademie zu Bagdad nach dem Muster der dort bestehenden christlichen und jüdischen Institute, legte ähnliche Studienörter in Bassora, Kufa und Bochara an, gründete Bibliotheken, stellte Literatoren an, ließ von einer besonders dazu errichteten Gesellschaft die wichtigsten griechischen Werke in die syrische Sprache übertragen, bot dem griechischen Kaiser Theophilus eine große Summe und ewigen Frieden an, wenn er dem Mathematiker und Philosophen Leo einige Zeit in seine Dienste zu treten gestatte, unterhielt Astronomen und Astrologen an seinem Hofe, ließ 300 Gelehrte auf seine Kosten wissenschaftliche Reisen machen und wurde dadurch mit seinem Vezier Dschiafer der erste Gegenstand der Verherrlichung für die Dichter und Märchenerzähler (— in den Märchen durchdringen sich die wundersüchtige Phantastik, die sinnige Spitzfindigkeit und die eigenthümliche Schlauheit des semitischen Geistes in schlagendster Weise —), die in „Tausend und eine Nacht" seine Weisheit und Gerechtigkeit preisen. — Auch nach Harun noch, besonders von 946 bis 967, erfreuten sich die Wissenschaften und Künste der Protection der Kalifen in Aegypten

und Asien, bis von 1055 ab die Seldschukken über Vorderasien herrschten und die arabische Herrschaft nur noch dem Namen nach bestand.

In **Persien** erwies sich der Muhamedanismus besonders fruchtbar und schöpferisch. Hier ging man in Poesie und Philosophie über den starren Deismus hinaus zum Sufismus, der Gott in allen Himmeln leuchtend, in allen Pflanzen keimend fand, und aus dem heraus der größte mystische Dichter des Morgenlandes, Dschelaleddin Rumi († 1262) sang:

Ich bin das Sonnenstäubchen, ich bin der Sonnenball;
Zum Stäubchen sag' ich: Bleibe! und zu der Sonn': Entwall!
Ich bin der Morgenschimmer, ich bin der Abendhauch,
Ich bin des Haines Säuseln, des Meeres Wogenschwall.
Ich bin der Mast, das Steuer, der Steuermann, das Schiff;
Ich bin, woran es scheitert, die Klippe von Korall.
Ich bin der Vogelsteller, der Vogel und das Netz.
Ich bin das Bild, der Spiegel, der Hall und Wiederhall.
Ich bin der Baum des Lebens und drauf der Papagei;
Das Schweigen, der Gedanke, die Zunge und der Schall.
Ich bin der Hauch der Flöte, ich bin des Menschen Geist,
Ich bin der Funk' im Steine, der Goldblick im Metall.
Ich bin der Rausch, die Rebe, die Kelter und der Most,
Der Zecher und die Schenke, der Becher von Krystall.
Die Kerz' und der die Kerze umkreist, der Schmetterling;
Die Ros' und von der Rose berauscht, die Nachtigall.
Ich bin der Arzt, die Krankheit, das Gift und Gegengift.
Das Süße und das Bittre, der Honig und die Gall!
Ich bin der Krieg, der Friede, die Wahlstatt und der Sieg,
Die Stadt und ihr Beschirmer, der Stürmer und der Wall.
Ich bin der Kalk, die Kelle, der Meister und der Riß,
Der Grundstein und der Giebel, der Bau und sein Verfall.
Ich bin der Hirsch, der Löwe, das Lamm und auch der Wolf,
Ich bin der Hirt, der Alle beschließt in einem Stall.
Ich bin der Wesen Kette, ich bin der Welten Ring,
Der Schöpfung Stufenleiter, das Steigen und der Fall.
Ich bin, was ist und nicht ist. Ich bin, o der du's weißt,
Dschelaleddin, o sag' es! Ich bin die Seel' im All.

An diese Allseele soll sich auch der Mensch hingeben:

Wohl endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod.
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht, den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz,
Als wie vom Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt

Das Ich, der dunkele Despot.
Du laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth.

In **Syrien** auch blühte die Wissenschaft in schöner Blüthe. Damaskus, Emesa, Aleppo &c. wurden Bildungsstätten, an denen gelehrte Muhamedaner, Christen und Juden ihre Lehrstühle aufschlugen und zu denen aus den verschiedensten Völkern wißbegierige Schüler eilten, die also Lehrer aus den verschiedensten Religionen hörten und sich bei ihrer Auswahl derselben nur von deren Rufe leiten ließen. Abu-Nasri Muhamed eben Tarchan war von Geburt ein Türke, ward in Abulfeda erzogen, lernte in Bagdad Arabisch und studirte daselbst Philosophie, ging darauf nach Haran, um philosophische Vorlesungen bei einem gefeierten christlichen Lehrer zu hören, reiste, nach Bagdad zurückgekehrt, nach Cairo, und ward endlich an die Lehranstalten zu Damaskus gerufen, wo er von Seif-ed-Daula einen Gehalt von täglich vier Dirhem empfing.

Die muhamedanischen Schulen sind gleich anfangs mit der Einführung des Islam gegründet worden. Der Koran machte die allgemeine Verbreitung der Lese- und Schreibkunst wünschenswerth. Der Prophet selbst soll nach der Tradition durch ein Wunderwerk des Engels Gabriel der Schreibfertigkeit urplötzlich theilhaftig geworden sein. Bei jeder Moschee wurde eine Schule errichtet, in welcher die Geistlichen und Kirchendiener den Unterricht ertheilten. Diese Einrichtung, so wie die Gestaltung der Schulen selbst ist bis auf den heutigen Tag dieselbe geblieben. Die männlichen Kinder der Aermeren besuchten und besuchen diese Elementarschulen vom fünften bis zum achten Jahre; alsdann schließt gewöhnlich mit der Beschneidung die Schulzeit ab. Die Kinder der Vermögenden, welche sich eine höhere Bildung erwerben wollen, setzen den Besuch der Elementarschulen bis zum 14. oder 15. Lebensjahre fort. Den Inhalt des niedern Elementarunterrichts bildet der Koran; er wird als Lesebuch benutzt und theilweise, manchmal auch vollständig auswendig gelernt; vor allen Dingen aber werden die vorgeschriebenen Gebete dem Gedächtnisse eingeprägt. Man schrieb auf das mit Elfenbein oder Knochen bis zur Glätte des Glases polirte Pergamentpapier und bediente sich von jeher dazu der Rohrfedern. Die Dinte hat fast die Dunkelheit unserer Druckerschwärze. Das Schreibzeug, wie es heute noch die Schreiber und Gelehrten in ihrem Gürtel oder in der Brusttasche tragen, hat die Form einer kleinen Pistole. Im Laufe stecken die Federn und das Elfenbein-Federmesser; im breiteren Theile finden sich das Dintenfaß und Wachs zum Siegeln der Briefe. Die Elementar-

schulen heißen in der Türkei Methebs und finden sich immer bei den Moscheen zweiten Ranges. Die Medresse, d. h. die Collegien oder Hochschulen, sind mit den großen Moscheen verbunden. Die Elementarschulen standen von jeher unter der Aufsicht der Imam, der Geistlichen an der Moschee. Neben diesen Schulen wurden auch andere bei Begräbnißplätzen, Brunnen und Derwischklöstern von Privatpersonen gestiftet. Außer einem freiwilligen unbedeutenden Geschenk an den Lehrer fand niemals eine Bezahlung für den Unterricht statt. — Beim Unterricht selbst, namentlich beim Einlernen des richtigen Sprechens und Schreibens, sowie beim ersten grammatischen Unterricht scheint man frühzeitig einigermaßen methodisch zu Werke gegangen zu sein. Man ersieht wenigstens aus der 39. Makame des Harriri — „der Schulmeister von Hims,", — daß der Unterschied der weichen und harten, überhaupt der ähnlich klingenden Laute nicht blos durch einzelne Worte veranschaulicht wurde, die bis auf die betreffenden Laute alle übrigen mit einander gemein haben, wie Eichenschaft und Eigenschaft, Saite, Seite und Seide &c., sondern daß man auch bestrebt war, solche Worte in behaltliche Sätze und in pikante Verse zusammenzustellen. Z. B. Unterschied zwischen G und Ch:

> Reichen dünken sich die Bettler gleich, wenn sie
> Trunken sich die Hand gereicht zum Reigen.
> Eichen haben feste Wurzeln tief im Grund,
> Nur dem Schilfrohr ist das Schwanken eigen.

Unterschied zwischen T und D:

> Leiten sollst du die Verirrten auf den Pfad,
> Und mitleidend trösten, die da leiden.
> Weiten Ländern ziehet zu ein Stamm, wann eng
> Werden für sein Vieh der Heimath Weiden.

Aehnlich verfuhr man zur Verdeutlichung des Unterschiedes von Präpositionen, die mit einander verwechselt werden konnten, wie z. B. Vor und Für:

> Vorsprach halt im Vorübergehn vorm Nachbars Thor.
> Fürsprache such' im Himmel dir und im Palast.
> Vorliebe für die eignen Kinder ziemt dem Mann,
> Fürlieb mit dem ihm Vorgesetzten nimmt ein Gast.
> Vorwitz ist lächerlich, wenn er für Witz sich hält.
> Gott sieht für dich, wo du nicht siehst, und sieht vor dir,
> Heil dir, daß du den Für- und Vorherseher hast.

Auf ähnliche Weise mit den Verben, die den Stammlaut in manchen Zeiten verwandeln:

> Gelungen ist mir, was noch Keinem so gelang;
> Daß jedem Wünscher nur sein Wunsch gelinge.

Zugleich strebte man, der Jugend mit einem feinen Gehör eine feine Aussprache zu verschaffen:

> Thu nimmer, was die Meisten thun immer.
> O nähre dich lieber ohn' Aehre, als ohn' Ehre.
> Die Leidenschaft meide, die Leiden schafft.

Aus dem ganzen Context der Makame geht außerdem hervor, daß die Schüler solche Sätze und Verse selbst machen mußten. „Der Lehrer sprach: Recht so, mein Lümmel, — kein Muff ist an deinem Kümmel. Darauf rief er: Rohrdommel, — der Schultruppe Vortrommel. — Du starkschäftiger! — Du markkräftiger! — Du wohlrüstiger! nicht hohlbrüstiger! — Rühr' dich und setze mir in Handlung — eines Zeitworts Selbstlautwandlung!" 2c. 2c. — Abu-Seid, der Schulmeister von Hims, erklärt sich zuletzt selbst für einen Vertreter des formalen Principes: „Und so hab' ich nun dir und deinen Genossen — die Schreine mit den Perlen des Wissens ergossen, — auf daß ihr, vom Himmel begnadet, — mit Lust darin gebadet, — des Staubes und des Schmutzes der Unwissenheit euch entladet. — Ich habe nach dem Maße meiner Kräfte — euch polirt wie Lanzenschäfte — und wie Schwerter versehn mit dem Hefte, — daß ihr brauchbar seied zu jedem Geschäfte. — Ihr habt die Blüten der Sitte gepflückt — und euch mit dem Schmuck der Bildung geschmückt; — das gedenket mir und vergesset es nie auf der Erde, — wie ich euer gedenken und nie vergessen werde, — und fest stehe in Unwankbarkeit — in euren Herzen gegen euren Lehrer die Dankbarkeit." —

War die Jugend in den Elementarschulen bis zum 14. oder 15. Lebensjahre auf diese Weise geschult, so wurden vom 16. bis zum 20. Jahre zur weiteren Ausbildung Reisen unternommen und die berühmtesten Gelehrten, welche ihre Vorlesungen öffentlich hielten, besucht. Diese Vorlesungen betrafen die höhere Grammatik, die Institutionen oder Fundamentalwissenschaften der Theologie und Jurisprudenz, Dogmatik, Erklärung des Koran, die Traditionen, Philosophie, Logik, Dialektik 2c. Die Lehrer waren größtentheils Privatgelehrte, die entweder einen festen Wohnsitz hatten, oder auf Reisen an verschiedenen Orten längere oder kürzere Zeit verweilten und ihre Hörsäle an dem jedesmaligen Aufenthaltsort eröffneten. Das Lehreramt war an keinen besonderen Beruf gebunden; jeder, der Neigung und Beruf in sich verspürte, eröffnete derartige Vorlesungen. Dieselben wurden entweder öffentlich gratis gehalten, oder die Schüler bezahlten ein freiwilliges Honorar. Als Lehrer fungirten auch angestellte Personen, wie Vorleser und Prediger an den Moscheen, Marktaufseher, Secretäre, Richter, selbst

Kaufleute und Handwerker, mit oder ohne Gewerbe. Diese Eigenthümlichkeiten nahmen selbst dann kein völliges Ende, als die Kalifen in den größeren Städten Akademien gründeten und die Lehrer an denselben vom Staate besoldet wurden. Am berühmtesten waren die hohen Schulen zu Bagdad, Basra, Bochara, Damaskus und Samarkand. Mit den sich steigernden Anforderungen an die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten entwickelten sich einige derselben zu wirklichen Akademien. Bagdad, Nisabur, Damaskus, Cahira erhielten prachtvolle akademische Gebäude, die gewöhnlich nach ihren Gründern benannt wurden. An den Akademien wurde Theologie, Jurisprudenz, Philologie und Philosophie gelehrt; für die Naturwissenschaften gab es besondere Anstalten. Arzneiwissenschaft wurde in den Krankenhäusern gelehrt; doch kam man gerade in dieser Wissenschaft über die dürftigsten Anfänge nie hinaus. Und dies aus zwei Gründen. Einmal fürchteten die Priester, in Folge der Heranbildung von Aerzten weniger Amulette und Talismane zu verkaufen: sie legten daher dem Aufblühen der medizinischen Wissenschaft alle möglichen Hindernisse in den Weg und standen in dieser Beziehung im Bunde mit den Aufsehern fürstlicher Harems, welche Wunderwasser als Universalmittel verkauften. In diesem Wasser wusch man den kameelshärenen Mantel des Propheten, nachdem ihn die Gläubigen als Reliquie andächtig geküßt hatten. Ein fernerer Widerstand gegen die Entwicklung der Medizin kam von dem Volke der Gläubigen, welches das Seciren von Leichen von jeher für eine große Sünde hielt. — Die Professoren und Studirenden wohnten in einem Gebäude zusammen, und die ersteren bezogen meistens ihren Gehalt aus den mit der Anstalt verbundenen Dotationen. Die Lehrer wurden von den Gründern und nach deren Tode von der Regierung angestellt. Es mußten Männer sein, die in allen möglichen Fächern unterrichten konnten, da jede Akademie gewöhnlich nur einen Hauptlehrer hatte. Einige Lehrer lehrten zu gleicher Zeit oder nach und nach an verschiedenen Akademien einer Stadt; andere wurden von einer Akademie an die andere berufen, oder verließen freiwillig eine Anstellung, um eine andere zu suchen; viele versahen zugleich die Stelle eines Kadi. Zuweilen waren jüngere Lehrer und ein Universitätsprediger als Repetenten angestellt. Die Vorträge wurden entweder frei, oder nach Dictaten, oder nach ausgearbeiteten Heften gehalten; die Schüler pflegten, wie bei uns, nachzuschreiben. Jede Akademie hatte ihre Bibliothek. Die Büchersammlungen wurden öfters dadurch bereichert, daß die Professoren sowohl ihre eigenen Werke, als auch ihre Privatsammlungen an dieselben vermachten. F. Wüstenfeld zählt 37 mehr oder weniger bedeutende Akademien, die Namen der

berühmt gewordenen Lehrer und die Titel ihrer Schriften auf. Für Bagdad sind 2 Akademien, für Nisabur ist eine, für Damaskus sind 21, für Jerusalem ist wiederum eine, für Cahira sind endlich 12 Akademien verzeichnet. — Seit den ältesten Zeiten wird übrigens **Buchara** als Hauptsitz und Mittelpunkt muhamedanischer Gelehrsamkeit gepriesen. Alte und neue Dichter singen von der Anzahl seiner Medressen: Buchara wird „die Stärke des Islam" genannt. In Buchara und in Samarkand waren in früheren Zeiten außer den Lehren des Koran und seinen vielen Supplementen auch Astronomie, Geschichte, Heilkunde und Alchemie Gegenstände des Unterrichts. Gegenwärtig beschränkt sich der vieljährige Cursus der oft sehr betagten Studenten allein auf die Theologie; medizinische Bücher in arabischer Sprache, Anfangsgründe der Mathematik und vaterländische Geschichte werden zwar von vielen Lehrern und Schülern gelesen und getrieben, gehören jedoch nicht zum Studienplane und werden auch nicht von der Regierung gewünscht und unterstützt. Charykow schätzte die Anzahl der Medressen im ganzen Chanate auf 180—200 und die Anzahl der Studenten auf 15—16,000. Außer den Hochschulen gab es zu seiner Zeit circa 1800 — 2000 Elementarschulen mit 150 — 160,000 Schülern. Zuerst giebt der Vater seinen Sohn vom 6. bis 10. Jahre in eine kleine Elementarschule, die fast in jeder Straße zu finden und daran zu erkennen ist, daß die Thüren und die kleinen mit Schilfmatten verhängten Fenster derselben nach der Gasse gehen. Hier lernt der Schüler von dem Sufi oder Mullah einer Medresse das Lesen und die täglichen Gebete auswendig. Will der Vater ihn dem geistlichen Stande widmen und hat der Sohn dazu die nöthigen Anlagen, so giebt er ihn auf 15 bis 16 Jahre in eine Medresse. Mit der Einwilligung des Oberpriesters bekommt er daselbst ein Zimmer und tritt unter die Aufsicht und Leitung eines Mullah, der bei der Medresse als Lehrer angestellt ist. Jetzt überläßt sich der junge Mensch dem Selbststudium und wird von dem alten Mullah oder den schon weiter vorgeschrittenen Mitstudirenden eben nur geduldet. Das Studium besteht im Lesen und Auswendiglernen des Koran und ungefähr 30 anderen Büchern, die entweder Supplemente zum Koran oder Legenden ꝛc. sind. Vollendet der Student seinen Cursus nicht gänzlich, so erhält er eine untergeordnete Stellung als Küster (Sufi) oder Lehrer bei einer kleinen Moschee. Hat er dagegen den ganzen Cursus vollständig absolvirt, so stellen ihm mehrere Mullahs, mit denen er verkehrte und die ihn belehrten und mit ihm disputirten, ein Diplom aus, das sie mit ihrem Siegel bekräftigen. Hierauf wird der Name des auf diese Weise Promovirten mit einer kurzen Aufzählung seiner Kenntnisse in ein

besonderes Buch eingetragen, das die Namen aller bucharischen Mullahs enthält, und das der Oberpriester des Reichs aufbewahrt. Jetzt erst hat der neue Mullah das Recht, sich zu den Geldspenden einzufinden, die jährlich vom Wesir im Namen des Khaes an die Geistlichen vertheilt werden. Will sich ein Student verheirathen, so kann er es thun, muß aber dann das Seminar verlassen und die mit dem Aufenthalte in demselben verbundenen Vortheile entbehren. Es giebt Studenten von 30 Jahren und darüber, die Familienväter sind und während ihrer Studienzeit sogar mit den Karawanen in Handelsgeschäften nach Orenburg ziehen.

Ihre höchste Blüte entfaltete die Cultur des Islam in **Spanien**, und zwar in der Zeit, als daselbst bereits die Macht der kleinen christlichen Könige zunahm, unter Abderrahman III. (912—961) und unter dessen Sohne Hakem II. (961—976), der durch ganz Spanien Collegien und Bibliotheken anlegte und selbst eine Bibliothek von 600,000 Büchern gehabt haben soll, deren Verzeichniß allein 44 Bände einnahm. Nie sind Künste und Wissenschaften in Spanien zu solcher Höhe emporgestiegen, als unter der Herrschaft dieser Kalifen. Ihre Paläste zu Cordova glänzten nicht nur in kostbarstem Gold- und Silberschmuck, und ihre Leibwache von 1200 jungen Rittern strahlte nicht allein in prachtvoller Rüstung, die Säbel mit goldenen Gefäßen: die Gestade des Guadalquivir verwandelten sich in ein Paradies, in dessen Umgebung 12,000 Dörfer sich erhoben und wie durch Zauberhand prächtige Schlösser, Villen, Moscheen, Brücken ꝛc. entstanden, indeß die Dichter in unaufhörlichen Wettkämpfen um den Preis des Gesanges rangen. Cordova, Toledo, Saragossa, Valencia, Murcia und Sevilla blühten in fast unglaublicher Schönheit. Cordova, das eine Länge von fünf, nach Andern von zehn Stunden gehabt, und sich drei Stunden in die Breite ausgedehnt haben soll, zählte 900 öffentliche Bäder, 50 Spitäler und 80 öffentliche Schulen. Selbst höhere Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht bestanden daselbst: in ihnen ertheilten Frauen ihren Schülerinnen Unterricht in den Gegenständen der damaligen Wissenschaft, erklärten ihnen besonders Gedichte, denn die Dichtkunst war so allgemein verbreitet, daß auch Frauen schrieben und dichteten. In den höheren Schulen zu Cordova, Toledo, Salamanca und Sevilla wurden fast alle Fächer des menschlichen Wissens, muhamedanische Theologie und Gesetzeskunde, Mathematik, Astronomie, Geschichte und Geographie, Grammatik und Rhetorik, Medizin und Philosophie gelehrt. In ihnen wirkten jüdische, muhamedanische und christliche Lehrer in collegialischer Verbrüde-

rung neben einander. Die Studirenden wohnten in Collegien und mußten sich von Zeit zu Zeit Prüfungen unterwerfen. Die Lehrer ließen zuweilen durch Vicarien lehren. Häufig auch lasen die Schüler in des Lehrers Gegenwart dessen Bücher. In den niederen, meist mit Moscheen verbundenen Schulen wurden den Zöglingen gewöhnlich Kleidung und Unterhalt umsonst verabreicht. — Der wissenschaftliche Ruhm Spaniens verbreitete sich über das ganze christliche Europa. Die arabischen Schulen in Spanien wurden als Sitze der griechisch-arabischen Literatur und der aristotelischen Philosophie von den christlichen Gelehrten besucht. Dort studirte Gerbert, nachmals Papst Sylvester II., seit 999 Philosophie und Mathematik. Dorthin auch wallfahrteten die Engländer Adelard im 11., Robert und Daniel Morley im 12. Jahrhundert. Aus den arabischen Uebersetzungen, zum Theil auch aus hebräischen Töchterversionen holten die Scholastiker ihren lateinischen Aristoteles. Von dem arabischen Spanien erhielt das christliche Europa den ersten Anstoß zur Entwicklung seiner Wissenschaft, — von hier die neuen Zahlzeichen, Kenntniß des Schießpulvers, das Lumpenpapier &c. — Doch nur bis Ende des zehnten Jahrhunderts steht die Wissenschaft und Kunst in Spanien in hoher Blüte: mit dem Ende desselben beginnt der Verfall derselben, und als 1038 die Dynastie der Omejaden erlosch, zerfiel das Reich in mehrere kleinere Herrschaften, die in Kämpfen unter einander und in Kriegen mit den christlichen Staaten Spaniens ihr Leben zerrütteten. Als endlich Ferdinand III. die christlichen Reiche Spaniens, Castilien, Leon und Aragonien unter seinem Scepter vereinigt hatte und Cordova verloren ging, da war es um das Leben des arabischen Geistes in Spanien gänzlich geschehen.

Die Cultur des Islam und damit die arabische Erziehung steht dem Wesen nach auf derselben Stufe, auf der sich die mittelalterliche Bildung des Abendlandes befindet. Sie ist die abstracte Zusammenfassung des gesammten orientalischen Geisteslebens. Nur in der Poesie und vorzüglich in der Lyrik waren die Muhamedaner ihrer Natur gemäß schöpferisch: ihre Poesie zeichnete sich aus durch erhabene Gedanken, schlagende Bemerkungen und phantastische Bilderpracht. In der Baukunst leisteten sie, entsprechend der großen Ausbildung der technischen Thätigkeiten im orientalischen Geiste, relativ Vollkommenes — regelmäßige Zierlichkeit und phantastische Fülle. Die Theorie ihrer Musik hatten sie aus den Griechen geschöpft: sie rechneten dieselbe zur Mathematik, vermochten aber das Wild der Töne nicht in Netze zu bringen,

d. i. hatten keine Noten oder Tonschrift, in welche die schweifenden Töne eingefangen werden konnten. Malerei und Sculptur fehlten aus Mangel an concret geistiger Darstellungsfähigkeit. Die Naturwissenschaften und die Mathematik, die sie zuerst von den Griechen herübernahmen, empfahlen sich ihnen wegen ihrer handgreiflichen Bedeutung für die sinnliche Wirklichkeit, besonders aber wegen der mechanischen Gesetzmäßigkeit und wegen des Begriffs der Nothwendigkeit, welcher die ganze Geistesanschauung des Islam beherrschte, und den sie in diesen Wissenschaften begründet sahen. Aber auch diese konnten sie nicht organisch weiter entwickeln; sie setzten nur, sagt Rückert, der schon vorhandenen Summe des Wissens eine Menge neuer Bestandtheile zu und erweiterten so, getreu dem innersten Wesen des orientalischen Geistes, mechanisch das Gebiet des Wissens, ohne die Wissenschaft selbst weiter zu bilden. Die Astronomie, die Hauptnaturwissenschaft des Arabers, die schon von den ältesten Zeiten her die arabischen Nomaden, die des Nachts ihre Heerden hüteten, pflegten, indem sie den dort stets heiteren gestirnten Himmel beobachteten, blieb zum größten Theil im Dienste der Astrologie und verschwisterte sich dann mit kabbalistischer und magischer Weisheit: selbst berühmte Astronomen gaben sich zur Nativitätsstellerei, Traumdeuterei, Wetterprophezeihungen 2c. her, und schrieben Anweisungen, wann gut aderlassen, gut haarabschneiden, gut heirathen 2c. sei, wie man Diebstähle entdecken könne 2c. In der Chemie machten die Araber zwar mannichfaltige Erfindungen (— in dem Werke des Abu Mussah Dschafar al Sofi aus Harran in Mesopotamien, gewöhnlich Geber genannt, kommen manche Quecksilberbereitungen, als ätzendes Sublimat und rothes Präcipitat, Scheide- und Königswasser, salpetersaures Silber 2c. vor —); aber doch geht ihre Chemie in der Astrologie auf. Selbst in der Philosophie konnten sie nur Detailausführungen der großen, von den Griechen schon festgesetzten Gesichtspunkte liefern: die Philosophie blieb abstract verständig, dualistisch, wie die muhamedanische Religion, und vermochte höchstens in pantheistischer Mystik über den Gegensatz hinwegzuspringen. Auch zu keiner wissenschaftlichen Ethik gelangte die Cultur des Islam, schon weil ihr die beiden ethischen Grundbegriffe (— der freie Wille und die Persönlichkeit —) fehlten. Und weil sie keine Ethik hatte, darum hat sie auch keine wissenschaftliche Pädagogik. Eine wirkliche, das ganze Volksleben durchdringende und hebende Erziehung konnte schon aus diesem Grunde und dann vor allem deswegen nicht gedeihen, weil die Polygamie ein wirklich erziehliches Familienleben unmöglich macht; wo aber dieses fehlt, versiegt die Quelle originalen, schöpferischen und

darum neugestaltenden Menschenthums gar bald, und damit ist der Culturentwicklung eine unübersteigliche Grenze gesetzt, die stete Verjüngung der Volkskraft zu einer Unmöglichkeit geworden und so in den Anfang der Volksentwicklung zugleich der Keim des Untergangs hineingelegt.

Von hohem Interesse und von praktischem Geiste erfüllt, auf Beobachtung und Erfahrung gegründet, ist jedoch

das Buch des Kabus,

das Kjekjawus (ungefähr 1060), ein Fürst der die Länder an der mittägigen Küste des kaspischen Meeres bewohnenden Dilemiten, seinem Sohne Ghilan Schach als Unterweisung gab. Er hatte selbst in seinem früher aus der Zerstückelung des Kalifats hervorgegangenen Reiche die Veränderlichkeit der Dinge erfahren, und würde schon, ehe er den Thron bestieg, im Schiffbruche untergegangen sein, wenn ihn sein Vater in der Kindheit nicht hätte schwimmen lernen lassen. Ein ähnliches Verdienst wollte er sich um seinen Sohn erwerben, indem er ihm ein Buch überlieferte, mit dessen Hülfe dieser sich aus dem nicht minder gefährlichen Schiffbruche des väterlichen Reiches retten sollte. Die ersten 43 Kapitel sind der Religion, der Klugheit, der Lebensweise, den Bedürfnissen und Verrichtungen des gemeinen Lebens, den Künsten und Wissenschaften, den Ständen, den Aemtern und Gewerben gewidmet, um zu zeigen, was der Mensch in jedem Stücke für Pflichten zu beobachten und wie er sich bei allen Umständen zu verhalten habe, und das 44. Kapitel handelt von der Tugend, um zu lehren, wie sie bei allen Ständen und Klassen der Menschen geartet sein müsse. „Wisse, — so beginnt das Buch — wisse, mein Sohn, daß der erhabene Gott in Allem, was er geschaffen, es sei offenbar oder verborgen, nämlich auf Erden oder im Himmel, in dieser Welt oder in jener Welt, allzumal von Verständigen und Scharfsinnigen erkannt worden. Er hat aber ein Wesen, fern von Allem, was der Verstand sich vorstellen kann. Wenn du indessen Gott erkennen willst, so erkenne erst dich selbst und unterrichte dich von deinem Zustande: denn wer sich selbst erkennt, der erkennt auch Gott. Der Sinn dieser Worte ist, daß du das Gekannte bist und daß Er der Erkennende ist, das heißt, du bist das Bild, Er ist dein Bildner. Suche also nur über dein Bild nachzudenken, um ihn zu erkennen, aber über seine Bildnerkunst denke nicht nach.“ „Der erhabene Gott hat das auf dem Siegelringe seiner Allmacht eingegrabene Abbild seiner Vollkommenheiten im Wesen des Menschen dargestellt, damit zu allen Zeiten jeder Mensch dieses Bild sehe und daraus den Bildner erkenne und begreife.“ „Wisse, mein Sohn, daß Gott diese Welt, welche er erschaffen,

nach seinem Willen erschuf. Er erschuf sie nicht vergeblich, sondern um seine Gerechtigkeit und Vortrefflichkeit erkennen zu lassen, und in Gemäßheit seiner Weisheit schmückte er sie aus, denn er wußte wohl, daß Schönheit besser ist als Häßlichkeit, und Reichthum besser als Armuth, das Dasein vorzuziehen ist dem Nichtsein und Ueberfluß dem Mangel." „Gehorche Gott und diene ihm: das ist deshalb das erste Gebot, das der Mensch zu erfüllen hat. Daneben aber sollst du die Aeltern ehren, denn sie sind das Werkzeug, das zwischen dich und Gott, der dich erschaffen, mitten inne getreten ist." „Wer sein Geschlecht hochgehalten, der hat sich selbst hochgehalten." „Nur der ist ein verständiger Sohn, der sich nicht selbst in Verachtung fallen läßt, das heißt, der seinen Vater und seine Mutter nicht verachtet, damit er nicht selbst verächtlich werde." „Der Sohn thut nur, was er vom Vater sieht: wie du deinen Vater behandelst, so wird auch dein Sohn dich behandeln." „Von wem du jedoch auch entsprossen sein magst, wisse, daß es besser ist, sich der Tugend zu rühmen, als der Herkunft." „Ehre beruht auf Verstand und guter Sitte, nicht auf Geburt und Herkunft. Bemühe dich denn, deine Tugenden zu vermehren, denn von einem Menschen ohne Tugenden hat Niemand Nutzen: er ist sich selbst nicht einmal nützlich, gleich dem Dornenstrauch, der keinen Schatten giebt und daher weder sich selbst Nutzen gewährt, noch Anderen in seinem Schatten Erholung verleiht." „Und da nun Gott den Menschen durch zehn Dinge ausgezeichnet hat — durch Denken, Lernen, Sicheinbilden, Unterscheiden des Guten und Bösen, Sprechen, durch Hören, Sehen, Riechen, Fühlen, Schmecken —, von diesen Dingen aber die Sprache das Wichtigste ist, indem alle übrigen nur gleichsam Werkzeuge zum Sprechen sind, so bestrebe dich, deine Zunge mit der Tugend der Rede und mit dem Kleinod der Beredtsamkeit zu schmücken, und dich zu gewöhnen, zu den Menschen in einnehmender Sprache zu reden, denn wer eine süße Zunge hat, der hat viel Brüder, oder, wessen Zunge süß ist, dessen Freunde sind viel." „Doch sprich nicht, ehe man dich fragt; führe auch keine Reden, die unnöthig sind; denn dergleichen unnöthige Reden sind albern, und vor Allem, was albern ist, hüte dich vorzüglich." „Rede immer artig zu den Leuten, damit du artige Antworten höreſt. Deine Antwort für Narren sei schweigen." „Immer siehe darauf, deine Tugenden zu vermehren, indem der Mensch sich über seines Gleichen nicht anders, als durch Tugend und Vortrefflichkeit erheben kann. Bestrebe dich darum, daß nur Verständige dich loben; Unwissende dürfen dich nicht loben; denn Verständige sind Edle, Unwissende sind Pöbel. So groß aber auch deine Er-

kenntniß sein mag; so sei doch niemals unverschämt in Gesellschaft verständiger und nachdenkender Männer; durch Unverschämtheit verschwindet die Weisheit und verlieren die Reden ihre Annehmlichkeit." „Hüte dich ferner, Lügen zu sprechen. Trachte durch Wahrhaftigkeit deiner Reden bekannt und berühmt zu werden. Was du sprichst, sprich immer wahr, Falsches sprich nicht." „Ob du gleich jung bist, mein Sohn, so sei verständig und klug wie die Alten. Unter allen Umständen vergiß Gott nicht in der Jugend und sei nie sicher vor dem Tode, indem der Tod, sobald er kommt, Jünglinge und Alte nicht unterscheidet. Du weißt, daß, wer geboren ist, auch sterben, und wer zur Welt gekommen, auch wieder fortgehen muß. Uebrigens laß dein Leben, das verstreicht, nicht in Unordnung verstreichen, um Freunden und Feinden immer sittsam und ehrwürdig zu erscheinen. Halte also auf Ordnung in allen deinen Handlungen." Selbst beim Essen und Trinken. „Der beste Rath beim Essen ist, daß man bei Tagesanbruch etwas Weniges esse, um die Galle abzuführen, und daß man dann seinen Geschäften obliege bis nahe gegen Mittag. Dann speise jeder, so viel als nöthig ist, damit es um die Vesperzeit verdaut sei. Hierauf muß man kurz vor Abend die Abendmahlzeit halten, um sie bis zur Schlafzeit verdaut zu haben. Aber jedesmal muß man nur nach Beschaffenheit der Person und der Verdauungskräfte speisen und sich vor Ueberladung und Unverdaulichkeit hüten." „Das Weintrinken ist unstreitig verboten: wenn du aber dennoch trinkest, so laß wenigstens die Buße nicht aus deinem Herzen weichen und hege immer Reue über deine begangenen Sünden. Auch sei dabei kein Confectesser: beim Weintrinken liegt Confect schwer im Magen. Sei endlich dabei beflissen, daß du nicht bis zur Berauschung trinkest; ist man berauscht, so ist man vollkommen verrückt, wenigstens ein Narr, and wenn man nüchtern wird, so ist man krank, wenigstens unpäßlich." „So viel an dir ist, mein Sohn, verliebe dich nicht. Solltest du dich aber unvermuthet verlieben, so folge wenigstens nicht deinem Herzen, noch deiner Begierde. Wenn nämlich dein Herz zu dir spricht: sende mich hin in der Einbildung, ich will gehen, die Geliebte zu sehen: so gehorche du ihm nicht und schicke es nicht auf diesen Weg. Wenn du das Herz der Begierde überlässest, so wirst auch du dem Herzen gehorchen müssen, das heißt eben so viel, als der Liebeslust unterthan sein, und der Liebeslust unterthan zu sein, ist nicht der Vernünftigen Sache." „Reiten, Jagen und Ballspielen ist das Geschäft der Großen und Fürsten, besonders zur Zeit der Jugend. Aber allen Dingen haben die Verständigen Grenzen und Maß gesetzt, damit jeder, der sie thut,

sie mit Maß verrichte, ohne unmäßig zu sein. In den sieben Tagen der Woche mußt du z. B. nur zwei Tage Jagd halten und auch Ball nur zuweilen spielen."

„Eines deiner vorzüglichsten Geschäfte sei die Erziehung deines Sohnes. Hierbei ist deine erste Pflicht, daß du ihm einen guten lobenswerthen Namen anweisest. Die zweite Pflicht ist, daß du ihn einer verständigen und wohlgesinnten Säugamme anvertraust, bis er gehen gelernt hat und allein essen und trinken kann. Wenn er so groß geworden, mußt du nach deinem Vermögen eine Festlichkeit geben und ihn beschneiden lassen. Hierauf mußt du ihm einen Lehrer bestimmen, welcher ihn im Koran unterweise, bis er den Koran gelesen und auswendig gelernt hat. Wenn er noch größer geworden, so übergieb ihn einem Fechtmeister, damit er die Waffenkunst lerne und wisse, wie man alle Waffen zu gebrauchen habe, das heißt, wie man Pfeile schießen, mit Lanzen stechen, mit Säbeln hauen und wie man Pferde reiten müsse. Und wenn er diese Geschicklichkeiten vollkommen erlernt hat und damit fertig ist, so mußt du ihn noch unterrichten lassen, im Wasser zu schwimmen." „Sollte der Lehrer deinen Sohn schlagen, so habe kein übertriebenes Mitleid, laß ihn schlagen, denn Kinder erlernen Wissenschaft, Kunst und gute Sitten nur unter der Ruthe, das heißt, nur aus Furcht vor Schlägen und vor des Lehrers Schelten lernen sie, was sie lernen, aber von Natur oder aus eigenem Antriebe lernen sie nichts. Wenn sie sich selbst überlassen bleiben, so hängen sie an nichts Anderem, als an Lüsten, Begierden und unnützem Herumlaufen. Wenn aber dein Sohn eine Unanständigkeit begeht, worüber du unwillig bist, so schlage ihn nicht selbst, sondern befiehl seinem Lehrer, ihn zu schlagen und zu bestrafen, damit er von dir nicht leide und im Herzen keinen Haß gegen dich fasse. Zeige dich jedoch deinem Sohne furchtbar, damit er dich nicht verachte, sondern stets vor dir in Furcht sei. Gold- und Silbergeld und alles, was er von dir begehrt, gieb ihm nach deinem Vermögen und schlage es ihm nicht ab, damit er nicht der Erbschaft wegen deinen Tod wünsche. Unterm Vorwande: mein Sohn hat keine Fähigkeit! laß es an seiner Unterweisung und Zucht nicht fehlen. Glaube, daß, wenn du zur unrechten Zeit Mitleiden haben und ihm keine Zucht geben wollest, das Schicksal ihn in Zucht haben werde, wie gesagt ist: wer von Vater und Mutter nicht in Zucht gehalten worden, wird von Nächten und Tagen gezüchtigt und belehrt werden. Ehe also das Verhängniß deinen Sohn durch vielerlei Nöthen züchtige, suche du ihm mit Gelindigkeit und bisweilen mit Strenge reichlich die Zucht zu geben. Ob er gleich nur nach den Anlagen leben wird, welche ihm Gott, der ihn aus

nichts erschuf, verliehen hat, so mußt du doch so verfahren, um die Pflicht der Vaterschaft erfüllt zu haben. Denn was vom Menschen geboren wird, bringt zwar seine natürliche Anlage und Gemüthsart mit; allein so lange man Kind ist, kann man aus Unvermögen oder Schwäche seine natürliche Anlage und Gemüthsart nicht veroffenbaren, noch weiß man, was man zu thun hat. Nur erst, wenn die Kinder so groß geworden, daß ihr Körper Kräfte erlangt, veroffenbaren sie ihre verborgene Anlage und Gemüthsart und geben das Gute und Böse derselben zu erkennen. Wenn du also vom Vater gute Sitten erlernt und Kunst und Fähigkeit von ihm zum Erbtheil erhalten hast: so hinterlaß sie auch deinem Sohne zum Erbtheil, um dem Sohne deine Schuld abzutragen. Denn die Menschen sind von zweierlei Art: die einen sind edel, die andern gemein. Die Edlen haben für ihre Kinder beim Abscheiden kein größeres Erbtheil zu hinterlassen, als gute Sitten und Künste. Für die Kinder der Gemeinen aber giebt es kein größeres Erbtheil als Handwerke. Handwerke sind nicht die Sache der Kinder der Vornehmen und Reichen, sondern ihre Sache sind gute Sitten und Künste. Doch sind nach meiner Meinung auch Handwerke eine große Kunst, und es ist darum gut, wenn die Kinder reicher Leute ein künstliches Handwerk lernen, sollten sie gleich mit diesem Handwerk nie etwas verdienen. Handwerk sichert vor Armuth. Aus dieser Ursache ist es eine Zeit lang in Persien Gebrauch gewesen, daß die Söhne aller Großen irgend ein Handwerk verstanden und zu erlernen pflegten. Wenn dein Sohn mannbar geworden, so prüfe ihn wohl, ob er den rechten Weg wandelt, ob er zu Geschäften aufgelegt und mit den Mitteln, geschickt und glücklich zu werden, beschäftigt ist. Alsdann sei darauf bedacht, ihn zu verheirathen und gieb ihm ein taugliches und edles Weib. Wenn du aber wahrnimmst, daß er nicht auf dem rechten Wege ist, ein Hauswesen zu führen und geschickt und glücklich zu werden, so stürze keine Tochter eines Moslimans in's Unglück; denn sie würden mit einander nicht gut leben, noch etwas anderes dabei gewinnen, als Kränkungen und Beleidigungen."

„Wenn du, mein Sohn, eine Tochter bekommst, so übergieb und empfiehl sie einer züchtigen Amme, und unterhalte sie gut, bis sie ein wenig zu Verstande gekommen. Alsdann weise ihr eine Lehrerin an, die sie im Koran unterrichte und sie alle Regeln und Pflichten des Islam lehre, welche zum Beten und Fasten, zu den Geboten Gottes und zu den Satzungen zu lernen nöthig sind. Aber die Schreibkunst laß ihr nicht beibringen, damit sie ihre etwaigen Wünsche nicht eigenhändig schreiben, noch Jemandem mittheilen könne. Wenn sie nun völlig erwachsen ist, so suche sie baldigst einem Manne zu geben und zu ver-

heirathen. Töchter zu bedecken entweder im Schoße des Mannes oder im Schoße der Erde, ist eins von den allerehrenvollsten Geschäften. So lange aber deine Tochter an deiner Seite und in deinem Hause ist, laß es ihr an Liebe, Theilnahme und Pflege nicht fehlen; denn Töchter sind gleichsam Gefangene des Vaters und der Mutter. So viel in deinem Vermögen steht und nach Verhältniß deiner Umstände sorge für deiner Tochter Ausstattung und Ausgaben und verheirathe sie mit einem Mosliman, um von der Tochtersorge befreit zu sein."

„Da es für die Großen unentbehrlich ist, vom Grunde jeder Sache unterrichtet zu sein, und man von keiner Kunst eher Vortheil ziehen kann, bis man die Geheimnisse derselben erfahren, so höre zuerst von der höchsten und vortrefflichsten aller Wissenschaften, von der Religionswissenschaft. Die Religion ist ein Baum, dessen Wurzel der Glaube an den einigen Gott und dessen Zweige das Gesetz sind, und die Erkenntniß des einen und des andern gewährt zeitliche und ewige Vortheile. Lege dich darum, mein Sohn, auf die Religionswissenschaft; denn sie ist das Mark des Baumes, wovon die übrigen Wissenschaften nur die Zweige sind. Dies wird geschehen, wenn du den Weg derer, welche diese Wissenschaft verstehen, wandeln und sie von ihnen erlernen wirst. Ermüde dabei nicht im Lernen. Beeifre dich, was du gelesen, auswendig zu lernen und wiederhole das Auswendiggelernte. Begreife wohl und erforsche jedes Wort, was du hörst; erwäge, woher jedes Wort komme und wohin es gehe. Gegen deine Lehrer sei für das Gute dankbar, was du von ihnen erfahren hast. An Büchern, Papier, Pennal und Dintefaß laß es neben dir nicht fehlen. Suche alles zu behalten, was du hörst; sprich wenig und selten; sei scharfsinnig und nachdenkend. Wenn du dann durch Beharrlichkeit ein Schriftgelehrter geworden bist: so sei sehr religiös, lies viel Bücher, sei anhaltend im Gottesdienst, im Gebet und Fasten und erhalte deinen Leib und dein Gewand stets rein und unbefleckt." — „Wirst du Prediger werden, so mußt du erst den Koran auswendig gelernt haben. Wenn du auf die Kanzel steigen und predigen willst, so streite und hadre nicht mit denen, die unter der Kanzel sitzen, weil es deinem Ansehn nachtheilig sein würde. Nachdem du aber die Kanzel bestiegen, so rede alles, was du willst; nur trachte dahin, daß alles Wahrheit sei und kein Irrthum. Rede zierlich und fließend und stocke nicht, sondern rede, wie es deines Herzens Wunsch ist. Von Hochmuth, von Lüge, von wollüstigem Leben bleib fern. Wisse, daß, was du an guten Handlungen ausüben wirst, auch das Volk ausüben wird." — „Wenn du ein Kadi werden solltest, so mußt du

sanftmüthig, scharfsinnig, leichtfassend und ein Mann von Beurtheilung sein. Du mußt wissen, was jede Sache vor sich und hinter sich habe; du mußt Menschenkenner, furchtbar und in der Religionswissenschaft sehr erfahren sein. Du mußt die Gewohnheiten von jeder Art Menschen kennen, und mußt ihre List wissen und einsehen. Bei jedem Processe stelle viel Untersuchung und Ueberlegung an, und nachdem du die richtige Entscheidung eingesehen, so bestimme sie in wenigen Worten, damit es keines einzigen Wortes weiter bedürfe. Uebrigens muß der Richter tugendhaft sein und seine größten Tugenden bestehen darin, daß er gelehrt und enthaltsam sei und sich vor verbotenen Dingen, vor Unredlichkeit und vor Ruchlosigkeit hüte." — „Wenn du, mein Sohn, Arzt werden willst, so mußt du die Theorie und die Praktik der Arzneikunde kennen lernen, mußt die Zeugungsstoffe, Feuer, Luft, Wasser und Erde erforschen, die Temperamente, das sanguinische, cholerische, melancholische und phlegmatische mit den ihnen verwandten Säften, Blut, Galle, Schwarzgalle und Schleim, und mit den ihnen entsprechenden Hauptgliedern, Zunge, Gehirn, Lunge und Herz kennen lernen und dann auf die sinnlichen Kräfte, Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen, auf die inneren Kräfte, Einbildung, Gedächtniß und Denkkraft, auf die thierischen Kräfte, Bewegung und Ruhe, auf die natürlichen Kräfte, auf die erzeugende, auferziehende und ernährende Kraft achten. Beim Kranken selbst lege die Hand auf den Puls, nimm des Kranken Urin in eine Flasche und betrachte seine Farbe ꝛc." — „Willst du ein Sternkundiger werden, so mußt du dich zuerst auf Mathematik legen und darauf astronomische Berechnungen machen. Willst du dann etwas vorhersagen, es betreffe entweder das Glück oder die Geheimnisse der Geburt, so mußt du vor allen Dingen die Beschaffenheit der Gestirne, die Constellation, den Regierer der Constellation, die Zeichen des Thierkreises, die Grade, den Mond und die Mansionen des Mondes, die Complexion aller Himmelszeichen ꝛc. in Betracht ziehen." — „Willst du Dichter werden, so trachte dahin, daß dein Ausdruck in den Gedichten klar und deutlich sei, vermeide dunkel zu sprechen, dichte nicht ohne Bilder, ohne Geschmack, ohne Kunst, rede in Metaphern ꝛc." — „Willst du die Musikkunst erlernen, so mußt du wohlgesittet und freundlich, nicht übel geartet und ungeschlacht sein. Wenn du in Gesellschaften kommst, so spiele weder immer leichte Gesänge und Melodien, noch immer harte und schwere; denn die in der Versammlung befindlichen Personen sind nicht von gleichem Naturell, sondern einander entgegengesetzt, sowie überhaupt die Menschen nicht von einerlei Gemüthsart sind. Dies ist die Ursache, daß dem Einen angenehm ist, was dem

Andern unangenehm vorkommt. Du mußt also von allen Arten der Melodien und Instrumente unterrichtet sein, damit alle Arten Leute, welche sich in deiner Gesellschaft befinden, sich vergnügen mögen." — „Solltest du zum Kaiser bestimmt sein, so hüte dich vor dem Verbotenen. Strecke nach Niemandes Gut und Weibe die Hand aus. Bei allen Sachen, welche du unternimmst, suche erst deine Meinung mit deinem Verstande in Uebereinstimmung zu bringen und alsdann unternimm sie. In keiner Sache übereile dich; wenn du aber ihren Zeitpunkt getroffen, so verschiebe sie auch nicht. Beobachte in allen Dingen Nachsicht; ein Kaiser muß scharfsichtig sein und das Ende bedenken. Freigebigkeit und Gutes thun mache dir zur Gewohnheit; allein zu jeder Zeit zeige dich den Menschen furchtbar. Sich hüten vor verbotenen Dingen, der Uebereilung entsagen und alle Sachen zu erleichtern suchen, endlich Wahrheit reden — diese sechs Eigenschaften erhalten die Kaiserschaft, wenn sich auch Kaiser vom Weine der Verblendung berauschen sollten." — „Welche Eigenschaften du aber auch haben und welche Gewerbe und Künste du auch treiben mögest: suche immer den Ausgang und Anfang zu bedenken, suche die Ewigkeit zu kennen und den Ruhm eines Tugendhaften zu erwerben, um unter allen Menschen einer der Vortrefflichsten zu werden." —

Im arabischen **Spanien** entwickelten sich die theoretisch-pädagogischen Grundsätze zugleich mit der Philosophie. Ibn Badscheh (starb 1138) war der erste, der sich daselbst in der Philosophie auszeichnete. Er lehrte, es liege eine dreifache Möglichkeit des Wissens in der menschlichen Seele: zuerst im Kinde sei die Möglichkeit vorhanden, die sinnlichen Formen der Einbildungskraft in sich aufzunehmen; durch diese Formen gewinne der Mensch alsdann die Möglichkeit, auch die Formen des Verstandes in ihrer Verbindung mit den Formen der Einbildungskraft zu erkennen, und dies diene zuletzt zur Grundlage für die Erkenntniß der reinen Formen und gewähre die Möglichkeit, sie zu empfangen. — Am tiefsten greift **Ebn Tophail**, der 1190 zu Sevilla starb, mit seinem philosophischen Romane „**Hai Ebn Yokdhan**" — „der Naturmensch" — in die Pädagogik ein. Den Mittelpunkt dieser Schrift, die von Muhamedanern und Juden mit gleicher Bewunderung aufgenommen und commentirt, in's Hebräische, mehrmals in's Englische und hiervon in's Deutsche mit Kupfern 1782 auch von Eichhorn übersetzt ward, bildet der Gedanke, daß ein Mensch, ohne alle Gemeinschaft mit anderen Menschen aufgewachsen, also auch ohne Unterricht durch eine positive Religion, zur vollkommenen Erkenntniß Gottes und der Natur gelangen könne. Die Lehren der positiven Religion da-

gegen werden nur als Anbequemungen an die Vorstellungen der Menge angesehen. Die Lehren des Gesetzes sind nicht von der Wahrheit verschieden, hüllen sich aber in sinnliche Bilder, und indem sie an äußere Gebräuche und Handlungen binden, durch Strafen schrecken und Belohnungen versprechen, welche sich auf sinnliche und verächtliche Güter beziehen, haben sie nur die schlechten Menschen vor Augen, welche auf andere Weise nicht gebändigt werden können, weil sie sich von der nackten Wahrheit nicht belehren lassen. — Nach diesen Grundgedanken will Ebn Tophail seinen Naturmenschen erziehen. Es ist dieser ein Knabe, der von einer auf einer Insel im indischen Ocean in einen Thurm gesperrten Schwester eines Königs in sinnlicher Liebe gezeugt ward. Er ward sogleich nach der Geburt in ein Kästchen gelegt und dem Meere übergeben, aber von den Wellen an eine unbewohnte Insel getragen, wo ihn ein Reh ernährte. Mit den Thieren und mit den Vögeln lebend, lernte er, durch den Nahrungstrieb geleitet, so viel, daß er sich mit sieben Jahren Kleidung zu verschaffen wußte, und von da ab seine Gefühle und Gedanken immer weiter entwickelte, bis er, dreimal sieben Jahre alt geworden, durch Betrachtung der Organisation der Pflanzen, Thiere und Gesteine zur Anerkennung eines höchsten Wesens gelangte, in dessen Anschauung er mit neuplatonischer Ekstase versank. — Nach den verschiedenen Stufen der Lebensalter schreitet er — also allmählich von den niederen Standpunkten der Erkenntniß zu den höheren empor. An die Sinne schließen sich seine ersten Erkenntnisse an: die Physik ist die erste Wissenschaft, welche sich in ihm entwickelt. Von der Beobachtung des Besonderen schreitet er sodann zum Allgemeinen fort. Die Form der Dinge ist das Erste, was er von der Geisterwelt kennen lernt; denn die Formen der Dinge sind die Kräfte, welche im Innern der Dinge wohnen, ihre Dispositionen zu gewissen verschiedenen Arten der Wirksamkeit. Alle Handlung geht von der Form aus, die Materie ist nur leidend, und alle Verschiedenheit der Formen muß auf einen Urheber zurückgeführt werden, welcher in allen Dingen wirkt. Durch diese Gedanken werden ihm die Aussprüche des Koran klar: Ich bin sein Gehör, durch welches er hört, und sein Gesicht, durch welches er sieht; ihr habt sie nicht getödtet, sondern Gott; du warfst sie nicht zu Boden, sondern Gott. Doch zweifelte er noch, ob es nur einen oder mehrere Urheber der Form geben könne. Dabei denkt er an das Weltall, an die Gestirne. Es ist ihm gewiß, daß diese sinnliche Welt begrenzt sein muß, weil kein Körper unbegrenzt sein kann. Er überlegt ihre Gestalt und findet sie sphärisch; er überdenkt ihren Zusammenhang und überzeugt sich, daß in ihr alles zusammenhange. Er sieht den Himmel

sich bewegen und zweifelt nicht daran, daß die Welt einem Thiere gleiche. Das Resultat aller seiner Reflexionen ist dann, daß man zur Erklärung der Einen, in körperlicher Form bestehenden Welt einen Urheber setzen muß, welcher weder mit einem Körper verbunden, noch von ihm abgesondert, weder in, noch außer der Welt ist, der einfach, nothwendig, von aller Unvollkommenheit frei bleibt und beständig derselbe ist. Nun sieht der Naturmensch in der Zweckmäßigkeit der Welt überall die Spuren des göttlichen Geistes. Sein Herz, von der untern sinnlichen Welt abgezogen, wendet sich ganz der obern intellectuellen Welt zu. Damit fängt er an, über sein eigenes Denken nachzudenken. Er sieht ein, daß seine Sinne nicht im Stande waren, die übersinnliche Wahrheit zu entdecken, denn Körperliches kann nur Körperliches fassen. Auch die Einbildungskraft, nur dazu geschickt, sinnliche Bilder uns vorzuführen, vermag nicht das Unkörperliche zu erkennen. Ohne Hülfe unserer sinnlichen Werkzeuge müssen wir durch das Wesen unseres denkenden Geistes in die höhere unkörperliche Welt eindringen, und es ist hieraus zu schließen, daß dieses Wesen selbst unkörperlich und, was wir von Körperlichem an uns wahrnehmen, nicht unser wahres Wesen ist. Die Materie ist nur vergänglich und nichtig; von ihren Störungen uns zu befreien, wie die Gestirne davon befreit sind, das ist dem Naturmenschen das Höchste, was er erreichen will und kann: nur der Körper ist Grund der Verschiedenheit und Absonderung; in unserer einfachen unkörperlichen Erkenntnißkraft aber sind Erkennen, Erkenntnißkraft und Erkanntes Eins; in ihr sind wir jenen seligen Gestirnen ähnlich. Den Forderungen des Körpers giebt er nun nur noch das Einfachste und Unentbehrlichste nach. Sinnlichkeit und Einbildungskraft werden unterdrückt. Er strebt, das Bewußtsein jedes Aeußeren zu entfernen und zur Anschauung seines innern Wesens zu gelangen. Alsdann aber will er auch sich selbst verschwinden, damit der Gedanke an das Vollkommenste nicht gestört werde. Da vernimmt er nur noch die Frage in sich: Wem gehört nun die Herrschaft? und erhält als Antwort: Dem einigen, allmächtigen Gotte. In diesen Zustand versenkt, sieht er, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gekommen ist. Er glaubt kein vom höchsten Wesen verschiedenes Wesen zu sein. Alles löst sich ihm in Gott auf. Das Licht Gottes ergießt sich überall, von Verschiedenen wird es verschieden aufgefaßt nach ihrer Empfänglichkeit, von dem Reinen am reinsten; aber immer ist es dasselbe Licht. Zunächst erblickt er ein Bild von Gottes Wesen, von Gott nicht verschieden und nicht mit ihm Eins, welches der Geist der obersten Himmelssphäre ist, an Reiz und Schönheit ihm gleich. Alsdann

sieht er weiter herab durch alle Himmelskreise hindurch eine Vervielfältigung dieses Bildes in reinen Geistern, an Reiz und Schönheit Gott gleich, ohne Vervielfältigung, und selbst in dem Kreise unter dem Monde, in den Seelen der Menschen findet sich noch dieselbe Erscheinung Gottes in reinen und unsterblichen Geistern. — Ebn Tophail ist der arabische Rousseau und sein „Naturmensch" der arabische „Emil". —

2. Die geistlich-scholastische Erziehung der occidentalischen Kirche.

1. Das Wesen der occidentalischen Kirche und des germanischen Staates.

11.

a. Die romanische Kirche.

Das **Römerthum** bewahrte, auch nachdem es die Herrschaft in der geistigen Welt übernahm, seinen ihm von der Natur aufgeprägten Charakter: willenloses Verschwinden des Subjects in der Allgemeinheit, gänzliches Aufgehen des Einzelnen in dem abstracten Staatszwecke Aufgehen jedes Besonderen und Individuellen in dem über Allen stehenden Staate, — nur hier auf die Kirche übertragen. Die Kirche, die bei den Romanen als eine abstracte Allgemeinheit, als eine geschlossene Einheit, als eine alles Besondere nivellirende Uniformität auftritt, ist für den Einzelnen die absolute Macht und Autorität, der er sich unterwerfen und vor der er verstummen muß. Und diese Kirche selbst athmet den Geist des Römerthums: That, Thun, Praxis, — die Principien, mit denen sich die Römer früher die ganze antike Welt unterworfen hatten. In ihr gilt deshalb nichts, was sich nicht auf das praktische Leben bezieht und zu praktischen Zwecken verwendet werden kann. Sie vertritt den praktisch-sittlichen Geist und beurtheilt und kritisirt mit diesem Geiste auch die Dogmen, die sich in der Kirche entwickeln. Darum beruhigte sie sich auch mit den zu Chalcedon gefaßten Beschlüssen über die Naturen in Christo, denn sie sah in denselben ihre Bedürfnisse vollständig befriedigt. Und darum wandte sie sich in ihren theoretischen Anschauungen gänzlich von der „Theologie“ des Christenthums weg, um die „Anthropologie“ im Streite des Augustinismus und Pelagianismus

mit der Frage, wie sich die Gnade zur Freiheit verhält, durchzukämpfen und damit selbst ihre theoretischen Speculationen über Sünde, Gnade und Freiheit auf einen ganz concreten Gegenstand und auf ein ganz concretes Ziel, „auf die Wirkung des christlichen Glaubensinhaltes im Menschen selbst" zu beziehen. Es handelte sich — sagt Rückert — in ihrer Untersuchung nicht um die Befriedigung eines wissenschaftlichen Bedürfnisses, obgleich alle Hülfsmittel zu ihrer Lösung angewandt wurden, sondern um die Lösung der Zweifel, welche das erlösungsbedürftige Gemüth beschäftigten. Darum auch entschied sie sich gegen die Anschauungen des Pelagius, nach denen der Mensch mit freiem Willen, jeder bei der Geburt im Zustande Adams, geschaffen ist und sowohl sündigen als nicht sündigen kann, und stimmte den Annahmen des Augustinus von der gänzlichen Verderbtheit des menschlichen Geschlechtes und der allmächtigen Herrschaft der Sünde bei, da die pelagianische Consequenz, daß der Mensch auch außerhalb der Kirche zur Seligkeit gelangen könne, „allzusehr gegen das Selbstbewußtsein der Kirche wie gegen die Selbstlosigkeit der Einzelnen, welche die Verantwortung für ihr Heil nicht auf sich selbst zu nehmen wagten, verstieß, und da die pelagianische Ansicht von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur in der Zeit des verfallenden und verwesenden Römerthums als eine kurzsichtige Verkennung der wahren Zustände der Menschheit erscheinen mußte". Je mehr aber die Kirche die augustinische Lehre von der Unfreiheit des Willens und der Erbsünde betonte, um so weniger ging sie auf die Lehre von der unbedingten Gnadenwahl und der Vorherbestimmung zur Seligkeit und zur Verdammniß ein, weil sie dieselbe nicht mit ihren Bedürfnissen vereinigen konnte. „Vergebens urgirten die strengen Augustinianer die logische Inconsequenz der Kirchenlehre und warfen ihr Zuneigung zu der Ketzerei des Pelagius vor. Die Kirche konnte für ihre Praxis nur diese Inconsequenz brauchen und jene Consequenz als verderblich verwerfen." Und aus eben diesem Grunde des praktischen Bedürfnisses ließ auch die Kirche die Wissenschaft und vor Allem die Philosophie, nachdem sie ihr zur Feststellung der Dogmen gedient hatte, fallen. Denn sobald die „Kirche" nicht mehr als die organisirte G e s a m m t h e i t d e r G l ä u b i g e n, sondern als ein über den Menschen Schwebendes, das in der Priesterschaft sichtbare Gestalt gewann, erschien, mußte das Wahrheitsgewisse mit seiner Objectivität überall vor der Selbstsucht mit ihrer subjectiven Leidenschaftlichkeit zurückweichen. Die Priesterkirche erscheint als eine Kirche der Interessen, nicht aber mehr eine Kirche Christi, dessen Reich nach seinem eignen Ausspruche „nicht von dieser Welt ist".

Die christliche Sittlichkeit offenbarte sich in der occidentalischen Kirche ebenfalls in dem in ihr auftretenden Mönchsthum. Im nüchternen und praktischen Occident nahm das Mönchsleben eine eigenthümliche Gestaltung an; hier gelang es, dem Mönchsleben eine Organisation zu geben, die das Interesse der Kirche erforderte. Aber was hier von vielen Seiten nach dieser Richtung hin geschah, blieb zurück hinter den epochemachenden Verdiensten Benedicts von Nursia. Die Mönchsregel — sagt Baur —, welche er für das von ihm in Campanien zu Monte Cassino gegründete Stammkloster der Benedictiner, das monasterium Cassinense im Jahre 529 entwarf, war so zweckmäßig eingerichtet, daß sie von selbst die Grundlage und Norm jeder anderen Verbindung dieser Art werden mußte. Ein Hauptvorzug dieser Regel war, daß sie den Mönchen neben den geistlichen Uebungen, den für die lectio divina bestimmten Stunden und den sieben kanonischen Gebetsstunden, nach dem Grundsatze, daß Müßiggang der Todfeind der Seele sei, Handarbeit, selbst schwere Feldarbeit zur Pflicht machte. Dieser Vorzug befähigte den Orden, auf die Wiedergeburt des geselligen Lebens bestimmend einzuwirken und der Welt zu zeigen, welche Früchte durch Ordnung, Arbeitsamkeit, Gehorsam und Unterordnung gereift werden. Es ist auch bekannt, welche Verdienste die Benedictiner um die allgemeine Cultur von der untern Sphäre der Anbauung des Landes bis hinauf zur höchsten Pflege der Wissenschaften sich erwarben. Die Mönche zu dieser letzteren Pflege angehalten zu haben, ist das Verdienst Cassiodors in Italien. Durch ihn wurde das Mönchsthum, welches schon in seinem ersten Stifter Verachtung der Gelehrsamkeit zu seinem Wahlspruche machen zu wollen schien, derjenige Stand, durch dessen Hand die wichtigsten literarischen Schätze der alten Welt auf die Nachwelt übergingen.

Die weitere Entwicklung des Mönchswesens ist der Art, daß man fehlgreifen würde, wenn man es blos aus dem asketischen Gesichtspunkte und nicht als eine eigenthümliche Form des socialen Lebens betrachten wollte. Durch die Stiftung der beiden Bettelorden theilt sich das Mönchswesen in zwei wesentlich verschiedene Abschnitte. In den Ritterorden, den Erzeugnissen der Kreuzzüge und Bettelorden zeigt sich die Romantik des Mittelalters in ihrem schönsten Lichte. In den Ritterorden hüllte sich die Demuth des Mönchs in den Harnisch des Ritters; das Epochemachende der Bettelorden lag in der Originalität der Idee, welche ihrer Erscheinung zu Grund lag. Mitten in dem Glanze, zu welchem sich das Papstthum emporgearbeitet hatte, ging nämlich den tiefern und sittlicheren Geistern das Bewußtsein davon auf, in welchem Contraste diese irdische Herrlichkeit stand zu der ursprünglichen Idee

des Christenthums. Die Idee der apostolischen Armuth war in ihr gerades Gegentheil verkehrt. Die kühnen Plane eines Arnold von Brixen und des Abtes Joachim zielten auf nichts Geringeres als auf eine Reform der Kirche hin; doch konnten sie von keinem wesentlichen Erfolge sein, da sie sich auf der Grundlage desselben Princips, auf welchem die Kirche selbst beruhte, aufzubauen suchten. -- Stifter der Bettelorden waren der heilige Franciscus und der heilige Dominicus. Es war das Wort (Matth. 10, 9), worin der heilige Franciscus den ihm von dem Herrn gegebenen Beruf erkannte. Das Evangelium sollte aufs Neue der Welt verkündet werden; neue Sendboten sollten ausgehen, um das Reich Gottes zu predigen und den Ruf zur sündenvergebenden Buße auf eine viel eindringlichere Weise, als durch die Kleriker geschehen war, an die Herzen der Menschen gelangen zu lassen. Der heilige Franciscus hatte die Erneuerung der Kirche im Auge. Die Ueberzeugung, daß die Kirche einer neuen apostolischen Wirksamkeit bedürfe, ging aus dem inneren Drange seines erweckten Gemüths hervor, aus der unendlich seligen Befriedigung, die er in der Armuth fand, der königlichen Tugend, „in welcher man des Gottessohnes, der sich arm für uns gemacht, und seiner armen Mutter Bild in sich trage." Ganz anders verhielt es sich bei dem heiligen Dominicus. Er wollte der Gefahr vorbeugen, die der Kirche nicht blos von den Waldensern, sondern noch weit mehr von den gefährlichen Gegnern, den Katharern, drohte. Die völlige Erfolglosigkeit aller päpstlichen Bemühungen zur Bekehrung der Ketzer brachte ihn auf die Idee seines Ordens. Diese Ketzer warfen ihren Bekehrern Ueppigkeit, Prunkliebe und schlechte Sitten vor; darum sollte ihnen die Demuth und Einfachheit des apostolischen Berufs jeden Vorwand zur Beschönigung ihrer Herzenshärtigkeit rauben. Beide Bettelorden machten also die Entsagung und Armuth, die völlige Verzichtleistung auf Besitz und Eigenthum zum ersten Grundsatz der echten Jünger Christi, um im Geiste der apostolischen Mission für das Heil Anderer zu wirken und echten Bußeifer in der Welt zu wecken. Nur war bei dem weichen, gefühlvollen Franciscus diese Aufgabe Sache des Gemüths und innige Herzensangelegenheit, bei dem kalten, ernsten und strengen Dominicus Resultat einer Verstandesreflexion. Die Franciscaner sehen demgemäß ihre Hauptaufgabe in dem praktischen Zwecke der Ermahnung zur Buße, die Dominicaner in der Bekämpfung aller Andersdenkenden, in der Wachsamkeit über die Reinheit der Lehre. Hierdurch sowohl, als auch durch ihre gemessene und strenge und, trotz aller Demuth, sogar vornehme Haltung sind sie die Vorläufer der Jesuiten geworden. Der Erfolg beider Orden war thatsächlich ein

geringer, da sie es nicht wagten, sich in ein gegensätzliches Verhältniß zu Papst und Hierarchie zu setzen, vielmehr von diesen Mächten ins Schlepptau genommen und allmählich ihrem Verfalle entgegen geführt wurden. Sie gestalteten sich im Laufe der Zeit zu Werkzeugen, durch welche der auf den Völkern lastende Druck der päpstlichen Herrschaft bis ins Maßlose verstärkt ward. Die Grundidee der Besitzlosigkeit wurde von Gregor IX. völlig dadurch verschoben, daß er die pfiffige Unterscheidung zwischen Gebrauch und Besitz anbefahl und daß Innocenz IV. im Jahre 1245 das Eigenthumsrecht auf alle Güter der Franciscaner dem päpstlichen Stuhle selbst vindicirte. Ja, es wurde sogar die Behauptung, daß Christus und die Apostel weder speciell noch gemeinsam etwas besessen, als der heiligen Schrift zuwider laufend und also als häretisch verurtheilt. Auf diese Weise wurden Armut und Reichthum in dem sittlichen Bewußtsein der Mönche ganz indifferente Begriffe, deren abstracte Unterscheidung für das Leben ohne alle Bedeutung war. Durch diese Verwirrung der Begriffe brach das sittliche Leben in der Kirche überhaupt zusammen, und es ist die Geschichte dieser Orden, die die Kirche zu reformiren beabsichtigten, zugleich die Geschichte des Verfalls der Kirche selbst. In socialer Beziehung haben die Orden übrigens Bedeutendes geleistet. Während einerseits in den Mönchsorden sich der Corporations- und Standesgeist des Mittelalters zu einer neuen Form gestaltete, waren andererseits die Bettelorden ganz darauf angelegt, die noch so engen Schranken des socialen Lebens jener Zeit zu erweitern und zu durchbrechen. Der freie Eintritt, welchen sie Jedem gestatteten, machte es auch dem Geringsten möglich, sich empor zu schwingen und hinauf zu arbeiten, und sie eröffneten so manchem Talente, das sonst seine schlummernde Kraft nie hätte entwickeln können, eine Thätigkeit, die es selbst auf die höchste Stufe stellen konnte, setzten also den aristokratischen Begriffen und Privilegien ein mächtiges Gegengewicht entgegen. Sie legten auch die Scheu vor der Berührung mit der Welt gänzlich ab und gaben auch ihren Ordensgrundsätzen für Alle, die auch nur in eine freie Verbindung mit ihnen treten wollten, eine möglichst weite Ausdehnung. So entstand der Orden der Tertiarier, in welchem der Laie, so weit er es als Laie vermochte, sich dem Mönche assimilirte. Zuletzt fiel auch der Anschluß an einen auf der substanziellen Grundlage eines Ordensgelübdes stehenden Orden hinweg, und es entstanden Vereine, die den vermittelnden Uebergang vom Zwange des Mönchs- und Klosterlebens zur Freiheit des Laienlebens bildeten. Als ein solcher Verein erscheint die von dem Niederländer Gerhard Groot und dessen Schüler Florentius

Redewiin in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gestiftete Gesellschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens, deren Ideale und Bestrebungen neuerdings durch die Forschungen K. Hirsche's in ein richtiges Licht gestellt worden sind. Der praktische Geist hatte auch dem occidentalischen Christenthume bereits einen Leib, **die Kirche**, d. h. eine über der Menge der Gläubigen stehende und diese beherrschende organisirte Priesterschaft geschaffen — eine Theokratie, die in Rom ihren Mittelpunkt hatte, und von da aus die Geister der Menschen regierte, wie das alte Rom die Leiber des Erdkreises beherrscht hatte, — diesem nacheifernd an Pracht und Glanz und in seinem Papste, dem Imperator, Consul, Pontifex Maximus, Haruspex und Augur des Christenthums, die Herrschermacht der alten Roma wiederholend, zugleich aber auch in der Gährung der Völkerwanderung und in der Verwirrung des Mittelalters rohe Fürsten und Völker zur Gesetzlichkeit und zur Ordnung führend und als Schutz der Bildung und Erziehung neue Bahnen für dieselben sichernd.

Die occidentalische Kirche war die Repräsentantin für die Weiterentwicklung des Christenthums.

---

b. Das Germanenthum.

Diese Weiterentwicklung ward wesentlich durch die Erneuerer der abendländischen physischen und psychischen Welt, durch die **Germanen** vollzogen. Womit das antike römische Leben aufgehört hatte und woran es untergegangen war, damit begann das Germanenthum. Die Freiheit des Individuums, die absolute Berechtigung der Persönlichkeit, war bei den Germanen innerstes und eigenstes Leben, Fleisch und Blut — gegründet auf einen Charakter, der mehr durch Nachdenken und Gefühl, als durch Phantasie bestimmt ward, und dessen Grundlage mehr Stetigkeit als Beweglichkeit war. Diese Menschen mit den milden blauen Augen, mit dem röthlichen Haare, mit dem großen schlankgewachsenen und zum Angriff gerüsteten Körper, mit dem klugen und schlauen, doch aber geraden und offenen Sinne und mit der Gastfreundschaft gegen den Genossen wie gegen die Fremden, vertraten sich selbst in natürlicher Unabhängigkeit und hatten im Besitz, in Familie und in Wehrhaftigkeit die Darstellung und Erfüllung ihrer Persönlichkeit. Die älteste deutsche Verfassung war demokratisch monarchisch. Zuerst bildeten die Adalinge den bevorrechtigten Stand, welche sich im Besitze eines Allod, d. h. eines nach dem Rechte der Erstgeburt vererbbaren Freigutes befanden. Der Stand der Gemeinfreien entwickelte sich

allmählich aus freigewordenen Liten. Aus den Adalingen ging später der hohe, aus den Gemeinfreien der niedere, und aus den Gefolgschaften, die sich um berühmte Kriegshelden schaarten, der Waffen-Adel hervor. Mehrere Allode machten in freier Vereinigung eine Mark oder Gemeinde aus, und Gemeinsamkeit der Interessen vereinigte eine Anzahl von Gemeinden zu einem Gau, dessen öffentliche Angelegenheiten in einer Versammlung der Freien (— wo man auch hervorragende Männer zu Herzogen wählte —) unter freiem Himmel berathen und entschieden wurden. In der Gemeinde hatte der Einzelne das Gefühl seiner Selbständigkeit und Unabhängigkeit, und jedem durch sich Selbständigen ward in derselben diese Freiheit garantirt, die so hoch geachtet war, daß nicht allein jeder freie Mann auf seine Ehre mehr gab, als auf das eigene Leben, sondern daß sich auch die Sklaven einer guten Behandlung zu erfreuen hatten. Die Gerichtsstätten befanden sich im Freien bei geheiligten Bäumen und Quellen: nur Freie konnten Ankläger und Zeugen sein, und die Richter wurden durch die Freien aus ihrer Mitte gewählt; der Graf saß dem Gerichte vor; das Verfahren war öffentlich, vor dem versammelten Volke; das gangbarste Beweismittel von Schuld und Nichtschuld war der Eid, abgelegt auf den Griff oder die Schneide des Schwertes, unter Anrufung eines Gottes. Ueberall zeigte sich in den Organisationen der Germanen Trotz und Stolz der Selbständigkeit, aber einer Selbständigkeit, die sich auch zu beschränken wußte. Im Geleitwesen schlossen sich die Vornehmsten, die großen Grundbesitzer als Barone, die gewählten Beamten, die Richter als Grafen, die Heerführer als Herzöge aus eigenem Antriebe dem Mächtigsten und Tugendhaftesten als dem Könige an: hier sprach sich die Treue und Innigkeit des deutschen Gemüthes aus, und die unbedingte Anerkennung des Anderen diente zur eigenen Befriedigung. Doch läßt sich nicht leugnen, daß das germanische Streben nach Geltendmachung der Persönlichkeit von jeher den Particularismus gefördert hat. Der Einzelne lebte gern abgesondert von dem Andern auf seiner Hufe, wie in einzelnen Gegenden Deutschlands heute noch, und einen Gesammtstaat bildete die Ureinwohnerschaft Germaniens nicht. „Das häusliche Leben hat das staatliche stets in den Hintergrund gedrängt, und nur einem Sohne der Mutter Germania, dem angelsächsischen in England, war es beschieden, dieses und jenes gleich tüchtig auszubilden. Erst in neuester Zeit scheint das Mutterland dem Tochterlande nachzukommen.“ Ueber sich glaubte der Germane an ein von allen deutschen Zungen mit dem Namen „Gott“ bezeichnetes höchstes Wesen, vor dem er sich in heiliger Scheu beugte, und das er nur bei feierlichen

Gelegenheiten zu nennen wagte, das ihm jedoch mit seinen verschiedenen Eigenschaften in selbständigen Persönlichkeiten entgegentrat, so daß sein Gott zu Göttern ward, die in heiligen Wäldern verehrt wurden, und deren Diener, die Priester, Opfer darbrachten, aus dem Gewieher öffentlich unterhaltener weißer Rosse Weissagungen verkündeten ꝛc. Unter den einzelnen Göttern steht Wodan (Wuotan) obenan. Er ist der alldurchdringende Weltgeist, die schaffende Kraft, welche alles gestaltet, der Himmel, welcher die Erde umfängt, die Sonne, welche dieselbe beleuchtet und befruchtet. In der Umarmung mit der Erde erzeugt er den gewaltigen Sohn, den Donar (nord. Thod), den Donnerer, welcher die Erde und ihre Anbauer beschützt und die Feinde der Götter und Menschen bekämpft. Fro (nord. Freyr) ist der Schirmherr des Friedens und der Ehe, die schöpferische, zeugende Liebe. Zio (nord. Tyr) ist der Kriegsgott, die ausführende Hand seines Vaters Wodan. Paltar (nord. Baldur) ist der weise, gerechte und beredte Gott; ihm zur Seite als Helfer sitzt sein Sohn Forasizo, der Händelschlichtende, der Vorsitzende der Gerichte. Aki (nord. Vegir) ist der Gott des Meeres und Vol (nord. Ullr) der Gott der Jagd. Alle diese Götter waren kosmische und sittliche Ausflüsse der allumfassenden Wesenheit Wodans. Mit der Entwicklung der Vielgötterei finden sich auch die weiblichen Gottheiten ein; auch erscheint eine Mittelstufe zwischen Göttern und Menschen, das Geschlecht der Helden. Endlich suchte die gläubige Volkspoesie in den Naturkräften überall Anhaltspunkte zu götter- und geisterhaften Bildungen. Dieses Durchgeistigen der Natur verleiht der altdeutschen Religion ein stark hervortretendes pantheistisches Element. — Im Hause war jeder freie Germane sein eigener Priester und die Hausmutter die Priesterin. Die Frau war zwar unselbständig; denn ein selbständiges und vollberechtigtes Glied der Gemeinde konnte nur der sein, der alle Pflichten der Gemeindeglieder zu erfüllen vermochte; doch ward in der Frau etwas Heiliges und Gottverwandtes verehrt (daher die Wahrsagerinnen, die für heilig gehalten und bei wichtigen Unternehmungen befragt wurden), und der keusche Sinn des Volkes war für sie die Urkunde ihres Grundrechtes: Vielweiberei war nicht zu finden: die Ehe wurde heilig, der Ehebruch für die größte Schande gehalten, — das sündigende Weib mit dem Buhlen auf frischer That ungestraft erschlagen, die Ehebrecherin nackt entkleidet, des Haupthaares beraubt, aus dem Hause gestoßen, durch das Dorf gepeitscht. Der Vater verfügte über die Hand seiner Tochter. Zu den schwersten Verbrechen wurde der Frauenraub gerechnet. Vollreife des Leibes und Geistes ward zur Eingehung der Ehe gefordert: vor Erreichung des

20. Jahres wurde in der Regel keine Heirath geschlossen. Der Brautkauf, d. i. die Ablösung der Braut von der angeborenen Mundschaft und die Bedingung des rechtmäßigen Eintritts in das Geschlecht und den Schutz des Bräutigams, macht die Ehe zu einer gesetzmäßigen Verbindung. Rinder, ein aufgezäumtes Roß, ein Schild nebst Frame und Schwert waren die Gaben des Werbers. Ihrerseits brachte die Braut dem Bräutigam die Mitgift zu, über die jedoch der Mann kein Verfügungsrecht hatte und die mit der Familie der Frau im bleibenden Zusammenhange stand. Von der Heimführung der Braut und von der Ehelichung ab nahm die Frau an Lust und Leid, an Recht und Stand des Mannes Theil, und was ihr das Gesetz versagte, räumte ihr, die mehr kräftig und tugendhaft, als anmuthig und sanft war, die Liebe oder die Klugheit ein. Die Bestellung der Wirthschaft und die Besorgung der Küche waren ihre erste Aufgabe: besaß die Familie Gesinde (— außer den Freien gab es zins- oder dienstpflichtige Hörige [Leute, Liten] und vollkommen rechtlose Sklaven [Schalke] —), so hatte dieses das Feld zu bestellen, und der Hausfrau verblieb nur die Leitung. Eine große Kinderschaar hielt der Familienvater für einen großen Segen. Die Zahl der Kinder zu beschränken oder gar eins der nachgeborenen zu tödten, war ein Verbrechen, wogegen jedoch mißgestaltene Kinder in Sümpfen erstickt wurden. Das junge Geschlecht war der besonderen Obhut der Mutter anvertraut. Sie nährte die Kinder an ihrer eigenen Brust, und schon mit der Milch sogen sie den tüchtigen Sinn ein, der Knaben und Mädchen gleich sehr auszeichnete. Die Kinder der Herren und Sklaven wuchsen gemeinsam auf, — einfach und schlicht, wenig bekleidet, ohne Sorge selbst für Reinlichkeit. Besonders wirksam war der Einfluß der Mütter auf die Töchter. In ernster, strenger, frommer Sitte wurden sie zu ihrem natürlichen Berufe als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter erzogen und in den ihnen hier obliegenden Pflichten und Geschäften unterwiesen. Auch die Kenntniß der Runen war ein Theil der weiblichen Bildung; denn das Weib mochte sich die geheimen Künste des Lesens und Schreibens aneignen, während dem Manne die wissenschaftliche Beschäftigung weibisch vorkam: darum auch hatten Wissenschaft und Kunst keinen Boden, fand überall ein unmittelbares Eingreifen des Himmels statt und waren alle Vorstellungen über Entstehen und Vergehen der sichtbaren Welt nichts als die Geschichte der Götter, indeß die Heilkunde sich nicht über Sympathie erhob und die Heilkräfte der Pflanzen Zauberformeln, die man bei ihrem Gebrauche anwendete, zugeschrieben wurden. Vom siebenten Jahre ab übergaben vornehme Aeltern ihre Kinder Verwandten oder Freunden zur Erziehung:

Söhne wurden im Norden gern den Brüdern ihrer Mütter vertraut. Wie bei den Hellenen im heroischen Zeitalter bestanden auch bei den alten Germanen die Bildungsmittel in Gymnastik und Musik. Doch trat das Musische gegen das gymnastische Treiben zurück, und von Jarls zwölf Söhnen kennt nur der jüngste Konr auch die geheimen Wissenschaften.

Auf wuchs da
Jarl in den Gemächern.
Das Lindenschild lernte er schwingen;
Bogensehnen anlegen;
Bogen spannen;
Pfeile schaften;
Geschosse schießen;
Spieße führen;
Auf Rossen reiten;
Hunde auf die Spur setzen.
Mit den Schwertern niederschlagen;
Schwimmen.
Auf wuchsen da
Des Jarls Söhne:
Rosse bändigten sie,
Schilde bogen sie.
Geschosse schabten sie,
Sie schwangen Spieße.
Doch Konr der Junge
Verstund die Runen.
Die ewigen Runen,
Die altüberlieferten Runen.
Weiter verstund er
Den Menschen zu helfen,
Scharfe Waffen stumpf zu machen,
Das bewegte Meer zu beruhigen;
Er lernte den Klang der Vögel,
Das Feuer stillen,
Auch das Gemüth beruhigen;
Sorgen niederlegen;
Stärke und Kraft
Von acht Männern.

War der Knabe erwachsen, so ward er in der Versammlung des Volkes für wehrhaft, d. i. für mündig erklärt. Die Waffen begleiteten ihn von nun ab durchs ganze Leben: ein kurzer Speer zum Angriff, ein großer Schild zum Schutz, — damit kämpfte der Germane, fast nackt, meist zu Fuß, doch auch zu Pferd, und hinter seinen Schlachtreihen standen Weib und Kind, um zur Ausdauer anzumahnen und

zum Siege anzufeuern. Krieg, Jagd, Volksversammlung und Gericht — das war das Terrain, auf dem sich der Mann herumtummelte, und gab es darin nichts zu thun, so daß er daheim in seinem Hause aus Holz oder Lehm um den Herd, schmauste in Obst, Käse, Wild, Fleisch von der Heerde, Früchten von dem Felde, zechte in Bier, Meth oder Wein oft unmäßig bis in die Nacht hinein, oder spielte und zwar so leidenschaftlich, daß er Hab' und Gut, selbst die eigne Freiheit preis gab. — Das war die bis in's äußerste Extrem getriebene Consequenz des germanischen Freiheitssinnes, — die Freiheit um nichts als allein aus freiem Willen aufzugeben. — Das Germanenthum suchte seit seinem ersten Erscheinen das Princip der freien Selbstbestimmung des Individuums in der Geschichte geltend zu machen, und indem die alten Deutschen dieses Princip im Keime und seinen ersten Ansätzen nach betraten und durchsetzten, standen sie mit demselben, obschon Barbaren, auf einer höheren Stufe in der Gesammtentwicklung der Menschheit, als die Principien, auf und nach denen die antike Welt sich entwickelte. Darum waren diese Urmenschen, die Tacitus als eine „unvermischte nur sich selbst ähnliche Nation" (propriam et sinceram et tantum sui similem gentem) preist, berufen, als das römische Volk vom Schauplatz abtrat, Träger der Weltgeschichte zu werden.

Das Princip der freien Selbstbestimmung befähigte die Germanen, nicht allein das Christenthum aufzunehmen, sondern auch im Laufe der Zeit ihm eine verjüngte Gestalt zu verleihen. Es befähigte sie zu dieser Aufnahme besonders in der Zeit, als sie mit sich selbst in Widerspruch gekommen waren, als durch ihren Kampf mit den Römern das alte Stammes- und Geschlechtsbewußtsein aufgelöst, die einfache Zucht und Sitte der Familie geschwunden und an die Stelle der von Tacitus gepriesenen Tugend, Heimtücke, Verrath und Wortbrüchigkeit getreten war. Da, wo sich der Gemüther, die der Substantialität des früheren Lebens beraubt waren, eine innere Leere bemächtigte, trat ihnen im Princip des Christenthums ihr eigenes ursprüngliches Princip, aber in seiner Absolutheit, entgegen. Das Princip des Christenthums harmonirte mit dem des Germanenthums: die Gottmenschlichkeit, der Gedanke, daß das Subject unendlichen Werth in sich hat und das Ewige als seine Substanz weiß und bethätigt.

---

c. Die Hierarchie und das Feudalsystem.

Die römische Hierarchie und das germanische Feudalsystem bezeichnen den Charakter des sogenannten Mittelalters.

In der Form der **Hierarchie** macht sich der transscendente Inhalt des christlichen Glaubens als äußere, universelle Macht und Autorität über das Verhalten der Individuen und Völker, die erst im Christenthum zu erziehen waren, geltend. Die Hierarchie ist die große Schule und der Papst der oberste Schulmeister in der Welt des Mittelalters: das ist ihre ewige Bedeutung in der Entwicklung der Geschichte. Sie war das diesseitige Jenseits — in ihrem Innern durch ihre Unterschiede (niederer Klerus, Bischöfe und Domcapitel, Erzbischöfe, Papst) gegliedert, und bildete eine getrennte Kaste, welche, über alle anderen Stände erhaben, im Alleinbesitze des Rechtes war, das Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen zu vermitteln, die Lehre der Kirche auszulegen und mitzutheilen und in der Beichte alle Handlungen der Menschen vor ihr Forum zu ziehen. Der Mittelpunkt dieses geistlichen Reiches war Rom, und in diesem der Papst das geistliche und in Wahrheit auch das geistige Oberhaupt aller christlichen Völker im Mittelalter. Er hatte — wie es ihm die isidorischen Dekretalien zuschrieben — das ausschließliche Richteramt über alle Bischöfe und war der höchste Gesetzgeber der Kirche, der Synoden berief, Bischöfe einsetzte und Bisthümer errichtete. Er repräsentirte die Allgemeinheit des Mittelalters, die Kirche, deren Diener der Priester (gleichfalls ein allgemeiner Mann) war, nicht an die Scholle geheftet, nur im Zusammenhange mit Rom und überall in den Mittelpunkt der Kirche gestellt, nicht an Erwerb geknüpft und nicht durch Privateigenthum gebunden. Dazu noch ein zahlreiches, streng diciplinirtes, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtetes Heer von Mönchen. So war der Papst der größte Machtinhaber in der mittelalterlichen Welt. „Diese Greise von St. Peter haben, schwach und wehrlos, wie sie waren, kriegerische Fürsten unterworfen und abgesetzt, Königen befohlen, barfuß und im Kleide der armen Sünder vor ihrer Thür zu stehen, wenn sie zürnten, und ihnen erlaubt, wenn sie freundlich waren, sie beim Mahl zu bedienen, oder den Steigbügel ihres Zelters zu halten. Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit nicht wie Könige, die im Purpur geboren werden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser ihre Füße und nannten sich Vasallen ihrer Gnaden. Sie waren gestern noch ungekannt und ungenannt, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und entschieden den Gang der Völkerschicksale. Was sie aussprachen, war ein Weltgesetz. Auf ganze Völker legten sie mit einem Wort Verzweiflung und Todesstille, und breiteten über Länder die Oede des Kirchhofs aus. Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören; Länder und

Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie, und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die doch nichts besaßen, unter die Fürsten, als wäre unsere Erde ihr Eigenthum. Dem menschlichen Denken befahlen sie Stillstand, oder gaben ihm nur so viel Bewegung, als ihnen gut däuchte. Sie waren Herren des Gemüths der Welt. Ihre Macht bestand nur im Glauben und Aberglauben. Sie herrschten im Reiche der Geister mit dem Zauberstabe der Einbildungskraft. Ihr ganzes Wesen war wie eine Sage, und ihr ganzes Reich, so wirklich und gewaltig, eine die Erde und den Himmel vermählende Dichtung."

In diesem Reiche, dem die mannichfaltigsten Volksindividualitäten zur Unterlage dienten, herrschte Eine Sprache, — die lateinische: sie war „das Medium und die allgemeine Bezeichnung des Glaubens, die Sprache der Kirche und daher der Ausdruck für das Subjectivste und Innerlichste, wie sie es schon für das Objectivste und Aeußerlichste, für Recht und Gesetz gewesen war", und die Herrschaft derselben verknüpfte sich so innig mit der Herrschaft der Kirche, daß mit der einen auch die andere stieg, mit der einen auch die andere fiel. — Damit waren auch die Lehrobjecte vorgezeichnet, die den Mittelpunkt im Unterrichte bilden mußten. Der christliche Glaube und die lateinische Sprache waren dieses Centrum, und wenn die Aneignung des ersten, wenigstens in seinen allgemeinsten Formeln, von allen verlangt ward, die Christen hießen, so mußte letztere überall und zuerst von denen erlernt werden, die sich, wenn auch nur im geringsten Grade, über die Volksmasse zu erheben suchten, indessen sich aller gelehrte Unterricht in ihr concentrirte. — Dieser Unterricht in der lateinischen Sprache wie in der Religion ward von der Hierarchie geleitet. Damit war ausgesprochen, daß der individuelle Mensch, den die Hierarchie absorbirt, dabei nicht geachtet und geduldet werden solle und dürfe, daß darum auch weder die klassische Literatur des Alterthums, bei deren Studium sich das Individuum mit eigener Kraft in eine für es vergangene Zeit vertiefen muß, noch die Kritik, in der sich das Subject der zwingenden Autorität gegenübersetzt, anerkannt werden könne. Die Kirche war die Inhaberin der Wissenschaften, und sie gab den Unterrichtsanstalten von ihrem Geisteseigenthum, was und wie viel sie für gut befand. Als die Individualität sich geltend machte und die individuelle Kraft sich in den alten Klassikern herumtummelte, war es um die Hierarchie und mit ihr um die Klosterweisheit, um die geistliche Zucht und um die zünftige Universitätsscholastik geschehen.

Der Kirche und ihrer Hierarchie gegenüber, und verbunden zugleich mit ihr, gestalteten sich die Elemente des germanischen Geistesleben zum

Feudalsystem, in dem die Willkür des Einzelnen gebrochen und die wahrhaft individuelle Freiheit dadurch anerzogen ward, daß das individuelle Belieben unter den Gehorsam, in die Treue und den Dienst einer Allgemeinheit gegeben waren. Das Feudalsystem war auf die Grundeigenschaften des germanischen Geistes gebaut: Ehre und Hingebung, Huld und Treue, Dienen und Freisein durchdrangen sich in ihm. In der Feudalität kamen die Partikularitäten zur Geltung, und das Allgemeine wurde durch die Interessen und das Dafürhalten der Subjecte gefördert. Die Feudalverhältnisse gingen aus den germanischen Standesunterschieden hervor. Alle Reiche nach der Völkerwanderung waren durch Eroberung entstanden und die eroberten Länder von dem Eroberer unter die Sieger und Besiegten vertheilt: die alten Besitzer erhielten einen Theil ihres Besitzes gegen Zins und bestimmte Leistungen, das übrige ward vom Sieger unter seine Gesellen (Vasallen) als freies Eigenthum (Allod), aber nicht als eigenes, sondern nur als geliehenes Gut (Lehen, feudum), wofür sie ihm zur Treue verpflichtet waren, vertheilt. Vom Landesherrn ging also aller Besitz aus, und alle Unterthanen waren ihm lehnsflichtig. Durch das Recht der Eroberung hatte er jedoch auch noch einen besonderen Theil für sich, den er an treue Diener zur lebenslänglichen Nutznießung vertheilte, um sie enger an seine Person zu knüpfen, und wiederum auch übertrugen größere Grundbesitzer einen Theil ihres Allods oder auch ihres Lehens geringeren Leuten als Afterlehen, so daß ein Kreis von Lehnsherrn und Lehnsleuten entstand. – Die Feudalität war eine Berechtigung und somit Beschränkung Einzelner gegen Einzelne, eine Addition von Particularitäten, mit denen das Allgemeine, die Kirche, in Einklang zu setzen war.

Diese Ineinssetzung, die in einer Aufhebung der germanischen Willkür und in einer Verwandlung des äußerlichen, gehaltvollen Ansehens der Kirche in die inhaltsvolle sittliche Freiheit des Einzelnen besteht, wurde in dem Kampfe der Kaiser und Päpste, in der Entwicklung der ganzen mittelalterlichen Welt erstrebt. Ueber und in einander bauten sich nun Kirche und Staat auf: die Grafschaft gliederte sich in Gaue, das Bisthum zerfiel in Archidiakonate; der Gau war in Hundertschaften eingetheilt; das Archidiakonat unterschied sich in Dekanate; der Staat war römisch-katholisch; die Kirche nahm mit dem Lehnswesen germanische Einrichtungen in sich auf. Im Geistesleben trat das Gymnastisch-Kriegerische zurück und das Musische, das Wissenschaftliche gewann an Ansehen. Die Bildungsmittel der Germanen selbst erhielten durch Einwirkung der Kirche eine ganz andere Gestalt. Die geheimen Wissenschaften wurden als ungöttliches Zauberwesen verworfen. Nur

die Kunst des Gesanges ward als weniger verfänglich in ihrer ursprünglichen Gestalt gestabter Reime aus dem Kreise runischer Wissenschaften herübergenommen; da ihr jedoch die Geistlichkeit nicht sehr günstig war, ward sie in Deutschland längere Zeit nicht als Theil der Ausbildung Edler gefordert, und erst später, als eine leichtere Silbenreimdichtung ausgebildet war, erhielt sie auch hier die Ehren wieder, die sie in früheren Zeiten schon in Spanien und Südfrankreich gehabt und bei den südgermanischen Stämmen eine Zeit lang verloren hatte. An die Stelle jener Wissenschaften traten die sogenannten artes liberales, aber nicht ausschließlich für die Edlen, sondern besonders für die Geistlichkeit. Diese ganze Bildung, wie die im Gewande des Romanismus überlieferten Ideen des Christenthums, blieb jedoch der germanischen Welt immer ein fremder Stoff, der sie, passiv, beherrschte, so lange sie denselben ihrem eigenen ursprünglichen Wesen einbilden sollte, so lange sie ihn noch nicht aus der Tiefe des eigenen Gefühls herausgearbeitet hatte.

So lange war sie deshalb auch noch nicht bei sich selbst. Noch nicht fähig, Gott in der eigenen Brust zu erfassen und den Himmel zur Erde herabzuziehen, — noch nicht mündig, um die Versöhnung in sich selbst durch eigene innere That zu vollziehen, lebte sie in der Vergangenheit und Zukunft: in der Vergangenheit, deren Wunder und Geheimnisse sie anstaunte und feierte, und in der Zukunft, wo der jenseitige Himmel mit aller Gluth der Einbildungskraft als das Ziel der Sehnsucht ausgemalt ward. Erinnerung und Hoffnung beherrschten das ganze Denken und Sinnen des Menschen und verliehen seinen Geisteswerken jenen eigenthümlichen Charakter, der mit dem Namen des Romantischen bezeichnet wird, das sich, im Gegensatz zu der Klarheit, der Ruhe und dem Maße bei den Römern und Griechen des Alterthums, als Bewegung, als Geheimnißvolles, als Mystisch-Symbolisches darstellt, und das an die Stelle des sinnlich-objectiven Lebens, das ein hervorstechender Zug in der antiken Welt war, die geistige Subjectivität, in der das Uebersinnliche zur Darstellung gebracht werden sollte, setzt. Das Mittelalter war das Streben nach Einheit des Romanismus und Germanismus; weil es aber diese Einheit auf organischem Wege nicht erreichte, daher das Allegorische und Sinnbildliche, die reiche Mannichfaltigkeit an der Stelle der antiken großartigen Einfachheit: — die Romantik, so genannt, weil der Gegensatz zum Klassischen in den Romanen und Romanzen am unzweideutigsten hervortrat. Die Romantik selbst gliedert sich wieder in zwei verschiedene Entwicklungsepochen, je nachdem in ihr das romanische oder das germanische Element überwiegt. In der Periode der scholastisch-geistlichen

Erziehung ist der Romanismus vor dem Germanismus, das Allgemeine vor dem Einzelnen und Individuellen vorherrschend: es ist diese Periode der Orient der christlichen Geschichte. Dieser Charakter offenbart sich in allen Zweigen des physischen und psychischen Lebens. Die romanische römisch-germanische Geistesbildung zeigt sich in der Kunst. Die Poesie nahm die Geschichte des Christenthums zu ihrem Vorwurfe und bearbeitete sie. In der Baukunst machte sich der romanische Stil geltend, dessen Grundtypus die römisch-christliche Basilika blieb, wozu sich das durch seine Vorliebe für die Kuppelform ausgezeichnete byzantinische Element gesellte und an welcher Einflüsse des muhamedanischen Stils sowie Anklänge des späteren germanischen architektonischen Geistes bemerkbar sind. Auch die Malerei stand im Dienste der Kirche: sie offenbarte sich vorzüglich als Miniaturmalerei in den Handschriften, als Wand- und Tafelmalerei und als Glasmalerei. Den überwiegend romanischen Charakter trugen auch Zucht und Unterricht. Die Zucht war äußere Abrichtung und konnte deshalb das innere Leben nicht vor Verwilderung bewahren: waren doch bei der Geistlichkeit Ehebruch und Unzucht an der Tagesordnung, und war doch ihr Umgang mit Frauen ausdrücklich für straflos erklärt, falls er sich auf „bloße Liebkosung" beschränkte, indeß sie dem Bischofe und dem Papste blinden Gehorsam schwur. Der Unterricht umfaßte drei Culturelemente: das nationale, romanische (kirchliche) und antike. Während jedoch das nationale nur in Legenden vertreten war, hatte das kirchliche die Kirche selbst in der Hand, indem sie das Kind lesen lehrte und ihm gab, was ihr für dasselbe zum Lesen gut schien, das Vaterunser, den katholischen Glauben und die Psalmen — und repräsentirten das klassische Element wesentlich die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, bei denen sich auch die Büchersammlungen fanden, — Bibliotheken, in denen, oft an Ketten befestigt, die Bücher auf unseren Kirchenstühlen ähnlichen Pulten lagen.

II. Die geistlich-scholastische Erziehung.

A. Unterricht.

12.

Die Schulanstalten in der geistlich-scholastischen Erziehungszeit.

Die Schulen, welche auf dem romantischen Boden der römischen Hierarchie und des germanischen Feudalstaates wachsen konnten, waren

kirchliche Anstalten, — die Klosterschulen so gut und nicht mehr, als die Dom- und Stiftsschulen, und mit ihnen die Parochialschulen.

1) **Den Parochial- und Gemeindeschulen** fehlte das wahrhafte Fundament in der geistlich-scholastischen Zeit. Das Volk hatte noch keinen Sinn für Kenntnisse. Doch wurden von den Päpsten schon früh neben den Pfarrkirchen auch Pfarrschulen angeordnet, und wenn es an Lehrern der Wissenschaft in den einzelnen Pfarreien fehlte, so sollten doch wenigstens, nach Leo's vierter Verordnung, Lehrer der heiligen Schrift und Erzieher in den kirchlichen Obliegenheiten nirgends mangeln. Denn wie kann Einer, sagte er, mit Nutzen an dem Gottesdienste Theil nehmen, wenn er nicht durch gehörigen Unterricht dazu angeleitet ist. In Frankreich befahl Bischof Theodulf von Orleans den Pfarrern, die Knaben ohne Lohn in der Wissenschaft mit aller Anstrengung zu unterweisen. Karl der Große verordnete, daß die Jugend im Lesen, Singen, Rechnen, etwas Grammatik und Schreiben unterrichtet werde. Und ein Mainzer Concil vor der Mitte des 9. Jahrhunderts verfügte, daß die Kinder entweder den Schulen der Klöster oder denen der Pfarrer übergeben werden sollten, damit sie mindestens den Glauben und das Unservater in ihrer Muttersprache lernten. Doch nahm das Volksschulwesen nach Karl dem Großen wegen der Kriege und Einfälle der Barbaren rc. keinen besonderen Fortgang und Aufschwung. Auch lag der Schwerpunkt der Zeit nicht in den Volksschulen und in der Bildung des Volkes, sondern in der Erziehung der Geistlichkeit, und diese fand in den Kloster- und Domschulen statt.

2) **Die Klosterschulen. Benedictus von Nursia** (480—543) schuf einen Bruderbund von Anachoreten, in kleinen Genossenschaften, „inselartig zuerst in der Einsamkeit der Berge, dann auch in den Städten abgesperrt". Es war — sagte Gregorovius — die begeisterte Absicht des Benedictus, die christlichen Principien des Gehorsams vor dem moralischen Gesetz, der Demuth, der entsagenden Liebe, der Selbstbetrachtung, der inneren Freiheit und endlich der Gütergemeinschaft in praktischen Schulen zu verwirklichen. So bildet sich denn eine Republik armer und entsagender Menschen, die jedoch nicht in fauler Beschaulichkeit die Zeit verbrachten, sondern nach dem socialen Princip der Arbeitsvertheilung arbeiten mußten und die daher, wie bereits erwähnt, Lehrer des Ackerbaues, des Handwerks und der Wissenschaften in vielen Ländern des Abendlandes wurden: — ein Orden, der während 15 Jahrhunderte 4000 Bischöfe, 1600 Erzbischöfe, 200 Cardinäle, 24 Päpste, 15,700 Schriftsteller, und vor der französischen Revolution 37,000 Häuser zählte. Christliche Brüderlichkeit und Liebe wollte hier

dem Talente eine Laufbahn öffnen, und darum standen der Armut und dem Reichthum, dem Adel und Nichtadel, der Freiheit und Knechtschaft, den Gelehrten und Ungelehrten, den Geistlichen und Weltlichen die Pforten offen. Ein gesetzlich pädagogisches Leben, beständige Clausur, gemeinschaftliches Zusammensein ohne persönliches Eigenthum, Entsagung, Armut und Keuschheit, unbedingter Gehorsam gegen die Oberen, ununterbrochene Beschäftigung, die zwischen Andachtsübungen, nützlicher Handarbeit und dem Lesen erbaulicher Bücher wechselte: das waren die Grundlagen, auf denen sich der Orden aufbaute. Der Vorsteher desselben, Abt oder Vater genannt, sollte als Christi Stellvertreter im Kloster durch Wort und That ein Vorbild der ihm Untergebenen sein, die seinen Befehlen, selbst wenn sie ihnen nicht richtig scheinen mochten, Folge leisten mußten, und die durch ihren stets zur Erde gesenkten Blick und mit ihrem gebückten Haupte zeigen sollten, wie sehr sie von ihrer Sündenlast niedergebeugt würden. Demuth war ein Haupterforderniß des Lebens: wer sich erniedrigt, soll erhöht, und wer sich erhöht, erniedriegt werden. Das Leben der Mönche unter einander war bis ins Einzelnste geregelt. Täglich mußten 6—7 Stunden in Arbeit zugebracht werden. An jedem Tage von Ostern bis Michaelis waren zwei Stunden zum Lesen bestimmt; außerdem konnte man nach Tische einige Zeit zur Lectüre und zur stillen Betrachtung verwenden; die übrige Zeit war der Handarbeit gewidmet. In der Fastenzeit waren drei Stunden täglich zum Lesen angeordnet; die Bücher aus der Bibliothek wurden jetzt ganz und der Reihe nach durchgelesen. Außerdem waren die Sonntage vorzugsweise dem Studium geweiht, „denn wer irgend in Weisheit und Tugend eine hohe Stufe erreichen wolle, der müsse außer der heiligen Schrift die Bücher der heiligen katholischen Väter, namentlich deren Gespräche und Lebensläufe, und vorzüglich die Regel des heiligen Basilius sich zu eigen gemacht haben."

Um zu dem gesteckten Ziele zu gelangen, wurden die pueri oblati oder die Gott geweihten Kinder in väterlich strenger Zucht erzogen. Abweichungen von Pünktlichkeit und Ordnung, wie Fehler im Singen und Lesen, Unart, Unfleiß, Unachtsamkeit wurden mit Ruthenstreichen, schwere Vergehen mit Geißelhieben bestraft; und diese Zucht wurde, ohne Rücksicht, ob sie Kinder adeliger oder armer Aeltern waren, vom fünften oder siebenten Lebensjahre ab (— in welcher Zeit sie aufgenommen wurden —) bis zum funfzehnten geübt. Das klassische Alterthum, wenigstens das römische, fand beim Unterricht Berücksichtigung, wie im Kloster überhaupt thätige Förderung. Das Lateinische war nicht blos ausschließliche Unterrichts-, sondern auch fast alleinige Con-

versationssprache; daran schloß sich die Lectüre klassischer Schriftsteller und Dichter; das Lesen der Dichter führte zum Versemachen; auch Rhetorik und Dialektik wurden getrieben; daneben beschäftigte man sich mit Arithmetik, Geometrie und Feldmeßkunst, Astronomie, Geographie, Naturkunde und Medizin; besonders aber eifrig war man in der Geschichtsschreibung, und durch ihre Annalen und Chroniken, Biographien und Nekrologien sind die Benedictiner die Väter der Geschichte für das christliche Abendland geworden. Da jedoch in der Blütezeit des Benedictinerordens die Theologie fast die einzige Wissenschaft war, so war auch die heilige Schrift das wichtigste Buch beim Unterricht: unter den Abschnitten derselben, welche sämmtlich in jeder Woche durchgesungen werden mußten, nahmen die Psalmen die erste Stelle ein. Allgemeinste und Hauptunterrichtsgegenstände waren demnach: Lesen, Schreiben und Psalmensingen.

Die Unterweisung des heiligen Benedict war ursprünglich nur auf die pueri oblati berechnet. Weil jedoch das Bedürfniß von Schulen in jener Zeit sehr groß war, weil die Benedictinerklöster in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt besonders den Forderungen der Zeit genügten, die Gemüther von der Außenwelt ab und zur Ausbildung des Innern hin zu führen, und weil der Orden bei aller Abgeschiedenheit von der Welt doch immer in Verbindung mit derselben blieb, — vertrauten auch bald andere Römer von adeliger Geburt den Benedictinern die Erziehung ihrer Söhne an, drängten sich Fürstenkinder und Söhne des Adels, Freie und Kinder von Hörigen, weltliche Cleriker und zukünftige Staatsmänner zu den Schulen des Ordens heran, so daß sein Ruf so groß ward, daß man sich genöthigt sah, für diejenigen Schüler, die sich nicht dem Mönchswesen widmen wollten, besondere Lehrzimmer zu errichten, wahrscheinlich auch besondere Lehrgegenstände (— scholae interiores und exteriores —) zu bestimmen.

Geleitet wurde der Unterricht der Benedictinerklöster in den elementarsten Fächern von einem gewöhnlichen Mönch oder einem Scholasticus; in größeren Klöstern und für höhere Fächer waren gelehrte Mönche als magistri angestellt, unter welchen dann wieder andere — seniores — Unterricht ertheilten. Oft wurden Lehrer zur Einrichtung oder Leitung von Schulen weithin berufen, während wiederum Andere aus einem Kloster auf einige Zeit in andere geschickt wurden, um die dortigen Schuleinrichtungen kennen zu lernen.

Das Erziehungsideal des Benedictinerordens war die Erziehung zu einem gottgeweihten Leben. Benedict bildete eine Gehor=

sams- und Tugendschule, eine Schule des Dienstes des Herrn, wo es galt, von der Trägheit des Ungehorsams gegen Gott zur Arbeit des Gehorsams zurückzukehren, die strengste Unterwerfung unter den Gehorsam des Herrn zu lernen, den eigenen Willen aufzugeben und Christo zu dienen. Durch den Fleiß der Mönche, durch die Klosterbibliotheken, durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch die Errichtung von Klosterschulen ꝛc. wurde der Orden zu einem Institut, von dessen Aufbau der Stifter ursprünglich keine Ahnung gehabt hatte, — zu einem der wichtigsten culturhistorischen Factoren in der Bildungsgeschichte der europäischen Menschheit, wurden die Benedictinerklöster zu „Burgen gegen Gewaltthat und Frevel, zu Zufluchtsörtern für Wehrlose und Verfolgte, zu Stätten des Friedens und zu Musterschulen christlicher Frömmigkeit und Tugend, zu Missionshäusern und Missionsstationen bei Bekehrung der Völker, zu Freistätten der Wissenschaft, Archiven der Literatur, Schulen der Jugend, Universitäten für die Gelehrten, Kanzleien der Könige, Priesterseminarien für die Kirche, Musteranstalten für Ackerbau und Gewerbe, Kunstschulen für Gesang und Musik, für Baukunst und bildende Künste."

In den **Nonnenklöstern des heiligen Benedict** wurde, wenn auch nicht so regelmäßig, wie in den Mönchsklöstern, neben dem Gebete und den geistlichen Uebungen Unterricht, und zwar vornehmlich für Mädchen ertheilt. Das Kloster zu Bischofsheim, das erste Frauenkloster in Franken, war eine der berühmtesten dieser Erziehungsanstalten und „ein wahres Seminar für Bildung von Lehrerinnen". Aber auch Knaben wurden in den Nonnenklöstern unterrichtet und empfingen daselbst ihre erste Bildung in den Elementen der Wissenschaften: so erhielt der Erzbischof Mauriz in Rouen seinen ersten Unterhalt und wahrscheinlich auch seine erste Bildung im Nonnenkloster zu Troyes, und auch Paschasius Radbertus wurde zuerst in dem Kloster Unser lieben Frauen zu Soissons unterrichtet und erzogen. „Die Nonnenklöster erfüllten somit auch die Pflichten der Elementarschulen und schlossen sich unmittelbar an die häusliche Erziehung an, welche vorzugsweise der Mutter anheim fiel, während die Schulen der Mönche in der Regel das schon zum Knaben gereifte Kind für eine höhere Bildung vorbereiteten, wenn es auch nicht an Beispielen fehlt, daß selbst kleine Kinder schon den Mönchsklöstern anvertraut wurden."

Mit dem zwölften Jahrhundert ist die Bedeutung des Benedictinerordens vorüber. Die von ihm übernommene Aufgabe, die alten klassischen und christlichen Bildungsschätze an die neuen christlichen, romanisch-germanischen Völker zu überliefern, war erfüllt. Da sank er

durch die Ueppigkeit, Hoffart und Bequemlichkeit der reichen und aristokratischen Klosterherren, durch den Geist der Zeit, durch die neuen Factoren in Kunst und Wissenschaft, sowie durch die neuen Orden, welche aus dem Bedürfniß und Verlangen der durch die Kreuzzüge bereicherten und gebildeteren Städte nach Predigten und Schulunterricht in der Volkssprache hervorgingen. Die **Dominikaner** und **Franziskaner** traten im 13. Jahrhundert als die alle bisherigen Erscheinungen des Mönchsthums weit überbietenden Triebe des alten Stammes auf, breiteten sich, gegründet auf die drei Gelübde des Mönchthums, ohne Sorge für Grundbesitz, weithin aus, erzeugten große Lehrer an Universitäten, Kirchen und Schulen und lieferten — besonders die Franziskaner — auch die meisten Schul- und Lehrbücher, sowie die Lehrer in den Städten, wo keine Stifter oder Kathedralkirchen waren. Ihr Streben war auf die Masse des Volkes gerichtet: „sie lebten meist in der Sphäre der bildungslosen Volksvorstellungen; in ihrer Lehrthätigkeit trat überwiegend die sinnliche Phantasie an die Stelle des Gedankens." Sie hatten Ordensschulen für die Zöglinge ihrer Orden (scholae claustri) und scholae canonicae, deren Besuch ganz freigestellt war. Mit ihrem Unterricht aber kamen auch sie nicht über die scholastisch-geistliche Methode hinaus. Das Vaterunser, der Glaube, die Gebetsformeln, Kirchenmelodien und Latein — waren die Lehrgegenstände in den meisten ihrer Schulen und nur an wenigen Orten überlieferten sie ihren Schülern zugleich die artes logicales und naturales, d. h. die damals übliche scholastische Philosophie. Die Form ihres Unterrichts war Gedächtnißübung. Sie haben nie so Vieles und so Großes geleistet, als die Benedictinerschulen in ihrer Blütezeit; aber dennoch zog man sie, da sie ihre Klöster nicht fern von den Städten, sondern mitten in denselben anzulegen pflegten, und der Besuch ihrer Schulen daher nicht mit so vielen Unbequemlichkeiten und Gefahren verbunden war — auch wegen ihrer neuen Schulbücher (— das Doctrinale von Alexander aus Dole —), die das bisher übliche Unterrichtsmaterial in besserer und bequemerer Form darstellten, den Benedictinerschulen vor. Ihr Streben tendirte mehr nach der Breite als nach der Tiefe. Aus ihrer Praxis gingen auch die s c h o l a r e s v a g a n t e s und m e n d i c a n t e s, die C u r r e n t e n und S i n g c h ö r e mit ihrer Rohheit, d a s K l a s s e n s y s t e m, d i e I n v e s t i t u r p e r f e r u l a m e t b a c u l u m, d a s M ö n c h s l a t e i n, d i e v e r s i f i z i r t e n R e g e l n ꝛc. hervor. Sie waren das stehende Heer der päpstlichen Hierarchie, — die Dominikaner besonders ausgezeichnete Ketzerrichter und daher überall zu finden, wo ein freieres, wissenschaftliches Leben herrschte, als erklärte Gegner der Philosophie; die Fran-

ziskaner hingegen das Gebäude der Hierarchie mit umstürzend, indem sie überall lehrten und dadurch auch unter dem niederen Volke Bildung beförderten, indem sie, gleichsam ein demokratisches Princip in der Kirche repräsentirend, den allgemeinen Interessen des Geistes sich hingaben und das Recht der einzelnen Lebenskreise und der Individuen überhaupt wider Willen begründeten.

3. **Die Dom- und Stiftsschulen.** So hoch in der Mitte des achten Jahrhunderts die Regulares oder Ordensgeistlichen der Benedictiner durch ihre strengen Grundsätze in Ansehen stiegen, eben so sehr waren in derselben Zeit die Pfarrgeistlichen (parochi) als seculares oder Weltgeistliche wegen ihrer Rohheit und Unwissenheit, wie wegen ihres wilden Treibens (— sie verbrachten die Nebenstunden ihres Amtes in Jagd, Trunk, Spiel und Liebesdienst —) berüchtigt. Dies bewog **Chrodegang,** Bischof zu Metz von 742 bis 766, die an seiner Kathedral- oder Domkirche angestellten Geistlichen zu klösterlicher Eingezogenheit und Erziehung der Jugend nach Benedicts modificirter Regel (canon) zu vereinigen. Die nach dieser gemeinsamen Regel oder nach dem Canon lebenden Geistlichen (Canonici) wohnten wie in einem Kloster beisammen, trieben gemeinschaftliche Arbeiten und übten (— die Jüngeren gegen die Aelteren —) strengsten Gehorsam. Ihr Leben war nach festen Gesetzen geordnet; die Beschäftigungen waren ihnen genau vorgeschrieben; der Unterricht in der heiligen Schrift und im Gesang nahm die erste Stelle ein. Von den Mönchen unterschieden sie sich dadurch, daß sie eigenes Vermögen haben durften. Sie speisten an sieben Tischen; während der Mahlzeit wurde aus der Bibel vorgelesen und dabei allgemeines Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Ihre Schulen — die **Kathedral- oder Domschulen** — hatten zunächst die Bestimmung, diejenigen, welche in den Dienst der Kirche treten wollten, für denselben durch wissenschaftlichen Unterricht und fromme Uebungen vorzubereiten. Daneben dienten sie jedoch auch dazu, solche, die für weltliche Thätigkeit einer höheren geistigen Bildung bedurften, bis zu einer gewissen Stufe emporzuführen. Uebrigens war es mehr das Leben als die Lehre, mehr die Zucht als der Unterricht, worauf man hinzielte. Chrodegang hebt es ausdrücklich hervor, wie die Lenker der Kirche zu wachen hätten, daß die ihrer Genossenschaft anvertraute Jugend durch die kirchlichen Zuchtmittel gehörig beschränkt werde, damit nicht das zu Fehlern und Ausgelassenheiten so sehr hinneigende Jugendalter Gelegenheit zu Abwegen finde. Deshalb müsse Einer aus der Genossenschaft (frater) von bewährtem Lebenswandel mit der besonderen Aufsicht über dieselbe beauftragt werden und sie sehr streng halten, damit sie mit kirchlicher Ge-

lehrsamkeit und geistigen Waffen gerüstet einst würdig zu den Ehrenstufen der Kirche aufsteigen könne; denn schon die Väter des Concils zu Toledo (633) hätten bemerkt, jegliche Lebensstufe von Jugend an sei zum Schlechten geneigt, die Knaben und Jünglinge des Clerus müßten deshalb einem ganz bewährten Aelteren übergeben werden, in welchem sie einen Lehrer der Wissenschaft und einen Zeugen des Lebens hätten. — Das Leben in den Dom- und Kathedralschulen war nur ein modificirtes Mönchsleben. So viel mönchisches Wesen und so viel Düsterheit jedoch auch über ihnen lag, sie haben doch das Verdienst, Wissenschaft und Unterricht über die Klostermauern emporgehoben und vorzüglich die großen Städte, in denen sie sich befanden, zu Mittelpunkten der christlichen Bildung gemacht zu haben: neben den theologischen Wissenschaften wurden in ihnen Homer, Virgil, Sallust, Statius, Terenz, Cicero, Seneca 2c. gelesen, lateinische und griechische Verse gemacht, Unterricht im Malen und kalligraphischem Kunstschreiben 2c. ertheilt. Zunächst wurde Grammatik, besonders lateinische, Kirchengesang und Rechnen gelehrt. Der zweite Cursus umfaßte mit der Grammatik zugleich die Lectüre der alten Klassiker: in der Paderbornschen Domschule lehrte man Mathematik, Physik, Musik, Rhetorik, Dialektik, Homer, Virgil 2c. Bruno las zu Utrecht den Statius und trieb eifrig Griechisch. — Die Domschulen wurden mit allgemeinem Beifall begrüßt, und bereits 816 zu Aachen unter Ludwig dem Frommen alle Domkirchen der karolingischen Monarchie gesetzlich mit Schulen versehen, die sich unter päpstlicher Autorität in der ganzen occidentalischen Kirche verbreiteten. — Oft auch wurden neben der Domkirche an anderen Kirchen, sowie in kleinen Städten, sogenannte Stifte oder Collegiatstifte errichtet, mit denen gleichfalls Lehranstalten, **die Stiftsschulen**, verbunden waren, die eine ähnliche Einrichtung hatten und unter denselben Gesetzen, wie die der Domschulen standen. In den kleineren Städten näherten sich die Stiftsschulen den erst nach den Kreuzzügen entstehenden Stadtschulen, indem in ihnen nicht die sieben freien Künste (das Plenum), sondern nur das Trivium gelehrt wurde, indeß man an den Bischofsitzen Trivium und Quadrivium ad plenum als Unterrichtsgegenstände hatte und die sacram paginam hinzufügte, so daß sie zu Priesterseminarien wurden, die nach den Kreuzzügen gegen die überall neu entstehenden Stadtschulen ein beschwerliches Monopol übten. Und doch eilten die kanonischen Institute ihrem Untergange entgegen, als seit der Mitte des elften Jahrhunderts die Kirche durch den Kampf mit der weltlichen Macht zerrüttet ward und die Universitäten sich entwickelten. Von den Klosterschulen unterschieden sich diese Stifts-, Kathedral- und

Domschulen im Ganzen dadurch, daß in den Klöstern, wie Kramer sagt, mehr ein mühsamer und ins Einzelne gehender Fleiß, wie zum Beispiel im Abschreiben und im Handhaben philosophischer Kritik herrschte, während bei den Kathedralen die Wissenschaft mehr im Allgemeinen gepflegt wurde. —

13.

Lehrer und Schüler in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode.

Die Lehrer.

Die höchste Würde in den Kloster- und Kathedralschulen war die des **Scholasticus,** des Scholaster, Schulmeisters, Schulhalters, Didaskalus, in Italien Magniscola. In der früheren Zeit war der Scholaster zunächst Lehrer, und zwar Lehrer der studirenden Jünglinge, der sogenannten Domicellaren, welche, Alumnen des Stifts ꝛc., in demselben bis zum Weihgrade des Priesters herangebildet wurden und dann gewöhnlich in die Präbenden des Stiftes ꝛc. eintraten. Diese lehrte der Scholaster die gelehrten Kenntnisse, die scholastischen Wissenschaften, Philosophie und Theologie, Sprache und Literatur. Später jedoch, bei dem großen Zudrange von Schülern, führte er nur noch die Oberaufsicht, entwarf er den Lectionsplan, prüfte und stellte er die ihm untergeordneten Lehrer an, wies er denselben ihre Lehrfächer zu, beaufsichtigte er die Abschreiber, corrigirte er die Bücher, besuchte er an jedem Sonnabend die Schule, trug er die in den Frühmetten zu lesenden kirchlichen Abschnitte vor und sah er darauf, daß streng nach der Interpunction gelesen wurde. Die Einkünfte des Scholasters waren beträchtlich, so daß diese Präbende eine der einträglichsten und gesuchtesten war. Zugleich stand der Scholaster in hoher Ehre und großem Ansehen. Daher strebten selbst Männer aus altadeligen Familien nach dieser Würde. Der Scholaster war Prälat und zwar Dritter im Range, stand im Chore zur Seite des Decans und trug wie dieser das farbige Pallium. Seine Einkünfte bestanden zumeist in den Gefällen seiner Präbende; Präsenzgelder wurden ihm nur dann, wenn er Canoniker und Mitglied des Kapitels war. Die Scholastereigüter zu Liebfrauen in Frankfurt a. M. bestanden 1383 in ungefähr anderthalb Huben Ackerland und Wiesen, welche für 15 Achtel Korn oder den Ersatzwerth von 100 Gulden verpachtet waren. Die Wohnung des Scholasters war

eine der Curien des Stifts ꝛc. und in der Regel eine der geräumigsten und ansehnlichsten. — Der Untergebene des Scholasters und in den späteren Zeiten der einzige Schulmeister war **der Rector** — rector scholarium, ludi rector, ludi magister, Kindermeister, Kinderlehrer, Lehrmeister. Er wurde von dem Scholaster eingesetzt, beaufsichtigt und besoldet. In der Regel wurde einem der Vicare das Rectorat übertragen; doch versahen auch Laien, verheirathete Männer, das Amt. Er mußte den Schülern zunächst die trivialen Kenntnisse, Lesen, Schreiben, Rechnen, lateinische Grammatik beibringen. Als sich jedoch der Scholaster dem Schulunterichte mehr entzog, waren auch die höheren Stufen des Unterrichts dem Rector überlassen. Zugleich hielt er die Schüler zum Besuche des Chores an, achtete darauf, daß sie sich im Chor, in der Schule, bei Prozessionen, auf der Straße ꝛc. nur der lateinischen Sprache bedienten, und stand bei festlichen Gelegenheiten, insbesondere bei Processionen an ihrer Spitze. — Dem Scholaster und Rector zunächst folgte der **Cantor**, der den Gesang zu leiten, die Leseabschnitte für die Festtage anzugeben, den Kirchenkalender zu fertigen und nach Maßgabe seiner besonderen Befähigung in einzelnen anderen Fächern Unterricht zu ertheilen hatte. — Neben den Lehrern für die verschiedenen Unterrichtszweige gab es an größeren Schulen **Circatores** oder Knabenaufseher, welche die ihnen untergebenen Schüler in und außer den Lehrstunden streng überwachen mußten. An den Kathedralen stand noch, dem Scholasticus und Cantor beigeordnet, **der Primicerius**, welchem die Unterweisung der Diaconen und überhaupt der Geistlichkeit niederer Weihen, besonders in den kirchlichen Verrichtungen und im Chorsingen, oblag.

Die Lehrer standen in hohem Rang. Die Canonici oder regulirten Chorherren hatten die Rechte eines geistlichen Senats (capitulum, kleines Oberhaupt), der dem Bischofe berathend zur Seite stand, wie im Kloster die Conventualen ihrem Abte. Wer von ihnen (— den Domherren, Dom-Kapitularen, Stiftsherren —) ein tüchtiger Scholaster oder Cantor gewesen war, konnte ohne Unterschied der adeligen oder bürgerlichen Geburt zum Bischof gewählt werden. — Mit der Achtung der Lehrer ging die der Schulen parallel und umgekehrt. Als daher, zuerst in Trier 977, die Kanoniker, ihrer regelmäßigen häuslichen Eingezogenheit müde, ihre Pfründen (praebenda) in Freiheit, da, wo ihnen ein Forst zum Jagen, ein Flecken zum Wohnen gefiel, verzehren wollten, und die adeligen Kanoniker dennoch ihre alten Aemter gleichsam als kirchliche Lehngüter und persönliche Würden mit ihren Renten als Erbschaften ihrer Vorfahren beibehielten, die Arbeiten der Schule aber

einem bürgerlichen Rector Magister und Succentor (Sub-Cantor) gegen einen kärglichen Lohn überließen, da sank der Ruf der Lehrer und mit ihnen der der Schulen.

Die Methode, die diese Lehrer in den Schulen übten, war rein formal und formell bildend. Sie bestand in Dictiren, Vorsagen, Nachsagen, Vortragen, Disputiren, Memoriren, – erging sich in Aeußerlichkeiten, in Silbenstecherei, in haarspaltenden Definitionen, in spitzfindigen Deuteleien. Die ganze Schulwissenschaft war zerstreuende Vielwisserei, inhaltsleerer Schematismus. Mit der Grammatik nach dem Donatus begann der Unterricht. Die weitere Stufe beschäftigte sich mit den lateinischen Klassikern, statt deren jedoch gewöhnlich elende Glossatoren derselben docirt wurden. Den Schlußstein bildete die Dialektik; ein fast in allen Schulen gelesenes Buch war Boëthius de consolatione. In der Astronomie wurden die 24 Verse des Cisio-Janus eingelernt; in der Musik Psalmen, kirchliche Lieder 2c. gesungen. Die meisten Schulen absolvirten, wenn die Schüler Latein sprechen und versificiren, etwas lesen, schreiben und rechnen konnten.

Die Schüler.

Der geistliche Stand war alleiniger Besitzer aller Kenntnisse. Für den gedrückten Landmann gab es im Allgemeinen außer der Kirche keine Unterrichtsstätte, und dem Feudalherrn war kaum an Schreiben und Lesen seiner Untergebenen gelegen. Zwar wurde seit Karl dem Großen bei den Klöstern für die Volksbildung gesorgt. Alles hing hierbei jedoch von dem Interesse ab, das die Bischöfe für den Volksunterricht hatten, und dieses Interesse war im Allgemeinen so gering, daß der Bischof von Orleans Theodulf eine große Ausnahme machte. Den Vornehmen waren die äußeren Schulen der Klöster und Kathedralkirchen geöffnet; aber auch hier wurden Adelige und Prinzen nur in den Kenntnissen unterrichtet, welche die Geistlichen mitzutheilen für rathsam hielten; diese Kenntnisse bestanden deshalb in einigen Religionsbegriffen, in Lesen, Schreiben, Rechnen, etwas Grammatik und Musik. Die Prinzen wurden außerdem körperlich ausgebildet und in den Gesetzen unterrichtet; in der Landeskunde förderte sie das wandernde Leben der Höfe, an denen sie zugleich in die Wissenschaften eingeführt wurden. Aus der Schule nahm auch der Adelige im Allgemeinen weiter nichts in die Welt mit hinaus, als einige Fertigkeit im Lesen, auswendig gelernte Liederweisen, die Anfangsgründe des Mönchschristenthums und tiefe Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande und dessen Oberhaupte. Der geistliche Stand war allein wie der Inhaber aller

Bildung, so auch der alles Unterrichts. Sobald ein Knabe Lust und Befähigung hatte, in den geistlichen Stand einzutreten, nahmen ihn, wenn er arm war, die Klöster und Kathedralkirchen unentgeltlich auf und reichten ihm Unterricht, Wohnung und Beköstigung. Innocenz III. gewährte armen Studirenden sogar Stipendien, gab denen Präbenden, die sich durch Sittlichkeit und Wissenseifer auszeichneten, und beförderte gerade diejenigen zu höheren kirchlichen Aemtern, die „längere Zeit in den Schulen geschwitzt" und kräftig gewirkt hatten, damit sie „nach langen, den freien Künsten geweihten Arbeiten sich von ihren Anstrengungen in der Kirche erholen und sich mehr der Ruhe ergeben könnten." — Doch auch der Unterricht im geistlichen Stande war nicht eine harmonische Entwicklung der Geisteskräfte: er bestand in einer einseitigen Ausbildung des Verstandes und gelangte nicht zu einem innern lebengebenden Wissen, sondern nur zu einer innerlich unzusammenhängenden Polyhistorie.

Das vornehme Mädchen (— von dem armen schweigen die Denkmäler, doch lernten auch die Töchter von Bürgern und Bauern spinnen, weben und schneidern —) wurde einer Erzieherin übergeben, die zugleich über die gesammte weibliche Umgebung des Fräuleins gesetzt war. Sie ward zur Zucht und Sitte angeleitet, mußte weben und spinnen lernen und wurde vom Geistlichen oder Mönch, oft in Klosterschulen unterrichtet. Die Frauenklöster besonders wurden die gewöhnlichen Unterrichtsanstalten der reicheren Mädchen. Kenntniß der Legenden, der Gebete und einiger biblischen Geschichten, nebst weiblichen feineren Arbeiten waren die Unterrichtsgegenstände. Ein heiliges Buch war zuweilen ein Theil der Mitgift, und der Psalter war recht eigentlich Frauengut. Lesen und Schreiben waren nicht gewöhnlich; doch waren diese Künste im Allgemeinen bei Frauen häufiger als bei Männern: selbst Wolfram von Eschenbach konnte nicht lesen und schreiben, und auch Ulrich von Lichtenstein mußte zu seinem Schreiber seine Zuflucht nehmen, um den Inhalt des Briefes der Geliebten zu erfahren. Im 8. Jahrhundert ward auch schon in den Frauenklöstern Lateinisch gelehrt, und Karls des Großen Tochter lernte bei Paul Warnefried nicht blos Lateinisch, sondern auch durch einen Eunuchen Griechisch. Die Tochter Herzog Heinrichs I. von Bayern, Hedwig, lernte zu St. Gallen Lateinisch und verstand Horaz und Virgil. Und daß auch unter den Ottonen in den Nonnenklöstern die lateinische Sprache gepflegt ward, beweist die Nonne von Gandersheim. Eine französische Jungfrau, Dorame, soll, nach dem Roman von Karl dem Kahlen, französisch, lateinisch, lombardisch, romanisch, bretonisch, überhaupt 14 Sprachen ver-

standen haben. Kriege, Reisen und längerer Aufenthalt in fremden Ländern machten die Männer mit fremden Sprachen bekannt; Knaben und Jünglinge wurden zu diesem Zwecke auf Reisen geschickt: überhaupt galt das Reisen als treffliches Bildungsmittel, und im scandinavischen Norden war es ein wesentlicher Theil der Erziehung. Dieses Bildungsmittel ging nun zwar den Frauen ab, und sie waren auf den Unterricht im Hause beschränkt; doch wurden auch sie zuweilen in ihrer Jugend ins Ausland geschickt. Im Ganzen aber beschränkte sich die geistlich-scholastische Erziehungsperiode darauf, dem weiblichen Geschlechte körperliche Fertigkeiten und häusliche Geschicklichkeiten beizubringen, sowie dasselbe mit der Anstandslehre bekannt zu machen. Das Nibelungenlied führt die Frauen noch in hausmütterlichen Beschäftigungen vor. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und das Schlüsselbund waren, führte die Aufsicht über das Gesinde und hatte, unterstützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller, sowie für die Bekleidung der ganzen Familie zu sorgen.

14.

Unterrichtsgegenstände in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode.

Die Unterrichtsgegenstände in den Schulen der occidentalischen Kirche unterschieden sich in religiöse und nichtreligiöse.

A. Die **nichttheologischen Unterrichtsgegenstände** umfaßten die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie.

> Gramm (atica) loquitur; Dia (lectica) vera docet; Rhe (torica) verba colorat;
>
> Mus (ica) canit; Ar (ithmetica) numerat; Geo (metria) ponderat; As (tronomia) colit astra.

Grammatik, Dialektik und Rhetorik bezogen sich auf die Sprache und die sprachlichen Verhältnisse, und zwar auf die Redetheile und Redeformen, auf die Redeunterschiede und auf die Redefiguren. Sie umfassen die Disciplinen, welche ad eloquentiam führen sollen. In ihnen wurde bereits, namentlich seit der Kaiserzeit, jeder alte Römer, der nur irgend auf allgemeine Bildung Anspruch machte, unterrichtet, und da es in den ältesten Zeiten zu Rom Sitte war, die Kinder in den

ersten Elementen auf solchen Plätzen zu unterrichten, wo drei oder mehrere Wege zusammen kamen und wo die Lehrer ihre Buden hatten, welche Orte trivia hießen, so nannte man den gewöhnlichen Kreis menschlicher Erkenntniß triviale Bildung: im Mittelalter Grammatik, Rhetorik und Dialektik — das Trivium. — Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßten das Wissen der Raum- und Zeitverhältnisse im Allgemeinen und dessen wissenschaftliche und künstlerische Anwendung, — die Disciplinen, welche ad sapientiam führen. Einzeln und in ihrer Ordnung hat sie zuerst Jamblichus († 333 n. Chr.), der berühmteste der die alte klassische und christliche Bildung vermittelnden neuplatonischen Philosophenschule, aufgeführt, indem er auf das brüderliche Verhältniß der Arithmetik und Geometrie hinwies, indem jene die Grundlage der Musik, diese die Basis der Sphärik sei. Die Vorstellung von dieser Zusammengehörigkeit ging vom Morgenlande in das Abendland über, welches dafür den Namen Quadrivium schuf. Im nördlichen Afrika begegneten und durchdrangen sich Trivium und Quadrivium zuerst und bildeten beide **die sieben freien Künste,** die an die heilige Bedeutung der Siebenzahl sich anlehnend von nun ab den Gesammtinhalt des menschlichen Wissens ausmachten und von Afrika aus in der ganzen christlichen Welt Verbreitung fanden. Das Trivium zu lernen, hielt man für Jeden nothwendig, der auf Bildung Anspruch machte; das Quadrivium beschäftigte diejenigen, welche das Trivium durchlaufen hatten und nun noch eine höhere Bildung erstrebten. Doch scheint man sich in den Trivialschulen nicht genau an das eigentliche Trivium gehalten zu haben, da sich in vielen derselben auch andere Lehrgegenstände fanden und man überhaupt neben dem Latein das Einüben der in den Kirchen üblichen Melodien und Lieder, sowie etwas Rechnen für nothwendiger als Dialektik und Rhetorik hielt. In dem Aachener Kapitulare von 789 wurden Grammatik, Musik und Arithmetik zum Trivium gerechnet und diese beim Unterricht der Knaben vorgeschrieben, so daß sie nebst einem wenig Latein die Unterrichtsgegenstände der Trivialschulen gewesen zu sein scheinen. — Neben dem Trivium und Quadrivium wurde in den Wahrheiten der Religion Unterricht ertheilt. Die Unterrichtsgegenstände vertheilten sich demnach in den Schulen ungefähr so, wie sich bei Launois von der Schule zu Fleury der Lectionsplan findet: „Des Morgens ganz früh lehrte Odo die Knaben die Grammatik nach Priscianus mit des Remigius Commentar.“ „Hora I. trug in der höheren Klasse Terricus die Dialektik vor und zwar nach Aristoteles mit dem Commentar des Porphyrius und Averroes.“ „Hora III. lehrte

Wilhelm die Rhetorik nach Cicero und Quinctilian." „Hora IV. erklärte Gislebert, der Magister, den Theologen die heilige Schrift, wobei er an Sonn- und Festtagen in lateinischer und gallicanischer Sprache predigte, indem er besonders die Juden widerlegte und viele derselben bekehrte."

1. **Die Grammatik** bestand im Unterricht in der lateinischen Sprache und wurde nach Priscianus, Diomedes und Donatus gelehrt. Zuerst lernten die Schüler lesen, dann die Quantität der Silben, die Formen der Declination und Conjugation. Hierauf schritt man zur Lectüre von leichteren lateinischen Schriftstellern und endlich zu den schweren lateinischen Prosaikern und zu den Dichtern. — Dabei wurden Accent, Wort- und Versfüße, Versmaße, Analogie, Etymologie, Orthographie, Tropen, Barbarismen ꝛc. erörtert. Bei der kritischen Erklärung der Schriftsteller wurde jeder einzelne Vers in grammatischer, metrischer und historischer Beziehung nach allen Seiten hin behandelt und mißhandelt. Terentianus Maurus beschreibt in seinem Buche „de literis et syllabis carmen sotadicum" die Stellung des Mundes bei Aussprache jedes Buchstaben — in Versen.

Die griechische Sprache, welche seit dem zweiten Jahrhundert vor Christus über ganz Italien und über Südfrankreich verbreitet, im Laufe der Zeit in Italien aber fast untergegangen war, wurde zuerst wieder von Claudianus Mamertus, dem Zeitgenossen des Boëthius, gepflegt. Darauf nahm sich Cäsarius, Bischof von Arles († 552) des Griechischen an. In Bayern schrieb 650 der agilolfingische Herzog Theodo I. den Schulen seines Landes den Unterricht im Griechischen vor. Durch den Afrikaner Abt Hadrian und durch Theodor von Tarsus endlich wurde die griechische Sprache und Literatur in der occidentalischen Kirche ziemlich allgemein verbreitet und in den bedeutenderen Schulen gelehrt. Bruno von Köln sammelte griechische Sprachlehrer um sich; die Kaiser Otto I. und Otto II. verstanden Griechisch; in Italien, besonders in Florenz, wurde Homer erklärt.

Die hebräische Sprache war selten Object des Studiums. Nur einzelne Männer der Wissenschaft suchten sich durch Umgang mit gelehrten Juden einige Kenntniß derselben zu verschaffen. Raymundus Lullus empfahl die orientalischen Sprachstudien, doch ohne Erfolg, und auch die Verordnung Clemens V. über orientalische Lehrstühle blieb wirkungslos. Aber der getaufte Jude Nicol. de Lyra gewann Ansehen als Bibelausleger, und Petrus Niger lernte 1467 Hebräisch zur Bekehrung der Juden.

Auch die neueren Sprachen waren noch kein Gegenstand des Unterrichts. Karl der Große begann zuerst die Zusammenstellung einer deutschen Sprachlehre. In der französischen Sprache, die sich zunächst in Belgien und in der Normandie ausbildete und unter Karl dem Kahlen Schriftsprache wurde, ward 1118 am Sonntage Palmarum die erste Predigt gehalten. —

2. **Die Dialektik,** mit der man die Philosophie im Allgemeinen verband, bestand in den niederen Schulen in einer Sammlung von Terminologien: man lernte aus dem Kirchenvater Augustinus die Kategorien, zählte die modos und figuras von Syllogismen auf, compilirte Sentenzen und übte sich in spitzfindigen Definitionen und Disputationen. Von der Philosophie des Alterthums ward aus Augustin, Makrobius und einer Uebersetzung von Platons Timäos ein Schattenriß des Platonismus in die occidentalische Kirche verpflanzt, der bis in's 13. Jahrhundert herrschte. In den höheren Schulen zog man, besonders vom zehnten bis zwölften Jahrhundert, die theologischen Systeme in die Dialektik hinein. Isidorus, Beda und Alcuin waren Dialektiker. Skotus Erigena gab der Dialektik ein Quadrivium: divisoria, definitiva, demonstrativa, resolutoria. Von Skotus Erigena ist bis zum Ende des 10. Jahrhunderts Grabesstille. Am Ende desselben trat Gerbert auf und schrieb seine Abhandlung über die Dialektik. Das 11. Jahrhundert hatte in Constantin und Abbo zu Fleury, Fulbert in Chartres, Othlon in Magdeburg, Petrus Damiani eben so viele Vertheidiger des Glaubens gegen die Dialektik als Freunde derselben. Berengar von Tours († 1088) stellte sogar die Vernunft über jegliche Autorität, und durch Lanfrance aus Pavia († 1080) ward die Dialektik das vornehmste Rüstzeug der Theologie.

3. **Die Rhetorik** wurde Anfangs nach Quinctilian und Cicero gelehrt; später traten die Lehrbücher von Kapella, Beda und Alkuin an deren Stelle; im 10. Jahrhundert jedoch wurde Quinctilian von Neuem Führer. Die Regeln der Rhetorik wandte man auf die kirchlichen Predigten an, und Guisbert von Nogent († 1324) war der Erste, der eine Homiletik schrieb. Der Unterricht bestand in Definitionen der verschiedenen Gattungen der Reden, der Haupttheile einer Rede und der wichtigsten Figuren.

4. Auf den Unterricht in der **Musik** ward besonderer Fleiß verwendet. Angeregt durch die Sitte, bei den Agapen und dem heiligen Abendmahle zu singen, wurde der Kirchengesang durch Ambrosius von Mailand und durch Gregor den Großen besonders gepflegt. Karl der Große ließ Gesanglehrer aus Rom kommen und drang beharrlich in

seinen Schulen auf musikalische Bildung. Rhabanus sprach aus, daß man ohne die Kunst des Gesanges weder Priester noch Lehrer sein könne. In allen niederen Schulen lernte man daher singen, auch wohl etwas Instrumentalmusik; aber nur mit größter Mühe konnte man in die Musikkunst eindringen und zehn Jahre gehörten dazu, bis Jemand eine ordentliche Singschule durchgemacht hatte. Es gab bei Ambrosius vier authentische Tonarten, wozu die vier plagalischen des Gregor kamen. Der gregorianische Kirchengesang war ein Singen ohne Rhythmus und Tact: einstimmiger Chorgesang, vorgetragen von den Klerikern, wobei die Gemeinde nur etwa mit einer Antiphonie betheiligt war. Dieser wurde normal für Stifter und Klöster. Der Unterricht schloß sich an die Bücher des Boëthius „de musica“. Die Noten wurden mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnet, bis Benedict von Pomposa und Guido von Arrezo (1030) das Liniensystem erfanden. Die Bezeichnung der Noten nach ihrer Dauer und Länge wurde im 14. Jahrhundert von Johannes von Myris erfunden, indeß früher die höheren oder tieferen Noten durch auf- und absteigende Linien bezeichnet waren. Es gab Antiphonien und Responsorien und außer dem Choralgesange auch einen melodischen Gesang mit einer notirten Declamation, und zwar in vollkommenerer Weise seit Johann Damascenus (760), dem Erfinder der Intervallen. Der Erzbischof Dunstan von Canterbury erfand dann — 988 — den vierstimmigen Gesang und die Figuralmusik. Die Orgel, die sich im 8. Jahrhundert in Deutschland findet, mit 9 bis 11 Tasten, 1 Elle lang und 1½ Elle breit, wurde mit den Fäusten um einen Fuß tief niedergeschlagen: die Organisten hießen darum sehr lange „Orgelschläger“. — Außer der Musik wurden nach Umständen Schönschreibekunst, Bau- und Bildekunst und Miniaturmalerei Gegenstand des Unterrichts. Die Baubrüderschaften hatten zwar mönchischen Ursprung, gingen aber bald von den Mönchen zu selbständigen Genossenschaften und Kunstübungen in die Hände der Laien über. Die mit der Baukunst eng verbundene Sculptur bearbeitete kirchliche Gegenstände und hatte gegen ihren Hauptvorwurf, die menschliche Gestalt und das menschliche Antlitz, eine entschiedene Antipathie. Sie wurde in den Klöstern geübt als Holzschnitzerei rc., Buchdeckelverzierung, Schnitzwerk an Altären, Taufbecken rc. Die Malerei war gleichfalls der Kirche dienstbar und bis in's 13. Jahrhundert von byzantinischer Typik und Technik abhängig. Rhabanus Maurus zu Fulda und Salomon und Tutilo von St. Gallen waren ihre Beschützer, und mit dem Aufschwunge des Ordens von Clugny hob sich auch der mönchische Malereifer. Doch wurden Malerei und Plastik eben

so wenig allgemeiner Unterichtsgegenstand, als die nationale Poesie. Dem christlichen Klerus waren die Gesänge heidnischer Zeit anstößig, und er eiferte dagegen. Doch zeigten auch die Mönche einiger deutscher Klöster Liebe zur vaterländischen Poesie: Otfried; der niederdeutsche Heliand; — auch erhob sich der Mönch wohl zum Heldengesang — Gesang über den Sieg bei Vimeu 882 —; aber ein Epos von größerem Umfange fehlt den Deutschen bis zum 12. Jahrhundert. Die romanischen Völker dichteten mit Endreimen und Assonanz, und seit dem 11. Jahrhundert hatten die Franzosen Volksgesänge, die Castilianer Heldenromanzen, indeß echt nationale Poesie in Italien erst mit Ende des 13. Jahrhunderts hervorwuchs. Alle diese Anfänge nationalen Lebens aber waren nicht für, sondern gegen die occidentalische Kirche entsprossen, auch nicht Kinder ihrer Pflege, sondern Gegenstände ihres Aergernisses.

5. Nächst der Musik war **die Arithmetik** ein Hauptlehrgegenstand. Doch bestand der Unterricht in derselben nicht sowohl in Anweisungen, wie man mit Zahlen umgehen müsse, sondern vielmehr in den Phantasien des Nikomachus über die geheimen und wunderbaren Kräfte einer jeden Zahl. Um die Zahlen zu bezeichnen, nahm man Hände und Finger zu Hülfe: die linke Hand auf der Brust bezeichnete 10,000 beide Hände gefaltet 100,000. In Handlungs- und Haushaltungsrechnungen bediente man sich eines Rechenbrettes, mittelst dessen man die vier Species der Rechenkunst ausführte. Es bestand aus einer Tafel, worauf senkrechte Linien parallel gezogen waren, welche die Werthstellen der Einheiten, Zehner, Hunderte &c. bezeichneten. Diese Linien wurden, um Zahlen auszudrücken, mit Steinchen belegt; wollte man z. B. die Zahl 2413 anschreiben, so legte man auf die erste Linie zur Rechten drei, auf die zweite ein, auf die dritte vier, auf die vierte zwei Steinchen. Sollte diese Zahl multiplicirt werden, so mußte man sie so viel mal anlegen, als der Multiplicator groß war. Erst Gerbert (nachher Papst Sylvester II.) brachte von Cordova, wohin er sich heimlich aus seinem Kloster Fleury begeben hatte, die arabischen Ziffern und eine leichtere Methode mit. Auch die Algebra wurde von den Arabern geholt. — Aus den höheren Schulen kam die Rechenkunst und mit ihr das Einmaleins in die Volksschulen.

6. **Die Geometrie** wurde in höheren und niederen Schulen nach dürftigen Auszügen aus Euklid gelehrt. Man erklärte, was Linien, Figuren und Solida seien; man führte die Hauptarten der Einen und der Anderen an &c.: von einer eigentlichen Wissenschaft war nicht die Rede. Meist verband man mit ihr eine kurze **Geographie.** Im

7. Jahrhundert schon soll das Kloster St. Gallen im Besitz einer geographischen Karte gewesen sein, und Karl der Große soll auf einem silbernen Tische die Abbildung des Sternenhimmels und der Erde gehabt haben, die sein Enkel Lothar unter die Soldaten vertheilte. Der Irländer Virgilius behauptete, es gebe Antipoden. Die Bearbeiter der Geographie waren meist Araber: Abu Ischak, Scherif Edrisi, Nassio Eddin, Abulfeda, Ulug Beghi. Die einzigen christlichen Geographen waren der Irländer Dicuil 825 und Guido von Ravenna c. 900. Adam von Bremen († 1076) gab die erste gute Beschreibung des Norden. Der Norden überhaupt regte längere Zeit hindurch die geographische Forschungslust an: die Seefahrten der Irländer, die Entdeckung Grönlands und der Ostküste Nordamerikas, „Winlands", zwischen Boston und New-York durch Leif 1000, wohin sich die Schifffahrt des hohen Nordens bis 1347 fortsetzte, reizten den Sinn zur Kenntniß der Erde. Durch Gerbert, der mit seinen geometrischen Figuren sogar in den Ruf eines Zauberers kam, wurde das Studium der Geometrie und Geographie gehoben. Er fertigte mit seinem Lehrer Abbo Wasserorgeln, Himmelskugeln, eine Räderuhr, Fernröhre ohne Gläser an 2c.

7. **Die Astronomie**, die im alten Griechenland schon durch Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, vornehmlich aber durch Aristarchos von Samos, Pythagoras, Philolaus, Nicetas, Empedocles, Eudoxus, Eratosthenes, Posidonius 2c. und dann von den Arabern, von den Kalifen Almansor, Harun al Raschid, Almamum, von Al Fragan, Thebit Ben Corrah und Albatenius 2c. gefördert wurde, lag in der occidentalischen Kirche in Schweigen, bis Karl der Große mit Rhabanus in Briefwechsel über diese Wissenschaft trat. Im 13. Jahrhundert wurde sie durch Alphons X. von Kastilien gefördert. Von ihm stammen die alphonsinischen Tafeln, welche ihm 40,000 Dukaten kosteten, 1282 erschienen, das ptolemäische Weltsystem zur Grundlage haben und meist von dem Juden Isaak Aben Sid verfaßt sind. Für die Schule empfahl sich besonders des Engländers Joh. v. Holyrood Buch von der Sphäre „de sacro bosco". Doch stand die Astronomie stets noch mit der **Astrologie** in innigster Verbindung. Auf der Universität zu Bologna hatte die Astrologie so gut wie die Astronomie ihre Lehrstühle. Die Meteore, selbst die Sonnenfinsternisse wurden für Vorbedeutungen geachtet: das erste Nordlicht bemerkte man in Frankreich 1080; das zweite, 1094, deutete man auf den ersten Kreuzzug; das dritte, 1098, sollte unglückliche Zeiten verkünden; der große Komet, 1066, ward für ein Anzeichen auf die Eroberung der Normandie gehalten. In den Klöstern wurde die Astrologie zur Metoposkopie, Chiromantie 2c. In den niederen Schulen beschränkte

sich der Unterricht in der Astronomie auf Berechnung des Osterfestes und überhaupt des Kirchenkalenders; aber auch in den höhern Schulen kam man nicht weit über dieses Ziel hinaus, wie sehr auch Rhabanus Maurus auf den Unterricht in derselben drang. Man gebrauchte den aus 24 lateinischen Versen bestehenden Kalender Cisio-Janus, eine Erfindung des zehnten und elften Jahrhunderts. In ihm hatte z. B. der Januar folgende zwei Hexameter:

Cisio-Janus Epi. sibi vendicat Oc. Feli. Mar. An.

Prisca Fab. Ag. Vincenti Pau. Pol. Car nobile lumen.

Die Namen der unbeweglichen Feste sind hierin verstümmelt. Cisio ist circumcisio Christi; Epi ist Epiphania; Paulus ist conversio Pauli. Die Zahl der ersten Silbe im Namen des Festes zeigt den Monatstag an, auf welchen dieses Fest fällt: z. B. in Epi ist E die sechste Silbe und bezeichnet den 6. Januar; Pau ist die fünfundzwanzigste Silbe im Distichon und bezeichnet den 25. Januar, das Fest der Bekehrung Pauli. Die übrigen Silben bezeichnen den Monatstag eines jeden Festes und die nächsten Tage vor oder nach einem Feste, und kommen als Data oft in Urkunden des Mittelalters vor, z. B. Fus ist der 20. Juli. Im Jahre 1470 erschien der Cisianus deutsch zu Nürnberg auf einem Blatte in Royalfolio mit dem Titel: „Dieß ist der Cisianus tzu teutsch, vnd ain yeglich Wort giebt ainen Tag." —

So das Trivium und Quadrivium. Andere Wissenschaften, die später die Repräsentanten besonderer Facultäten wurden, waren jetzt noch mit den andern Studien vermischt. Die **Geschichte** gehörte nicht zu den sieben freien Künsten und war deshalb vom Unterricht ausgeschlossen. Beda sorgte zwar durch sein Geschichtsbuch für einen Unterricht in derselben. Doch drang er nicht durch; auch verloren die Schulen nicht viel daran. Der kritische Sinn für Ausmittlung und Feststellung historischer Wahrheit war jener Zeit fremd; kirchliche Befangenheit gab auf Treu und Glauben wieder, was sie ungeprüft empfangen hatte; Legenden und Wunderdinge standen in der Geschichtsschreibung zuerst und zuhöchst. Geist der Nationalität — sagt Wachsmuth — giebt sich selten durch die gemeinsame lateinische Sprachtünche zu erkennen; weit häufiger Geist der Parteinahme bei hierarchischen und dynastischen Conflicten; die Darstellung ist meist incorrect und unschön; das Streben nach Schmuck des Stils aber zeigt sich nicht blos im häufigen Schwulst, sondern in dem Gebrauche des Verses für ein gesammtes historisches Werk oder zur Abwechslung mit Prosa. — **Die Jurisprudenz** ging von den Römern mit der römischen Sprache in die occidentalische Kirche über; doch wurde die Wissenschaft des römischen Rechtes zum Stückwerk. Sie war aber

dennoch ein eifriger Gegenstand des Studiums der Geistlichkeit. Auf der Schule zu York ward die Jurisprudenz ausdrücklich als ein besonderer Unterrichtszweig angeführt: sie nahm daselbst die Stelle der Dialektik ein und wurde auch zur Bildung des Urtheils angewandt. Besonders aber ward das kanonische Recht von Dionysius Exiguus 527, von Isidor von Sevilla 630, von Regino von Prüm, Abbo von Fleury, Burkard von Worms († 1026) zusammengestellt und in den bischöflichen Schulen gelehrt. Als systematischen Gegenstand höherer Unterrichts-Anstalten hat die Rechtswissenschaft zuerst Irnerius 1118 zu Bologna gelehrt. Von den Mönchen durfte sie nebst der Physik seit Alexander III. 1180 nicht mehr getrieben werden, weil sie sich allzueifrig und oft zum Schaden der Theologie dem Studium derselben hingegeben. — **Die Physik** trat bei Erforschung der Naturkräfte zu sehr mit den kirchlichen Anschauungen und mit dem rohen Aberglauben in Opposition, als daß sie über allgemeine Ahnungen hätte hinauskommen können. Während man jedoch auf der einen Seite an Magie, an Teufelskünste ꝛc. glaubte, waren es andererseits wiederum einzelne Klostergeistliche, die das Volk vom Aberglauben frei zu machen strebten. Rhabanus Maurus kämpfte in einer Homilie gegen den heidnischen Aberglauben des Volkes bei der Mondfinsterniß und erklärte dieselbe astronomisch; seit dem neunten Jahrhundert drangen besonders mehrere Lehrer in Irland, Skotus Erigena auch, tiefer in die Lehren der Physik ein. Doch mußten die Kenntnisse als Geheimlehren wegen des Verdachtes der Zauberei vor der Menge verschlossen bleiben. In der langen Zeit der scholastisch-geistlichen Erziehungsepoche war die Physik mit der **Magie** verschwistert. — Und die **Chemie** mit der **Alchemie.** Die Hauptaufgaben der Chemie waren die Versuche der Goldmacherkunst und die Auffindung eines Lebenselexirs. Im Allgemeinen ruhte der Verdacht der Kirche nicht so sehr auf der Chemie als auf der Physik, und der „Stein der Weisen" gehörte nicht zu „des Teufels Mineralien". Von den Arabern kam die Chemie in's Abendland, und aus ihrer Periode stammen viele der gebräuchlichsten Körpernamen: Alkohol, Syrup, Naphtha, Kampher, Kali, Alkali ꝛc. Das Product mittelalterlicher chemischer Praktik war das Schießpulver. Den Branntwein, aqua vitae, kannte der Chemiker Arnold Bachuone (Villanovus), Professor zu Barcelona, † 1313. Im 13. Jahrhundert schon breitete Raimundus Lullus, ein Franziskanermönch, die chemischen Kenntnisse der Araber aus: er soll vor Eduard I. 50,000 Pfund Quecksilber in Gold verwandelt haben. — **Die Medizin** wurde so wenig, als die Physik und als die Chemie zu den freien Künsten gerechnet. Sie war deshalb nirgends Kathederdoctrin. Sie bestand bis zum

11. Jahrhundert nur in der Praxis, die von Geistlichen, besonders Mönchen, und von Juden geübt ward. Außerdem waren einige Dynastien mit wunderthätigen Kräften begabt: die französischen Könige besaßen das Vermögen, Kröpfe zu heilen; den englischen Herrschern wurde die Heilkraft gegen Scropheln zugeschrieben rc. Auch Amulette rc. erhielten ihre Geltung. Als jedoch auf der Medizinschule zu Salerno das Studium der arabischen Uebersetzungen des Hippokrates, Galenus und Dioskorides sowie der arabischen Schriftsteller begann, fing sich auch bald anders-hin der Eifer für die Heilkunde zu verbreiten an. Montpellier wurde darauf berühmte Lehrstätte für die Medizin; Friedrich II. verordnete das Studium der Anatomie; in Bologna und Montpellier mußten Leichname von Verbrechern an die Anatomie abgeliefert werden. — Vor Gründung dieser Schulen waren die Klöster die einzigen Zufluchts-stätten für die Medizin, wie auch für die Chemie. In den älteren Zeiten scheint selbst jüngeren Kindern ein medizinischer Unterricht (wahrscheinlich diätetische Regeln) ertheilt worden zu sein. Wenigstens verfügt noch eine Verordnung Karls des Großen an die Klöster, von denen wahrscheinlich das Maß des medizinischen Unterrichts überschritten ward, „daß die infantia mit der medicina verschont bleiben soll", dagegen diese Wissenschaft an den Kathedralschulen getrieben werden müsse. —

B. Gegenüber den sieben freien Künsten trat die **Religion** als zweites großes Bildungsmittel auf. Die Wissenschaft derselben hieß noch nicht Theologie, sondern sacra pagina und bestand in der Kenntniß der kirchlichen Abschnitte (Perikopen), der lateinischen Bibelübersetzung (Vulgata), in Predigtauszügen (post-illa sc. verba textus) der Kirchenväter und in der Liturgie des Gregor in seinem Meßbuche (missale). Der Unterricht in den artibus war nur auf die Bildung der Geistlichen berechnet; die artes wurden deshalb auch nur um der Theologie willen betrieben. Im Sinne der geistlich-scholastischen Periode sagt Rhabanus Maurus: „Die Grammatik zeigt die Auslegungskunst der alten Poeten und Geschichtsschreiber, nebst der Fertigkeit, fehlerfrei zu reden und zu schreiben. Man kann ohne sie die Tropen und uneigentlichen Redensarten der heiligen Schrift nicht verstehen, folglich den rechten Sinn des göttlichen Wortes nicht ergreifen. Auch die Prosodie darf man nicht vernachlässigen, weil in den Psalmen so viele verschiedene Versarten vorkommen; daher ist die fleißige Lesung der alten heidnischen Dichter und wiederholte Uebung in der Dichtkunst nicht zu versäumen. Nur müssen die alten Dichter vorher sorgfältig gesäubert werden, damit nichts darin bleibt, was auf Liebe und Liebeshändel, und auf die heidnischen Götter Bezug hat. Die Rhetorik, welche die verschiedenen Gattungen und die

Haupttheile der Rede nebst den dazu gehörigen Regeln angiebt, ist nur solchen Jünglingen wichtig, die noch nichts Ernsteres zu betreiben haben, und muß nur aus den heiligen Vätern gelernt werden. Die Dialektik hingegen ist die Königin aller Künste und Wissenschaften. In ihr wohnt die Vernunft: sie zeigt sich hier, bildet sich darin aus. Nur die Dialektik allein kann Kenntnisse und Weisheit verleihen; sie zeigt allein, was und woher wir sind, lehrt uns allein unsere Bestimmung; durch sie lernen wir allein das Gute und Böse 2c. kennen. Und wie nöthig ist sie einem Geistlichen, um den Ketzer bekämpfen oder besiegen zu können! Die Arithmetik ist wegen der Geheimnisse wichtig, die in den Zahlen enthalten sind; auch fordert die Schrift zu ihrer Erlernung auf, da sie von Zahlen, Maß 2c. redet. Die Geometrie ist nöthig, weil in der Schrift bei dem Bau der Arche Noah und des salomonischen Tempels Zirkel aller Art vorkommen. Musik und Astronomie sind Bedürfnisse des Gottesdienstes, welcher ohne Musik nicht mit Würde und Anstand und ohne Astronomie nicht in festen und bestimmten Tagen gefeiert werden kann." — Die Wissenschaft der Religion selbst war ohne Leben und ohne innere Kraft. Die Exegese ermangelte der linguistischen Frische, da sie der Grundtexte entbehrte. Einer der ersten Exegeten ist in der occidentalischen Kirche Gregor der Große: aus Mangel an Sprachkenntnissen verfiel er jedoch in mystisches Moralisiren. Weiter versuchten sich an der Bibelerklärung Beda, Alkuin, der freisinnige Claudius von Turin († vor 840), Rhabanus, Haymo, Remy v. Auxerre, Notker Balbulus († 912), Bruno, Bischof von Würzburg, Manegold von Murbach und Bruno, Stifter der Karthäuser. Doch trug die Thätigkeit Aller auf dem exegetischen Felde keine besondere Frucht. Mikrologie war auch hierbei der Geist der Zeit, — eine Mikrologie, die finden konnte, daß die Bibel 3,566,480 Worte zähle, den Namen „Jehova" 6855, das Wörtchen „Und" 42,227 mal habe, und Psalm 117 das mittelste Bibel-Kapitel sei. — Das Lesen der Bibel war den Laien erschwert und selbst bei den Klerikern nicht allgemein. Dagegen häuften sich Erbauungsschriften, meist jedoch nur für die Klöster bestimmt; viel gebraucht ward das Agonistikon des Ratherius 974; viel gelesen ward das Leben Jesu von dem straßburger Karthäuser Lud. Saxo † nach 1326; berühmt die Schriften Gersons; über alle aber trug das Büchlein de imitatione Christi von Thomas a Kempis († 1471), ein Buch, das noch gegenwärtig durch K. Hirsche's Forschungen eine neue Gestalt erhalten hat, den Preis davon. — Die Predigt ward im Cultus für minder wesentlich als die Messe gehalten. Eine Postille verfaßte Paul Warnefrieds Sohn in der Zeit grober Unwissenheit des Klerus. Bald nachher hob sich

die Kanzelberedtsamkeit mit Theodulf, Rhabanus, Haymo, Abbo, und eindringlicher ward sie bei häufigerem Gebrauch der Landessprache. Hochberühmt als Redner wurden die Kreuzprediger Peter von Amiens, der heilige Bernhard, Fulko von Neuilly, und darauf die Bettelmönche Antonius von Padua, Joh. von Vicenza, Card. Bonaventura, Berchthold von Regensburg († 1272), Joh. Tauler 1294—1361 in Straßburg, sowie dessen Lehrer Meister Eckard und sein Mitschüler Heinrich Suso († 1365).

Unterrichtsgegenstände in der Religion waren für die Geistlichen besonders Schrifterklärung, Kenntniß der Kirchengesetze und der nothwendigsten Stücke des Kirchendienstes, aber auch patristische und dogmatische Studien, sowie Kanzelberedtsamkeit. Für die Adeligen und Prinzen bestand der Religionsunterricht im Hersagen der vier Hauptstücke des Katechismus, — beim Volke in einigen Sätzen, die nicht auf die Wahrheit der Religion, sondern auf das, was man der Kirche schuldig war, Bezug hatten: das Ziel seines religiösen Wissens hatte der Laie erreicht, der das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß auswendig wußte. Ein solcher Religionsunterricht konnte natürlich die Völker nicht aus ihrem alten Aberglauben und aus ihren nationalen Vorurtheilen herausreißen, vorzüglich da so viele mit dieser Religion, in der sie unterrichtet wurden, ihre alte Freiheit verloren hatten. Was konnte — so fragt Ruhkopf treffend — die Religion in den Augen der Sachsen für einen Werth haben, welche die Franken mitgebracht hatten und welche zum Theil mit einer veränderten Lebensweise, mit Zehntenabgaben an Priester ꝛc. verbunden war: sie, noch in Colonien, auf zerstreuten Höfen wohnend, sollten anfangen, sich näher zusammenzuziehen, sollten am Sonntage, vielleicht einem schönen Jagdtage, ruhen und mehrere Stunden weit gehen, um einer Messe beizuwohnen und einem Prediger zuzuhören, — sollten ihr geliebtes Pferdefleisch fahren lassen und sich an eine vorgeschriebene Diät gewöhnen, — sollten nicht mehr so heirathen dürfen, wie sie es sonst gewohnt waren, — sollten ihre Todten begraben, die sie sonst verbrannt hatten! — Dazu dann Geistliche, die größtentheils Fremde waren, mit der Sprache und der Vorstellungsart der Eingepfarrten völlig unbekannt und mit so mangelhafter und dürftiger Kenntniß ausgestattet, daß sie sich nur in geringen Stücken über ihre Lehrlinge erhoben. Man meinte, sagt Ruhkopf, ein Landgeistlicher wisse schon genug, wenn er die lateinischen Formeln der Liturgien, der Sacramente ꝛc. verstände, daß er sich derselben im Singular oder Plural, im Masculinum oder Femininum nach Maßgabe der Umstände bedienen könnte; wenn er im Stande wäre, die Episteln und Evangelien lateinisch

beim Gottesdienst abzulesen und ihren buchstäblichen Sinn zu verstehen, wenn er die Psalmen auswendig wüßte und die vierzig verdeutschten Homilien des heiligen Gregorius nebst den Auslegungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses, der zehn Gebote und des Vaterunser im Hause hätte. Man glaubte, es sei hinlänglich für einen Landprediger, wenn er seine Bildung in den Trivialschulen der Klöster empfinge; der Besuch der höheren Schulen ward gar nicht von ihm gefordert. — Wie sollten solche Geistliche Interesse an der Bildung und Erziehung des Volkes haben! — Was die Laien von der Religion lernten, war sogar bis in's 9. Jahrhundert hinein Lateinisch; denn die deutschen Uebersetzungen des Vaterunser nebst beigefügter Erklärung der Hauptstücke, des apostolischen und athanasianischen Glaubensbekenntnisses und des Liedes: „Gloria in excelsis" waren nur für die Geistlichen bestimmt. —

15.

Schreibmaterialien und Lehrbücher beim scholastisch-geistlichen Unterricht.

Da die Hauptbeschäftigung der Priester und besonders der Mönche die Schreibekunst war, die deshalb auch vorzugsweise ars clericalis hieß: so fand sich fast bei jedem Kloster ein Saal, das Museum, für Abschreiber eingerichtet, an dessen Wänden Regeln mit Versen angehängt waren, die ermahnten, keine Worte beim Abschreiben von Büchern einzumischen, langsam zu schreiben, gehörig abzusetzen und richtig und genau zu interpunktiren. Im Kloster Hirsau auf dem Schwarzwalde saßen im 11. Jahrhundert zwölf Mönche als beständige Schreiber, um Abschriften von der Bibel und von patristischen Werken anzufertigen: es war ihnen ein Schreibmeister vorgesetzt, der die Arbeiten vertheilte, die abzuschreibenden Bücher bestimmte und die Correcturen besorgte. Schreibmaterialien waren deshalb das vorzüglichste Handwerkszeug des Gelehrten auch der Schulen der geistlich-scholastischen Periode. Als Schreibstoff wurde in Italien bis in's 6. Jahrhundert der Papyrus, seitdem im Norden meist das aus Häuten wilder Thiere gefertigte Pergament gebraucht. Weil jedoch das Pergament so theuer war, daß es bei zu leistenden Zahlungen statt Silbers angenommen wurde und man ein Meßbuch mit Weinbergen, Wiesen und Gehölzen erkaufte, bediente man sich öfters der Baumrinde, während Wachstafeln nur zum Concipiren und zu Rechnungen gebraucht wurden. Zuweilen auch kratzte man die Schrift vom Pergament ab, um Raum für neue zu gewinnen. — Mit

der Veränderung der Schreibmassen veränderte man natürlich auch die Schreibwerkzeuge. Bei harten Schreibmassen nahm man den Griffel, der von Gold und anderem Metall, von Glas oder Holz war. Auf ägyptischem Papier schrieb man mit Schilfrohr, das unseren wahrscheinlich früher schon als das Linnenpapier gebrauchten Federn ähnlich geschnitten war. Die Tinte wurde anfangs aus Ruß, später aus Weinstein und Kohlen, auch aus Vitriol bereitet. Die Tintebehälter waren von Horn, gingen unten spitz zu und wurden durch ein Loch in das Schreibpult gesteckt. Die kostbarste Schrift war die Gold- oder Silberschrift: mit der Silberschrift schrieb man oft den ganzen Text der heiligen Schrift oder anderer kirchendienstlicher Werke; mit der Goldschrift die Anfangsbuchstaben der Capitel. Das Latein war vor allen andern Schriftarten herrschend. Cursivschrift kam im 5. Jahrhundert auf. Interpunction war seit dem 8. Jahrhundert gebräuchlich. Mit dem 11. Jahrhundert wurden Abkürzungen gewöhnlich. — Waren die Bücher auf Baumrinde oder Bast, späterhin auf Papier geschrieben, so wurden sie gewöhnlich mit Cedersaft bestrichen, um sie vor Fäulniß und vor Würmern zu bewahren und dann an einem runden, zu beiden Enden mit Knöpfen versehenen Stabe befestigt und aufgerollt.

Die wichtigsten Lehr- und Schulbücher in der scholastisch-geistlichen Periode waren folgende:

1) Das erste Schulbuch und die Grammatiken. Das erste und Hauptschulbuch für die niederen Schüler war Cato: vier Bücher Distichen eines gewissen Dionysius Cato, — ein Auszug aus dem Sittengedicht des alten Censor Cato, — kurze, einfache Sinnsprüche über die Verehrung Gottes, der Aeltern, Verwandten und Lehrer, über den Umgang mit Guten, über Reinlichkeit und Bescheidenheit, über Scham, Fleiß und über Gehorsam gegen die Obrigkeit. — Unter den Grammatikern nahm Aelius Donatus (um 320) besonders mit seiner Schrift über die acht Redetheile und den Barbarismus und mit seiner ars prima et secunda die erste Stelle ein. Neben Donat stand Priscianus aus Cäsarea (um 527 Sprachlehrer in Constantinopel): er stellt in seinen 18 Büchern grammatischer Erklärungen alle Lehren der Grammatik zusammen. Auch Diomedes wurde öfter gebraucht: seine Grammatik ruht auf den vier Pflichten des Varro: officia grammatici constant lectione, enarratione, emendatione, judicio. Außerdem die Grammatiken von Alcuin und Beda. In die griechische Sprache führte die Grammatik des Aristarch ein.

Von lateinischen Schriftstellern wurden meist nur kirchliche gelesen; vor heidnischen Klassikern hatte man Scheu; doch waren Virgil,

Ovid, Horaz, Cicero, Sallust, Seneca, Lucanus, Terentius, Plinius &c. aus der stillen Klosterzelle nicht gänzlich verdrängt: sie wurden gelesen, und die handschriftlichen Copien von ihnen verrathen ein thätiges Interesse für die antike Literatur. Auch waren und wurden sie in die kirchlichen, scholastischen und geschichtlichen Werke verwebt und durch die viel gelesenen Sammelwerke des Boëthius, Marcianus Capella, Isidor von Sevilla blieben einige Kenntnisse und Notizen aus dem klassischen Alterthume in stetem Umlauf, während sich andere, wenn auch verstümmelt, durch Sage, Legende und Dichtung (— in den Märchen vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen &c. —) fortpflanzten. Doch erschien im Ganzen die durch Kunst verschönte Lebensanschauung der Alten als eine dem Christenthum feindliche Macht und die Zeit, in der sie gehaust hatten, als eine Nacht, in welcher die Menschen Dämonen angebetet hätten. Und wegen dieser Weltanschauung blieb das Studium des klassischen Alterthums immer nur das Privatwerk Einzelner und konnte die Beschäftigung dieser Einzelnen für die Gesammtbildung keine Frucht tragen. Endlich auch wurden die Werke der Alten, wo sie auftraten, nach Belieben verkürzt und erweitert, verstümmelt und verchristlicht, und die Anschauungen der Geister aus den verschiedenen Zeiten in die Maschine der Gleichmacherei gelegt: die philosophische Moral des Aristoteles durfte der kirchlichen nicht widersprechen; die Schriften des Cicero, Seneca und Boëthius wurden in gleichem Range neben einander betrachtet; Florus und Eutropius galten dasselbe, wie Sallust und Livius: neben Virgil, Juvenal, Persius &c. hatten gleiches Ansehen Alanus ab Insulis, Johannes von Salisbury &c.

2) Marcianus Felix Capella, geboren zu Madaura in Afrika, gab 470 eines der vorzüglichsten Schulbücher heraus. Unter dem Titel „Satyra" oder Satyrikon enthält es 9 Bücher in Prosa und Poesie, von denen die beiden ersten de nuptiis Philologiae et Mercurii die sieben folgenden de septem artibus liberalibus in folgender Ordnung: grammatica, dialectica, rhetorica, geometria, arithmetica, astronomia, musica — handeln. Jedes der einzelnen Bücher beginnt mit einer zum Theil in Versen verfaßten Einleitung; die Behandlung selbst besteht mehr in Reflexion, als sie auf Belehrung zielt. Im Kapitel von der Grammatik ist mehr von Worten und Silben, als von der Sprache selbst die Rede; auch kommt in ihr die Metrik vor, die sich zum Theil noch einmal in der Rhetorik und Musik findet. Mit der Geometrie wird die Geographie in kurzen Kapiteln: de divisione terrae; de monte Pyrenaeo; de Sicilia &c. abgehandelt. — Kein der-

artiges Buch hat längere Dauer und Berühmtheit gehabt. Fast tausend Jahre hindurch war es der Beherrscher der Schulen.

3) Bald nach Capella — um 500 — schrieb Boëthius, vir consularis zu Rom, neben anderen theologischen und philosophischen Werken sein Buch „de consolatione philosophica", das in den Schulen viel gelesen ward und von dem 1501 zu Straßburg eine Ausgabe mit Holzschnitten erschien. Dieses Buch hat Jahrhunderte hindurch einen Platz neben der Bibel eingenommen und die Barbarei und den Fanatismus einer finsteren Zeit durch seinen Idealismus erhellt. Es ist ein Product der neuplatonischen Schule, aber getragen zugleich von dem alten Römergeiste, von dem praktischen Sinne, der bei jeder Lehre auch nach ihrer Wirkung auf den Willen fragt. Die Grundüberzeugung desselben ist, daß ein vollkommen guter Gott ist. Dieser Gott braucht zur Regierung der Welt keiner ihm äußeren Hülfsmittel. Er ist allmächtig und nichts ist, was ihm unmöglich wäre. Nur das Böse ist ihm unmöglich; also ist das Böse nichts. Das Böse setzt uns herunter und beraubt uns der Natur, welche wir haben sollten: durch dasselbe hören wir auf, Menschen zu sein. Darum müssen die, welche das Licht des Himmels und des Heils erblicken wollen, vorwärts, aber nicht rückwärts, nicht in die Nacht des Tartarus schauen, um nicht, das Böse erblickend, den Gewinn ihres Lebens zu verlieren. Wenn wir mit Freiheit dem Guten uns zuwenden, erheben wir uns über die Schläge des Schicksals. Das Gute erhält Gott, das Böse wendet er ab. Er beherrscht die Körper- und die Geisteswelt; auch das Schicksal steht unter seiner Vorsehung. Wer sich zu Gott erhebt, entzieht sich dem Schicksal; und je mehr wir unsere Gedanken zur Erkenntniß des göttlichen Geistes aufrichten, um so freier sind wir. — Die Schrift des Boëthius über die drei artes: de arithmetica, zwei Bücher, in denen zuerst der Name und die tiefere Begründung des Quadriviums gefunden wird; de musica, fünf Bücher; de geometria, zwei Bücher; — ist gehaltvoller als die des Capella und ward in den Schulen viel gebraucht. Von psychologischer Einsicht und Erfahrung zeugen seine Belehrungen über die physische Behandlung der Kinder; über den Unterricht in den ersten Elementen, der mit dem siebenten Jahre beginnen soll; über den Gehorsam der Schüler; über die Eigenschaften der Lehrer, welche mit Gelehrsamkeit und Lehrfähigkeit Sanftmuth und Würde verbinden müssen; über die vier Temperamente und ihre Kennzeichen an der Jugend, über die verschiedenen Fähigkeiten (Stumpfheit, Mittelmäßigkeit, Trefflichkeit) der Schüler und über die verschiedene Handlungsweise derselben.

4) Magnus Aurelius Cassiodorus, vir consularis, später Mönch im Kloster von Vivaresi, schrieb um 500 sein Werk „de septem disciplinis“, welches sich wegen seiner Kürze und seiner tabellarischen Uebersichten, vorzüglich aber wegen des geistlichen Ansehens seines Verfassers als Schulbuch empfahl. Es suchte das allgemeine Gebiet der damaligen Wissenschaft zusammenzufassen.

5) Isidor, Erzbischof von Sevilla, † 636, schrieb eine erweiterte Encyklopädie unter dem Titel Originum s. Etymologiarum libri XX. (letzteres mit der Aufschrift de quatuor disciplinis mathematicis). In demselben handelt er nicht nur das Trivium und Quadrivium ab, sondern er spricht auch von der Medizin, von den Gesetzen und Zeiten, von den Kirchendiensten, von Gott, von Engeln und Gläubigen, von der Kirche und den Secten, von den Sprachen, Gesellschaften, Verwandten (auch vocabula ordine alphabeti eorumque origines), von dem Menschen und den Wunderdingen, von den Thieren, von den Steinen und Metallen, von der Landwirthschaft, von Krieg und Spielen, von Schiffen, Gebäuden und Kleidern, vom Hausrathe und von den Werkzeugen für das Land und für das Haus. Das war — bemerkt Schwarz — der Inbegriff der damaligen Gelehrsamkeit und der vollkommene Studien-Cyclus.

6) Beda (Venerabilis), der größte Polyhistor seiner Zeit, verfaßte gegen 700 eine Encyklopädie, welche enthielt: 1) cunabula grammatices in Frage und Antwort; 2) de octo partibus orationis; 3) de arte metrica: 4) de orthographia; 5) mehrere Bücher, einzelne Theile der Arithmetik behandelnd, z. B. de indigitatione; 6) mehrere Bücher von der Musik; 7) mehrere Bücher astronomischen Inhalts.

7) Rhabanus Maurus, geboren 776, gab den Inbegriff des Wissenswürdigsten encyklopädisch für Schulen in seiner Schrift de Universo, worin er in 22 Capiteln von Gott, von den Personen des alten und neuen Testamentes, den Evangelisten, Aposteln und Märtyrern, von der heiligen Schrift, von Bibliotheken, von den Menschen und den Thieren, von der Astronomie, von der Erde und den Naturerscheinungen, von Metallen, von Gewicht und Zahl, von Musik, Medizin, Oekonomie, Kriegsangelegenheiten, Kampfspielen 2c. überall unter Beibringung von Bibelstellen und theologischen Bemerkungen handelt.

8) Gegen Ende der scholastisch geistlichen Periode wandte man vorzügliche Sorge auf die Erleichterung des Gedächtnisses und arbeitete dafür durch eigene neue Schulbücher. Diese Bücher, theils in der Landes-, theils in der Gelehrtensprache, immer aber in Reimen abgefaßt, haben mehrentheils den Titel „Doctrinale“ mit einander gemein

und kamen besonders seit dem Anfange des 13. Jahrhunderts in Gebrauch. Der Erste, der die Grammatik in Verse brachte, war Eberhard von Bethüra. Sein Buch, das gegen 1212 erschien und den Titel „Gräcismus" führte, hat Conrad de Mure zu einer Summe von 10,560 Versen erweitert. Es ward jedoch verdrängt durch das Doctrinale des Alexander de Villedieu, auch, weil er in Dole geboren war, Alexander Dolensis genannt. Dieses wurde schon im 13. Jahrhundert in den meisten Schulen in Frankreich, bald auch in den benachbarten Ländern eingeführt und blieb bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts in Gebrauch, wo es von der Grammatik des Despautère erst in den niederländischen, dann in allen französischen Schulen verdrängt wurde. Das Werk des Alexander Dolensis ist in leontinischen Versen abgefaßt und besteht aus 12 Abschnitten: der erste handelt von den Declinationen, der zweite von den regelmäßigen und unregelmäßigen Declinationen, der dritte von der Comparation, der vierte vom Genus, der fünfte von der Conjugation, der sechste von den anomalischen und unregelmäßigen Verben, der siebente von den regelmäßig abweichenden Verben, der achte von den Wörtern, die einen besondern Casus regieren, der neunte von der Construction, der zehnte von der Verskunst, der elfte vom Accent, der zwölfte von den grammatischen Figuren. Zugleich hatte Alexander Dolensis in 212 Hexametern den ganzen Inhalt des alten und neuen Testaments zum Schulgebrauch bearbeitet. — Auf diese Bücher, die für Gelehrte bestimmt waren, folgte eine große Anzahl ähnlicher zum Volksgebrauch und besonders solcher, die nach Art des alten Dionysius Cato die Moral in kurze Sentenzen brachten: so ein Spruchbuch in französischer Sprache unter dem Titel „Cato"; ein ähnliches — das Doctrinale des Souvage; besonders aber der „Anti-Claudian" des Alain de Lisle, in dem durch einen tugendhaften, himmlischen Mann alle Tugenden herniedergebracht werden — ursprünglich lateinisch verfaßt, aber schon im 13. Jahrhundert noch in französische Reime übertragen.

B. Zucht.

16.

Die Zucht der Schule und des Hauses im scholastisch-geistlichen Zeitalter.

Die Zucht der Schule wie des Hauses war eine klösterlich rauhe, — ernst, fest und streng. Die Kaiserchronik sagt:

„Da sprach der König hehre,
Nun vernehmet meine Lehre:
Wer den Besen dem Leibe des Sohnes entzieht,
Der hasset und schadet dem Sohn.
Zucht und Furcht ist gut;
Wer aber das nicht thut,
Sondern ihn zart erzieht,
Der ziehet allzuoft den Trägen.
Wenn er dann kommt zu Jahren,
Daß er das Erbe soll besitzen,
So kann er nicht Maß halten,
Weder im Thun noch im Lassen.
— —
Ich hörte meinen Vater sagen,
Daß der Sohn und der Knecht
Haben ganz gleich Ein Recht.
Wenn er erwächst zum Mann,
Das Erbe besitzt er dann.
— —
Meine Kinder müssen werden bezwungen
Mit Frost und auch mit Hunger,
Mit Nöthen und mit Arbeit;
Ueberwinden sie so die Kindheit,
Dann ehret ihre Weisheit das Reich."

In dem Schachgabelbuche („Wie Kaiser Octawianus sine kint hies leren") heißt es:

Daß er seine Söhne hieß lehren
In der Jugend, und ihren Fleiß kehren
An Kunst und ließ sie an sich nehmen,
Was zu froher Jugend und Mannskraft möchte geziemen.
An aller Art Dingen — Schwimmen, Springen, Ringen,
Oder was sonst mochte männlich sein.
Auch hieß er lehren die Töchterlein — was ein Weib soll können.
Sie nähten und sie spannen — wollen und seiden Werk.
Sie durften nicht unterlassen
Irgend weibliche Arbeit aus weiblicher Verschämtheit,
Mit dem Spinnrad, am Stickrahmen,
Mit Stricken und in Nadeln fein,
Und mancherlei Werk genug.
Wenn sie es lernen in der Jugend,
Es bewahrt sie in keuscher Tugend,
Denn junger Leute Müßigkeit
Wird ihnen in dem Alter leid.

1) **Die Schulzucht** war gegen Reiche und Arme gleich hart, streng, mönchisch finster. Die Ruthe war das allgemeine Strafinstrument.

Fasten und Kasteiungen gehörten zu den Schulstrafen. War es doch in St. Gallen Sitte, daß die Klostergeistlichen, wenn sie gegen die Ordensregel gefehlt hatten, an eine Säule gebunden und nach Ablegung der Oberkleider gegeißelt wurden; und ließ doch sogar der Abt von St. Genoveva einen Bruder acht Tage lang auf der Erde neben den Hunden essen. Auch Robert von Sarbonne zu Paris schreibt den Gebrauch des Stockes in den Schulen ausdrücklich vor, sowohl gegen die Schüler selbst, als auch gegen die unteren Lehrer (parvi magistri) an den niederen Schulen, wenn der Vorsteher (magnus magister) an jedem Sonnabend die Schüler nach ihrer Lection fragt und sie hersagen läßt, einige derselben ihre Lection nicht wissen und er findet, daß sie von Unterlehrern schlecht unterrichtet sind. — Und doch gelangte man mit der harten Zucht nicht zu dem rechten Ziele. Die Schüler blieben unbändig und roh. Zwischen größeren und selbst kleineren Schülern kam es oft zu Mord und Todtschlag. So wurde unter dem heiligen, 865 verstorbenen Ansgarius, dem Erzbischofe von Hamburg und Glaubensboten der Skandinavier, als derselbe Scholasticus zu St. Peter war, ein kleiner Knabe, Namens Fulbert, von einem seiner Mitschüler mit der Schreibtafel todt geschlagen. Und als 937 unter dem strengen Thieto einige Schüler zu St. Gallen, die am Feste des heiligen Markus mancherlei Unbill verübt hatten, gezüchtigt werden und ein Schüler aus den obern Klassen Ruthen holen sollte, warf er, um sich und seine Genossen zu retten, einen Feuerbrand ins Kloster, wodurch dasselbe mit vielen Büchern fast ganz verbrannt wurde.

Zwischen die traurige Zeit der harten Zucht fielen bestimmte **Ergötzungstage.** An ihnen waren als Spiele gestattet: das Würfelspiel, wofür es besondere Häuser gab; das Laufen nach einem gesteckten Ziele (Barlaufen); das paarweise Ringen mit gesalbten Händen, das Stockspiel, wobei die in zwei sich entgegenstehende Theile gesonderten Knaben den gefaßten Stock sich zu entringen suchten; das gepanzert sich mit Steinen Werfen: das Kartenspiel und Würfelspiel (bis beide auf der Synode zu Würzburg im 14. Jahrhundert für Mönche und Nonnen verboten wurden). Bei solchen Gelegenheiten empfingen die Schüler Wein, Bäder und, um ihre Spiele bis in die Nacht ausdehnen zu können, Lichter, wobei sie den Wunsch hegten, daß ihre Aufseher (circatores) „so stumm und blind wie die Maulwürfe", die Lehrer aber „so selig sein möchten, daß sie glaubten, sie seien auf die elisäischen Felder versetzt." Für kleinere Kinder waren die Spiele des „Kreiseltreibens" (doppen, toppen) des „Reifschlagens" (repen), des „Braut- und Bräutigamsspielens" (malen, malenspel) des „Hinkeln" oder auf

einem Beine Tanzen, des „Burzelbaumschießens", des „Schaukelns", des „Fingerschnellens" ꝛc.

Neben den Spielen waren es **die Schulfeste**, welche der rauhen Strenge der Disciplin ein Gegengewicht verliehen. Zu ihnen gehörte: 1) Das heilige Christfest. Sobald der heilige Abend hereindämmerte, zogen weißgekleidete Masken, welche den Herrn Jesus vorstellen sollten, zu den Häusern, in welchen sich Kinder befanden. Die Aeltern, ihre Kinder an der Hand, zogen ihnen mit Räucherwerk entgegen. Die Kinder wurden dem heiligen Christ vorgestellt: sie mußten vor ihm beten und erhielten dann von ihm Geschenke, besonders Kleider, die sie am Christfeste anzogen. Um neun Uhr wurde die heilige Nacht eingeläutet; man begab sich zur Kirche, wo Knaben mit Christfackeln in den Händen das Lied „Quem pastores etc." anstimmten, worauf bis Mitternacht abwechselnd gesungen und gepredigt ward. Am Morgen des Christtages zog der Cantor, Weihnachtsgesänge, besonders „Puer natus in Bethlehem etc." mit den Knaben singend, in der Kirche processionsweise umher, worauf der Gottesdienst seinen Anfang nahm. 2) Das Neujahrsfest war gleichfalls ein Schulfest; an ihm gingen die Kinder bei ihren Taufpathen umher, um von denselben unter Glückwünschen Geschenke zu empfangen. 3) Fastnacht wurden von den Kindern in biblischen Darstellungen Komödien aufgeführt und feierliche Umzüge gehalten. Auch das Dreikönigsfest, Lichtmeß, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten und Michaelis waren Kinder- und Schulfeste. 4) Das wichtigste Kinder- und Schulfest war das seit dem neunten Jahrhundert zum Andenken an Gregor den Großen gefeierte Gregoriusfest, an dem die Knaben in Aufzügen, als Krieger, Handwerker, Bauern, die sieben freien Künste ꝛc. maskirt, erschienen, — an demselben Tage (den 12. März), wo im alten Rom die Quinquatrien der Minerva, der Göttin der Künste und Wissenschaften gefeiert und den Lehrern von den Schülern Geschenke, Muneralia, gebracht wurden. In Süd-Deutschland vertrat das Nikolausfest das Fest des Gregorius, das eigentliche Schulkinderfest. Es bestand seit dem 9. Jahrhundert zu Ehren Gregors des Großen, des Schutzpatrons der Schulen. Grimm beschreibt eine solche Feier also: „Aus den Schülern wird einer zum Bischof gewählt und zwei andere zu Pfarrern. Diese drei erhalten eine angemessene Kleidung; die übrigen Schüler gehen in ihren Kleidern, nur die Kleinen werden phantastisch ausgeputzt mit Federbüschen und Bändern und tragen Fahnen und Degen, auf welche auch wohl Birnen gesteckt wurden. Der Zug geht in Begleitung der ordentlichen Lehrer unter dem feierlichen Geläute der Glocken zur Kirche.

Dort setzen sich der Bischof und seine zwei Untergeistlichen vor den Altar auf drei Stühle und machen beständig seltsame und lächerliche Geberden. Der ordentliche Prediger hält eine Rede; sobald er fertig ist, wird ein Gregorius- (Nikolaus-) Lied angestimmt, und nun spricht oder vielmehr agirt der Bischof die Bischofspredigt, die gewöhnlich in Reimen abgefaßt ist. Darauf besteigt er ein Pferd. Die Untergeistlichen gehen neben ihm zu Fuß, und das Umsingen durch die ganze Stadt hebt an. Die älteren Schüler singen; die jüngeren, in Apostel, Heilige, Engel, Könige, Priester, Edelleute, Schneider, Narren und Heiden verkleidet, sammeln an allen Thüren Geschenke ein. Dem Bischof werden zwei Maien, Zuckerbäume und Stangen mit Bretzeln und Bändern vorgetragen. Die Lehrer folgen dem Zuge."

Bei solchen Festen fanden gewöhnlich **dramatische Aufführungen** statt, die ursprünglich in Darstellungen aus Terentius rc. bestanden. Schon im zehnten Jahrhundert wurden in einem sächsischen Kloster die Komödien des Terenz gelesen und auch wohl aufgeführt, und in Italien, wo frühzeitig die Mysterien aufkeimten, haben sich bei Freunden und Verehrern klassischer Bildung die Aufführungen griechischer und römischer Theaterstücke durch das ganze Mittelalter hindurch erhalten. So späterhin an dem gelehrten, geistreichen und freisinnigen Hofe des Herzogs von Ferrara, Alphons von Este: als 1543 der Papst Paul III. diesen Musensitz besuchte, mußten die jungen Familienglieder des Herzogs, unter ihnen seine drei Töchter, in Verbindung mit der sechzehnjährigen Peregrina Morata, der klassisch gebildeten Tochter des Fulvio Peregrino Morata, eine lateinische Komödie, die Adelphi des Terenz, zum Besten geben. Die Lustspiele wurden zu dem speciellen Zwecke der Uebung im mündlichen Gebrauche der lateinischen Sprache und ohne Kostüm aufgeführt. Die Blütezeit der Schulkomödie fällt mit der des Humanismus und der neuesten Zeit der Reformation zusammen. Die Schulkomödien wurden in dieser Zeit nicht selten zur Arena vorreformatorischer Kämpfe, und ihr Einfluß reicht weit über die Mauern der Schule hinaus.

Diesen antiken Komödien gegenüber wurden von **Hrotsvitha,** berührt von der halbgriechischen Bildung des sächsischen Kaiserhauses, sechs lateinische Komödien: Gallicanus, Dulcitius, Callimachus, Abraham, Pafnucius, Fides et Spes gedichtet. Sie selbst schreibt sich „Hrothsvith", auch „die starke Stimme oder der laute Ruf von Gandersheim" (clamor validus Gandeshemenis). Im 17. Jahrhundert machte ein Literat, M. F. Seidel, daraus „Helene von Rossow" — ohne Grund. Bis im 15. Jahrhundert Conrad Celtes in Regensburg das bestaubte

Manuscript ihrer Schriften fand, wußten die gründlichsten Geschichtsforscher 500 Jahre hindurch nichts von ihr. Gleich nach Veröffentlichung der Handschrift wird sie „Roswitha“ genannt; Gottsched, der sie nur unter diesem Namen kennt, hatte den Einfall, denselben als „Rosa blanca“ übersetzen zu wollen. — Ihre Dramen stehen in der Geschichte ihrer Zeit einzig da. Es ist rhythmischer Reim und Alliterationsprosa. Sie zeigen, daß in Deutschland dem 10. Jahrhundert wahrscheinlich die Idee dramatischer Darstellungen weniger fremd war als dem 12. und 13., ehe die Mysterien und Moralitäten unter den Geistlichen reif wurden und aus den Historien und Gauklerpossen des Volks das regelmäßige Fastnachtsspiel sich entwickelte. Weil die Stücke der Hrotsvith manche schlüpfrige, derbe Stelle darbieten, hat man es unglaublich gefunden, daß sie je in einem Kloster aufgeführt worden wären. Hierauf ist mit Löher zu antworten: Was eine Klosterfrau schrieb, konnten andere Klosterfrauen auch wohl ohne Entsetzen ansehen; weibliche Zartheit ist eine moderne Eigenschaft. In besagten Dramen zeigt sich die Klostermoral in ihrer wahren Gestalt. So scheuen sich z. B. die Heiligen keineswegs, wenn es ihre heiligen Zwecke gilt, Sünder und Weltkinder mit falschen Versprechungen zu kirren. In „Gallicanus“ geräth der Kaiser Constantin in nicht geringe Verlegenheit, als sein Feldherr um seine Tochter wirbt. Denn die Feinde bedrohen das Reich, und er fürchtet den Zorn und Abfall desselben, wenn er ihn abweist, und weiß doch, die Prinzessin ist eine Christin geworden und hat in Folge dessen heimlich ein Gelübde der Keuschheit gethan. Aber Constanze ist nicht allein fromm, sondern auch klug und weiß sich zu helfen. Die Scene zwischen Vater und Tochter giebt eine gute Probe von Hrotsvitha's Stil:

Kaiser: Tritt heran, meine Tochter, ich will ein paar Worte mit Dir sprechen.
Constanze: Hier bin ich Herr! Befiehl, was Du willst.
Kaiser: Ich bin von Herzensangst ergriffen, und eine schwere Traurigkeit beugt mich darnieder.
Constanze: Gleich, als ich dich kommen sah, bin ich diese Traurigkeit gewahr geworden. Ohne die Ursache davon zu wissen, fühlte ich Furcht und Sorge.
Kaiser: Deinetwegen traure ich.
Constanze: Um mich?
Kaiser: Um Dich.
Constanze: Ich erschrecke. Was ist es, Herr?
Kaiser: Ich fürchte, Dich zu betrüben, sage ich es Dir. Herzog Gallican, den eine ganze Reihe von Triumphen zum höchsten Rang unter den Fürsten erhoben, und dessen Hülfe uns so oft zur Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig gewesen —
Constanze: Was ist mit ihm?

Kaiser: Er begehrt Dich zur Gattin.
Constanze: Mich?
Kaiser: Dich.
Constanze: Lieber will ich sterben.
Kaiser: Ich wußt' es vorher.
Constanze: Es kann Dich nicht wundern; denn mit Deiner Erlaubniß war es, daß ich meine Jungfrauenschaft Gott geweiht.
Kaiser: Wohl gedenk ich dessen.
Constanze: Kein Tod wird mich je zwingen, mein Gelübde zu verletzen.
Kaiser: Das ziemt sich so. Aber um so mehr beunruhigt es mich. Denn wenn ich Dir nach meiner väterlichen Pflicht erlaube, Deinen Vorsatz auszuführen, so wird der Staat keinen geringen Schaden darunter leiden. Wenn ich aber, was ferne von mir sei, mein Wort zurücknehme, so setze ich mich den ewigen Strafen aus.
Constanze: Wenn ich am göttlichen Beistande verzweifelte, so müßte ich, ich mehr als irgend Jemand, mich dem Schmerze überlassen.
Kaiser: Allerdings.
Constanze: Allein es ist kein Raum zur Traurigkeit geblieben in meinem Herzen, das ganz von Gott erfüllt ist.
Kaiser: Wie schön gesagt, meine Constanzia!
Constanze: Verschmähst Du nicht, meinen Rath anzunehmen, so will ich Dir ein Mittel vorschlagen, diese doppelte Gefahr zu umgehen.
Kaiser: O wäre dem so!
Constanze: Stelle Dich, als seist Du, wenn der Feldzug beginnt, geneigt, seine Wünsche zu erfüllen: und um ihn glauben zu machen, daß auch ich einwillige, sage ihm, ich begehre zum Pfande der Liebe, die uns vereinigen soll, daß er seine Töchter Attica und Artemia während seiner Abwesenheit bei mir lasse. Er aber soll meine beiden oberen Hofbeamten Johannes und Paulus als Begleiter mit sich nehmen.
Kaiser: Und was thun, wenn er siegreich zurückkehrt?
Constanze: Wir müssen den Schöpfer aller Dinge anflehen, daß er unterdessen Gallican's Sinn anders lenkt.
Kaiser: O Tochter, Tochter! Wie hat die süße Milde Deiner Worte den bittern Kummer Deines Vaters gemildert. Schon fühle ich mich nicht mehr von Unruhe über diese Sache gequält.
Constanze: Es bedarf ihrer nicht.
Kaiser: Ich gehe und besteche Gallican mit diesem erfreulichen Versprechen.
Constanze: Geh in Frieden, Herr! —

Eine Scene aus „Callimachus."

Callimachus: An Dich, o Drusiana, richte ich meine Rede, Du meine herzlich Geliebte!
Drusiana: Aeußerst verwundert bin ich, was Du von mir willst, Callimachus, indem Du Deine Rede an mich richtest.
Callimachus: Du wunderst Dich?
Drusiana: Sehr!
Callimachus: Zuerst von Liebe.
Drusiana: Was, von Liebe?

Callimachus: Es meint, daß ich Dich vor allen Dingen liebe.
Drusiana: Was sind die Bande der Blutsverwandtschaft, welche gesetzliche Bedingungen des Verhältnisses bewegen Dich, mich so zu lieben?
Callimachus: Deine Schönheit!
Drusiana: Meine Schönheit?
Callimachus: Ja wohl!
Drusiana: Was ist sie Dir?
Callimachus: Leider, leider bis heute noch nichts; aber ich hoffe, bald soll sie mich näher angehen!
Drusiana: Steh ab, steh ab, schändlicher Verführer! Ich erröthe, länger Worte mit Dir zu wechseln. Ich fühle, Du bist voll teuflischen Betrugs!
Callimachus: Meine Drusiana, stoß nicht den Liebenden zurück, der mit ganzer Seele an Dir hängt. Vielmehr erwiedere meine Liebe.
Drusiana: Fort! Deine Schmeichelworte schätze ich gering; Deine Begierden ekeln mich an, und ich selbst verachte Dich.
Callimachus: Bis jetzt hab' ich dem Zorn nicht Raum gegeben. Vielleicht erröthest Du nur zu gestehen, daß meine Zärtlichkeit auch in Dir etwas für mich weckt.
Drusiana: Nichts anderes als Zorn.
Callimachus: Noch hoffe ich, Deine Gefühle werden sich ändern.
Drusiana: Niemals, niemals werd' ich mich ändern.
Callimachus: Vielleicht.
Drusiana: Wahnsinniger! Rasender! was täuschest Du Dich? Warum Dich mit falschen Hoffnungen verblenden? Aus welchem Grunde, aus welchem Wahnsinn sollte ich Deinem Zudringen nachgeben, ich, die ich schon so lange dem Bette des gesetzlichen Gatten mich entzogen?
Callimachus: Bei Göttern und Menschen sei es geschworen, giebst du mir nicht gutwillig nach, werde ich mich nicht beruhigen, werde nicht abstehen, bis ich Dich so umstrickt habe, daß Du mein werden mußt.

Hrotsvithas erste Stücke haben immer nur einen Inhalt: die ungestüme Liebe des Mannes wird besiegt durch die keusche Kraft in der Seele des Weibes: — der Centralgedanke, um den sich ihre Zeit dreht, die in der Verklärung der Frauen die hehre Macht des Christenthums und in der Wildheit der Männer das heidnische Wesen sich abspiegeln läßt. Aber zugleich deuten dieselben auch auf der Nonne eigne Seelengeschichte hin, die der Liebe Lust und Leid selbst erfahren zu haben scheint und die durch ihr „Dichten in Entsagung der gefährlichen Lust der Heiden entgehen" wollte. Auch sind diese Stücke noch, wie ihre Zeit, gemischt von altgermanisch derber Lustigkeit und ehrlicher Andacht und Frömmigkeit: hinter allen Lastern und Possen liegt ein religiöser Hintergrund, vor dessen Erhabenheit das menschliche Thun zusammenschwindet. In den drei ersten Komödien erscheinen christliche Jungfrauen den Verfolgungen heidnischer Liebhaber ausgesetzt; die Christinnen bleiben standhaft und finden zum Theil den Märtyrertod; die Heiden

werden entweder bekehrt oder finden ihre Strafe. In Abraham und Pafnucius werden Mädchen, die sich einem liederlichen Lebenswandel ergeben hatten, durch Einsiedler, die sich, in Liebhaber verkleidet, bei ihnen einfinden, bekehrt und zur Buße geleitet. „Fides et Spes" enthält das Märtyrerthum der drei Schwestern Fides, Spes, Charitas, Töchter der Sapientia. In den letzten Dramen liegt die Leidenschaft des Herzens hinter der Dichterin, und in den Vordergrund tritt die gewaltige Macht, welche die Erkenntniß der Weltgesetze verleiht gegenüber allen irdischen Leiden und Lockungen. Die letzten Stücke mit ihren Flocken aus der Philosophie, mit ihrer Kathederweisheit von der großen und kleinen Welt, über die Sphärenharmonie und irdische Musik, über die Dreieinheit ꝛc. zeigen wenigstens, daß und wie die Wissenschaft jener Zeit überall in die gebildeten Kreise eingedrungen war."

In seiner Schrift „Roswitha und Conrad Celtes" (Wien 1867) hat Aschbach die Aechtheit der Schriften unserer gelehrten Nonne in Zweifel gezogen. Er sagt also: Zuerst entdeckt und herausgegeben wurden die Schriften der Roswitha 1501; die erste Edition veranstaltete Conrad Celtes. Dieser berühmte Humanist, gekrönte Dichter und Professor an der Wiener Hochschule hatte, wie er im Vorwort erzählt, im Benedictinerkloster St. Emmeran zu Regensburg einen alten Codex mit Werken einer sächsischen Nonne Roswitha aus Gandersheim entdeckt. Aber, so meint Aschbach, er hat nicht die Werke einer Nonne, wie sie uns jetzt bekannt sind, sondern nur das Legendenbuch der Nonne Roswitha gefunden. Celtes hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Humanismus in Deutschland zu verbreiten und in musischen Sachen mit Italien zu wetteifern. Den dünkelhaften italienischen Humanisten wollte er zeigen, daß schon in einer Zeit, in der in Italien alles geistige Leben darnieder lag, sich bei den gebildeten Männern in dem als ganz barbarisch verschrieenen sächsischen Land Wissenschaft und Dichtkunst gefunden habe, ja daß es in diesem Lande sogar eine Frau, eine Nonne gegeben, welche in reiner lateinischer Sprache mit Kenntniß der Verskunst und dichterischem Schwunge, mit taktvoller und philosophischer Bildung poetische Werke zu produciren vermochte. 1491 hatte Celtes eine gelehrte Gesellschaft „Sodalität" um sich vereinigt, um durch sie die klassischen Studien und die Poesie zu fördern. Diese Gesellschaft übernahm die poetische Bearbeitung der im Legendenbuche der Roswitha vorkommenden Stücke. Im Jahre 1501 veröffentlichte Celtes seine und seiner Freunde Production als Werke der Roswitha und leitete sie mit der erwähnten Vorrede ein, damit den Italienern die Spitze geboten werde. Als Beweise für seine Hypothese führt Aschbach Folgendes an:

Erstens war die elegante Latinität, die Art der Versification, die Menge von Gräcismen, welche sich in den Dichtungen zeigt, dem 10. Jahrhundert durchaus fremd; dagegen besitzt ihre Sprache alle Eigenthümlichkeiten der humanistischen Poesie des 15. Jahrhunderts: auch waren es gerade Celtes und Reuchlin, welche die Abfassung und Darstellung lateinischer Dramen, die sie theilweise selbst verfaßten, lebhaft begünstigten. Zweitens beweist Aschbach aus dem Briefwechsel Celtes', derselbe habe sich 1494 ein Zeugniß vom Prior zu St. Emmerich ausstellen lassen, daß er die Werke einer Nonne handschriftlich aus dem Kloster erhalten, habe aber statt des Legendenbuchs, das sich wirklich vorfand, einen Pergamentcodex zurückgegeben, der seine und der Sodalität Dichtungen unter dem Namen der Roswitha enthielt. Das ursprüngliche Legendenbuch wurde vernichtet, um einer Entdeckung des Betrugs vorzubeugen. Den Schluß der Aschbach'schen Untersuchung bildete der Nachweis, daß Celtes' Charakter und wissenschaftliche Tendenz ganz darnach angethan gewesen, einen derartigen literarischen Betrug ins Werk zu setzen. Kein Wunder, daß diese Hypothese die kritische Feder mehrerer Sachkundiger in Bewegung gesetzt hat. In der Augsburger Zeitung wies zunächst Christ hin auf die Handschrift der Roswitha, die allein schon die Annahme Aschbachs unwahrscheinlich mache. Ihm folgte Rudolf Köpke, der in seiner Schrift „Hrotsuit von Gandersheim", Berlin 1869, eine gründliche und überzeugende Widerlegung Aschbachs geliefert und die angefochtene Bedeutung der genialen Nonne vollständig gerettet hat.

Die Analogie mit andern Nationen, als auch bestimmte Erwähnungen, wie der Schauspieler und Mimen, die zur Zeit Ludwigs des Frommen bei großen Festlichkeiten sich zum Vergnügen des Volks einfanden (Thegan, Leben Kaiser Ludwig des Frommen), später der Sonnenwendfeste, des Todaustreibens, der Vermummungen ꝛc., die sicher in die vorchristliche Zeit zurückgreifen, lassen es nicht bezweifeln, daß auch die Deutschen Volksfeste hatten, in denen Umzüge, mimische Darstellungen und Wechselrede vorkamen. Die Ausbreitung des Christenthums beseitigte allerdings den alten heidnischen Cultus; aber die festlichen Bräuche und Lustbarkeiten, die von demselben ihren Ausgang genommen, waren der Masse des Volks, die darin ein von den Vätern überkommenes werthes Erbtheil erblickte, viel zu theuer, als daß sie widerstandslos aufgegeben worden wären. Und darum die noch vielfach schwankenden Neubekehrten nicht irre zu machen, entschloß sich schon Gregor der Große zu Concessionen. Man gab den unangetasteten Formen der alten Bräuche einen christlichen Inhalt: so entstanden

wohl zuerst Weihnachtsspiele, dann Passions- und Osterspiele — Herodes sive magorum adoratio aus dem 9. Jahrhundert, Ordo Rachelis (der bethlehemitische Kindermord) aus dem 11. Jahrhundert (Weinhold, Weihnachtsspiele rc. Gräz 1853), Ludus scenicus de nativitate domini, lateinische Handschrift des 13. Jahrhunderts, Ludus incunabile, Weihnachtsspiel des 13.—14. Jahrhunderts, Ludus paschalis de adventu et interitu Antichristi, Ludus paschalis sive de passione Domini, in resurrectione Domini, Marienklage (Deutsch), Osterspiele zu St. Florian, sämmtlich Handschriften aus dem 13. Jahrhundert. (Gödicke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtkunst. Hamm 1859.) — Fast gleichzeitig, oder doch nur wenig später wurden andere biblische Stoffe dramatisch oder vielleicht auch nur in dialogischer Form bearbeitet: die Stücke der Hrotsvith, die aber wohl nicht aufgeführt wurden, dann aber Sacra comoedia de Josepho vendito et exaltato der Heresburger Mönche 1264, Kindheit Jesu aus dem 14. Jahrhundert (bei Weinhold), Ludus de decem virginibus von 1322. Auf diesem Boden erwuchs allmählich ein ernstes biblisch-geistliches Drama, das sogenannte Mysterium, welches endlich nur selten noch etwas Belustigendes, wie den nimius cachinus in dem Benediktiner Ludus scenicus de nativitate domini darbot, und dadurch, wie durch die Unverständlichkeit der lateinischen Sprache die schaulustige Menge wieder auf ihre alten Bräuche zurückwies. Dem zu begegnen, fügte man in die lateinischen Spiele einzelne Scenen weltlichen und belustigenden Inhalts in deutscher Sprache ein, wie den Handel Magdalenens und ihrer Mägde mit dem Farbenkrämer im Ludus paschalis sive de passione Domini, und faßte endlich die Spiele ganz in deutscher Sprache ab. — Diese Spiele, gewöhnlich von Klerikern verfaßt, wurden auch von Klerikern aufgeführt. Doch wurden schon früh die Alumnen der Klosterschulen zur Mitwirkung herbeigezogen, wie in dem Spiele von den 10 Jungfrauen, welches in Eisenach a clericis et a scholaribus aufgeführt wurde, und auch im grauen Kloster zu Berlin brachten die Mönche mit ihren Schülern größere geistliche Komödien zur Darstellung.

Zuerst fanden die Aufführungen in den Kirchenräumen statt; später zog man lieber, die herbeirufenden Vorläufer oder Ausschreier an der Spitze, durch die Straßen hin auf den Markt oder einen anderen freien Platz. Hier versammelte sich auf einer Bühne das spielende Personal und stellte sich auf, wie der Ausschreier oder der Leiter des Spieles es angab; die Zuschauer standen um die Bühne her, oder saßen auf der Erde. Dann erhoben sich und traten — je nachdem der Verlauf es

erforderte — mit Wort und Handlung die einzelnen Spieler aus ihrem Kreise hervor, erbauten, rührten und belustigten, und endlich schloß in lächerlich oder züchtig frommer Rede die Person, die zuletzt im Spiele gesprochen, oder wiederum der Ausschreier. Auch kamen, zuweilen selbst mit Tanz begleitet, eingeschaltete Lieder einzelner Personen und ganzer Chöre vor, und Schluß- und Anfangslieder, in welche das zuschauende Volk mit einstimmte. Die von Helfenstein angeführten und geschilderten, 1498 und 1506 in Frankfurt aufgeführten Passionsspiele geben ein getreues Bild dieser Schauspiele. Die Scene derselben war der Platz vor dem Römer; Spielende 250 Personen; Dauer der Spiele zwei ganze Tage oder vier Tage hindurch Nachmittags. Unter Musik und Trompetenschall wurden die Personen des Spiels auf den Ort der Darstellung begleitet. Dort angekommen, erhoben die Knaben ihre Stimme mit dem Rufe: „Schweiget! schweiget!" Der Ausschreier tritt sodann vor, ermahnt nochmals zur Stille und giebt kurz den geschichtlichen Inhalt des zu spielenden Stückes. Ein Dialog der Juden folgt als alttestamentliches Vorspiel, wobei es nicht an stichelnden Bemerkungen gegen die Juden fehlte, und beim Schluß dieses Dialogs singen alle den Antiphon: „Puer Jesus proficiebat." Jesus begegnet dem Johannes, dem Satan. Bei der Versuchungsscene stellt ein Faß die Zinne des Tempels, ein anderes den hohen Berg vor. Jesus setzt die Jünger ein, heilt Blinde, Lahme, Aussätzige, Stumme und Gichtbrüchige; es folgt die Enthauptung Johannes des Täufers, die Auferweckung des Lazarus. Der Einzug in Jerusalem führt zu dem Nachtmahle des Herrn und zum Gang auf den Oelberg. Auf einer erhöhten Stelle sind Bäume aufgepflanzt, um den Garten am Oelberg zu bezeichnen. Mit der Gefangennehmung des Heilandes folgt die Verleugnung Petri, das Ende des Judas, der in imagine (wahrscheinlich eine ausgestopfte Puppe) zum Galgen geschleift wird; das Gericht des Pilatus und die Kreuzigung, bei welcher angeordnet ist, daß die Wunden des Heilandes zuvor ganz ähnlich auf dessen Körper angemalt werden sollen. Mit dem Begräbniß des Erlösers endet der erste Theil des Spieles, um das Volk nicht durch die Länge zu ermüden und am folgenden Tage die Auferstehung des Herrn desto feierlicher zu machen, wahrscheinlich auch, um in der Zwischenzeit die nöthigen Veränderungen der Bühne zu machen. Nachdem der Aufschub durch die Leiter des Spieles (rectores) beschlossen, ladet der Schreier das Publikum ein, den folgenden Tag wieder zu erscheinen. Am zweiten Tage ist der auferstandene Heiland in seiner ganzen Herrlichkeit, gekleidet in Triumphgewänder, die Krone auf dem Haupt, Kreuz mit Fahne in der Hand zur Vorhölle hinabgestiegen; er klopft an die

Pforten und singt: „Tollite portas paradisi", und beim dritten „Tollite portas" thut sich das Thor der Unterwelt auf; Adam und die anderen frommen Seelen kommen herbei, singend: „Advenisti desiderabilis", und folgen ihm in's Paradies. Er begiebt sich wieder in's Grab, steht dann unter Donnergeroll, das die Wächter daniederwirft, aus dem Grabe auf, begleitet von dem Gesang: „Terra tremuit et quievit." Der Herr erscheint den frommen Frauen und den Jüngern und steigt endlich mit den frommen erlösten Seelen zum Himmel auf. Er trägt wieder Kreuz und Fahne in der Hand, die Erlösten folgen ihm, in lange weiße Gewänder gehüllt. Die Scenerie bildet ein Podium von genügender Höhe und Ausdehnung, wo Gott der Vater in seiner Majestät sitzt; Christus steigt auf Stufen, die bei demselben angebracht sind, mit den Erlösten bis zum Throne des Vaters empor und singt: „Pacem meam do vobis", darauf alle Seelen mit ihm: „Ascendo ad patrem meum", worauf er von den Engeln gekrönt wird; ihm schauen nach die Apostel, denen die Engel zusingen: „Viri Galylei quid ammiramini!" Den Schluß bildet die Andeutung der wachsenden christlichen Kirche im Dialoge der Kirche mit der Synagoge, und mehrere Juden werden getauft. — Diese Spiele waren roh und unbeholfen; sie waren aber ein Bildungselement für die Spielenden und ein Festgenuß — auch für die schauende Menge. Doch waren sie in den letzten Jahrhunderten vor der Reformation meist ausgeartet, — voll von Schauder und Entsetzen, wie voll roher Possen. Gott selbst wurde als Carricatur auf die Bühne gebracht, und der Teufel spielte die Rolle eines Hofnarren am göttlichen Hofe. Darum gelangten bei den von sittlichem Gehalte erfüllten Hieronymianern die klassischen Dramen der Griechen und Römer von Neuem zu Ansehen und zur Aufführung.

2. **Die häusliche Zucht und Erziehung** lag in der Hand der Mutter. Die Mutter des Mittelalters nährte ihr Kind an ihrer Brust; doch finden sich schon im 6. Jahrhundert bei reichen Angelsachsinnen Ammen, und im 15. Jahrhundert war es in der ganzen vornehmen Welt stehender Brauch, Ammen zu nehmen. Das neugeborene Kind ward in Tücher gehüllt und in eine Wiege (— im 13. Jahrhundert waren den heutigen ähnliche Wiegen von Holz in Gebrauch —) gelegt. Weiter wuchs das Kind unter Gespielen und Spielen auf: die Tocke, die Puppe, war im 9. und 10. Jahrhundert schon allgemeines Spielzeug des Mädchens; außerdem spielten die Kinder mit Hausgeräth, mit Würfeln, Knöcheln 2c. Die Zahl der Spiele war nicht unbedeutend, und in der Provence soll es im 13. Jahrhundert eigene Unterrichtsanstalten für Spiele gegeben haben. Zucht in der Sitte, Frömmigkeit im

Wandel war das höchste Ziel der Familienerziehung, und dieser sittsame und fromme Sinn wurde durch das Beispiel der Frauen, doch auch durch Strenge und, wo Ermahnungen nicht halfen, durch den Stock eingeübt. Die Mutter war die Seele des Hauses und aus ihrem Schoße erblühte die reiche Welt des Gemüthes, die Quelle der Gesittung, der Ehre und des Charakters. Der Vater vertrat das rohe Element. Der Mann war jähzornig, das eigene Leben wie das Anderer gering anschlagend, an Schlacht und Gefahr gewöhnt, den Ausdruck eines weichen Gefühls verschmähend; sein Weib, wenn es nicht nach seinem Sinne handelte, züchtigend, ohne den Grund der Züchtigung immer genau abzumessen. Da konnte denn auch die Zucht der Kinder von seiner Seite nicht milde ausfallen. Nur erst als seit dem 11. Jahrhundert statt der rauhen Kriegsleute geglättetete Ritter auftraten, über die stolz die Frauen, die sich fortan im Mittelpunkte des Lebens bewegten, geboten, artete auch die Zucht der Kinder oft in Verzärtelung aus, so daß Berchtold (13. Jahrhundert) in seinen Predigten an die alte Zucht mahnen mußte. „Also Niemand ist dessen sowohl schuldig, als ihr. Denn was es irgend böse Worte spricht, so sollt ihr ein kleines Rüthlein nehmen zu euch, das allezeit oben stecke in der Dielen oder in der Wand, und so es eine Unzucht treibt, oder ein böses Wort spricht, so sollt ihr ihm einen Schmitz damit thun auf den Bloßen. An das bloße Haupt sollt ihr es nicht schlagen mit der Hand, denn ihr könntet es wohl zu einem Thoren machen und es dumm schlagen.“

III. Die Entwicklung der geistlich-scholastischen Erziehung.

17.

Die Grundlegung der Staaten und der geistlich-scholastischen Erziehung.

Die Völkerwanderung ist ein neuer Schöpfungsproceß im Menschengeschlecht. Aus chaotischen Massen ringen sich neue Bildungen hervor; und die Germanen sind dabei das ordnende und bildende Princip.

Im Westen lassen sich die Sueven und Vandalen zuerst in Portugal nieder, werden aber von den Westgothen unterjocht und verdrängt. Die

Vandalen gehen nach Afrika. In Spanien, Portugal und einem Theile von Südfrankreich bildet sich das westgothische Reich. 507 werden jedoch die Westgothen durch die Franken auf Languedoc (711 verlieren sie auch ihre Herrschaft in Spanien an die Araber) eingeschränkt, die vom Rhein bis an die Seine und Loire, auch am Main wohnen und unter ihrem Heerführer Chlodwig den Rest der römischen Herrschaft in Gallien vernichten, die Alemannen am Oberrhein besiegen und den Hauptsitz des fränkischen Reiches in Paris aufschlagen. In Italien wird von Theodorich das durch Odoaker gestiftete Reich der Heruler und Rugier zu Grabe getragen und das ostgothische Reich gestiftet, das jedoch schon von den Byzantinern unter Belisar wieder zerstört wurde, worauf 670 die Longobarden in Italien einrückten, indeß nach Unteritalien Normannen zogen und Britannien sich Angeln und Sachsen unterwarfen, so daß dort angelsächsische Königreiche neben den Briten entstanden. In all' diesen Ländern vermischten sich die Eroberer mit den gebildeten Einwohnern und aus dieser Mischung entstanden die romanischen Völker. Unvermischt blieben in Deutschland zwischen Rhein und Elbe die Alemannen, die Bojoarier, die Thüringer und die Sachsen. Ebenso unvermischt wohnten im Norden die Skandinavier, die ihre Heereszüge unter dem Namen der Normannen ausführten, während im Osten von Europa die slavischen Nationen Königreiche bildeten.

Damit waren die Grundlagen zu den Herrscherstämmen der bisherigen christlichen Geschichte — zu den Romanen und Germanen — gelegt. Beide bilden eine Einheit, wo es sich um Erringung hoher menschlicher Ziele handelt: sie sind die Nationen der Wissenschaften, der Erfindungen und Entdeckungen. Von ihnen geht auch die Weiterentwicklung und Ausbreitung der christlichen Ideen aus. Niemals — sagt Ranke — haben die slavischen Völker selbständige Einwirkung auf die großartigen Strebungen des Occident geübt; dienend und widerstrebend erscheinen sie in der Geschichte der Cultur; die Wellen der allgemeinen Bewegungen laufen zuweilen in ihnen ab. Dieser Eine Geist der Fortentwicklung, der sich in den Romanen und Germanen zeigt, offenbarte sich dann näher in der Aehnlichkeit der Sitten, der Gesetze und der Geistesbildung – eine Aehnlichkeit, die durch die gleiche geistliche Bildung der Kirche gefördert ward; er offenbart sich in der vorreformatorischen Zeit auch in der Gleichförmigkeit und Verwandtschaft der Erziehung und des Unterrichts, so daß meist das, was von den Franzosen gilt, auch bei den Deutschen und Engländern Anwendung findet &c. — Doch nahmen fortan auch Romanen und Germanen einen eigenen Charakter an, der sich in seiner

ganzen Eigenthümlichkeit durch ihre Sprachen ausdrückte. Die Germanen behielten ihre Sprache rein in Deutschland, Skandinavien und England. Der vollere und härtere oberdeutsche Dialekt gehörte den süddeutschen Völkern, denen sich die Longobarden und Burgunder näherten; die breitere und weichere niederdeutsche Sprache war in Norddeutschland heimisch, und ihr nahe standen die Skandinavier, Angelsachsen und Gothen, indeß in der Mitte die Mundarten der Hessen und Thüringer lagen. In den Staaten hingegen, die sich auf den eigentlichen Trümmern der römischen Weltherrschaft aufbauten, bildete sich die römische Volksmundart, lingua rustica, unter wesentlichem Einflusse der Sprache der Sieger um, ein Umbildungsproceß, dessen Resultat die Romanischen Sprachen, die provenzalische, die spanische, die italienische, die französische waren. Wie die Sprachen, so auch die Bildung. Die Erziehung nahm gleichfalls, trotz der Aehnlichkeit, in jeder Nation ihren eigenen Charakter an.

Von den aus der Völkerwanderung hervorgehenden Staaten treten die Reiche in Italien, England, Deutschland und Frankreich in den Vordergrund der Geschichte.

Bei den **Vandalen** Afrika's werden zwar, selbst unter Geiserich, Wissenschaften, Künste und Schulanstalten gepflegt. Namentlich leuchtet Karthago auch unter ihnen noch durch seine Schulanstalten und durch seine Lehrer hervor. Außer der lateinischen Sprache wird hier die griechische eifrig betrieben. Fulgentius wurde um die Mitte des 5. Jahrhunderts zu Karthago von seiner Mutter zuerst im Griechischen unterrichtet; nur dann, als er den ganzen Homer auswendig gelernt und Vieles von den Werken des Menander gelesen hatte, schickte sie ihn zu einem lateinischen Lehrer in die Schule. Unter Thrasamund und Hilderich entstanden selbst lateinische Gedichte der afrikanischen Vandalen, die also trotz ihrer Feindschaft gegen die Geistlichkeit (— sie sollen in Afrika 4976 Kleriker, allein in Karthago mehr als 500 Priester vernichtet haben —) nicht ohne Bildung im Allgemeinen waren. Während ihrer Herrschaft konnte auch **Marcianus Capella** die sieben freien Künste zur Encyklopädie des gesammten menschlichen Wissens zusammenstellen. Durch Justinian ward jedoch die vandalische Macht bereits vernichtet.

Auch **die Westgothen** traten nur einen historischen Augenblick auf das Theater der Geschichte. In ihrer Hauptstadt Toledo hielten sie jährliche Concilien, ohne jedoch aus deren Beschlüssen Gewinn für die Bildung zu ziehen. Sie kamen nicht über das Dürftige der geistlichen Wissenschaften und des klösterlichen Lebens hinaus. Diejenigen Knaben,

welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, wurden Geistlichen zum Unterricht übergeben: die Priesterweihe fand frühestens im 25., die Uebernahme des Amtes im 30. Lebensjahre statt. Mit dem 10. Jahre wurden die Kinder, welche sich dem Mönchsstande weihten, in's Kloster aufgenommen. Für alle gelehrten Gegenstände wurde die lateinische Sprache gebraucht. Von Männern der Wissenschaft ragt allein **Isidorus** Erzbischof von Sevilla, hervor, der in seinen „Origines“ einen Auszug aus Kirchenvätern und einen Inbegriff der geistlichen und weltlichen Wissenschaften gab. In einem eifersüchtigen Glauben verschloß er sich den Reizen der Dichtkunst, welche nur die Begierden entflamme, und scheute die weltliche Wissenschaft, welche nur durch schöne Worte glänzen wolle und ihren Hochmuth verrathe. Nicht Worte, sondern die Wahrheit soll man lieben; die weltlichen Lehren könnten nichts helfen, wenn man in göttlicher Erkenntniß leer bliebe. — So das Beispiel und das Abbild der höchsten Wissenschaft bei den Westgothen.

Von **Italien** ging die Bildung des Mittelalters aus, und das ostgothische Reich machte den Uebergang von der alten Wissenschaft zur Literatur der scholastisch-geistlichen Zeit. **Die Gothen** waren der gebildetste der germanischen Stämme. Sie waren reich an Poesie, — an Heldenliedern, die sie mit der Harfe begleiteten: Harfensänger gab es bei ihnen von Beruf und Ruhm und selbst Könige übten diese Kunst. Schon vor ihrem Eindringen in die römischen Länder hatten sie das Christenthum angenommen, und die Priester aus ihrer Mitte leiteten den Gottesdienst in gothischer Sprache, in die auch **Ulfilas** gegen 370 die Bibel übersetzte und damit eine Schriftsprache einführte: die erste Bibel in germanischer Sprache, die erste germanische Prosa, die erste noch erhaltene germanische Schrift. In Italien blieben die Gothen abgesondert unter ihren Herzögen, Grafen und Hauptleuten: ihr Beruf war der Wehrstand; den Römern wurde die bürgerliche Thätigkeit überlassen. Jedoch nahmen die Ostgothen auch einen Theil der römischen Bildung und Sitte, damit aber auch die Vorstellung eines göttlichen Ranges selbst der schlechten Kaiser und die Hierarchie, die Begriffe von Rang und Adel an, die sich von da aus auf die germanischen Völker vererbten. **Theodorich,** der vier Sprachen gesprochen und sie mit vier Geistern, die er in sich trage, verglichen haben soll, war ein hochgebildeter Mann, der, obschon Arianer, sich nie in die römischen Kirchenangelegenheiten mischte und sogar den katholischen Cassiodor an die Spitze seiner Regierung stellte. **Cassiodor** hat im Abendlande die erste eigentliche theologische Schule gegründet, in welcher die Reste der alten Bildung mit der christlichen Theologie verbunden wurden: die Muster-

anstalt für die geistlichen Schulen des Mittelalters. Für die Mönche seines Klosters (— gegen Ende seines Lebens zog er sich in ein Kloster zurück —) schrieb er eine Anweisung, wie sie die dürftige allgemeine Bildung seiner Zeit mit einem asketischen und beschaulichen Leben, sowie mit nützlichen körperlichen Arbeiten verbinden könnten. Er war der Ansicht, daß das Christenthum und das Mönchswesen doch wenigstens eines Theiles der schwindenden antiken Kenntnisse bedürften; mußte jedoch, weil die Theologie bereits alles andere Wissen verdrängt hatte, in seiner Schrift sich und seine Mönche gegen den Vorwurf der Weltlichkeit ihres Wissens vertheidigen. Er suchte daher zu beweisen, daß die weltlichen Kenntnisse einem christlichen Theologen nützlich und unentbehrlich seien. Vieles könne in der Erklärung der heiligen Schrift nicht verstanden werden, wenn nicht der von ihm empfohlene Unterricht vorhergegangen sei; auch Moses sei in der Weisheit der Aegypter unterrichtet gewesen. Nicht den Verstand wolle er belästigen, sondern er gebe nur Regeln, um sie dem Gedächtniß einzuprägen. Den Geistlichen sei vorzugsweise die Sorge für das Gedächtniß, sowie für die Stimme und den Vortrag zu empfehlen: für das Gedächtniß, weil man es zum Behalten der heiligen Schrift brauche; für Stimme und Vortrag, weil sie beim Predigen und beim Absingen der Psalmen nöthig seien. Die von ihm empfohlenen und behandelten Schulwissenschaften waren das Trivium und Quadrivium: die heilige Siebenzahl, auf der nach der Anschauung der katholischen Kirche auch das Haus des Herrn ruhte, indem es sieben Säulen: Priester, Leviten (Diakonen), Subdiakonen, Akolythen, Exorcisten, Lehrer und Thürhüter hatte, deren aller Grundstein der Bischof war, — und die auch das sittliche Leben regierte, dessen Trivium die drei theologischen und dessen Quadrivium die vier philosophischen Tugenden waren. **Boëthius** stellte sodann die Schulwissenschaften in besonderen Arbeiten ausführlich dar, übersetzte außerdem viele Schriften des Aristoteles in's Lateinische (— Uebersetzungen, mit denen man sich bis gegen das zwölfte Jahrhundert begnügte, wo man durch die Araber auch mit anderen aristotelischen Schriften bekannt wurde —) und gewährte durch seine Schrift über die Tröstungen der Philosophie bis in's achtzehnte Jahrhundert herauf Tausenden Erhebung und Beruhigung. Cassiodor und Boëthius waren die Begründer der geistlich-scholastischen Pädagogik, denn sie hatten dem geistigen Leben seinen Horizont umschrieben. Durch die Unterstützung derselben hat sich Theodorich ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben, wenn auch die Gothen nachher, als sich Amalasuntha wegen ihrer römischen Bildung mehr zu den Römern

hingezogen fühlte und dadurch Verfassung und Verwaltung römisch wurden, von der Erziehung ihres Sohnes sagten, sie erziehe ihn nicht, wie es recht sei und wie es sich für einen König gezieme. „Die Tapferkeit habe nichts mit den Wissenschaften zu thun; Theodorich sei so mächtig geworden, ohne nur etwas davon gehört zu haben; die Wissenschaften schwächten nur; wer einmal die Peitsche gefürchtet, werde nie ein feindliches Schwert oder einen Spieß unerschrocken ansehen; sie solle also den Gelehrten den Abschied geben und dafür ihrem Sohne Kameraden zugesellen, unter welchen er Lust zum Herrschen bekäme.“ — Während der Herrschaft der Ostgothen in Italien vernichtete auch **Benedict von Nursia** 529 am Berge Casino in Calabrien den dem Apollo geweihten Tempel und den den Göttern geweihten Hain, um an deren Stelle ein Kloster, dessen Mönche dem Gebete, wie leiblicher und geistiger Arbeit geweiht sein sollten, zu errichten: er war damit der Gründer der **Benedictinerklöster,** der festen und sicheren Pflegestätten der sieben freien Künste, die sich durch die Gunst der Päpste über Italien und Sizilien, durch Benedicts Schüler Maurus nach Gallien und Spanien, durch Abt Augustin nach England und über die britischen Inseln, durch Bonifacius und die fränkischen Könige und deutschen Kaiser über Deutschland verbreiteten und zur ausschließlichen Herrschaft in allen Klöstern der occidentalischen Kirche gelangten. Und so weit verbreitete sich auch ihre wissenschaftliche und erziehende Thätigkeit: aus Monte Casino, dem Sammelplatze von Handschriften und geschichtlichen Dokumenten, gingen Paul Warnefried oder Paulus Diakonus, der Geschichtsschreiber, Dichter und Kenner der griechischen Sprache, † 799, Abt Berthorius, ausgezeichnet in der Medizin, hervor; zu Bobbio, der Gründung Columbans, trat im 10. Jahrhundert durch den gelehrten Abt Gerbert wissenschaftliches Leben auf; zu Rom und Mailand gelangten Benedictinerschulen zu hoher Blüte; in England erlangte das St. Peterskloster zu Canterbury mit seiner Schule durch den Mönch Theodor von Tarsus und seinen Begleiter Hadrian wissenschaftlichen Ruf, sowie das von Benedict Biscop 673 gegründete Doppelkloster Wearmouth und Jarrow, zu dessen Zierden der gefeierte Lehrer des Occident Beda Venerabilis, † 735, gehörte, auch York, aus dessen durch Egbert und Adelbert zur Blüte gelangten Schule Alcuin hervorging; in Frankreich glänzten die Klosterschulen zu Tours, wo Alcuin wirkte, zu Corbie in der Picardie, wo im 9. Jahrhundert Paschasius Radbertus, Ratramnus rc. lehrten, zu Fleury, das unter Abbo im 10. Jahrhundert 5000 Jünglinge zählte, zu Clermont, Ferrieres, wo Servatus Lupus im 9. Jahrhundert die Studien för-

derte, zu Fontenay, Rheims, Aniane, Marmoutier, Lobbes bei Lüttich ꝛc.; in Deutschland St. Gallen mit Iso, Marcell, Notker Balbulus, Ratpert, Reginbert, Salomo, vier Ekkeharde, Notker dem Arzt, Notker dem Großlefzigen ꝛc., — Reichenau im 9., 10. und 11. Jahrhundert mit Walafried, Strabo und Hermann dem Lahmen, — das hessische Fulda unter Rhabanus Maurus, — Fritzlar, Herzfeld, St. Alban in Mainz, St. Matthias und St. Maximin in Trier, Prüm an der Eifel, — in Süddeutschland Lorsch, Weissenburg im Elsaß mit Otfried, Hirschau, St. Emmeran in Regensburg, St. Peter in Salzburg, — in Norddeutschland Neu-Corvey, die Tochter Alt-Corbie's, von wo im 9. Jahrhundert durch Ansgar ꝛc. die Christianisirung des Nordens ausging und dessen Schule unter den sächsischen Kaisern zu hohem Ansehen gelangte. — Unter den griechischen Kaisern, von Exarchen zu Ravenna regiert, sank Italien. Von den **Longobarden** aber ward die römische Kirche dadurch wesentlich gefördert, daß Theudelinde in Verein mit Gregor für den katholischen Glauben wirkte und mit ihrem zweiten Gemahle Agilulf den arianischen Longobarden einen rechtgläubigen König gab. Das ganze Streben **Gregors des Großen** nämlich richtete sich auf allgemeine Geltendmachung der päpstlichen Autorität: von ihm aus wuchs das Christenthum als organisirter Priesterstaat mit eignen Interessen und eigener Politik immer mehr in's Kraut, und nur noch in einzelnen Glaubensboten trat der ehrwürdige Charakter der Liebesreligion in den Vordergrund, indeß schon in Augustins Sendung zu den Angelsachsen, vor Allem aber in Winfrieds Weihung zum päpstlichen Sendboten das hierarchische Papstthum als Zweck und Ziel erschien. Aus senatorischem Geschlecht entsprossen, hatte Gregor den Palast seines Vaters in ein Kloster umgewandelt, bis er von da zur Regierung der Kirche gerufen ward und hier als höchster Leiter des geistlichen und geistigen Reiches dahin strebte, einen Priesterstand zu bilden, dessen Herrscherthum auf geistige Ueberlegenheit gegründet war, sowie alle Wissenschaft und Bildung in eine christlich-kirchliche zu verwandeln. Er hielt es für unwürdig, das Wort Gottes in die Regeln des Donat zu zwängen, und war mit dieser Abneigung gegen die klassische Literatur des Alterthums, wie mit dieser Ansicht, daß sich der neue Geist des Christenthums nicht in die engen Regeln der bisherigen Sprachweise binden könne, der Gründer des barbarischen Lateins im Mittelalter. Dem römischen Gottesdienste gab er seine geheimnißvolle Pracht. Für die Kirchenmusik legte er eine Unterrichtsanstalt an. Sein Meßkanon ist in der römischen Kirche herrschend

geworden. Die Responsorien, die in der griechischen Kirche das Volk sang, wies er an die Chorsänger. Er sammelte die vorhandenen Melodien und verbesserte und vermehrte sie. Mit seinem Antiphonarius gab er eine Sammlung von Singweisen als bleibende und bindende Norm für alle Kirchen heraus: dieses Gesangbuch, das einestheils schon vorhandene kirchliche Melodien und anderntheils Responsorien enthält, die nach den kirchlichen Zeiten eingetheilt und geordnet sind, war vor dem Altare St. Peters an einer Kette befestigt, um spätere Abweichungen der Reihe nach darin zu verzeichnen. — Nach Gregor verstummte die Wissenschaft in Rom, und die päpstliche Curie kann in den nächsten Jahrhunderten keinen Mann des Wissens aufweisen, der sich mit Beda oder Alcuin messen könnte. Die literarischen Schulen bedeckte tiefe Finsterniß. An dem reichen Hofe zu Benevent und zu Salerno wurden die Künste der Rhetorik und Geschichtsschreibung mitten im Tumulte der Umwälzungen Italiens gepflegt, wurden Grammatik, Dialektik und Jurisprudenz in den Schulen gelehrt; in Rom hingegen war nach und nach die weltliche Wissenschaft von den kirchlichen Bedürfnissen verdrängt; nur die Musik blühte noch in der einst von Gregor errichteten Schule des Lateran. Der stolze Bau der lateinischen Sprache zertrümmerte eben so wie Rom mit seinen Tempeln und Altären. „Wenn man die Dokumente des 8. Jahrhunderts liest, sagt Gregorovius, so sieht man vor sich die Ruinen der Sprache des Cicero und Virgil und sieht in dieselben das christlich-romanische Sprachwesen sich einleben. Die Sprache des 8. Säculum ist das völlige Abbild der Stadt Rom und der Contraste ihrer Architektur und ihrer Lebensformen überhaupt, da überall die majestätische Larve des Alterthums noch über den neuen Bildungen emporragte. Die grammatische Unfähigkeit entsprang aus diesem Widerspruche des Todten und Lebendigen; die klaren und logischen Sprachgesetze der alten Römer waren zersprengt, und das alte Latein, die Sprache der Helden und der Staatsmänner, hörte mit dem Fall der heidnischen Religion und alten Staatsgesellschaft allmählich auf, als ein lebendiger Strom zu fließen. Der Uebergang in das Neuvulgäre ward durch träge Verstümmelung der Ausgänge, durch Abwerfen der römischen Endconsonanten, die der Zunge und dem Ohre bereits schwer fielen, durch Vermischen der Vocale, Vertauschen der Mitlauter, durch Annahme des Artikels, allmählich bewirkt, so daß die Unfähigkeit, Casus oder Geschlechtsform zu behaupten, schon im 8. Jahrhundert italienisch klingende Formen erzeugte, die dann im 10. und 11. Säculum die völlige Oberhand gewinnen.“

Die Ostgothen hatten die Verschmelzung des deutschen und römischen Elementes begonnen. Ihre Fortsetzer waren die Longobarden gewesen, von denen wenigstens die materielle Verjüngung Italiens durch das Einströmen des deutschen Blutes in dem größten Theile des Landes vollbracht ward. Doch wurde Italien innerlich von ihnen nicht germanisirt: „sie selbst waren durch den italienischen Boden und Himmel weicher gegen die Eindrücke des römischen Elementes gestimmt worden, und dieses hatte durch die allmähliche Hingabe der Longobarden an die katholische Kirche einen entschiedenen Sieg errungen.“ Der gelungenste Versuch zur Lösung des Problems einer Verschmelzung des germanischen und römischen Elementes wurde von den **Franken** gemacht, die in der Mitte der römischen Länder angekommen, sogleich durch die Annahme des Katholicismus die Hauptscheidewand zwischen sich und den Römern weggeräumten. „Zugleich dienten sie, indem sie allmählich nicht nur fast alle germanischen Reiche auf römischem Boden in sich aufnahmen, sondern auch ihre Ausdehnungskraft nach Deutschland hin bethätigten, der Aufgabe, das gesammte Material des germanischen Wesens mit dem Ergebniß der bisherigen Culturarbeit der europäischen Menschheit in Verbindung zu bringen.“

In **England** hatten die **Briten** schon unter römischer Herrschaft das Christenthum angenommen. Sie hatten und bewahrten dasselbe, als sie von den Angelsachsen in die westlichen Länder gedrängt wurden: in ihrer Kirche herrschte eine tüchtige Gesinnung und seltene Gelehrsamkeit. Die britischen Mönche machten öde und verwilderte Gegenden urbar, und ihre Klöster waren Sitze der Gelehrsamkeit und Bildung. In **Irland** hatte Patrik um die Mitte des 5. Jahrunderts das Christenthum eingeführt, und von irischen Mönchen wurden in **Schottland** Christenthum und strengster klösterlicher Sinn verbreitet. **Patrik** hatte auf der Insel Hy Schulen angelegt, in denen im Lesen, Schreiben und Psalmsingen unterrichtet ward. Bei den **Angelsachsen** endlich wurde ungefähr 150 Jahre nach ihrer Einwanderung in England durch den von Gregor dem Großen gesandten römischen Abt **Augustin** das Christenthum verkündet, ohne daß jedoch die daselbst gestiftete Kirche gänzlich Rom unterworfen werden konnte, indem sie, immer antipäpstlich, eine nationale blieb, und Gebete und Predigten in der Nationalsprache zu dem Herzen des Volkes drangen. Augustin brachte mit dem Christenthum zugleich bessere Schrift, mechanische Künste und geistliche Bildung. In dem Kloster Cantwara (Canterbury), das er anlegte, errichtete er zugleich eine Schule. Eine feste Ordnung gab der angelsächsischen Kirche der Erzbischof von Canterbury, **Theodor von Tarsus**. Er machte

sich um die Bildung der Geistlichen verdient und verbreitete neben der römischen auch die griechische Sprache und Literatur: in seiner Abtei las man die Gedichte des Homer neben den Werken des Chrysostomus. Unterstützt wurden solche Bestrebungen von mehreren Königen: Oswald, Siegbert und Edwin. Durch den Bischof **Egbert** wurde die Schule zu Eboracum (York) gegründet, die bald mit der Lehranstalt von Canterbury wetteiferte und aus der Alcuin hervorging. Bei weitem der ausgezeichnetste und wichtigste Gelehrte der Angelsachsen war jedoch **Beda,** mit dem Beinamen **Venerabilis,** ein Mönch in dem Kloster Yarrow (677—734), bescheiden und einfach, unermüdet thätig und von Herzen fromm, der sein Leben in Uebungen der Andacht und vielseitigen Studien zubrachte und der fast alles Wissen, was ihm sein Jahrhundert bieten konnte, belebte und gestaltete. Seine theologischen Schriften haben viele Jahrhunderte hindurch in jedem Kloster Europas Leser und Abschreiber gefunden; seine Kenntnisse der griechischen Sprache, der Metrik, der Astronomie, der Arithmetik und der Medizin erregten die Bewunderung seines Zeitalters; sein Werk von den sechs Lebensaltern der Welt ist die Grundlage der meisten mittelalterlichen Universalchroniken geworden; seine Encyklopädie enthielt die Summe der ganzen damaligen Gelehrsamkeit und ward die Quelle, aus der fast alle pädagogischen Schriftsteller des Mittelalters schöpften. Er hat zugleich Theile der heiligen Schrift in die Volkssprache übersetzt, die Vulgata mit dem griechischen, die Septuaginta mit dem hebräischen Texte verglichen, die Kirchengeschichte seines Volkes und besonders das Leben der um die englische Kirche verdienten frommen Männer geschrieben. Er zog alles Wissenswürdige in den Kreis seiner Beschäftigungen. Davon zeugt seine Schrift über Orthographie: alphabetisch geordnete, lexikalische und grammatische Notizen, Redensarten rc., — seine Schrift de arte metrica: Belehrung über kurze und lange Silben, über Versfüße und Versmaße, — sein Buch de schematis et tropis sacrae scripturae: eine Rhetorik der heiligen Schrift, — sein Werk de natura rerum: über den Lauf der Planeten und des Mondes, über Sonnen- und Mondfinsternisse, Luft, Winde rc. — seine Schrift de temporum ratione: Erklärung der Zeitabtheilungen im chronologisch-geschichtlichen wie im natürlichen Sinne. Er war bis zum Ende seines Lebens ein Lehrer. —

In **Gallien** fanden die Franken das Christenthum bereits vor: es war in mehrere kirchliche Provinzen getheilt, deren jeder ein Metropolit vorstand, welcher mit einer Ueberzahl von Geistlichen in wohlgegliederter Ordnung eine starke Macht bildete. Es hatten hierher die Römer zu-

gleich mit ihrer Herrschaft die Liebe zu den Wissenschaften verpflanzt, und diese Liebe wurde seit dem vierten Jahrhundert, wo das Christenthum das Uebergewicht über das Heidenthum gewann, gefördert und geheiligt. Die heidnischen Schulen sanken in dieser Zeit zusammen; dagegen wurde zu den ersten christlichen Schulanstalten in gleicher Zeit der Grund gelegt. Die Klöster im Süden von Frankreich entstanden in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, und sie wurden nach kurzem Bestehen die philosophischen Schulen des Christenthums; von ihnen ging die Ketzerei aus; in ihnen fanden die Ansichten des Pelagius ein halbes Jahrhundert hindurch Nahrung und Rückhalt; in den Abteien von St. Victor und Lerins wurden die großen Fragen über den freien Willen, über die Prädestination, die Gnade und die Erbsünde auf's Lebhafteste discutirt. Um 410 hatte **Martinus von Tours** in seinem Kloster schon eine Schule, die von 80 Schülern besucht gewesen sein soll. Ueberhaupt nahm früh schon der französische Klerus eine hohe Stufe der Wissenschaft ein. Als König Guntram — wird berichtet — seinen Einzug in Orleans 540 hielt, wurde er von einer Schaar Jünglinge, die unter der Leitung des dortigen Bischofs ihren kirchlichen Studien oblagen, in lateinischer, griechischer, hebräischer und syrischer Sprache empfangen und wurden ihm sofort die Glückwünsche derselben in Gedichten, die in denselben Sprachen abgefaßt waren, überreicht. — Durch **Chlodwig** wurden auch die Gallien im Besitz habenden Franken dem Christenthum zugeeignet — einer Sammlung von Glaubenslehren und äußeren Gebräuchen, die das Gemüth nicht berührten. Chlodwig selbst blieb eben so habsüchtig, grausam und heimtückisch, wie er als Heide gewesen war, und die vorherrschendsten Charakterzüge seiner Nachfolger waren Grausamkeit und Wollust. Die Großen wetteiferten mit ihrem Königshause in Hinterlist, Meineid und Mord, und die Priester entehrten sich durch Sinnenlust und Rohheit, durch Gewaltthätigkeit und Schwelgerei. Der Prozeß der Verschmelzung der germanischen Welt mit den Elementen der christlich-romanischen Bildung, wie er seit Chlodwig Aufgabe des fränkischen Reichs geworden, war wie jede Neubildung mit Aufruhr und Zerstörung verbunden und konnte nur langsam und allmählich zum Ziel gelangen. Als dann aber das kräftige germanische Volksthum mit dem Samen der römischen Bildung und des Christenthums befruchtet war, trieb es reichliche Früchte auf dem Gebiete des Rechts und der Verfassung, wie der Wissenschaft und Kunst. Auf dem Lande wurden, jedoch nicht regelmäßig, von der Geistlichkeit Vorbereitungsschulen gegründet, um junge Leute, aus denen dann gewöhnlich Kleriker wurden, lesen zu lehren und zunächst

zu kirchlichen Vorlesern zu bilden: das Concil von Vaison empfahl die Verbreitung solcher Landschulen dringend. Den Mittelpunkt der Schulen aber bildeten die Kloster- und Kathedralschulen. Ein Schüler Benedicts, **Maurus,** errichtete an der Loire die Abtei Glannafalium. **Chrodegang von Metz** führte die Regel Benedicts im Geiste Gregors des Großen durch seine mehr dem Leben und der Welt sich nähernde Gestalt der Schulen aus. Er ward dadurch der Stifter der **Dom-, Kathedral-** und **Stiftsschulen,** die in Ostfranken und Westfranken Klassiker und lateinische Poesie pflegten, von Karl dem Großen und Rhabanus Maurus (de institutione clericorum) besonders unterstützt wurden, im Zeitalter der sächsischen Könige und der ersten Capetinger auch im nördlichen Deutschland zu Utrecht, Hildesheim, Paderborn ihre Blütezeit erreichten und seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zerfielen. In Frankreich waren bis zum 8. Jahrhundert die blühendsten bischöflichen Schulen die von Poitiers, Paris, Le Mans, Bourges, Vienne, Clermont, Arles &c.; die vorzüglichsten Mönchsschulen in Luxeuil, in St. Vandrille in der Normandie, wo zuweilen bis 300 Schüler waren, zu St. Medard in Soissons, auf Lerins &c. Es waren theologische Berufsschulen; ihr Charakter war theologische Ausschließlichkeit. Alle Gegenstände wurden so behandelt, wie sie für tüchtige Geistliche nützlich waren, und oft wurden die profanen Wissenschaften aus dem Unterricht verbannt. Als ein Bischof von Vienne im 6. Jahrhundert Grammatik in seiner Schule lehrte, verwies es ihm Gregor, weil es nicht angemessen sei, daß die Lippen, die zum Lobe des Herrn geweiht seien, sich zum Lobe Jupiters öffneten. —

Von Franken aus Gallien (— Amandus, Bawo, Eligius und Maternus —) wurde das Christenthum in **Belgien** verbreitet und von Lambert aus Mastricht und dem Schotten Rumold ins **Lüttichsche** und nach **Brabant** gepflanzt, so daß mit Utrecht die erste christliche Kirche im 7. Jahrhundet unter den Friesen gegründet ward, worauf mit der Herrschaft der Franken auch das Christenthum immer weiter vordrang. Seit der Ernennung **Willibrods** zum ersten Bischof aller Friesen, 714, wurde Utrecht der Hauptbildungssitz der nördlichen Niederlande, und unter dem Schüler des Bonifacius, dem Bischof **Gregor von Utrecht,** der Sammelplatz für die strebsame Jugend aus allen benachbarten Ländern, für den Adel aus Gallien und aus Britannien, für die neubekehrten Friesen und Sachsen, selbst für die Jünglinge aus Bayern und aus dem Lande der Sueven. Einer der berühmtesten Schüler Gregors war der heilige Ludger, der erste Bischof von Münster. Er war aus Friesland gebürtig; und die Friesen — sagt Cramer — zeichneten sich

nicht allein durch sinnliche Kraft und Derbheit, nicht allein durch Liebe zu irdischer Unabhängigkeit und Freiheit, sondern auch durch ein höheres und freieres Leben des Geistes aus, und ragten, wie überhaupt, so damals besonders durch ihr religiöses Streben hervor, daher sie gerade zu den höchsten kirchlichen Würden, namentlich des nördlichen Deutschlands, berufen und besonders auserseheu wurden, wenn es galt, neue Mittelpunkte des Christenthums zu gründen und dieselben durch Schwierigkeiten aller Art hindurchzuführen und zu befestigen. „Bei aller Frömmigkeit und Strenggläubigkeit der Friesen hielten sie doch immer an der Einfachheit und Natürlichkeit fest, und waren daher vielleicht die einzigen Katholiken der gesammten abendländischen Christenheit, welche bis in das 15. Jahrhundert nicht leicht unverheirathete Priester duldeten, weil sie, streng auf die Keuschheit ihrer Frauen haltend, diese durch die Ehelosigkeit der Geistlichen gefährdet glaubten, zugleich auch wohl, weil sie das Cölibat für ein unnatürliches Gebot hielten." —

In das jenseit des Rheins gelegene **Deutschland** kam das Christenthum von Irland und England. Darum war auch die Ausbreitung desselben anfangs nicht im Geiste und Interesse des Papstes, und darum auch hier das Christenthum selbst reiner in seinen Lehrsätzen und weniger mit kirchlichen Gebräuchen überladen. Von Irland aus ging **Gallus** nach der Schweiz und gründete daselbst 613 die Benedictiner-Abtei **St. Gallen.** Hier wurde die griechische Sprache gelehrt und bildete sich eine hellenische Gesellschaft. Die berühmtesten Männer: Grimaldus, Marcellus Iso, Rudbertus, Gerald, Eckhard III. als Lehrer des Griechischen und Lateinischen, der Grammatiker und spätere Bischof von Lüttich Notker Labeo 2c. lehrten daselbst geistliche und weltliche Wissenschaften, Bibel, Kirchenväter, antike, namentlich lateinische Literatur, selbst die Muttersprache, und zogen Schüler aus weiten Gegenden, selbst Fürstensöhne an. Marcellus Iso war von diesen Schülern so sehr gefeiert, daß ihm einst 40 Kanoniker, die bei ihm gebildet waren, ihren Dank abstatteten und ihm versprachen, daß ihm einst jeder von ihnen 30 Messen lesen würde. — Nicht lange nach Gallus kam **Kilian,** starb 689, in die Gegend des heutigen Würzburg, — mit seinem Gefährten **Emmeran,** der die Abtei Regensburg gründete. Bei den Thüringern predigte Kilian das Christenthum. Rudbert ging in die Gegend des alten Juvavium und legte eine Abtei an, aus der die Stadt und die hohe Schule Salzburg hervorgingen. — Durch die angelsächsischen Missionäre kam das römisch-katholische Christenthum auch nach Deutschland. Der bedeutenste Repräsentant derselben ist **Win-**

fried oder **Bonifacius**, der Apostel der Deutschen genannt, der von 718 an Friesland, Thüringen, Hessen und Bayern durchzog und auf seiner letzten Missionsreise nach Friesland 754 von den Heiden erschlagen wurde. In dem Eide bei der Bischofsweihe zu Rom mußte er schwören, daß er den katholischen Glauben in seiner Reinheit lehren, an der Einheit dieses Glaubens, in welchem alles Heil der Christen bestehe, halten und sich niemals gegen die Einheit der einen und allgemeinen Kirche erklären wolle. Bonifacius hat seinen Schwur gehalten und nicht allein das Christenthum unter den Heiden verbreitet, sondern auch die Christen, welche bereits in Deutschland vorhanden, aber an einem einfacheren Christenthume festhielten, für die katholische Kirche gewonnen. Mit ihm erst gelangte der Primat Petri im Abendlande zu allgemeiner Anerkennung: er ist der Begründer der deutschen Hierarchie. — Ueberall aber, wo Bonifacius wirkte, wurden Bisthümer gegründet: Würzburg für Ostfranken, Büraburg für Hessen, Eichstädt für die an den Böhmerwald stoßenden Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen (Erfurt und Büraburg wurden später mit Mainz vereinigt). Ueberall auch, wo Bisthümer gestiftet wurden, erstanden Schulen: **Ohrdruf** in Thüringen, **Fritzlar** in Hessen, vor Allem aber **Fulda**, das als Scheidemark zwischen Hessen und Thüringen Stützpunkt für des Bonifacius Bekehrungswerk und Unterrichtsstätte für die zu bildenden Priester sein sollte. Das Kloster ward von dem Lieblingsschüler des Bonifacius, Sturm, 744 erbaut und gelangte durch ihn, den ersten Abt des Klosters, und durch die Thätigkeit seiner Mönche, durch reiche Geschenke und bedeutende Privilegien zu großem Reichthume und hohem Ansehen. Hier wirkte seit 813 Alcuins großer Schüler **Rhabanus** (Rabanus, Hrabanus) **Maurus**, der sich den Beinamen „primus praeceptor Germaniae" erwarb. Maurus wurde etwa um 766 in Mainz von angesehenen Eltern geboren. Sein Vater, Rudhard, soll früher Kriegsmann gewesen sein. Seine fromme Mutter, Adelgunde, gab ihm die sorgfältigste Erziehung und unterrichtete ihn selbst in den Elementen des Wissens. Zur Vollendung seiner Bildung und um den vielversprechenden Knaben dem Herrn zu weihen, wurde er später als „puer oblatus" dem Kloster Fulda übergeben. In der bereits berühmten und ansehnlichen, mit vielen Bildungsmitteln und namentlich auch mit einer sehr ansehnlichen Bibliothek ausgestatteten Klosterschule legte Rhabanus den Grund zu einer sehr gediegenen wissenschaftlichen Ausbildung. Vermuthlich in seinem 26. Lebensjahre wurde er Alcuins Schüler zu Tours, der ihm auch den Beinamen Maurus beilegte, um damit zu erkennen zu geben, daß ihm Rhabanus in einem Grade Lieblingsschüler sei, wie

einst der heilige Maurus dem heiligen Benedictinus Lieblingsschüler gewesen war. Als der Meister seinen Jünger entließ, übernahm Letzterer die Leitung der Fuldaer Klosterschule, an die ihn lebhafte Dankbarkeit fesselte. Ersterer schrieb ihm bei Uebernahme dieses neuen Amtes: „Ermahne die Kleinen, welche um Dich sind, zur Keuschheit des Körpers, zu reuigem Bekenntniß ihrer Sünden, zur Ausdauer im Lernen und zu verständigem Umgange. Lehre sie die Unmäßigkeit und Eitelkeit der Welt fliehen. In ihrer Jugend sollen sie lernen, damit sie im Alter lehren können; gegen die Senioren sollen sie sich ehrerbietig benehmen und die kirchlichen Verrichtungen lieben. Trage Sorge, daß sie an dir ein Muster haben und ermahne sie mit heiligen Worten!“ Was die in dem Schreiben erwähnten Senioren betrifft, so hatte es damit folgende Bewandtniß. Dem Abte zu Fulda standen als Rath zwölf der angesehensten und gelehrtesten Mönche zur Seite, die er in allen wichtigen Angelegenheiten fragen konnte, ohne den ganzen Convent zu versammeln. Sie hießen Senioren und hatten zugleich den Unterricht in der Schule zu ertheilen. Ueber ihnen stand der Magister, der nur vom Abte abhängig war, die Unterrichtsgegenstände bestimmte und den Senioren die Schulen zuwies. Der Abt Eigil erhob den Rhabanus zum Magister. Als solcher brachte er die Schule zu hohen Ehren; ihr Ruf zog nicht nur aus Nah und Fern diejenigen herbei, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, sondern auch Weltliche, selbst aus den höchsten Ständen. Es wurde in ihr Grammatik, Rhetorik und Dialektik, Arithmetik und Geometrie, Dichtkunst und Musik, Astronomie, Physik, Philosophie und Theologie gelehrt. Als die Frequenz der Schule immer bedeutender wurde, trennte man die zukünftigen Geistlichen von den Zöglingen, welche sich für das praktische Leben vorbereiten wollten. Die Ersteren wurden im Kloster selbst unterrichtet, die Anderen in einem besonderen Gebäude außerhalb der Clausur. Rhabanus widmete sich vorzugsweise der Schule innerhalb des Klosters und unterwies seine Schüler mit dem Eifer und der Begeisterung eines Mannes, der seiner Sache von ganzem Herzen zugethan ist; außerdem verfaßte er in seinen Mußestunden mehrere in der damaligen Zeit epochemachende Schriften. Im Jahre 822 wurde er zum Abte des Klosters erwählt und 847 zum Erzbischof von Mainz befördert, in welcher hohen Stellung er nach allen Seiten hin die größte Thätigkeit in Wort und Schrift entfaltete. Er starb 856 auf seiner Villa zu Winkel im Rheingau. — Ausgestattet mit reicher Gelehrsamkeit, fromm, sanft und milde, jedem Lernenden neidlos und liebreich sich hingebend, behandelte er seine Schüler, die aus Jung und Alt

bestanden, mit väterlicher Sorgfalt und lehrte Jeden nach seiner Individualität, nach Maßgabe des Alters, der Fähigkeit und des Charakters. „Nicht Einen lehrte er wie den Andern, sondern Manche blos in der Grammatik, Manche auch in der Rhetorik, Manche endlich auch in den geistlichen Wissenschaften, sowie Jeden seine Anlagen fähig machten, und Alles in einer solchen Aufeinanderfolge, wie es die Natur des Schülers forderte." Er selbst war nicht nur ein Meister in den sieben freien Künsten, er besaß auch zu seiner Zeit die meiste Kenntniß des Griechischen und soll schon den wahren Ausspruch gethan haben: „Wie der Bach aus der Quelle, so ist aus der griechischen Sprache die lateinische abzuleiten, und Jeder, der die Bekanntschaft mit der Quelle verschmäht, erkennt keineswegs die eigentliche Kraft des Baches, aus dem er schöpft." Seine Schule war zunächst eine Akademie für Theologen; aber nicht blos Bibelkunde und Religionswissenschaft, sondern alle freien Künste und Wissenschaften wurden vorgetragen; Prälaten schickten ihre Mönche von weither nach Fulda; auch vornehme Laien kamen aus weiter Ferne zum Studium dahin. Von der Schule des Rh. Maurus kam ein Umschwung in das Schulwesen und die Gelehrsamkeit Deutschlands. Er ist in W a h r h e i t der erste eigentliche Schulmann in Deutschland. — Unter den vielen Schülern des Rhabanus Maurus glänzt vor Allen W a l a f r i e d S t r a b o (der Schielende), geboren 806 in Allemanien. Als Knabe wurde er in der Klosterschule zu Reichenau am Bodensee unterrichtet und dann nach Fulda zu Rhabanus geschickt, um sich unter ihm zum Lehramte vorzubereiten. Später wurde er Lehrer an der Klosterschule zu Reichenau und 842 Abt des Klosters. Er starb bereits 849. Ueber seine Studien und Erlebnisse als Schüler in Reichenau hat er ein Tagebuch geführt, durch dessen Entdeckung und Veröffentlichung eine genaue, lebendige und interessante Schilderung des damaligen Unterrichts- und Erziehungswesens in den Klosterschulen gewonnen ist. Sie erschien zuerst in dem Jahresberichte über die Erziehungsanstalt des Benedictiner-Stiftes Maria-Einsiedeln von 1856 bis 1857 und ist seitdem in mehrere geschichtspädagogische Werke übergegangen. Das Tagebuch lautet:

Ich war völlig unwissend und staunte sehr, als ich die großen Klostergebäude sah, in denen ich von nun an wohnen durfte; ich war sehr erfreut, die Menge von Kameraden und Spielgenossen zu sehen, die mich freundlich bewillkommneten. Uebrigens hab auch ich denselben manche Freude gemacht, indem mir alles neu und ungewohnt vorkam, weswegen ich oft linkisch und ungeschickt oder zur Unzeit nachahmte, was ich Andere thun sah.

Allein schon nach wenigen Tagen fand ich mich besser zurecht, und kaum hatte ich in die gemeinsame Ordnung mich fügen gelernt, so überwies mich der Scholasticus Grimald einem der Meister, bei welchem ich lesen lernen sollte. Ich war da nicht allein, sondern es waren noch mehrere Knaben meines Alters bei ihm, vornehmen wie geringen Standes, welche aber alle schon weiter vorgerückt waren, als ich. Die gütige Nachhülfe meines Lehrers und der Ehrgeiz trieben mich wechselsweise an, dieser Beschäftigung mit Eifer obzuliegen, und nach einigen Wochen hatte ich es soweit gebracht, daß ich nicht nur dasjenige, was man mir auf meine Wachstafel schrieb, sondern auch das lateinische Buch, welches mir gegeben wurde, mit einiger Geläufigkeit lesen konnte. Darauf bekam ich ein deutsches Büchlein, das mir zwar beim Lesen mehr Mühe kostete, aber dafür eine herzliche Freude machte. Denn wenn ich etwas gelesen hatte, verstand ich es auch, was beim Lateinischen nicht der Fall gewesen war, so daß ich mich anfänglich sehr wunderte, wie man lesen, und das Gelesene zugleich verstehen könne.

Im Herbste, zur Zeit der Obstlese, war mehrere Tage keine Schule; wir fuhren mit unsern Lehrern nach Herzenslust auf dem See oder lasen Aepfel unter den reichbeladenen Bäumen auf, welche das Kloster umgaben. Als diese Freudentage vorüber waren, mußte ich anfangen, die Buchstaben, welche ich nun kennen und verbinden gelernt hatte, auf meiner Wachstafel nachzuzeichnen, ein Geschäft, das mir nicht recht zusagen wollte. In meiner Langeweile verfiel ich auf manche andere Dinge und neckte meine Kameraden, was mir Verweise und manchmal auch Schläge zuzog. Indessen lernte ich die Schreibkunst den Winter hindurch und kam im Frühjahre 816, in meinem 10. Lebensjahre, zum Lehrer der Grammatik, zu Magister Gerard.

Jahr 816. — Das erste, was ich da thun mußte, war, daß ich einige lateinische Redensarten auswendig lernte, um mich auf Latein mit meinen Kameraden verständigen zu können. Die meisten von meinen Mitschülern waren schon weit vorgerückt, die einen im zweiten, die andern im dritten und vierten Jahre der Grammatik. Sie mußten deshalb, die Erholungszeit ausgenommen, immer lateinisch mit einander reden, uns Anfängern dagegen war es verstattet, uns, soweit es nöthig war, deutsch mit einander zu verständigen.

Nach einiger Zeit wurde mir die Grammatik des Donatus in die Hand gegeben und ein älterer Schüler beauftragt, mich darüber solange abzufragen, bis ich alle acht Wortarten und die Regeln über deren Abwandlung im Gedächtniß hätte. Die ersten paar Stunden gab sich der Lehrer selbst die Mühe, mir zu zeigen, wie ich beim Lernen dieser

Wörter und Redeformen verfahren müsse; später jedoch kam er nur am Ende der Lehrstunden, um meinen Meister zu fragen, wie ich meine Sache gemacht hatte. Dieser konnte nun freilich nur zufrieden sein mit den Fortschritten, die ich im Donat machte; ich fand nebenbei noch Zeit, allerlei Possen zu treiben und meine Kameraden zu stören. Ich wußte nämlich, daß mich der Schüler, der uns lehrte, nicht schlagen durfte und mich zu sehr liebte, um am Ende der Schulstunde dem Lehrer Anzeige zu machen. Zuweilen aber geschah es, daß ich die Sache zu weit trieb, daß auch diejenigen, welche in einer andern Abtheilung des Saals die zweite und dritte Grammatik studirten, es bemerkten und durch ihr Lachen den Lehrer, der sich mit ihnen beschäftigte, aufmerksam machten. Das erste Mal kam ich mit einem scharfen, ernsten Blick davon; das zweite Mal trat er zu mir und fragte, ob ich denn so gar vergeßlich sei, oder drohte mir mit erhobenem Zeigefinger; wenn aber das alles nicht half, so ließ er mir eine Portion meines Mittagsmahls zurückbehalten, oder nahm die Ruthe von der Wand herunter.

Jeden Nachmittag mußten wir die Regeln anwenden lernen, die wir Morgens dem Gedächtnisse eingeprägt hatten. Der Schüler, oder auch manchmal der Lehrer, sagte uns deutsch größere und kleinere Sätze vor, die wir sogleich lateinisch auf unsere Wachstafel schreiben mußten; die Wörter waren uns theils aus dem Donat oder auch aus täglichen Gesprächen bekannt, auch durften wir die Lehrer darum fragen. Da wir aber nach dem Gehör schrieben, ohne die Wörter zu sehen, so wurden sie von mir oft wunderlich genug geschrieben. Abends wurde uns ein Abschnitt der biblischen Geschichte erzählt, den wir jedesmal am andern Morgen wieder erzählten.

Während wir den Donat zum zweiten und dritten Mal zusammen wiederholten, wurde der Kirchenbau in unserer Nähe vollendet. Zwischen unserm Schulgebäude und der Clausur erhob sich das herrliche Münster. Als ich auf die Reichenau kam, war es schon ausgebaut, nur an der vollständigen Ausschmückung des Innern arbeiteten die Brüder noch unablässig. Endlich kam der ersehnte Tag der Einweihung der prachtvollen Kirche. Unzählige Volksmassen waren herbeigeströmt zu dem Feste; schon 2 Tage zuvor war der See mit Schiffen bedeckt, aus denen mit dem Volke Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne herbeieilten. Auch mehrere Bischöfe und Abgeordnete vom Hofe Ludwigs waren gekommen; denn der Abt war ein guter Freund Karls, seines großen Vaters, gewesen. Zur Ehre Mariens, unsrer lieben Frau, ward das Münster eingeweiht vom Abt und Bischof Hatto im Beisein aller Bischöfe, die in ihrem vollen Ornate an der Feier theilnahmen. Es

war ein wunderschöner Anblick: siebenhundert Brüder, hundert Zöglinge der innern und vierhundert der äußeren Schule bildeten einen Chor, wie ich ihn noch nie gesehen und gehört hatte; und bei dem Hochamte antwortete das ganze Volk auf die Gebete des Bischofs. Da zum ersten Mal in meinem Leben regte sich etwas Unnennbares in meinem Herzen, eine unendliche Wehmuth kam über mich: Gottes Größe und Güte erfüllte meine Seele, und ich faßte den Entschluß, mich ganz und ungetheilt seinem Dienste zu widmen.

Von diesem Zeitpunkte ab war ich ernster und stiller in meinem ganzen Wesen, worüber meine Lehrer, besonders Dominus Grimald, sich freuten und alle meine Mitschüler sich verwunderten. Abt Hatto wollte, bevor er auf seinen bischöflichen Sitz nach Basel zurückkehrte, unseren Schulprüfungen beiwohnen. Er war mit meinen Antworten besonders zufrieden; ich redete mit kindlichem Zutrauen zu dem hohen und freundlichen Manne, den ich vor wenigen Tagen so groß und herrlich in der Mitte der Bischöfe, Grafen und Ritter gesehen hatte, und der nun als gütiger Vater in unserer Mitte saß. Er empfahl mich dem Dominus Grimald zur besonderen Obsorge.

Jahr 817. — Den folgenden Winter hindurch beschäftigte uns der zweite Theil der Grammatik, die Rechtschreibekunst, und von jetzt an mußten auch wir immer lateinisch sprechen, wobei freilich manches zum Vorschein kam, das zu großer Erheiterung unserer Lehrer und Mitschüler diente. Jeden Tag wurde uns ein Abschnitt des Psalters gelesen. Wir schrieben ihn auf unsere Wachstafeln; dann mußte Jeder die Schreibfehler seines Nachbars verbessern, einer von denjenigen, welche das vierte Jahr Grammatik studirten, mußte dann die Arbeiten durchsehen. Hierauf wurde Wort für Wort durchgegangen und alles erklärt, und am andern Morgen mußten wir den Abschnitt auswendig lernen. Auf diese Weise prägten wir im Laufe des Winters und nachfolgenden Sommers den ganzen Psalter unserm Gedächtnisse ein. Von nun an durften wir gleich den andern Zöglingen am Chorgesange der Brüder theilnehmen. Jedoch war dies für uns, die Zöglinge der äußeren Schule, nur an Sonn- und Festtagen der Fall, während diejenigen der inneren Schule, gleich den Brüdern selbst und mit ihnen, in 24 Abtheilungen wechselweise den ganzen Tag das Lob Gottes sangen. Sie durften im Chore selbst stehen; wir dagegen hatten demselben zunächst unsern Platz, weil wir das Ordenskleid nicht trugen und Niemand ohne dasselbe weder das Chor noch die Clausur betreten darf.

Jahr 818. — In diesem Jahre ward auch der erste Weinstock auf der Insel gepflanzt, und als wir unsre Prüfungen in Gegenwart

des Dominus Erlebald, der die innere Schule leitete, wohl bestanden hatten, durften wir die ersten Trauben verkosten. Mit neuer Lust gingen wir an die Lesung Alcuins und der Distichen Catos, die es nothwendig machten, daß wir nun die Metrik erlernten; ich bekam ein Exemplar, in welchem die Grammatik Alcuins und die Metrik Bedas beieinander waren. Andere bekamen die Metrik Victorins, wobei wir uns selbst in Gegenwart der Lehrer über die Regeln der Prosodie und später auch der Verskunst mit einander zu besprechen hatten. An den Gedichten Prospers und Juvencus, sowie an denjenigen des Sedulius, die wir je zwei und zwei zusammenlasen, prüften und erprobten wir unsre Regeln und unser Gedächtniß und legten der Reihe nach in den Abendstunden den Lehrern darüber Rechenschaft ab. Zur Uebung des Gedächtnisses mußten wir die Hymnen der kirchlichen Tag- und Festzeiten auswendig lernen, die uns übrigens durch die öftere Wiederholung theilweise schon geläufig waren. Auch wurden wir vom Sommer an gleich den Uebrigen der Reihe nach beauftragt, am Tische zu lesen, wozu wir uns, anfänglich unter der Leitung eines älteren Schülers, vorbereiteten. Hierbei überkam mich zum erstenmal das Gefühl der Bangigkeit, weshalb ich viele Fehler machte und vom Correktor, der auch nicht das Geringste ungerügt durchgehen ließ, so oft zurückgewiesen wurde, daß ich beinahe den Muth verlor. Gerade in dieser Zeit verloren wir den Vorstand unserer Schule, Dominus Grimald, welcher zugleich mit Dominus Tatto, der ebenfalls zur Zahl unserer Lehrer gehörte, von Abt Hatto in das Kloster Aniane gesendet wurde; bei dieser seiner Abreise verfaßte ich meinen ersten lateinischen Brief, in welchem ich meine kindliche Liebe und Dankbarkeit aussprach und den ich mit einem mühsam zusammengestoppelten Distichon beschloß. Er schenkte mir eine Abschrift der Eklogen Virgils, die ich in meinen Mußestunden immer und immer wieder durchlas und studirte. Vorstand der Schule wurde nun Watin, der Bruder Grimalds, und blieb es bis zu seinem Tode, dessen merkwürdige Umstände ich, wie ich später sagen werde, in Hexametern beschrieben habe.

Jahr 819. — Um unsere grammatischen Studien zu vervollständigen, wurden wir beauftragt, den Winter hindurch in der nämlichen Weise die neueingetretenen Schüler in der Sprach- und Schreiblehre zu unterrichten, wie Andere früher an uns gethan hatten. Diesem Geschäfte unterzog ich mich mit ebensoviel Liebe als Erfolg und erwarb mir hierdurch die Zuneigung Watins in hohem Maße. Gleichzeitig machte uns Meister Gerard, der Lehrer der Grammatik, mit Figuren und Tropen der Rede bekannt, wobei er uns dieselben zuerst in der

heiligen Schrift nachwies und nachher verlangte, daß wir ihm aus den Dichtern, die wir bereits gelesen, sowie aus Statius und Lucan, die wir jetzt lasen, Seitenstücke und Beispiele dazu vorzeigten. Diejenigen unter uns, welche zur Unterweisung Anderer weder Beruf noch Anlage fühlten, beschäftigten sich nach Anleitung des Lehrers mit Abschreiben von Grammatiken Prizians, Marius Victorinus und Cassiodors, oder übten sich in Anfertigung lateinischer und deutscher Sätze, die dem täglichen Leben, der biblischen Geschichte oder den gelesenen Schriftstellern entnommen waren. Hierbei konnten wir das Wörterbuch der Synonymen benutzen, welches Magister Gerard unterdessen für uns ausgearbeitet hatte, und das uns auch beim Versemachen die trefflichsten Dienste leistete.

Unter derartigen Beschäftigungen kam die Zeit heran, wo alle diejenigen, welche aus der Grammatik in die Rhetorik übergingen, 32 an der Zahl, durch die Schlußprüfungen dazu befähigt werden sollten. Wir wiederholten daher Ende Sommers mit unsern Lehrern die drei Theile der Grammatik: die Etymologie, die Ortographie und die Metrik, sowie auch die Lehre von den Figuren und Tropen. Am bestimmten Tage kam Dominus Erlebald mit den übrigen Lehrern der inneren Schule in den großen Saal unseres Gebäudes und stellte selbst an jeden von uns mehrere Fragen über die Fächer, die wir studirt, und über die Schriftsteller, die wir gelesen hatten. Aus letzteren mußten wir für jede Regel Belege geben. Auch über die Erzählungen der biblischen Geschichte alten und neuen Testamentes, die wir diese vier Jahre hindurch gehört hatten, sowie über deren Sinn und Bedeutung wurde von uns Rechenschaft verlangt. Diejenigen, welche in irgend einem Punkte zurückgeblieben waren, wurden angewiesen, sich darüber noch genauer unterrichten zu lassen, und diejenigen, welche einige Gleichgültigkeit oder Nachlässigkeit gezeigt hatten, erhielten von Dominus Erlebald, der uns damals als ein überaus ernster und strenger Mann erschien, eine scharfe Rüge. Nicht alle von meinen Mitschülern traten jedoch mit uns in die Rhetorik über, manche junge Adelige gingen nach Hause, oder wurden von ihren Eltern abgeholt, um als Knappen die ritterlichen Künste zu lernen, zu denen in der Klosterschule keine Anleitung geboten war. Denn wenn wir auch jeden Tag Ritter und Grafen in dem Gastgebäude neben uns absteigen sahen, so kamen wir doch in gar keinen Verkehr mit ihnen; nur die Geistlichen und Bischöfe kamen zuweilen in unser Zimmer, um uns zu prüfen oder sich an unseren fröhlichen Spielen zu erfreuen. Ich erinnere mich noch immer, wie sehr ich mich beschämt fühlte, als ich bei einem in Gegenwart

eines Bischofs angestellten Wettlaufe zu Boden stürzte und dafür noch ausgelacht wurde. Seit diesem Tage gefiel mir diese Erholungsweise nicht mehr, und ich beschäftige mich lieber mit Würfel- und Stockspiel.

Während der Erholungstage, die uns dies Jahr durch kleine Ausflüge auf die dem Kloster zugehörigen Maierhöfe noch angenehmer wurden, kamen zu unserer großen Freude auch die beiden Lehrer Dominus Grimald und Dominus Tatto wieder in die Reichenau zurück. Ersterer wurde beauftragt, in der Klosterordnung diejenigen Reformen einzuleiten, die er vermöge seiner in Aniane gemachten Erfahrungen nothwendig erachte; Tatto dagegen übernahm es, uns in die Geheimnisse der Rhetorik einzuweihen.

Jahr 820. — Am Gedächtnißtage des heiligen Pirminius, unseres heiligen Stifters und unseres ersten Abtes (den 3. November), begannen wir unsere rhetorischen Studien. Unser Lehrbuch war Cassiodor, der den meisten von uns schon bekannt war, weil man uns schon in der Grammatik seine auf das Fach bezüglichen Schriften gegeben und zur Lectüre empfohlen hatte. Nebstdem erklärten und lasen wir in der Schule die rhetorischen Schriften Ciceros; die Lesung Quinctilians dagegen wurde Jedem freigestellt. Bis dahin hatten wir außer einigen kleineren Briefen keine Aufsätze zu machen gehabt; jetzt aber mußten wir beinahe jeden Tag die verschiedenen Arten und Redeformen, wie sie im Lehrbuche zur Sprache kommen, ausführen lernen. Diese Arbeiten beschäftigten uns den ganzen Winter hindurch.

Im Frühling begann das Studium der Geschichte, in der wir bereits aus dem Martyrologium durch die Tischlesung und durch das Gespräch mit unsern Lehrern einige Kenntniß erworben hatten. Das Chronikon Beda's wurde dabei zu Grunde gelegt und uns zum Nachschlagen das Buch gegeben, in welchem der Bibliothekar Reginbert die Chroniken des Eusebius von Cäsarea, des heiligen Hieronymus, Prospers, Cassiodor's, der Bischöfe Jornandes und Mellitus hatte zusammenschreiben lassen. Hierzu lasen wir in der Schule zuerst den Sallust, später den Titus Livius, in welchem wir überdies die rhetorischen Regeln und Formen nachzuweisen hatten. Ich las in dieser Zeit auf Tatto's Anrathen auch den Dialog Alcuins von der Rhetorik und den Tugenden, den er uns mitgebracht hatte, und fand darin ebensoviel Belehrung als Vergnügen.

Zur Abwechslung erklärten wir einzelne Stücke aus Virgil's Aeneide, sowie aus Prudentius und Fortunat, und fertigten von Zeit zu Zeit selbst kleinere lateinische Gedichte. Zu letzterem jedoch wurden nicht alle verpflichtet; ich dagegen that es mit solcher Lust, daß ich oft

darüber die anderen Arbeiten versäumte. Endlich mußte sich jeder von uns eine der Chroniken abschreiben, um sie später vorkommenden Falls immer bei der Hand zu haben.

Jahr 821. — Den nächstfolgenden Winter hindurch beschäftigte uns unter Tatto's Leitung die Dialektik; er unterwies uns in derselben nach der Schrift Alcuins, welche er aus Frankreich mitgebracht hatte; weil aber von ihr einstweilen nur eine einzige Abschrift vorhanden war, so wurde uns Cassiodor und die Einleitung des Porphyrius, später auch Boëthius und Beda's Schrift über die Dialektik des Aristoteles in die Hand gegeben. Wir mußten nun abwechselnd über die Dialektik mit einander Besprechungen halten. Besonders liebte es Tatto, einen jeden von uns über den nämlichen Gegenstand seine eigene Disposition machen und dann die Richtigkeit derselben gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen zu lassen. Wenn wir hierbei in allzugroße Hitze geriethen, so wurde die Disputation gleich abgebrochen und durfte erst des anderen Tages wieder fortgesetzt werden. Ich fand am meisten Gefallen an der Logik und beschäftigte mich häufig damit, zu den Belegstellen, welche Alcuin aus Virgils Gedichten anführte, noch andere zu suchen, wozu mich Tatto besonders aufmunterte. Denn die Lesung der Dichter sowohl, als auch das Studium der Geschichte wurde fortgesetzt, und jede Woche wurde von Jedem an dem dafür bestimmten Tage über beides Rechenschaft abgelegt.

Den Sommer hindurch machte uns Tatto mit den Gesetzsammlungen bekannt, welche uns in das wirkliche Leben einführen und den reichsten Stoff zu unsern dialektischen und rhetorischen Uebungen bieten sollten. Manche von uns, welche sich in der Dialektik nicht zurechtfinden konnten, hatten diese Sammlungen schon früher zur Hand genommen, und die Gesetzbücher des Theodosius, der salischen und ripuarischen Franken, sowie der Longobarden fleißig durchblättert. Nun wurden dieselben noch einmal von allen durchgegangen, wobei uns Tatto aus seiner reichen Erfahrung die herrlichsten Erläuterungen mittheilte. Er hatte seine Jugendzeit in der kaiserlichen Pfalz zugebracht und war daher unerschöpflich an Thatsachen aller Art, womit er uns alles anschaulich machen, und zugleich weise Rathschläge für die Zukunft daran knüpfen konnte. Unter den vielen Geistlichen und Bischöfen, welche diesen Sommer unsere Schule in Augenschein nahmen, war auch Thegan, Chorbischof*) von Trier, ein alter Freund unseres Abtes Hatto, der beinahe jedes Jahr einmal die Reichenau besuchte.

*) Chorbischöfe waren wirkliche Bischöfe, welche als Gehülfen der Stadtbischöfe solche Functionen in den entfernteren Gegenden sehr großer Diöcesen verrichteten,

Jahr 822. — Der ganze Winter wurde nun zur Einübung von Regeln verwendet, die wir in den letzten zwei Jahren über Rhetorik und Dialektik gehört und unserm Gedächtnisse eingeprägt hatten. Diese Uebungen waren zwiefacher Art, erst mündlich, sodann auch schriftlich. Es wurden uns aus der Geschichte, aus dem täglichen Leben oder aus den Gesetzsammlungen Stoffe zugewiesen, die wir in Reden und Gegenreden zu behandeln hatten. Dabei übten wir uns in der Kunst der Beweisführung und bildeten gleichzeitig unsere Sprache. Gewöhnlich mußten wir dem Lehrer zuerst unsere Beweise in streng dialektischer Form vorlegen, und hierauf sie mit dem rhetorischen Gewande umkleiden, wobei nicht selten verlangt wurde, daß wir das Nämliche auf sechs bis sieben, ja oft noch mehr verschiedene Arten gleich gut auszudrücken wußten. Auch Lebensgeschichten von Heiligen mußten wir frei nacherzählen oder auch Charakterschilderungen und Lobreden schreiben und vortragen. Von Zeit zu Zeit machten wir auch deutsche Verse nach dem Muster der Sammlungen von Volksliedern und Sagen, die uns Tatto vorlas. Abt Hatto war von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache an der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen. Diesem Auftrage gemäß gab uns Tatto nun Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen, und mehreren von uns gelangen die letzteren sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu Stande, weil sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen und Jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder seine eigene Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Es gelang uns deswegen weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben.

Mittlerweile rückte der Zeitpunkt heran, der uns in einen neuen Kreis von Lehrgegenständen hinüberführen sollte. Zuvor hatten wir jedoch eine Prüfung zu bestehen, welche durch ein ganz unerwartetes Ereigniß besondere Bedeutung erlangen sollte.

Wir hörten nämlich, Abt Hatto, der seit meinem Geburtsjahre (806) das Kloster geleitet hatte, wolle seinen Hirtenstab in jüngere, rüstigere Hände legen und die übrigen Tage seines Lebens in stiller Zelle ausschließlich dem Dienste Gottes und dem Heile seiner Seele widmen. Es war somit das letzte Mal, daß er unseren Prüfungen beiwohnte, und nachdem er uns alle über die Grammatik sowohl, als

---

zu welchen die bischöfliche Würde erforderlich war. Ohne besondere Erlaubniß des Stadtbischofs durften sie jedoch keine höheren Weihen ertheilen.

auch über die Rhetorik und Dialektik lateinisch und sogar einigemal deutsch hatte antworten lassen, fragte er uns:

Wozu wir nun das alles, was wir gelernt, gebrauchen wollten? „Nur im Dienste Gottes", sagte er dann, „werdet ihr eure Talente und Kenntnisse zu eurem eigenen Glücke und zum Heile Anderer verwenden können. Weder Macht und Ansehen, noch Reichthum und Sinnengenuß vermögen je eurem Herzen den Frieden zu geben."

Ich verstand noch nicht, was er damit sagen wollte; als ich aber am folgenden Tage sah, wie der Greis im Chore des Münsters herunterstieg von seinem Thronsessel, Erlebalds Hand ergriff, ihn hinaufführte, den Stab und die Mitra ihm übergab unter lautem Weinen und Schluchzen aller Anwesenden und dann zurücktrat in die Reihen seiner Brüder, freudigen Blicks und mit heiterem, fröhlichem Antlitze, und als ich den strengen Erlebald weinen sah — da wurde es Licht in meiner Seele, und ich erkannte die Nichtigkeit alles Irdischen, wie noch nie, und ich fühlte in mir die Kraft zu ähnlicher Entsagung und zu gleichem Opfer. Und wie ich nachher oftmals am späten Abend in unserm Garten saß bei meinen Mitzöglingen, und wenn sie von ihren Burgen und Schlössern sprachen, und von den herrlichen Palästen der Fürsten und Herzöge, und von den glänzenden Festen und Turnieren, da blickte ich indessen schweigend hinaus auf die ruhige Fläche des See's, in welcher die stille Mondsichel oder der flimmerde Abendstern sich spiegelte, und dachte an Gott, an den Gott meines Herzens, und die Abschiedsworte des greisen Abtes ertönten wieder in meiner Seele. Einige von uns hatten auf diese Feier Gedichte gemacht und sie beim Mahle unter Begleitung von Musik und Gesang vorgetragen, und Tatto beschloß nun, sie Thegan, dem Landbischof von Trier, zuzusenden, dem wir schon bei seiner Anwesenheit im Herbste eine solche Sendung hatten versprechen müssen. Wir thaten es jetzt um so lieber, da wir ihn als einen alten, innigen Freund unseres theueren Abtes Hatto kannten, und ich schrieb dazu im Auftrage meines Lehrers eine kleine briefliche Einleitung, welche Thegan in Versen erwiederte, worauf wir unsern poetischen Verkehr und Briefwechsel bis an seinen jüngst erfolgten Tod fortsetzten. In ein ähnliches Verhältniß kam ich um diese Zeit, ebenfalls durch Tatto's Vermittlung zu Agobard, dem Erzbischof von Lyon, dem ich bei seinem Besuche vor zwei Jahren schon unverdienter Weise genannt worden war; auch an ihn schickte ich einen Brief in Hexametern, der die wohlwollendste Aufnahme fand. Das alles trug dazu bei, mich mit einer beinah leidenschaftlichen Liebe nicht blos für die Dichtkunst,

sondern auch für die Wissenschaft zu erfüllen. Mit solchen Gesinnungen begann ich nun im Sommer 822 unter Tatto's Leitung das Studium der Arithmetik; zuerst erklärte er uns die Bücher des Consuls Manlius Boëthius über die verschiedenen Arten und Eintheilungen, sowie über die Bedeutung der Zahlen; dann lernten wir das Rechnen mit den Fingern und den Gebrauch des Rechentisches (Abakus) nach den Büchern, welche Beda und Boëthius darüber geschrieben haben.

Die Zeiteintheilung der Hebräer, Griechen und Römer, sowie die Anleitung zur Berechnung des Kalenders, der goldenen Zahl, der Epakten, der Indiktion, nahmen unsere Zeit sowohl, als unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. Zur Abwechslung und Unterhaltung lösten wir die mathematischen Räthsel, welche Alcuin für den großen Karl gefertigt hatte. Ich versuchte es späterhin selbst, dergleichen Räthsel zu entwerfen, und habe mehrere derselben in Hexametern ausgearbeitet. Viele vermochten nicht allen diesen Berechnungen zu folgen, und bevor wir zu der Geometrie übergingen, traten diejenigen aus, welche sich fortan dem Studium der Medizin, den Rechtswissenschaften oder den Künsten der Malerei und Bildhauerei widmen wollten. Letztere wurden im nächsten Frühlinge den Brüdern übergeben, welche auf einer andern Seite des Klosters ihre Werkstätten hatten und bei denen sie dann zwei oder auch mehrere Jahre verblieben. Diejenigen aber, welche die Arzneikunde erlernen wollten, erhielten von jetzt an ihren Unterricht von Dominus Richram, der jenseits der Abtwohnung in einem eignen Gebäude wohnte, den Garten der Heilkräuter mit Sorgfalt pflegte, mit besonderem Geschick die Tränke und Balsame zu bereiten und, von einigen Brüdern unterstützt, die Kranken zu besorgen verstand.

Jahr 823. — Nach dieser Trennung waren wir noch etwa zwanzig an der Zahl und setzten unsre Studien nach Boëthius fort; zunächst beschäftigten uns seine drei Bücher über die Geometrie, wozu wir überdies eine Sammlung mehrerer anderer geometrischer Schriften benutzen konnten.

Nachdem wir die Figuren und deren Eigenschaften kennen gelernt hatten, mußten wir selbst ähnliche entwerfen und bestimmen lernen. Auch nahmen wir späterhin Vermessungen von Linien, Flächen und Körpern vor und vermaßen nicht nur die Grundstücke des Klosters und deren Entfernungen auf der Insel, sondern auch die Höhe der Gebäude und Thürme.

Unsere Hauptbeschäftigung war es, die Erde und ihre verschiedenen Theile, Länder und Meere nach ihrer Beschaffenheit, ihren Erzeugnissen

in Steinen, Pflanzen und Thieren kennen zu lernen. Zwar hatten wir bereits in der Geschichte mannichfache Kenntnisse auch hierüber erhalten; jetzt aber wurden dieselben tiefer begründet, durch Berechnungen nachgewiesen und aus ihren Ursachen erklärt. Die Schriftsteller, welche uns hierbei dienten, waren das Itinerarium Antonius, die Kosmographie des Ethikus, die Schriften Beda's über diese Gegenstände, sowie das Werk des heiligen Isedor. Am meisten Freude gewährten uns die Karten und Figuren, mit denen wir reichlich versehen waren, und es geschah oft, daß wir während der Erholungszeit die Umrisse der Länder und Erdtheile, die Oberfläche, ihre Zonen, Flüsse und Gebirgszüge im Sande unseres Spielplatzes in größerem Maßstabe zu entwerfen suchten. Alle diese Aufschlüsse über die Naturerscheinungen und ihre Ursachen waren uns höchst willkommen, und keines von allen Fächern bildete so oft den Gegenstand unserer Unterhaltungen und unserer Fragen an unsern Lehrer Dominus Tatto. Ich bewunderte oftmals die Geduld und Bereitwilligkeit, mit welcher derselbe jederzeit unsere Fragen beantwortete, und fühlte mich wunderbar angezogen durch den stillen Frieden, der in seinen Zügen lag, aus seinen Augen leuchtete und aus seinem Munde ertönte. Dieser Gottesfriede übte gewissermaßen eine Zaubergewalt über unsere gährenden Köpfe und unruhigen Herzen, und wenn es noch so stürmisch aussah bei uns, sobald er erschien oder zu uns redete, so wurde es ruhig und heiter in unserem Kreise. Auch verstand er es gar wohl, die Fähigern unter uns durch wohlberechnete Fragen und Bemerkungen in der Demuth zu erhalten, die Schwächeren und minder Begabten dagegen durch leichtere, stufenweise vorangehende Fragen zu ermuntern.

Auch Dominus Grimald war von Zeit zu Zeit zu uns gekommen, obwohl er nicht mehr unser Lehrer war, um sich von unsern Fortschritten zu überzeugen und uns aufzumuntern; allein er wurde diesen Winter nach Aachen an den Hof des Kaisers Ludwig berufen und als Erzkaplan an demselben zurückbehalten. Wir blieben, soweit es möglich war, im lebhaften Verkehr mit ihm, und ich sandte ihm manchmal einige von meinen Gedichten. Er theilte sie den Bischöfen mit, welche sich um den Zustand unserer Schule erkundigten, und so kam es, daß ich genöthigt wurde, denselben besondere Gedichte zu übersenden. So sandte ich eins an den Erzbischof Ebbo von Rheims, als er im Begriff stand, als Missionär nach Dänemark zu gehen; ein anderes Drago, dem ernannten Bischof von Metz, der einen so wunderbaren Glückswechsel hat erfahren müssen. Mit Modorin, dem Bischof von Autun, wurde ich durch seinen Neffen bekannt, der ungefähr um die

nämliche Zeit mit mir seine Studien in der Reichenau begonnen und sich mir näher angeschlossen hatte. Auch an ihn habe ich später manchmal Zuschriften gerichtet.

Mit Ostern des folgenden Jahres machten wir uns an das Studium der Musik. Obwohl ich wenig Anlagen zur Ausübung dieser Kunst besitze, so war ich dennoch von einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr eingenommen. Mit um so mehr Eifer studirte ich daher die Bücher des Boëthius und las Beda. Tatto war selbst ein berühmter Musiker und componirte verschiedene Hymnen und Gesänge; er hielt uns ausführliche Vorträge über die Aufeinanderfolge und das gegenseitige Verhältniß der Töne und über die Gesetze der Composition. Dann erklärte er uns die Natur und den Gebrauch verschiedener Instrumente, die Regeln des Gesanges, die mannichfachen Tonzeichen, deren allmähliche Entstehung und jetzige Bedeutung.

Beinahe ein Jeder von uns hatte entweder den Gesang, oder auch eines der Instrumente schon in früheren Jahren spielen gelernt; der eine spielte das Organum, welches allein zur Begleitung des Gesanges im Münster angewendet wurde, der andere schlug die Harfe, ein dritter blies die Flöte, die Trompete oder die Posaune, einige spielten die Deltazither, oder die dreisaitige Leier; alle erhielten der Reihe nach Anleitung dazu und verwendeten einen großen Theil ihrer Zeit darauf, sich in diesem Fache vollständig auszubilden. Ich dagegen hatte trotz wiederholter Versuche keines dieser Instrumente lernen können, obwohl ich beim Psalmengesang wohl mitsingen mußte, und da mir viele freie Zeit übrig blieb, so verwendete ich sie anfänglich auf Versuche, mehreren Liedern eine Melodie zu geben. Dominus Tatto hatte es mir abgerathen; da ich aber nicht nachließ, ihn zu bitten, so gab er es zu, daß ich dem Unterrichte, den er einigen Andern darüber ertheilte, beiwohnen durfte. Ich merkte mir die Regeln genau und versuchte es auch, sie anzuwenden, was mir denn auch gelang; als mir aber der Meister das, was ich gemacht hatte, vorsingen ließ, so klang es so wunderlich und so verkehrt, daß ich diesen Gelüsten für immer entsagte. Dominus Tatto machte mir nun den Vorschlag, das Griechische zu erlernen, und weil er selbst keine Zeit hatte, verwendete er sich für mich bei Dominus Wetin, daß er mir Unterricht in dieser Sprache ertheile. Dieser entsprach mit aller Bereitwilligkeit meinem Gesuche, und mehrere meiner Kameraden bekamen nun auch Lust, es mit dem Griechischen zu versuchen; allein nach zwei oder drei Wochen ließen sie den Muth sinken, so zwar, daß ich allein standhaft bei meinem Entschlusse blieb. Wetin gab sich die größte Mühe, mir das Studium leicht und angenehm zu machen. Nach=

dem ich mir das Hauptsächlichste der Formlehre nach der Grammatik des Dositheus eingeprägt hatte, fing ich an, den Homer zu lesen; Dominus Grimald, der ihn besonders liebte und sogar den Namen desselben angenommen hatte, schenkte mir zu diesem Zwecke eine eigene Handschrift, die er in Aachen von einem Griechen aus Konstantinopel gekauft hatte. Uebrigens hätten wir auch sonst an Exemplaren des Homer keinen Mangel gehabt, da Hatto und Erlebald vor dreizehn Jahren mehrere gekauft hatten, wie sie als Gesandte König Karls beim griechischen Kaiser in Konstantinopel waren.

Damit brachte ich die langen Winterabende hin; ich laß mit Wetin die ersten Gesänge des homerischen Gedichtes, das den Titel führt Ilias, und Dominus Wetin ertheilte mir den Unterricht in der gleichen Weise, wie er ihn selbst mit Erlebald von dem Schotten Clemens, zu dem Hatto sie schickte, erhalten hatte. Er erzählte mir, wie dieser Clemens und sein Genosse Dungal nach Gallien zum König Karl gekommen seien. Diese beiden Männer, die des weltlichen Wissens, sowie der heiligen Schrift ganz unvergleichlich kundig waren, landeten nämlich mit britannischen Handelsleuten an den Ufern von Gallien. Sie boten aber keine käuflichen Waaren zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig herbeikam, so war ihr Ruhm: So Jemand Begehren hat nach Weisheit, der komme zu uns und empfange sie; denn sie ist deshalb bei uns zu kaufen. Daß sie dieselbe aber für Geld feil hätten, das sagten sie deshalb, weil sie sahen, daß das Volk nicht um das, was umsonst geboten würde, sondern um die theuren Waaren handelte, damit sie die Leute auf solche Weise entweder anreizten, die Weisheit, wie die übrigen Dinge einzuhandeln, oder, wie der Erfolg gezeigt, durch solchen Aufruf sie zur Verwunderung und zum Erstaunen brächten. Kurz, sie riefen so lange dies aus, bis es durch diejenigen, welche sich darüber verwunderten, oder sie auch für verrückt hielten, zu den Ohren des Königs Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er nun ließ sie eiligst vor sich fordern und fragte, ob sie denn in Wahrheit, wie er durch das Gerede vernommen, die Weisheit bei sich führten. Sie erwiederten: „Freilich haben wir sie und sind bereit, sie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig darnach verlangen." Und da er weiter fragte, was sie dafür verlangten, antworteten sie: „Nur passende Orte und empfängliche Seelen und was man auf der Pilgerfahrt nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung." Da er es vernommen, freute er sich ausnehmend, und anfangs zwar behielt er beide eine Zeit lang bei sich, nachher aber, da er zu Kriegszügen genöthigt wurde, hieß er den einen (Clemens, den Lehrer Wetins) sich

in Gallien niederlassen, und empfahl eine große Zahl mehr oder weniger vornehmer und geringer Knaben seiner Obhut, verordnete auch, daß ihnen das Nöthige, wie sie dessen bedürften, gereicht werde, und wies ihnen geeignete Wohnungen zum Obdach an; den andern, Namens Dungal, schickte er nach Italien und wies ihm das Kloster des heiligen Augustinus bei Pavia an, damit sich dort alle, welche dazu geneigt wären, zum Lernen um ihn versammeln könnten.

Solche und ähnliche Geschichten theilte mir Wetin zur Zeit unseres Unterrichts aus dem unerschöpflichen Reichthum seiner Lebenserfahrungen viele mit; ich ehrte und liebte ihn wie einen Vater, und konnte nicht müde werden, seine Reden zu hören; allein nur zu bald sollte auch er mir entrissen werden. Am 30. Oktober dieses Jahres, Abends, fühlte er sich etwas unwohl und nahm einen Heiltrank, der aber seinen Zustand so sehr verschlimmerte, daß er am 5. Tag darnach starb. In diesen 5 letzten Tagen hatte er eine Erscheinung; sein heiliger Schutzengel führte ihn durch Himmel, Hölle und Fegfeuer und ließ ihn da wunderbare geheimnißvolle Dinge schauen; auch gab er ihm Mahnungen und Aufträge, welche Dominus Wetin bei seinem Wiedererwachen in Gegenwart Bischofs Hatto, des Abtes Erlebald, des ehrwürdigen Seniors Thegamner und unseres Meisters Tatto erzählte. Da ich den willkommenen Auftrag hatte, seiner zu pflegen so war ich bei allen diesen Vorfällen zugegen und beschrieb dieselben zu Ostern des folgenden Jahres auf Bitten des Erzkaplans Grimald, welcher genauen Bericht über die Erscheinung und über den Tod seines theuren Bruders zu erhalten wünschte. Da ich alles in diesem längeren Gedichte umständlich erzählt habe, so will ich es hier nicht wiederholen.

In meinem Schmerze schrieb ich damals an Dominus Grimald, als ich ihm das traurige Ereigniß meldete:

„Ach, was schreibe ich noch, nachdem uns der Schreiber gestorben,
Welcher bisher unser Herz mit den Schätzen der Weisheit bereichert,
Aller Jahrhunderte Bau zur Vollendung zu führen bestrebt war,
Aber vom Tode erfaßt vermochten die Hände des Künstlers
Nicht, bis zum luftigen Giebel empor diesen Tempel zu führen.
Unwerth waren wir wohl des so vortrefflichen Lehrers;
Wenn auch des Himmels Besitz ihm unbezweifelt geworden,
Zollt unser Auge ihm doch des Verlustes bittere Thränen;
War ja doch er's, der zuerst dem Samen die Furchen bereitet,
Um in die Scheunen des Herrn ihn als reichliche Ernte zu bringen
Und so als Pflüger dereinst auch den eigenen Lohn zu empfangen;
Dies war sein Wunsch, sein Gebet, seines Herzens ernste Bestrebung.
Darum beklagen wir jetzt in bittrem Schmerze den Acker,

Welchen nun plötzlich der Tod seines liebenden Pflegers beraubt hat.
Aber vor Allem geziemt es mir, dem Verwaisten, zu jammern,
Weil ich den zärtlichen Vater verlor . . . ."

Jahr 825. — Der Eindruck, den Wetins letzte Lebenstage auf mich machten, war ganz eigenthümlicher Art; es war mir als sei ich selbst mit ihm gestorben; schon längst hatte ich den Glauben im Herzen getragen, daß ich berufen sei, in der Reichenau Gott zu dienen: der Entschluß war nun auf einmal gereift, und ich bat Abt Erlebald um die Aufnahme in die Zahl der Brüder. Er fand für gut, mich zuerst das Studium der mathematischen Wissenschaften vollenden zu lassen, und so besuchte ich denn den kommenden Winter und Frühling hindurch die Vorlesungen Tatto's über Astronomie. Allein ich war mittlerweile mit andern Gedanken beschäftigt, und so anziehend mir dieses Fach zu andern Zeiten erschienen war, so wenig vermochte es jetzt meine Aufmerksamkeit zu fesseln, und ich sah mich später in Fulda genöthigt, meinen Rhabanus noch besonders in dieser Beziehung um Vervollständigung meiner Kenntnisse bitten zu müssen. Auch Dominus Tatto konnte uns jetzt nicht mehr so viele Zeit und Aufmerksamkeit schenken, als er wünschen mochte, weil er an die Stelle Wetins treten und nun die ganze Schule leiten mußte. Immerhin erklärte er uns den Grundriß des Boëthius und die Schriften Beda's über Sonnen=, Mond= und Planetenlauf, lehrte uns die Sternbilder, den Thierkreis, die Ursachen der Finsternisse, den Gebrauch des Astrolabs und Horoskops, der Sonnenuhr und des Tubus kennen. Auch Figuren ließ er uns zeichnen; zur Nachtzeit, wenn die Sterne glänzten, beobachtete er dieselben mit uns und hielt alle Schüler dazu an, daß sie sich den schrägen Gang der Gestirne in den verschiedenen Gegenden des Himmels sowohl beim Aufgang, wie beim Niedergang bemerkten. — —

Das Christenthum war jetzt im ganzen Süden und in der Mitte Deutschlands verbreitet, und zwar das Christenthum in der römischen Gestalt, auch das in eine Verbindung mit dem Staate eingegangene Christenthum. Nur die Friesen zum Theil und die Sachsen widerstanden noch. Für sie und ihre Abneigung gegen das Christenthum war die Aeußerung des friesischen Herzogs Radbod, des Zeitgenossen Pipin's von Heristal, charakteristisch. Er stand schon in der Taufwanne, als man ihm auf seine Frage, wo denn seine Vorfahren nach dem Tode hingekommen seien, antwortete: In die Hölle. Sogleich sprang er wieder heraus und sagte, so wolle auch er lieber mit diesen tapfern Männern in die Hölle fahren, als mit den Christen in den Himmel kommen. Mit den Sachsen aber, einem Völkerbunde, der aus den Westphalen

an der Weser, den Ostphalen an der Elbe und den in der Mitte zwischen beiden wohnenden Engern bestand, mußte Karl der Große erst einen 32jährigen Kampf durchkämpfen, ehe er ihre nationale Selbstständigkeit und ihre alte heidnische Freiheit mit der Herrschaft der Franken und mit dem Christenthum, das sich überall in deren Geleite befand, vertauschen konnte.

18.

Karl der Große mit seinen Staaten und Alfred der Große.

Beim Eintritt des römisch-germanischen Kaiserthums ward bereits an vielen isolirten Punkten des Abendlandes die kirchliche Wissenschaft, wenn auch nur mechanisch, betrieben. Vorzüglich waren es in den wildesten Zeiten des Mittelalters, im 7. und 8. Jahrhundert, die angelsächsischen Gelehrten gewesen, die sich des positiven Materials des kirchlichen Wissens bemächtigt und dann das Abendland damit befruchtet hatten. Damit war die Möglichkeit erhalten, den einstweilen zu Boden gefallenen Culturfaden wieder aufzunehmen. Die karolingische Periode nahm ihn soweit auf, daß sie von dem aufgespeicherten Wissen das, was für die praktischen Zwecke der Kirche dienlich war, auserwählte, excerpirte und zusammenstellte. „Dabei war die Grundbestimmung der ganzen wissenschaftlichen Richtung ein Verzagen an der eigenen Kraft und ein demüthiger Rückblick auf eine größere geistige Vergangenheit." Aber doch zeigte sich eine Bewegung der Geister und eine Theilnahme am Geistesleben in allen Ländern und Nationen des Abendlandes, die nur der Leitung bedurfte, um helle Funken zu schlagen. Diese Leitung übernahm **Karl der Große.** Mit und in ihm ward der Versuch gemacht, die Idee des christlich-germanischen Staates zu verwirklichen. Die Begriffe „Römisch" und „Christlich" fielen jetzt, wo man das römische Wesen nur in seiner Amalgamirung mit dem Christenthume kannte, zusammen. Karl der Große strebte, dieses römisch-christliche Wesen so mit dem Staatsorganismus zu vereinigen, daß dieser als der reine Abglanz der göttlichen Ordnung erschien und also der Gegensatz zwischen Staat und Kirche im Grunde beseitigt wurde, obschon beide noch neben einander, aber nur als verschiedene Wege zu demselben Ziele, standen. Der Staat bahnte jetzt von Natur der Kirche den Weg; denn er hatte sich selbst das Ziel der Kirche gesetzt, die Erziehung des christlichen Volkes zum Himmelreiche, ein Ziel, das sich auch im irdischen Dasein möglichst vollkommen darstellen sollte. Die Kirche selbst, die im Papste

ihren Repräsentanten hatte, mußte sich unter die Oberhoheit dieses römisch-germanischen Kaiserthums begeben, und sie that es um so mehr, als das Papstthum gewohnt war, einen weltlichen Herrn anzuerkennen, als es seine eigene Existenz von demselben garantirt erhielt, ja als es selbst vom karolingisch-christlichen Staate zu seiner allgemein anerkannten Stellung an der Spitze der ganzen abendländischen Kirche gelangt war. Endlich aber ertrug die Kirche um so eher die Einordnung in den Organismus von Karls Reich, da das, was er scheinbar als unumschränkter Regent und Gesetzgeber der Kirche that, mit dem, was der bessere Theil der Kirche selbst wollte, übereinstimmte. Der Kaiser schützte und förderte die kirchliche Gelehrsamkeit und setzte die Kirche selbst, den bisher erduldeten Anfechtungen von Laien gegenüber, auf den ihr herkömmlich gebührenden ersten Rang unter allen menschlichen Organisationen. Karl der Große erwies sich in Wahrheit als christlich-germanischer Kaiser, nicht nur durch die weite Ausdehnung seines Reiches zwischen Eider und Garigliano, zwischen Raab und Ebro, sondern auch dadurch, daß er das Ansehen, die Vorrechte und die Reichthümer (— Einführung des Zehnten —) der Geistlichkeit mehrte und sie mit den mächtig werdenden Vasallen in's Gleichgewicht setzte, sowie dadurch, daß er mit dem Lehnsstaate eine weltliche Hierarchie errichtete, in der Grafen, über welche die höchste geistliche Behörde, der Bischof, die natürliche Controle führte, des Kaisers Bann übten und seinem Gericht wie seinem Heerbann vorstanden, auch Sendboten Ordnung und Einheit in die Reichsverwaltung brachten. So entstanden zwei Stufenleitern menschlicher Ordnung: die der Hierarchie und die der Lehnsmonarchie, die beide in innigster Wechselwirkung standen — die Kirche erhielt vom Staate ihren Schutz und der Staat von der Kirche seine Weihe.

Die Universalmonarchie Karls des Großen sollte wesentlich eine geistige sein. Er achtete alle Großthaten des Krieges nur gering gegen die Bemühung, seinen eigenen Geist durch Kenntnisse zu bereichern und Bildung, Wissenschaft und Kunst in seinem Reiche zu fördern. Ihm war — sagt Giesebrecht — aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst und Wissenschaft durchwehe, und darum erhob er seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche den Geist eingezwängt hatte, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte; er erkannte, daß das Christenthum in sich die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich

aufnehmen könne und müsse. Darum erhielten deutsche Sprache und Poesie seine besondere Theilnahme: er selbst versuchte sich an der ersten Grammatik; er war der erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er hielt die Geistlichkeit an, den Deutschen deutsch zu predigen und die Deutschen in deutscher Sprache zu unterrichten. Neben dem nationalen Elemente erkannte er aber auch die gewaltige Kraft der antiken Bildung. Mitten unter seinen kriegerischen Beschäftigungen las er römische Schriftsteller; und sie hoben seinen Sinn und lenkten seinen Geist auf die hohen Vorbilder in der alten Welt, unter deren Ruinen er gewandelt und mit deren Kunstwerken er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimatlande geschmückt hatte. Zur Einpflanzung dieser antiken Wissenschaft und Kunst in sein Reich hatte er die Geistlichkeit ausersehen. Denn die höchste Cultur war ihm das Christenthum, und alle Bildung ging ihm in der christlichen Religion auf: folglich mußten auch die Repräsentanten des Christenthums die Vertreter der Kunst und Wissenschaft sein. Die Geistlichkeit, die mit der weltlichen Macht auf's Engste verknüpft war, so daß Bischöfe und Aebte Gefolgsherren waren und nicht selten den Krummstab mit dem Schwerte vertauschten, und daß Synoden und Reichsversammlungen gewöhnlich vereint zusammentraten, — sollte nach seiner Anschauung der Träger nicht allein des Evangeliums, sondern jeder höheren geistigen Bildung sein: er wollte mit ihr und durch sie die Cultur des Alterthums auf christlich-germanischer Grundlage herstellen und wieder beleben.

Darum richtete sich sein Augenmerk zuerst auf die Hebung der Geistlichen selbst. Er verbot ihnen, Waffen zu tragen, Falken, Hunde und Possenreißer zu halten. Er schärfte ihnen Mäßigkeit, Anstand und würdevollen Wandel ein. Er verdammte den Bilderstreit und untersagte im ganzen Umfange seines Reiches die Anbetung der Heiligen. Er hielt in dieser Beziehung mit den Bischöfen eine literarisch berichtliche Correspondenz; auch wurden die Bischöfe zur jährlichen Visitation ihrer Sprengel, die Geistlichen zu jährlichen Rechenschaftsberichten über ihre Amtsführung verpflichtet. Keiner sollte Priester werden, der nicht wissenschaftlich dazu vorbereitet sei, und außer Schreiben, Singen, Rechnen und den geistlichen Wissenschaften verlangte er von ihnen die Fähigkeit, Bücher abzuschreiben und Briefe aufzusetzen. Die geistlichen Wissenschaften begriffen Bekanntschaft mit den Beschlüssen der Kirchenversammlungen, mit den Büchern, die den Dienst der Kirche bestimmten, und mit den Homilien zur Erbauung an den einzelnen Festtagen. Vor allen Dingen sollte der Priester Gottes in der heiligen

Schrift bewandert sein, den rechten Glauben an die Dreieinigkeit haben und ihn Andern lehren, seine Pflichten streng erfüllen, den ganzen Psalter auswendig wissen, das Glaubensbekenntniß und das Taufformular inne haben, sowie das Pönitentialbuch oder die Anordnung der Gebete beim Bußsakramente und die für jede Sünde festgesetzten Bußübungen und Strafen. – Damit die Geistlichen in ihrer Bildung nicht zurückblieben, hatten sie sich von Zeit zu Zeit bei den Domkirchen einzufinden, um von den Bischöfen in ihrer Fortbildung unterstützt zu werden. Für die Geistlichen, welche selbst keine Predigt arbeiten konnten, ließ Karl durch Paul Warnefried eine Sammlung von Vorträgen älterer Kirchenlehrer veranstalten und machte diese zum Gebrauch für Kirchen mit einer Vorrede bekannt, in der er die Geistlichen zum eifrigen Studium der heiligen Schrift ermahnte. Die Mönche forderte er zur Arbeit auf dem Felde und in den Schulen, wie zum Bücherabschreiben auf, und er selbst sammelte sich eine Bibliothek. Der Verbesserung des Kirchengesanges widmete er seine besondere Aufmerksamkeit. Er ordnete den Unterricht im Orgelspiel an. Von Papst Hadrian ließ er zwei Sänger kommen, von denen der eine in Metz, der andere in Soissons seinen Wohnsitz hatte, und bei denen jeder, der in einer Schule den Gesang lehren oder an einer Kirche Vorsänger werden wollte, Unterricht empfangen haben mußte. Zu St. Gallen gab Rhamus den ersten Unterricht im Gesange, und in Metz wurde derselbe so gefördert, daß die daselbst durch Chrodegang schon berühmt gewordenen kirchlichen Anstalten durch den Gesang in hohen Ruf kamen: soll doch von Metz der Name Messe entlehnt sein. So also sorgte Karl zuerst durch Verbesserung der Geistlichkeit und der Kirche für Cultivirung und Bildung seines Volkes.

Sodann forderte Karl von der Geistlichkeit, daß der Glaubensinhalt der besonderen Landessprache der einzelnen Völker angepaßt werde. Vom Jahre 813 wurde von der abendländischen Geistlichkeit die Volkssprache angewendet, die Predigt in der Landessprache gehalten, der Fassungskraft des Volkes angemessen, die Belehrung über den katholischen Glauben in dem Idiome der verschiedenen Völker ertheilt und das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser in der Muttersprache gelernt. Fulda und St. Gallen wurden darauf besondere Pflegestätten der Muttersprache. Bald erschien die erste sogenannte Katechese in deutscher Sprache, welche die zehn Gebote, das apostolische und athanasianische Glaubensbekenntniß, das Vaterunser nebst Erklärung, die Todsünden und eine Absagung des Teufels enthielt. Bald auch trat die deutsche Sprache auf den Boden der Literatur —

in den um 870 gedichteten Evangelienharmonien, der oberdeutschen des Otfried und der niedersächsischen im Heliand. Im Frankfurter Capitulare Cap. 52 verordnet er: „Es möge niemand glauben, daß Gott nur in drei Sprachen (der lateinischen, griechischen und hebräischen) anzubeten sei, da er doch in jeder verehrt werden kann und der Mensch auch erhört wird, wenn er nur um das Rechte bittet.“ Das Concil zu Rheims Cap. 15 gebietet: „Die Bischöfe sollen sich bemühen, die Reden und Homilien der heiligen Väter, je nachdem es alle verstehen können, nach der Eigenthümlichkeit der Sprache zu verkünden.“ Das Concil zu Tours Cap. 17: „Jeder möge diese Homilien in die rusticale romanische oder deutsche Sprache übertragen, damit die Versammelten das, was gesagt wird, desto leichter verstehen können.“ Bekannt ist auch, daß Karl an die Abfassung einer deutschen Grammatik ging, auf Reinigung und Bereicherung unserer Sprache drang und eine Sammlung uralter deutscher Lieder, welche die Heldenthaten des Volkes zum Gegenstande hatten, errang.

Zur weiteren Bildung des Volkes hatte Karl schon 789 verordnet, daß die Priester in den einzelnen Klöstern und Bisthümern Schulen errichten sollten, in welchen Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, namentlich der Psalmen, gelehrt werde, und wo man auf wohlverbesserte katholische Bücher, die nur von Erwachsenen mit aller Sorgfalt geschrieben und vor aller Beschädigung bewahrt bleiben müßten, halten solle. Es wurden dieser Anordnung zufolge die Schulen der Klöster geöffnet, aber auch besondere Schulen errichtet, an denen Presbyter lehrten. Vorzüglich sorgte der nach Frankreich berufene, um 794 zum Bischof von Orleans erhobene Theodulf dafür, daß die Presbyter auf den Landgütern und in den Dörfern Schule hielten, und verbot den Lehrern, für den ertheilten Unterricht etwas anderes, als freiwillige Geschenke, welche ihnen die Liebe der Aeltern machen würde, anzunehmen, damit sich auch der Aermste die zum bürgerlichen Leben nothwendigen Kenntnisse verschaffen könne. „Die Priester müssen — schreibt er in einem Capitular — in den Dörfern und Burgflecken Schule halten, und wenn einer der Gläubigen ihnen seine Kinder anvertrauen will, damit er sie in den Wissenschaften unterrichte, müssen sie dieselben in vollkommener Liebe und Sorgfalt erziehen.“ — Von zwei Schotten, die unter Karl's Regierung mit britischen Kaufleuten nach dem Frankenreiche kamen, öffentlich ausrufend, ob Jemand die Weisheit kaufen wollte, schickte Karl den einen nach Italien in das Kloster des heiligen Augustin, um da als Lehrer zu wirken, dem andern aber, Clemens, überwies er in Frankreich, indeß er in den Krieg zog,

eine Anzahl von Söhnen sowohl der vornehmsten Aeltern, als auch aus dem Mittelstande und aus den untern Schichten der Gesellschaft zum Unterrichten, und ließ sich nach seiner Rückkehr die Briefe und Gedichte der Schüler vorlegen, die faulen Söhne der vornehmen Aeltern beim Examen auf die linke und die fleißigen Armen auf die rechte Seite stellend, mit dem kräftigen Eidschwure: „Ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Burschen, die ihr euch so vornehm dünket, daß ihr nicht lernen zu dürfen glaubt, ihr faulen, unnützen Buben, euch sage ich: Euer Adel und eure hübschen Gesichter sollen euch nichts helfen. Wenn ihr euer Wesen nicht ablegt und euch nicht bessert, sollt ihr Stallknechte werden, nicht Marschälle und Grafen, wie eure Väter sind." Dabei schrieb er aber auch dem Volke vor, was es nothwendig wissen solle, und durch ihn veranlaßt, verordnete das Mainzer Concil 813 fast gleichzeitig mit vielen anderen Kirchenversammlungen: „Das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser zu lernen müssen die Priester immer erinnern, und die, welche darin nachlässig sind, sollen durch Fasten oder andere Züchtigungen gestraft werden. Auch sollen die Aeltern ihre Kinder zur Schule schicken, entweder in die Klöster, oder außerhalb derselben zu den Presbytern, damit sie den katholischen Glauben und das Vaterunser recht lernen und es zu Hause Anderen lehren können; wer es nicht anders kann, mag es in seiner Muttersprache lernen." Daß diesen Forderungen genügt werde, dafür sollten nicht allein die Bischöfe, sondern auch die Sendboten sorgen, welchen mit dem irdischen das geistliche und sittliche Wohl der Länder, die sie bereisten, oblag. Alle Ungehorsamen sollten eine Buße erleiden, zu außerordentlichem Fasten oder sonstigen Züchtigungen verurtheilt werden. Der Gedanke, durch Schulzwang und Versäumnißstrafen die Verbreitung allgemeiner Bildung zu unterstützen, war also bereits in der Seele dieses Herrschers und nicht erst im 18. Jahrhundert in der Seele Friedrich Wilhelms I. von Preußen aufgetaucht.

Die Idee der allgemeinen Volksbildung, die Karl erfaßt hatte und durchzuführen suchte, konnte jedoch nur von der gelehrten Bildung ihren Ausgang nehmen. In dieser Absicht erließ er Mahnungen an die Geistlichkeit zur Neubelebung der Kathedral- und Klosterschulen. Den Charakter dieser Ansprachen zeichnete die Ordonanz an den Abt Baugulf ab: „Eurer frommen Devotion thun wir zu wissen, daß wir ersprießlich erachtet, daß man in den Bisthümern und Klöstern, welche von

Gottes Gnade unserer Leitung anvertraut sind, nicht nur Sorge trage, regelmäßig und unserer heiligen Religion gemäß zu leben, sondern auch alle diejenigen, welche mit Gottes Hülfe zu lernen im Stande sind, in den Wissenschaften zu unterrichten. Denn obgleich es mehr werth ist, zu handeln, als zu wissen, so muß man doch wissen, um handeln zu können. Nun haben uns mehrere Klöster in diesen letzten Jahren Schriften übermacht, in welchen sie uns kund thaten, daß die Brüder in ihren heiligen Ceremonien und frommen Uebungen auch für uns beteten; in der Mehrheit dieser Schriften aber haben wir bemerkt, daß zwar die Gesinnung gut, die Worte aber grob und ungebildet waren, daß die Gefühle, welche eine fromme Ergebenheit im Innern schön eingegeben, von einer ungeschickten und vernachlässigten Sprache nicht ohne Fehler ausgedrückt werden konnten. Das hat in uns die Besorgniß rege gemacht, daß eben so, wie wenig Geschick zum Schreiben vorhanden war, auch die Einsicht in den Sinn der heiligen Schrift wohl geringer sein möchte, als billig ist. Wir ermahnen euch daher, nicht nur das Studium der Wissenschaften nicht zu vernachlässigen, sondern auch dahin zu arbeiten, daß ihr im Stande seid, die Geheimnisse der heiligen Schriften sicher und leicht zu ergründen. Da es aber in denselben viele Allegorien, Figuren und anderes dergleichen giebt, so ist gewiß, daß derjenige sie am besten und in ihrem wahren geistigen Sinn verstehen wird, welcher in den Wissenschaften wohl unterrichtet ist. So wähle man denn zu solchem Werke Männer, die den Willen und die Fähigkeit besitzen, zu lernen, und die Kunst, andere zu unterrichten. Verfehlet nicht, ein Exemplar dieses Briefes allen Bischöfen und Klöstern zuzuschicken."

Dieses Circular blieb keine fruchtlose Aufmunterung. Es hatte die Wiederherstellung der Studien in den bischöflichen Sitzen und in den großen Klöstern zur Folge. Erzbischof Leidrad von Lyon schreibt an Karl den Großen: „Nachdem ich nach Eurem Befehl von dieser Kirche Besitz genommen, wirkte ich nach meinen schwachen Kräften mit aller Anstrengung dahin, den geistlichen Dienst zu verbessern. Es hat Eurer Frömmigkeit gefallen, meiner Bitte die Wiedererstattung der früher unserer Kirche zugehörenden Einkünfte zu gewähren. Mit Hülfe derselben haben wir unter Gottes und Eurer Gnade eine Gesangschule gestiftet, worin wir soviel als möglich den Ritus der Palastschule befolgen. Ich habe Schulen für Cantoren, deren mehrere schon weit genug sind, um Andere zu unterrichten. Außerdem habe ich Schulen für Lectoren, welche nicht nur während des Gottesdienstes vorlesen,

sondern sich auch durch Nachdenken über die heiligen Schriften die Früchte der Einsicht in die geistlichen Dinge sichern." —

Karl suchte die kirchliche neulateinische Gelehrsamkeit zu fördern; und sie war es, welche die von ihm an seinen Hof gezogenen Gelehrten, der aus der Schule von York hervorgegangene Alcuin, der lateinische Geschichtsschreiber der Longobarden Paul Warnefried (Paulus Diakonus), sein Biograph der deutsche Eginhard und sein Vetter Adelwald vertraten und in gelehrtem Vereine, zu dem er sich mit diesen Männern zusammengesellte, pflegten. Den vorzüglichsten Einfluß auf Karl und seine Bildungsanstalten hatte **Alcuin**, der, 735 zu York geboren, daselbst in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache, in der Theologie, in der Rede- und Dichtkunst, in der Mathematik unterrichtet und dann 766 Vorstand der dortigen Schule ward, wo er für die Bildung zahlreicher, später berühmt gewordener Schüler (— Liudger, der nachmalige Bischof zu Münster war einer derselben —) wirkte, bis er auf einer Reise nach Rom mit Karl zusammentraf und demselben auf dringendes Bitten versprach, ihn bei der Anlegung von Unterrichtsanstalten in dem ganzen Umfange seines Reiches zu unterstützen. Alcuins Verdienste im Reiche Karls, in dem er seit 782 wirkte und 793 sich bleibend niederließ, waren vorzüglich, daß er die in England heimische Lehrweise auf den fränkischen Boden verpflanzte und der Eigenthümlichkeit des Volkes anpaßte, daß er zu Lehrmitteln vornehmlich die formale Bildungskraft der alten Sprache und alle Schätze der freien Künste verwandte und vor allen Dingen tief und ernst in die heilige Schrift einzuführen bemüht war. Die sämmtlichen Schulwissenschaften theilte er in Ethik (das Trivium), in Physik (das Quadrivium) und in Theologie — parallel mit den drei großen Gebieten Mensch, Natur und Gott. Fast über alle diese Gegenstände hat er Schriften geschrieben, die, wenn auch nicht aus wissenschaftlichem Forschungsgeiste hervorgegangen, doch geschickte Zusammenstellungen aus früheren Werken sind und in ihrer entwickelnden und dialogischen Weise zeigen, wie er sich der Fassungskraft seiner Zeit und seiner Schüler anzupassen verstand. Mit diesem Manne, auf den Karl stolz war, den er seinen in Christo geliebtesten Lehrer nannte und den er in der glänzenden Versammlung zu Frankfurt a. M. 794 als seinen Freund vorstellte, hat er in der finsteren Zeit ein Unterrichtswesen geschaffen, welches das Erstaunen aller Zeiten erregt, und vorzüglich auch Schulen zur Bildung des Klerus errichtet, die zugleich Seminarien für Staatsdiener, welche damals meist aus der Geistlichkeit genommen wurden, sein sollten.

Die Schule in seiner nächsten Nähe war die nach älteren Vorbildern

errichtete **Hofschule,** schola palatina. Schon zur Zeit der Merovinger war eine Schule im königlichen Palast, worin sich die Jugend des Adels für die Aemter, welche eine literarische Bildung verlangten, vorbereitete. Bei Karl's Regierungsantritt befand sich jedoch dieselbe in dem traurigsten Zustande. Durch Karl ward sie neu begründet und zu einer nie erreichten Blüte gebracht. Sie wurde von ihm selbst und von Alcuin geleitet und folgte ihm von Aachen nach Paris, Thionville, Nymwegen, Ingelheim 2c. Karl ließ sich in ihr von Alcuin Vorlesungen über Rhetorik, Dialektik und Astronomie halten. Neben den Söhnen Karls, Pipin, Karl und Ludwig, erhielten seine Räthe und Hofgeistlichen, auch vornehme junge Leute, wie Angilbert und die Frauen des Hofes, Gisla, Karls Schwester, und Gisla, Karls Tochter, Richtrud und Guntrud höheren Unterricht, der sich über Verschiedenes, wohin gerade die Wißbegierde sich wandte, verbreitete und darüber Auskunft gab, ohne ein bestimmtes vorgezeichnetes Ziel zu verfolgen. Man lehrte in dieser Schule alle Wissenschaften, von der Grammatik bis zur Astronomie; aber das Ziel, dem alles zustrebte, war auch hier die Religion. Man studirte die Grammatik, um die heilige Schrift verstehen und correct abschreiben zu lernen; die Musik war fast durchaus Kirchenmusik; Rhetorik und Dialektik betrieb man, um leichter in die Gedanken der Kirchenväter eindringen und die religiösen Irrthümer widerlegen zu können. Die Schloßschule war die Musteranstalt in dem Reiche Karls des Großen. — Neben der Hofschule glänzte **die Schule zu Tours**, die schon seit 570 im Kloster des heiligen Martinus existirte, von Alcuin aber nach dem Muster der Schule zu York umgestaltet wurde. Alcuin suchte daselbst, wie er an Karl schreibt, manchen mit dem Honig der heiligen Schrift genüglich zu letzen, andere mit dem alten Weine der Wissenschaften zu berauschen, andere mit dem Obste der grammatischen Subtilitäten zu ernähren, andere mit der Ordnung der Sterne, gleich der Decke eines Hauses zu erleuchten, um so mehreren mehreres zu werden zum Besten der Kirche und zum Ruhme seines Königs. Aus dieser Schule gingen mehrere der bedeutendsten Männer als Alcuins Schüler hervor: der bereits vorgeführte Rhabanus, Hatto, der Nachfolger des Rhabanus zu Fulda; Haimo, der gelehrte Abt zu Hersfeld und Bischof zu Halberstadt, Samuel, Bischof zu Worms 2c. — **Die Schule zu Lyon** stand ihnen würdig zur Seite unter dem thätigen Bischof Leidrad, der sich besonders die Bildung der Geistlichen angelegen sein ließ. Als Lehrer an derselben wirkten ihrer Zeit berühmte Schriftsteller: Florus Agobardius, Remigius, Antonius 2c. Zu **Osnabrück** gründete Karl eine Stiftsschule, in der nach seinem Willen besonders

die griechische Sprache getrieben werden sollte. Eine gleiche Stiftsschule legte er zu **Paderborn** an, und auch die Schule zu Fontenelle wurde wahrscheinlich auf sein Anregen vom Abt Gerwold 787 gestiftet. —

So wirkte Karl der Große — schon in seiner äußern Gestalt ein Herrscher —, sieben Fuß lang, mit großem und lebhaftem Auge, glänzend weißem Haar, heiterem und fröhlichem Gesicht, stehend und sitzend voll hoher Würde, mit einem Geiste und mit einem Arme, der Jeden im Volke überwand, durch seine Sorge für die Bildung einzig in seiner Art dastehend. Ueber die persönliche Bildung dieses großen Mannes berichtet Eginhard, ein früherer Mitschüler der Hofschule (vita Karoli cap. 25 und 26) Folgendes: „Er war sehr beredt und konnte, was er wollte, sehr geschickt ausdrücken. Nicht nur mit der Muttersprache zufrieden, gab er sich auch in der Erlernung fremder Mühe, unter denen er die lateinische so gelernt hatte, daß er eben so in dieser wie in jener beten konnte. Das Griechische verstand er besser, als er es sprach. Ueberhaupt war er so wortreich, daß er selbst als Lehrer auftreten konnte. Die freien Künste achtete er sehr hoch und erwies ihnen große Ehre. In Erlernung der Grammatik hörte er den Peter von Pisa, den Diakonus; in den übrigen Wissenschaften hatte er zu seinem Lehrer den sehr gelehrten Angelsachsen Albinus, mit Beinamen Alcuin, bei dem er viel Zeit und Mühe in der Erlernung der Rhetorik, Dialektik, besonders aber in der Astronomie hinbrachte. Er erlernte auch die Kunst, den Kalender zu berechnen, und mit eifrigem Fleiße erforschte er den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte sein Schreibtäfelchen im Bette unter dem Kissen zu haben, damit er, wenn er Zeit hätte, die Hand an die Bildung der Buchstaben gewöhnte; aber nur wenig Erfolg hatte die so spät angefangene Beschäftigung. Die Wissenschaft des Lesens und Singens hat er sorgfältig verbessert; denn er war in beiden Dingen wohl unterrichtet, obwohl er selbst weder öffentlich vorlas, noch jemals anders als heimlich und nur im Chore mitsang." — Die Sorgfalt, welche Karl der Bildung des Volks und aller Stände widmete, ist — so bemerkt Cramer mit Recht — einer der schönsten Edelsteine in seiner Kaiserkrone. —

Nur ein Mann wie Karl konnte ein Reich von so ungeheurer Ausdehnung und von so gemischten Nationalitäten mit festem Zügel zusammenhalten. Sobald die Seele aus diesem Riesenleibe gewichen war, sagt Herder, trennte sich der Körper und ward auf Jahrhunderte hin ein verwesender Leichnam. Mit dem Reiche selbst aber, in dem sich die in gleichförmigen Reichsmechanismus zur äußerlichen Einheit verbundenen Nationalitäten mittels wilder und verworrener Kämpfe loslösten, sank

auch die Bildung. Konnte doch selbst Karl, so sehr er sich um Ausbreitung von Cultur und Wissenschaft bemühte, dieselben nicht allgemein machen, indem örtliche Hindernisse seinen Plänen hemmend entgegentraten. Deutschland besonders hatte noch keine Städte, wenig innern Verkehr, in vielen Gegenden eine Menge wüster oder waldiger Landstrecken. Die Klöster lagen weit auseinander: nur Wohlhabende konnten, und zwar auch nur zum Theil, diese Hindernisse aus Liebe zur Wissenschaft besiegen; diese Liebe aber war nicht einmal allgemein, da man einestheils nach der altgermanischen Freiheit zurücksah, anderntheils aber in Kriegen und Unruhen sattsame Beschäftigung fand. Auch sank mit ihm selbst die Idee des christlich-germanischen Kaiserreichs sowohl in der Wirklichkeit, als in der Anschauung der Menschen, während die Kirche bald nicht blos als eine an sich höhere und unmittelbar von Gott stammende Institution, sondern auch als an sich zur Unabhängigkeit von der staatlichen niederen Sphäre bestimmt erschien. Karls Sohn **Ludwig**, selbst zwar fromm, unterrichtet und gelehrt, so daß er Griechisch und Lateinisch las und verstand, hatte nicht die nöthige Einsicht und Erfahrung, um das geistige Leben seines Reiches auf der Höhe zu halten. Die besten Klöster wurden auf's Neue rüstigen, blos im Kriege zu gebrauchenden Aebten übergeben, und die unter Karl entstandenen Schulen fielen zusammen. Ludwig drang zwar bei Gründung von Bisthümern und Stiftern jedesmal auch auf Errichtung von Schulen, die von den Kanonikern verwaltet werden sollten; auch schärfte er die früheren, auf den Schulunterricht bezüglichen kaiserlichen Befehle von Neuem ein: aber es fehlte ihm an der Kraft, seinem Willen der Bequemlichkeit und der Herrschsucht des Klerus gegenüber Geltung zu verschaffen. Schrieb doch der Abt Lupus von Ferrieres an Eginhard: „Unter Karl hat die Beschäftigung mit den Wissenschaften Ehre gebracht; jetzt aber werden die Gelehrten als müßige Leute angesehen, und man schreibt jeden Fehler, den man an ihnen entdeckt, nicht der menschlichen Schwäche, sondern den Wissenschaften zu.“ Im Jahre 817 war auf der Aachener Synode verordnet, daß nicht ferner Laien als Zöglinge in die Klosterschulen aufgenommen werden sollten, weil der Anwachs von Schülern die Aufrechthaltung strenger Klosterzucht, die bald nach Karls Tode in Verfall gerieth, unmöglich machte. Tief fühlten die besseren Bischöfe den mit dem Verfall der Schulen zusammenhängenden Verfall der Kirche, und sie stellten deshalb mehrfache Anträge auf Verbesserung und Wiederherstellung derselben. Das sechste Concil zu Paris 829 bat den Kaiser auf's Dringendste, nach dem Vorgange seines Vaters an den drei geeignetsten Orten seines Reiches kraft kaiserlicher Autorität öffentliche

Schulen zu errichten, um nicht aus Nachlässigkeit die Bemühungen seines Vaters und seine eigenen für wissenschaftliche Bildung untergehen zu lassen. Doch umsonst. Das Volk selbst stand noch auf einer Entwicklungsstufe, auf der weder Wissenschaft noch Bildung hervorsprossen konnten. Auch verhießen die Wissenschaften weder Glanz noch Gewinn; wer den ersteren suchte, tummelte sich mit den Waffen umher; wem der zweite am Herzen lag, suchte ihn in Handel und Gewerben; die Wissenschaft blieb allein an die Geistlichkeit gewiesen. Sie fand ihre Freistätte in den Stiftern und Klöstern und schlief da einige Jahrhunderte hindurch ihren Winterschlaf; sie war ohne Productivität; aber doch war dadurch ihre Existenz gesichert. Geistlichkeit und Wissenschaft fielen hinfort zusammen; fast alle schriftlichen Denkmale vom 9. bis zum 13. Jahrhundert in Deutschland rührten von Geistlichen her; selbst die scharfsinnigsten Schriftsteller hatten selten eine neue fruchtbringende Idee, selten einigen Sinn für den wahren Werth der Wissenschaft. Ueberall wurden die Wissenschaften nur in Beziehung auf das Kirchenthum bearbeitet und gelehrt. Die Schulen waren fortan fast nur noch Vorbereitungsanstalten für Geistliche. Zwar bestellte Ludwig an den Klosterschulen eine Einrichtung, nach der außer den innern Schulen für künftige Mönche, welche die klösterliche Kleidung trugen und als Mitglieder des Stiftes kostenfrei erzogen wurden, auch äußere für die, welche der Welt, sei es als Geistliche, sei es als Laien, angehörten, aufgethan wurden. Es blieb jedoch bei der Verordnung. Nur erst nach dem Vertrage zu Verdun, nach dem Ludwig der Deutsche Ostfranken bis an den Rhein, Karl der Kahle Westfranken und Lothar die Kaiserwürde mit Italien erhielt, ging über Schule und Erziehung noch einmal ein schwaches Licht auf. Fortan entwickelten sich Deutschland, welches christliche und romanische, Italien, das germanische Bildungselemente in sich aufgenommen hatte, sowie Frankreich, das die romanische und germanische Cultur gleichmäßig in sich zu verarbeiten strebte, eine Zeit lang neben einander.

Besonders segensreich wirkte **Karl der Kahle** für die Hebung des Unterrichts. Von ihm rühmt Heinrich von Auxerre, daß, wo irgend auf der Erde Lehrer nützlicher Künste blühten, er sie von allen Seiten her mit besonderem Eifer zur Beförderung der Schulen herbeigezogen habe, wie namentlich aus Griechenland und Irland, welches letztere fast ganz mit einer Schaar von Philosophen an Frankreichs Gestaden gelandet sei; sein Palast wurde deshalb mit Recht eine Schule genannt, deren Haupt sich nicht weniger mit wissenschaftlichen und theologischen, als mit militärischen Studien beschäftigte. Karl legte den Gelehrten seiner Umgebung oft selbst Fragen vor und veranlaßte sie zu wissen=

schaftlichen Arbeiten. Auf dem ersten Concil zu Meaux wurde bestimmt, daß jeder Bischof nach seinen Mitteln einen solchen Mann halten solle, der neben dem reinsten und ungetrübtesten Verständniß der Kirchenväter über den Glauben und die Beobachtung der göttlichen Gebote die Presbyter des Volkes unterweise und belehre. Derselbe müsse frei von Geldgier und von reinen Sitten sein. Auf dem zweiten Concil daselbst 855 ward über Schulen für göttliche und menschliche Weisheit verhandelt und vier Jahre später zu Toul festgesetzt, daß überall, wo sich geeignete und wahre Lehrer fänden, öffentliche Schulen für die heiligen Schriften wie für die Ausbildung in menschlicher Weisheit errichtet werden sollten, weil aus Vernachlässigung derselben die nachtheiligsten Folgen für das kirchliche Leben hervorgingen. Aus Griechenland holte man Karl **Mannon**, der die Ethik des Aristoteles und dessen Schrift de coelo, so wie die Republik, die Gesetze und den Timäos des Platon übersetzte. **Scotus Erigena**, der tiefsinnige Philosoph, der die Schriften des Dionysius Areopagita über die himmlische Hierarchie für seinen fürstlichen Gönner übersetzte, war der Hauptlehrer der Hofschule, die man, von den Fortschritten der Schule überrascht, nicht mehr schola Palatii, sondern Palatium Scholae nannte. Sein Unterricht wie der des Mannon richtete sich vornehmlich auf die Philosophie und die klassischen Werke des Alterthums. Scotus hat mehrere Werke der neuplatonischen Schule übersetzt und Commentare über mehrere Werke des Aristoteles gegeben. Daß er das Griechische gut verstand, sieht man aus seiner Uebersetzung der dem Dionysius Areopagita zugeschriebenen Abhandlungen. Und da auch Mannon neben den alten Sprachen die alte Philosophie zum Hauptgegenstande seiner Studien machte, so ist zu schließen, daß das klassische Alterthum und die heidnische Philosophie zur Zeit Karls des Kahlen in Frankreich selbständiger betrieben wurden, als zur Zeit Karls des Großen. Seit Scotus und Mannon ist die Reihenfolge der Lehrer an der Pariser Schloßschule auf einige Zeit unterbrochen, bis **Remigius von Auxerre** wieder als Haupt einer bedeutenden Schule in Paris auftrat. Remigius war seiner Zeit die vorzüglichste Stütze der literarischen Studien. Erst zu Rheims, um die dortige Geistlichkeit zu unterrichten, begab er sich später nach Paris, wo der Ruf seiner Schüler bald so groß ward, daß der Mönch Abbo von Fleury, nachdem er selbst schon in seinem Kloster den Unterricht geleitet hatte, noch nach Paris ging, um sich an der dortigen Schule zu vervollkommnen.

Von nun ab fallen Deutschland, Frankreich und Italien gemeinsam mehr als ein halbes Jahrhundert in geistige Barbarei zurück. In

Deutschland thaten die Großen, was ihnen beliebte, und die Ungarn drangen wiederholt nach Sachsen und Schwaben. — Und doch war Deutschland noch vor den andern Ländern voraus; hier wurden noch die höchsten geistigen Ansprüche an die Geistlichen gemacht; hier nahm der Adel noch den lebendigsten Antheil an der gelehrten Bildung; hier gediehen anfangs die Klosterschulen unter Leitung gelehrter Aebte, später die Dom- und Stiftsschulen noch am meisten. Wie spärlich hingegen in Frankreich fortan die Bildung wuchs, erhellt aus den Anforderungen, welche Hinkmar von Rheims, Walther von Orleans und Rikulf von Soissons nach der Mitte des neunten Jahrhunderts an ihre Pfarrer machten. Diese waren nämlich nicht viel höher gespannt, als die, welche schon vor Karl dem Großen an die Geistlichkeit gestellt waren. Vor Karl dem Großen war von einer Synode gefordert worden: „Ein Pfarrer soll das apostolische Symbolum und Vaterunser auswendig wissen und sich schriftliche rechtgläubige Erklärungen darüber verschaffen, um das Volk hiernach unterrichten zu können, oder wenigstens beides wissen und glauben. Er soll die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen, wo nicht, sie doch deutlich und auswendig hersagen können, — wünschenswerth ist, daß er auch den Wortverstand derselben kennt. Er soll das athanasianische Symbol auswendig wissen und täglich singen. Er soll die Beschwörungs- und andere Formeln sowohl im Singular als Plural deutlich herzusagen und manche andere wenigstens gut zu lesen im Stande sein.“ Zu diesen Forderungen fügten Hinkmar, Walther und Rikulf in ihren capitulis oder constitutionibus nur die Kenntniß des Rechnens, die Lectüre einiger Predigten und den Besitz eines Missale, Lectionarium, Psalterium 2c. bei. Der Geist schwieg vor den Kämpfen der Mächtigen, der Grafen von Flandern, Poitou, Vermandois 2c., die mächtiger als der König waren und diesen sogar einmal absetzten und mehrere Jahre gefangen hielten. — In Italien gingen die Bemühungen Lothars für Erschaffung von Schulen gleichfalls unter, trotzdem daß Eugenius II. und Leo IV. in seinem Sinne handelten. Die Bischöfe mußten bei ihren Visitationsreisen fragen, ob die Pfarrer auch die Evangelien und die vorgeschriebenen Gebete lesen können, und im zehnten Jahrhundert wies ein Bischof von Orleans auf der Synode zu Rheims die Befehle der römischen Bischöfe zurück, da der allgemeinen Sage nach in Rom Niemand sei, der nur so viel Kenntnisse besitze, als man anderswo von einem Thürhüter verlange. — Die öffentliche Ordnung zerfiel; die Sitten verwilderten überall. Dem gegenüber erhoben die Häupter der Kirche mit Nachdruck ihre Stimme: sie mahnten die Könige an ihre Pflichten; sie nahmen die

Heiligkeit der Ehe gegen die sinnlichen Großen in Schutz; sie verthei-
digten ihre eigne Freiheit und Würde gegen die Eingriffe der königlichen
Gewalt, wie gegen die Anmaßungen der Großen; sie bereisten ihre
Sprengel und hielten an den verschiedenen Orten ein scharfes Sitten-
gericht. Vor diesen Sittengerichten, welche von Bischöfen mit Hülfe
von sieben älteren und rechtlichen Männern, die schwuren, nichts ver-
heimlichen zu wollen, feierlich gehalten wurden, mußte Jeder bei Strafe
des Kirchenbannes erscheinen und Rechenschaft von seinem Denken und
Thun ablegen. Unter den von Rhegino, einem Mönche zu Prüm
(† 915), aufbehaltenen Visitationsfragen befinden sich folgende: ob
Jemand im Kirchsprengel sei, der einen Menschen umgebracht; ob
Jemand einen Reisenden oder Sklaven durch Schmeichelei angelockt und
außer Landes verkauft habe; ob ein Jude vorhanden sei, der mit
christlichen Sklaven Handel treibe; ob sich ein Zauberer oder Wahrsager
vorfinde; ob Jemand bei Bäumen, Brunnen, Steinen zauberische Opfer
bringe; ob Frauen vorhanden, welche vorgeben, die Gemüther zum Hasse
oder zur Liebe verlocken zu können, des Nachts mit dem Teufel auf
gewissen Thieren zu reiten, mit demselben im Bunde zu stehen und
Mittel zu besitzen, durch welche das Gericht Gottes verkehrt werde.
Die Strafen der Angeklagten bestanden theils in Geldbußen, theils in
Fasten und Beten, wobei einen Monat nichts als Wasser und Brot
genießen so viel galt, als 1200 Psalmen knieend, oder 168 stehend
beten.

Mit der allgemeinen geistlichen Direction der geringen übrig-
bleibenden Cultur wurde die nationale Bildung, die sich in Sprache, Sage,
Poesie, Recht und Gericht ausdrückte, immer mehr in den Hintergrund
geschoben und die römische Bildung und Wissenschaft in den Vorder-
grund gestellt. Sie wurde in Schulen gelehrt und aus Büchern ge-
schöpft. Auch ward sie von den höhern Klassen der Gesellschaft, die
aus Geistlichen, oder aus solchen, die von Geistlichen gebildet waren,
bestand, um so lieber verbreitet, je mehr die Volkspoesie, die Rechts-
überlieferung rc. an die alte Freiheit erinnerten, welche Geistliche und
Fürsten zu unterdrücken suchten. Das Fremde siegte über das Ein-
heimische, die Bücherweisheit über die naturwüchsige Bildung und
Entwicklung, und in den Schulen, die sämmtlich in Verbindung mit
Kirchen und Klöstern standen, wurden die Schriften des Boëthius, des
Marcianus Capella und des Augustinus gelesen — Schriften, in denen
nicht die geistige individuelle Freiheit, sondern Unterwürfigkeit gegen
Geistliche und Fürsten als gegen Gesalbte des Herrn der Grundton
war. Doch konnte der von Karl dem Großen gepflegte Geist nicht

gänzlich ausgerottet werden, und ein unter dem Vorsitze des Erzbischofs Rhabanus Maurus 847 zu Mainz gehaltenes deutsches Concil schärfte von Neuem die 813 erlassene Vorschrift ein, daß die Predigt nicht mehr lateinisch, sondern in deutscher oder romanischer Sprache gehalten werden solle. Das Verdienst des Rhabanus, der neben dem altklassischen und christlichen das nationale Element in gleiche Pflege nahm, ist es auch, daß mit der überhandnehmenden römischen Bildung die deutsche Literatur fortschritt, in der sich nach dem Beispiele Otfrieds der geistliche Laiengesang bildete, so daß den Laien neben dem Kyrie eleison, das sie in der Kirche zu singen hatten, für den außerkirchlichen Gebrauch fortan geistlicher Gesang in der Heimatssprache gegeben ward.

Während dieser Zeit trauriger Zerrüttung auf dem Continente erhob sich im Inselreich, wo schon im 6., 7. und 8. Jahrhundert, dann in der Zeit Karls des Großen und nachher fortdauernd die Schulen blühten und Einfluß auf die Gelehrsamkeit des festen Landes übten, ein großer Reformator des Geisteslebens und der Erziehung, Karl dem Großen ähnlich — **Alfred der Große**, 871—901. Verzogen von des Vaters Liebe, als Knabe ohne Kenntnisse gelassen, als Jüngling den gewaltigen, naturgetreuen Bardentönen der vaterländischen Dichtkunst lauschend und in anhaltende Studien vertieft, suchte er als König mit seiner angebornen Schlauheit, mit seiner Staatsklugheit und Gelehrsamkeit, wie mit seinem Sinne für Recht und Ordnung, mit seiner wahren Frömmigkeit, wie mit seiner Tapferkeit und Ausdauer im Kriege, seinem Volke nach außen die Freiheit zu geben, nach innen sowohl die Verfassung und die Rechtspflege durch Eintheilungen in Zehnte, Hunderte und Gauen oder Grafschaften zu verbessern, vorzüglich aber Wissenschaft und Bildung allgemein zu verbreiten. Er selbst war seinem Volke das schönste Vorbild. In der Schule des Unglücks war sein Herz gestählt, hatte sein Geist Erfahrung und Menschenkenntniß erworben. Mit einem schwächlichen Körper behaftet, war er dennoch rastlos thätig. Recht und Gesetz, Freiheit, Zucht und Häuslichkeit suchte er überall zu verbreiten, und in dem Bestreben, seinem Volke eine nationale Bildung zu geben, übersetzte er des Orosius Historien, Beda's Kirchengeschichte, Boëthius' Schrift von dem Troste der Philosophie und das Hirtenbuch Gregors als eine Anweisung für seine Geistlichen zur Beförderung der Sittlichkeit — in die angelsächsische Sprache. Seine Zeit theilte er in drei Theile und bestimmte, in Ermangelung einer Uhr, durch brennende Kerzen seine Stunden. Ein Drittheil des Tages und der Nacht war der Pflege des Körpers, dem Essen und dem Schlafe geweiht. Das zweite Drittel gehörte den Regierungsgeschäften: hier

setzte er durch feste, eiserne Strenge eine solche Ordnung und Sicherheit in das öffentliche Leben, daß man sprüchwörtlich sagte, wenn ein Reisender eine Tasche voll Gold auf dem Wege verliere, würde er sie nach Monaten noch an derselben Stelle unberührt wiederfinden. Das dritte Drittheil des Tages brachte er in frommen Uebungen und gelehrten Arbeiten zu. Eifrig sorgte er für die Erziehung seiner Kinder. Seinen jüngsten Sohn Ethelward ließ er in Gemeinschaft mit den Söhnen mehrer Unterthanen zum Gelehrten erziehen; dem Thronfolger Endward gab er die Weisung, nicht blos König, sondern auch Vater der Waisen und Freund der Witwen zu sein, am Gesetz zu halten und sich in allen Dingen an Gott zu wenden. Für die Wissenschaft sorgte er, indem er ausgezeichnete Gelehrte an seinen Hof zog, unter denen Wernfrith, Plegmund und Athelstan aus Mercia, Grimbald aus Frankenland, der Irländer Johannes Scotus Erigena und der Mönch Asser aus Wales die berühmtesten sind. Schulen entstanden in zahlreicher Menge und in zweckmäßiger Einrichtung. Die Klöster wurden Bildungsanstalten. Die Beamten, welche nicht lesen und schreiben konnten, mußten das Versäumte nachholen. Er erklärte, daß die Kinder jedes freien Mannes ohne Unterschied lesen und schreiben lernen, in der lateinischen Sprache Unterricht erhalten müßten. Alfred ist als Kämpfer in 56 Schlachten und als Gesetzgeber, als König und als Gelehrter, als Christ und als Mensch, als Gatte und als Vater — der Große. —

19.

Das zehnte und elfte Jahrhundert.

Im zehnten Jahrhundert ist unter den Ottonen **das deutsche Reich** der Mittelpunkt des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens in der abendländischen Welt. In **Frankreich** fehlte (der Besitz der Könige war zuletzt auf eine einzige Stadt herabgebracht) die Hoheit königlicher Gewalt, und mit dem staatlichen Leben verfiel das sittliche und das wissenschaftliche. Doch führte die große Entartung und Verwilderung der französischen Geistlichen und Klöster zu einer Erneuerung der ursprünglichen Ordensregel durch die Aebte Berno und Odo von Clugny (910 ꝛc.) und zur Gründung der ersten Congregation, — der **Congregation von Clugny**, die mehr den Geist strenger Askese und Werkheiligkeit, als den der Wissenschaft athmete, und die im hildebrandischen Zeitalter auf die Entwicklung des hierarchischen Systems von großem

Einfluß war. Schlimmer als in Frankreich stand es in **Italien**, wo vollständige Anarchie, Rohheit und Verwilderung herrschte. Selbst die Päpste machten hiervon keine Ausnahme. Theodora, eine römische Buhlerin, hatte mit ihren gleich schönen und ausschweifenden Töchtern, Theodora und Marozzia, die Herrschaft in Rom und damit auch die Papstwahl in ihren Händen. Sie setzte ihre Liebhaber und Kinder auf den päpstlichen Stuhl, der jetzt durch alle Laster geschändet ward. Konnte doch inmitten dieser Schändlichkeiten die Sage entstehen, daß 855 ein Mädchen, Johanna, dritthalb Jahre auf dem päpstlichen Stuhl gesessen, bei einem feierlichen Umzuge plötzlich entbunden worden und bald darauf gestorben sei. Der Lateran war ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung. Und wie der Herr, so der Knecht. Die ganze Nation, sagt Giesebrecht, stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Alterthums zurückgekehrt, in bachantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Nur auf Essen und Trinken, auf prunkende Schätze und schöne Weiber war man bedacht. Nach der Schilderung des Lothringer Rather kleideten sich die vornehmen Bischöfe der Lombardei in Prachtgewänder von Constantinopel und Bagdad, und lagen sie beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen, eilten dann zur Jagd und ließen zu raschem Fluge den Falken aufsteigen oder fuhren prunkend auf hohem Wagen einher, stolz herabsehend auf die sie umwogende Menge, bis sie der Einbruch der Nacht auf's Neue zu den Genüssen der Tafel rief, worauf sie den Freuden des Bettes zueilten, auf dem sie am Morgen mit einem Fluche auf den Lippen erwachten. In der Literatur zeigte sich die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums. Sie hatte einen rein weltlichen Charakter. Damit wurde sie aber auch die Mutter der praktischen Wissenschaften, der Medizin und Jurisprudenz, und die älteste Schule der Medizin Salerno, wie die der Jurisprudenz, Pavia, läßt sich bis ins 10. Jahrhundert verfolgen.

Anders in **Deutschland.** Zwischen Kaiser und Papst ward zwar wegen der gegenseitigen Rechte gekämpft. Aber Einmischungen des kirchlichen Oberhauptes in die Regierung der Diöcesen waren nicht erlaubt, und die Geistlichkeit blieb dem deutschen Könige untergeordnet. Die Könige ernannten die Bischöfe und investirten sie, denn „nicht Scepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten, sondern das gezückte Schwert mit der Krone, Crucifix und Brevier beschirmend". Bessere Gesittung hatte schon Heinrich der Städteerbauer begründet: Handel und Wohlstand wurden mit den Städten verbreitet, die mit Entdeckung der Silbergruben des Harzes, der ersten in Deutschland, noch vermehrt wurden. Einen tieferen

religiösen Sinn, der in der fürchterlichen Noth der Zeit im Volke erwacht war, so daß es überall nach unmittelbaren Zeugen und Zeichen göttlicher Barmherzigkeit suchte, aber bei den steifen Bischöfen mit den vergilbten Kirchengesetzen und dogmatischen Streitigkeiten nicht finden konnte, pflegten die durch Normannen und Dänen aus ihrem Vaterlande vertriebenen und nach Deutschland herübergekommenen irischen und britischen Mönche: — Männer von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft innerer Glaubensfreudigkeit, vorzüglich aber von wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und hingebender Liebe. In der Wissenschaft bestrebten sich von Neuem die drei von Karl dem Großen schon angeschlagenen Culturmassen zu durchdringen: die antike, die sich in der römischen Welt abgelagert hatte; die christliche, welche rang, die alte, trümmerhafte Cultur zu beseelen; und die von frischem, schöpferischem Leben erfüllte germanische. Es war eine geistige, ideale Welt über den germanischen Urwäldern aufgegangen. Glaube und Wissen, Religion und Bildung flossen in einander — belebt vom anschwellenden Nationalgefühl, denn die Ungarn, die langjährigen Bedränger Deutschlands, waren aufs Haupt geschlagen; in die weit geöffneten Länder der Dänen und aller slavischen Völker zogen siegreich die deutschen Eroberer, Glaubensboten und Ansiedler; die Brautfahrt des deutschen Königs nach dem Süden hatte Rom und die Kaiserkrone gewonnen und selbst mit Constantinopel, der „Stadt, wo die Männer in prunkvollen langen Gewändern gingen und die Rhetoren nie ermüdeten in glänzender Sophistik", war man in Verbindung getreten. Zwar kamen aus dem Süden auch unterwürfige Hofetikette und griechische und italienische Ausdrücke in die Sprache, sowie Knochen der Heiligen in Fülle: aber bei den Knochen war auch Geist, freilich der Geist des Papstthums, der im Durchdringungsprozeß des Antiken, Christlichen und Germanischen bald die Oberhand gewann. Schon ward nach römischen Mustern gemeißelt, gemalt, geschrieben, geverselt, — kein nationaler Ton und Klang, — Latein als Sprache der Kirche, des Hofes, der Gebildeten.

Der wissenschaftliche Geist der Zeit hatte lange und zumeist seinen Mittelpunkt in dem jüngsten Sohne Königs Heinrich, in dem Bruder von Otto I. — **Bruno.** Bruno stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit Otto nicht nach; aber sein Leben war durch seine Erziehung in andere Bahnen gewiesen. Zum geistlichen Stande bestimmt und schon in frühen Jahren nach Lothringen zur Bildung gesandt und von dem Bischofe Balderich aus Utrecht erzogen, arbeitete er sich mit beharrlichem Fleiße in die Wissenschaften hinein, wobei die Form nicht

minder als der Gedanke des Schriftstellers seinen Geist beschäftigte. Es wird erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst Bruno in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte, und er war entzückt über den gläubigen Inhalt, den lebendigen Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks und den Reichthum und Wandel des Versbaus. Als er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassensten Stellen keine Miene verziehen, und kein Lächeln kam über seine Lippen: so empfand er die Schönheit der Form und so nahm sie seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Früh übte er sich im Sprechen der lateinischen Sprache und brachte es darin zu einer solchen Fertigkeit, daß er später ein trefflicher Lehrer derselben für Viele ward. Als ihm 940 Otto als Erzkapellan die Leitung der Kanzlei übergab, unterzog er sich den ihm übertragenen Geschäften mit der größten Pünktlichkeit, und fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt, doch vergaß er dabei auch seine geliebten Studien nicht. — Ein solcher Geist und auf solche Höhe gestellt, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden. Alle, die Interesse für Wissenschaft und Bildung hatten, eilten an den Hof und fanden an ihm ihr Vorbild. Indeß lernte er selbst von den Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils in den deutschen Klöstern wohnten, und die sich vor den Abendländern an Umfang der Kenntnisse, an Gewandtheit in Rede und Schrift und an feiner geselliger Bildung auszeichneten. Vorzüglich auch wirkte der irländische Bischof Israel auf ihn, und die von den irischen Geistlichen angeregte tiefere Auffassung der Religion und des geistlichen Amtes, die der in St. Gallen gebildete Bischof Ulrich von Augsburg vertrat, ergriff auch ihn. Vor allem aber belebte er die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichkeit wieder. Er eröffnete die Hofschule von Neuem und zog tüchtige Lehrer an dieselbe. Neben dem Trivium nahm er auch das Quadrivium wieder in den Lehrkreis auf. Von jenseit der Alpen wurden die trefflichsten Handschriften der alten Klassiker hergeholt; mit lebendigem Eifer studirte man die alten Dichter, Redner und Geschichtsschreiber. Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust, sagt Giesebrecht, erstanden gleichsam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften. — Vom Hofe aus verbreitete sich die Theilnahme an der Wissenschaft durchs Land: die Klosterschulen nahmen einen raschen Aufschwung; St. Gallen und Reichenau gediehen zur schönsten

Blüte; Fulda behauptete seinen alten Ruhm und Hersfeld eiferte ihm nach; in Sachsen pflegte Korvei die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe; auch Paderborn, Hildesheim, Bremen, Köln, Lüttich und Utrecht thaten sich hervor. „Selbst in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Heiligenleben jetzt Virgil und Terenz. Und kaum daß man die Alten kennen lernte, noch geblendet von dem Glanze ihrer Rede, faßte man den Muth, mit ihnen zu wetteifern; man legte hinter Klostermauern Hand an Werke, die bei aller Rohheit nicht ohne erhabene Schönheiten sind, die ein kräftiges Ringen nach Formvollendung zeigen und durch ihren Inhalt für uns einen unvergänglichen Werth besitzen. Es ist eine Literatur eigenthümlichster Art. Sie ruht auf nationaler Grundlage und kleidet sich in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und asketisch, aber dabei sinnlich naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber unbekümmert um dogmatische Streitigkeit und kanonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und aufrichtig.“ Bruno hatte der Literatur fast für ein Jahrhundert seinen Geist aufgedrückt. Auf seine Verwendung wurde auch **Rhaterius** Bischof von Lüttich, welcher nächst Abbo von Fleury (um den sich an 5000 Schüler sammelten, und der als Schriftsteller über grammatische, logische, metrische und astronomische Gegenstände schrieb) der ausgezeichnetste Pädagog seiner Zeit war. Rhaterius schrieb eine „Grammatik d. i. nach damaliger Anschauung die Hauptsumme aller propädeutischen Kenntnisse, die er scherzhafter Weise servadorsum oder sparadorsum, „Erhalt' den Rücken“ oder „Spar den Rücken“ nannte, weil seine Erleichterungen, die er dem grammatischen Unterrichte verschaffte, dem Rücken der Knaben besonders zu Statten kamen.

Durch Bruno angeregt, beschäftigte **Otto** selbst sich mit der Wissenschaft, lernte Bücher lesen und verstehen und Lateinisch und Slavisch sprechen: — das Erbe seiner frommen und wissenschaftlichen Mutter **Mathildis**, die sich nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrich I., eifrig den Wissenschaften hingab und selbst alle Diener und Mägde in verschiedenen Künsten sowie in den Wissenschaften unterrichtete. Zur Zeit Otto's lebte auch Gunzo, Diakonus zu Novara, der aus Italien über 100 Bücher, außer den lateinischen Klassikern namentlich auch Aristoteles, Homer und den Timäos des Platon über die Alpen brachte und überall, wohin er kam, durch seine Disputationen geistiges Leben weckte. Der ottonische Hof war zugleich geschmückt mit der Poesie: es entstand eine lateinische Hofdichtung. Und wenn auch all' diese Bildung nur die

höchsten Spitzen des Volkes, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofes gezogenen Adel berührte; so war sie doch ein wesentlicher Factor zur Neugestaltung aller deutschen Verhältnisse. — Vertreter der gesammten Wissenschaft war **Gerbert**, der nachherige Papst Sylvester II. Zu Aurillac in der Auvergne gebildet, in Spanien und Italien von der dortigen Literatur angeweht und von Forschungsgeist erfüllt, lehrte er zu Rheims neben anderen Wissenschaften auch die Arzneikunde. Er beschäftigte sich mit Astronomie, berechnete den Umlauf der Erde und der anderen Planeten und verfertigte Erd- und Himmelsgloben, sowie Sonnenuhren. Im Jahre 997 schrieb ihm Otto III.: „Wir möchten gern Euch, verehrungswürdiger und ausgezeichneter Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so trefflichen Führers genießen zu können, zumal Eure erhabene Weisheit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat.“ Gerbert kam mit der Antwort: „Wenn ein schwacher Funke der Wissenschaft in mir glüht, so hat ihn allein Euer Ruhm angefacht, Euer trefflicher Vater ihn genährt, Euer erhabener Großvater ihn entzündet. Wir können Euch daher nicht Schätze bringen, die unser Besitzthum wären, sondern nur das uns anvertraute Gut Euch zurückstellen; auch vermögen wir Euch nichts zu bieten, was Ihr nicht schon besäßet oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade Euer edles, treffliches und einer solchen Stellung so würdiges Verlangen zeigt. Wahrlich, es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht, die Schätze der griechischen und römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut in Anspruch nimmt. Wir gehorchen also Eurem kaiserlichen Gebot hierin, wie in Allem, was Eure göttliche Majestät sonst uns befehlen möchte.“ Im Frühjahr zog er nach Sachsen. Bald „sammelten sich in der Kaiserburg die berühmtesten Gelehrten der Zeit, und von ihren Disputationen hallte der Hof wieder“. —

Im 11. Jahrhundert trat **Deutschland** unter den fränkischen Kaisern in seiner Culturentwicklung hinter Frankreich zurück. Der Bauernstand war in Deutschland gedrückt und gefesselt; ein deutsches Volksleben entwickelte sich nur in den aufblühenden Städten, in denen sich das Gewerbe immer mehr und mehr als selbständiger Stand ausbildete. Die deutsche Sprache erschien verwildert, — deutsche und lateinische Worte bunt durcheinander geworfen; doch entstand in dieser Zeit die deutsche Predigt, und in lateinischer Sprache zeichneten die Deutschen sorgfältig ihre Geschicke auf. Unter weltlichen und geistlichen Herren herrschte die größte Zuchtlosigkeit,

Heinrich IV. mußte von einem Orte zum andern ziehen und seinen Aufenthalt schnell wechseln, um den Unterthanen mit seiner Erhaltung nicht zu beschwerlich zu fallen. Deutschland sank unter kriegerischen Stürmen und unter dem Streite der Parteien, welcher Treue und Glauben aufhob und die Völker ihrer Eide entband. Unter solchen Auspicien konnten die Pflanzstätten der Wissenschaft nicht gedeihen. Zwar entstanden Stifter und Klöster in großer Menge, aber nur als Sitze der Bequemlichkeit und der Herrschsucht unter dem Schirme der Religion. Die Kenntniß des klassischen Alterthums verlor sich fast ganz. Dem Volke wurde jede gesunde religiöse Nahrung entzogen. Gregor widersetzte sich mit Energie dem Gottesdienste in den Landessprachen. „Es hat — sagte er zu dem Herzoge von Böhmen — dem Allmächtigen mit Recht gefallen, daß die heilige Schrift an manchen Stellen dunkel sei, weil sie, wenn sie Allen klar und verständlich wäre, an Ansehen und Bedeutung verlieren und durch Mißverständnisse die weniger Fähigen in Irrthümer führen würde." Zwar forderte **Wippo**, der Kapellan und Biograph Heinrich III., den Kaiser auf, durch eine Verordnung allen Wohlhabenden und Adeligen in Deutschland zu befehlen, ihre Kinder in den Wissenschaften unterrichten zu lassen, wie es in Italien gewöhnlich sei, wo die gesammte Jugend, wenn sie über die Jahre der ersten Spiele hinaus sei, in den Schulen schwitze; dadurch sei Rom groß geworden; in Deutschland aber beschränke sich die Bildung auf die Geistlichen und werde von den Großen als etwas Leeres, ja Schimpfliches verachtet. Doch blieb diese Aufforderung ohne Erfolg.

Dagegen erreichte das **Papstthum** unter Gregor VII. seine Glanzperiode. **Gregor VII.** war ein großer Mann — stark an Geist, fest im Charakter, sittenrein, fromm, gelehrt, im Eifer für die Kirche entbrannt. Er strebte nach sittlicher Erhebung des Menschengeschlechts. In der Kirche, der Trägerin des Geistes und der Sittlichkeit, fehlte jedoch diese am meisten. Die hohe Geistlichkeit beschäftigte sich mit Staatshändeln und mit der Sorge um Mehrung ihrer Einkünfte; die niederen Geistlichen waren dem Trunk und dem unsittlichen Leben ergeben. Gregor wollte den Uebeln dadurch abhelfen, daß er die Kirche aus den Händen der weltlichen Macht wand und sie zur Herrin der Welt hinstellte. „Die Kirche — sagt er — ist jetzt sündlich, weil sie nicht frei ist, weil sie an die Welt und weltlichen Menschen gekettet ist; ihre Diener sind nicht die rechten, weil sie von den Menschen der Welt gesetzt und nur durch diese sind, wie sie sind. Die Religion liegt im schweren Kampfe, das Herz der Menschen ist kalt für das göttliche

Wort. Also muß die Kirche frei werden, und dieses durch ihr Haupt, durch die Sonne des Glaubens, den Papst. Dieser muß die Diener des Altars losreißen von den Banden der weltlichen Macht. Wie nichts Geistiges sichtbar ist ohne das Irdische, wie eine Seele nicht wirkt ohne den Körper, wie von diesen beiden nicht eines ohne Mittel der Erhaltung ist: so ist die Religion nicht ohne die Kirche, diese nicht ohne Besitz eines sie sichernden Vermögens. Der Geist nährt sich durch's Irdische, im Körper; die Kirche also durch Land und Gut. Daß sie solches erhalte, daß es ihr bleibe, ist die Pflicht dessen, der das oberste Schwert hält, des Kaisers. Darum sind der Kaiser und die weltlichen Großen nöthig für die Kirche, die nur ist durch den Papst, wie dieser durch Gott. Die Welt wird gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. Die apostolische Gewalt ist wie die Sonne, die königliche Gewalt wie der Mond. Wie dieser nur leuchtet durch jene, so sind Kaiser, Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist. Also ist die Macht des Stuhles weit größer, als die Macht der Throne, und der König ist dem Papst unterthan und Gehorsam schuldig. Weil der Papst durch Gott ist, darum ist unter ihm alles, Weltliches und Geistliches muß vor seinen Richterstuhl gelangen; er soll belehren, ermahnen, strafen, bessern, richten und entscheiden. Die römische Kirche ist die Mutter aller Kirchen der Christenheit, und alle Kirchen sind ihr unterthan, wie Töchter der Mutter; Aller Sorgen nimmt sie auf sich, von Allen kann sie Ehrfurcht, Achtung und Gehorsam fordern. Sie, die Mutter Aller, gebietet daher Allen und jedem einzelnen Gliede in Allem; ihr sind Kaiser, Könige, Fürsten, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte unterthan." — Diese Anschauungen waren der Zeit, die im Papste den Stellvertreter Christi auf Erden sah, nicht fremd; darum packten sie die Zeit. Darum auch vermochte sie Gregor durchzusetzen. Die Simonie, den schändlichen Pfründenhandel, hob er auf, und durch das Cölibatgesetz, durch das Herausreißen des Klerus aus der Freude und Sorge des Familienlebens, suchte er 1074 die Unabhängigkeit der Kirche zu erringen, ohne ihren Grundbesitz zu verlieren. Mochte die Geistlichkeit selbst auch den Kampf der Verzweiflung gegen Gregor kämpfen: die Mönche, die gegen die Weltgeistlichen erbittert waren, weil diese gegen die Sittenlosigkeit der Mönche eiferten, regten das bethörte Volk auf, das an manchen Orten die Geistlichen zwang, ihren Weibern zu entsagen, und das Gregor's Gebot fürchtete, nach dem dessen der Bann warte, der bei einem verehelichten Priester Messe hört; auch die weltlichen Großen traten in Bund mit Gregor, weil sie das Vererben der geistlichen Pfründen befürchteten. Mochten da Kaiser

und Könige sich gegen die Anmaßungen Gregor's empören: er ertrotzte die Oberlehnsherrlichkeit des päpstlichen Stuhles über Ungarn; er machte in Böhmen bei einem Streite der Großen mit dem Könige den Richter; er brachte die Fürsten Spaniens unter den Gehorsam der Kirche; er schrieb dem Herzoge von Polen gebieterisch kirchliche Einrichtungen vor; er gab den Königen von Schweden, Norwegen und Dänemark Gesetze; er verlieh dem Herzoge von Dalmatien den Königstitel und ließ ihn den Vasalleneid schwören; und als Heinrich IV. drei Tage lang barfuß und im Büßerhemd im Schloßhofe zu Canossa stand und um Gnade bettelte, zeigte er, wie er die weltliche Macht, die sich seinen Geboten widersetze, herabzuwürdigen verstehe. Nach solchen Thaten begriff der Klerus, weshalb die Opfer seines häuslichen Glücks gebracht werden müßten: — zur Glorie des Geistlichkeitsreiches, das in der Person von Urban II. den Bann wider Philipp von Frankreich wegen seiner ehebrecherischen Vermählung mit der Gräfin Bertrada sprach, das jeden Eid der Treue eines Geistlichen in die Hand eines weltlichen verbot. und das sich in den Kreuzzügen an die Spitze der großen Völkerbewegung des Abendlandes stellte. Ueberall feierte das Papstthum Siege. Nur in Italien standen die Longobarden als offene Gegner dem Papst gegenüber, und in Rom selbst war eine starke Partei gegen ihn. Die italienischen Städte waren in rascher Entfaltung ihrer Selbständigkeit begriffen. In Amalfi und Venedig wehten die stolzen Handelsflotten. Und dieser Geist der Weltlichkeit war stärker als der Geist der Geistlichkeit. Sie konnte mit ihrem Kirchthum die Grundeigenschaften des Italieners, Pfiffigkeit, Hinterlist, Rachsucht, Grausamkeit, Geiz, Wollust und Hang zur Sinnenlust, nicht ändern. Zwar hatte Italien seinen Franz und seine Clara von Assisi, seine Flagellanten und seine Katharina von Siena: es war aber auch das Vaterland der Katharer und Mailand der Hauptsitz der Ketzerei.

In **Frankreich**, wo nicht, wie in Deutschland, die einheimische und die lateinische Sprache schroff von einander geschieden waren, sondern das germanische das antike Element in sich aufgenommen und mit sich verschmolzen hatte, begann sich vom Süden her die provençalische Dichtkunst der Troubadours zu verbreiten. Hier empörte sich zum ersten Male die menschlich schöne Sinnlichkeit gegen die Dogmen und Abstractionen der Kirche mit der geistlich-scholastischen Wissenschaft. Die Troubadours zogen mit ihren Sängern, den Jongleurs, an den Höfen der Großen umher und sangen von den Heldenthaten ritterlicher Kämpfe, wie von der unerreichbaren Schönheit der Liebe. Die Cours d'amour, aus angesehenen Damen und Herren zusammengesetzt, entschieden

in den Wettkämpfen der Dichtung und der Waffenübung. Für Gesang und Musik überhaupt verwandelte Guido von Arezzo 1030 die gregorianische Benennung der Töne A B C D ꝛc., als er sein Tonsystem in Hexachorde statt der bis dahin gebräuchlichen Tetrachorde eintheilte, in die Silben do, re, mi, fa, so, la (Solmisation), und bezeichnete die Noten zuerst durch unter und über die Linien gesetzte Punkte. Auch die Schulen erhoben sich zu neuem Leben. Selbst Volksschulen traten auf, und namentlich werden um 1000 in den Diöcesen von Toul, Soissons, Verdun, Lüttich Kinderschulen genannt, in welchen Knaben vom siebenten Lebensjahre ab im Glauben und im Psalter unterrichtet wurden. Zugleich verbreitete sich eine gelehrte Bildung über Frankreich, und was Gerbert zu Rheims und Paris angefangen hatte, das führte Lanfranc (1005—1089) fort: vom Kloster Bec, wo er lehrte, von Poitiers, wo er gleichfalls auftrat, von Avranche, wo er eine Schule bildete, gingen eine große Anzahl von Aposteln seiner Scholastik in alle Gegenden, und um sie sammelten sich hunderte, ja tausende von lernbegierigen Schülern. Berühmte geistliche Schulen waren die Schule von Notre Dame in Paris, die von St. Genofeva und St. Victor an den Thoren von Paris, die unter Gerbert berühmte Kathedralschule zu Rheims, die in Chartres, Toul, Metz, St. Vincent ꝛc. In diesem neuen geistigen Leben lag auch der Grund, daß, während Deutschland in äußerem Aberglauben unterging, in Frankreich, besonders in der südlichen Gegend, die biblische und und sittlich-praktische Richtung der Waldenser sich verbreitete.

In **England** wurde durch Wilhelm von der Normandie eine strenge Feudalherrschaft eingeführt, in der alle höheren Vasallen Franzosen waren. Auch die französische Sprache war die der Vornehmen und der Schulen, wodurch die Landessprache allmählich umgestaltet, zur englischen Sprache umgebildet ward, in der die Namen der Naturgegenstände britischen, die einsilbigen Wörter und die Bezeichnungen der gewöhnlichen Lebensverhältnisse und des Verkehrs angelsächsischen, die politischen Kunstwörter und chevaleresken Ausdrücke normannischen Ursprungs sind. Der Bardenorden (— in Schottland und Irland sangen an den Höfen der Vornehmen die Barden, wie an denen der Skandinavier die Skalden —) wurde wieder hergestellt, und jeder Häuptling hatte seinen Bardenorden. Das geistliche Leben ordnete Wilhelm von Neuem. Vor seiner Ankunft war das Studium der heiligen Wissenschaften, sagt Wilhelm von Malmesbury, sowie die Uebung des religiösen Lebens gänzlich bei den Angelsachsen zerfallen. Die Kleriker gaben sich blos mit politischer Alltagsliteratur ab und vermochten kaum die latei-

nischen Worte des Meßbuches herzustammeln; wie ein Wunder ward angestaunt, wenn einer die Grammatik verstand. Die Mönche verhöhnten durch Anlegung feiner und üppiger Gewänder, durch Hintansetzung der Fastengebote die klösterliche Regel, und der Adel fröhnte dem Bauche und der Unzucht. Das Studium der lateinischen und griechischen Sprache war dem Erlöschen nahe. Die Normannen nun riefen die abgestorbene Religion wieder in's Leben. Ueberall entstanden Kirchen und Klöster. Das Land gelangte zu einem geistigen und geistlichen Aufschwunge, und Lanfranc war wie in Gallien so auch in Britannien der Schützer und Förderer dieses Lebens.

In den **Niederlanden** blühte, besonders seitdem der von Bruno begünstigte heilige Everaklus (Euraklus) 959—972 Bischof von Lüttich war, die Kathedralschule zu Lüttich, „gleichsam die Hochschule des ganzen nordwestlichen Deutschlands" und der Höhepunkt der niederländischen Schulen. Außer ihr zeichneten sich die Schulen zu Lobbes und Gemblours, zu Stavelot, St. Trond, St. Hubert, Waulsort, Brogne und die der Abteien St. Laurent und St. Jacob in der Diöcese Lüttich, die Schule zu Doornik, berühmt durch den Scholastiker Odon von Orleans, und in Flandern die der Klöster St. Peter und St. Bawo zu Gent, sowie die zu Thourout und Afflighem aus. Everaklus gründete in den Klöstern Schulen und forderte, daß sie auf ein klares und genaues Verständniß des Gelernten dringen sollten; denn er wolle lieber hundertmal das Unklare den Schülern erläutern, als sie beim halben Verständniß lassen. Weil es an Lehrern fehlte, führte er eine dem gegenseitigen Unterrichte ähnliche Methode ein. — In Lüttich lebte auch der aus Griechenland geflüchtete, von Otto I. liebevoll aufgenommene Bischof Leo, durch den das Griechische wesentlich in den Niederlanden gefördert ward, bis es durch die Vermählung Otto's II. mit der griechischen Prinzessin Theophania allgemeine Verbreitung erlangte. Endlich aber erhob Lüttichs Ruhm zur höchsten Höhe ein Glied der Familie Notker: der Familie, die über ein Jahrhundert eine Geburtsstätte von Gelehrten war, in der schon Notker Balbulus († 912) als Knabe geistliche Lieder und Gesänge verfertigte und später durch gründliches Wissen und durch sein frommes Beispiel auf die Jugend wirkte, — worauf dessen Zögling Notker Physikus durch seine Kenntnisse in Musik, Malerei, Schreibekunst und Medizin sich auszeichnete, — nachher dessen Neffe, der Abt Notker, für die Söhne seiner Vasallen und Edelknechte eine adelige Akademie errichtete, worin er sie ihrem Stande gemäß erzog, dem Fleißigen Waffen und Stoßvögel gewährte, die Trägen aber mit Ruthen züchtigte, — ein

Notker auch, Labeo (der Großlippige † 1022) in der Musik, Dichtkunst, Mathematik, Astronomie, heiligen Schrift, wie in der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache bewandert war und die deutsche Sprache vorzüglich durch seine Auslegung der Psalmen förderte. Notker von Lüttich war ein so eifriger Lehrer, daß er selbst auf Reisen mehrere Schüler mit sich führte und von seinem Kapellan unterrichten ließ. „Lüttich wurde durch ihn ein treffliches Seminar für Lehrer, die von da in verschiedene Provinzen von Frankreich, Deutschland und selbst in die Länder der Slaven geschickt wurden. Noch im 11. Jahrhundert fand in den Klosterschulen der Niederlande ein reges geistiges Leben statt." — In ihnen allen trat, dem Charakter der Niederländer gemäß, das klassische Element mehr zurück. Während in St. Gallen außer den kleinen Kindern kein Studirender von reiferen Jahren ein deutsches Wort sprechen durfte und die Schüler die Aufsätze sogleich lateinisch niederschreiben mußten, auch das ganze Leben ein solch' antikes Gepräge hatte, daß die christliche Kirche senatus populusque oder respublica, das Gewissen und der Teufel praetor, der Heiland Augustus und censor, die Kanzel rostra genannt wurden: fand man in den niederländischen Schulen, die von dem durch seine Strenge und Frömmigkeit einzig dastehenden, 909 durch den Grafen Wilhelm von Aquitanien gegründeten Kloster Clugny beeinflußt wurden, den Mittelpunkt der Thätigkeit in Uebung der christlichen Wissenschaft und der streng theologischen Disciplin. Lehrer und Schüler in den Niederlanden hielten sich strenggläubig an die kirchlichen Satzungen, und wie sie theoretisch den Glauben der Kirche ehrten, so strebten sie auch praktisch, der Kirche ihren Besitz ungeschmälert zu erhalten, weshalb von ihnen der Sinn für Kirchenrecht angeregt und gepflegt ward: Burchard, Bischof zu Worms, der Verfasser der zwölf Bände Decreta, war im Kloster Lobbes erzogen, und Algerus von Lüttich nimmt unter den kirchenrechtlichen Schriftstellern keine geringe Stelle ein. — Doch waren die Niederländer dem antiken Leben nicht gänzlich fremd, und namentlich mögen antiquarische Gegenstände — wie Cramer bemerkt — die Unterhaltung gebildet haben, wenn Mönche des einen Klosters die eines anderen, mit denen sie in Confraternität standen, besuchten, wie Lüttich mit Tours, St. Armand oder Elno mit den Kanonikern der Kollegiatkirche des heiligen Servatius zu Mastricht. Als die Hubertianer die Bewohner des Klosters Prüm im Trier'schen besuchten, ergingen sie sich in heiteren Gesprächen über die Treue und Verschwiegenheit des Papirius, die derselbe gegen seine Mutter beobachtete, über den goldenen Ring des Gyges nach Platons Darstellung, über die innige Freundschaft des Damon und Pythias.

Leidenschaftlich waren die niederländischen Mönche und Geistlichen dem Spiel ergeben: Wiebold, Bischof von Cambrai, erfand 964 deshalb, um dieser Neigung eine gute Richtung zu geben, das geistliche Spiel, ludus clericalis, wobei auf 56 Feldern eines Brettes 56 verschiedene Tugenden verzeichnet und numerirt waren, und der, welcher eine dieser Tugenden würfelte, sich dieselben nach Kräften eigen machen und überall bethätigen mußte. — Auf solchem Boden blühten die niederländischen Klosterschulen selbst noch im zwölften Jahrhundert, namentlich die im lätiensischen Kloster im Hennegau befindliche Schule, wo der Abt Wedrich 1124 durch seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit viele Schüler an sich zog, und das Kloster des heiligen Martin zu Tournai, wo der zu Orleans geborene und erzogene Odo oder Odoard seit 1109 Schüler aus Flandern, Burgund, Italien und Sachsen an sich zog und unter diesen allein 200 Kleriker zählte. —

Solche Klosterschulen waren jedoch nur noch Blüten des Spätherbstes. Die geschichtliche Zeit derselben war im 12. Jahrhundert bereits vorüber: von da ab war ihr Dasein nur noch ein Vegetiren. Die Disciplin, das wissenschaftliche Leben, die ökonomischen Zustände der Klöster verfielen fortan. In Fulda war schon im 11. Jahrhundert die Disciplin so gesunken, daß man sich nach England wandte und von dorther neue Pfropfreiser verschrieb. Corvey lag im 13. Jahrhundert sittlich und wissenschaftlich todtkrank darnieder. Lorsch war im 13. Jahrhundert sittlich und finanziell gänzlich zerrüttet. Von Clugny wußte man am Ende des 12. Jahrhunderts Sittenverderbniß und Unwissenschaftlichkeit nicht mehr abzuhalten. In St. Gallen konnten 1291 weder der Abt noch ein Mönch aus dem ganzen Kapitel schreiben, und in Monte Cassino fand Boccaccio im 14. Jahrhundert die einst so herrliche Bibliothek in so traurigem Zustande, daß die Bücher dick voll Staub, zum Theil von den Mönchen als Maculatur verkauft, das Zimmer ohne Thür und Schloß, in den Fenstern Gras gewachsen war. Die Ursache solchen Verfalls war der Reichthum der Klöster und damit die Bequemlichkeit, Habsucht und Lasterhaftigkeit der Mönche. Man nahm die Verrichtung der im 10. und 11. Jahrhundert aufkommenden mannichfachen religiösen Gebräuche, mit denen nicht geringe Einkünfte verbunden waren, zum Vorwand, um aus Mangel an Zeit dem mühseligen, und fast gar nicht einträglichen Geschäft des Unterrichtens sich zu entziehen. Bald verweigerte man gänzlich die Aufnahme von Knaben in den Klöstern, weil die Wildheit, das Lärmen und der Ungehorsam der zu erziehenden Jugend die Klosterruhe störe und die Mönche am Beten und Fasten hindere. Der Scholasticus sah außer-

dem sein Amt nur noch für eine Pfründe der Faulheit und Bequemlichkeit an: er verwaltete es deshalb nur dem Namen nach und bekümmerte sich weder um Schule noch Unterricht, sondern überließ die Sorge dafür Vikaren, die mehr oder weniger als Miethlinge handelten. Die Verwicklung der Kirche in weltliche Angelegenheiten einerseits und die Lossagung derselben vom Leben andrerseits beschleunigte daneben den Verfall. „Indem man nämlich die Kirche und Priester gar zu sehr in ein jenseitiges Gebiet zu versetzen und von allen weltlichen Banden loszulösen suchte, so glaubte man, das Schulehalten und Lehren schade nicht allein der Heiligkeit des mönchischen Lebens und entfremde dasselbe seinen reingeistlichen Uebungen, sondern es schade auch überhaupt die Wissenschaft und die geistige Aufklärung der Einfalt und der Unbefangenheit des Glaubens.“ Gregor VII. suchte aus diesem Grunde vom Studium des klassischen Alterthums abzumahnen. Desiderius, Abt von Monte Cassino, hob seine weltberühmte Schule auf, weil er die Strenge der Zucht unter den Mönchen zurückführen wollte; und die Schule zu Clugny, dessen Abte Hugo, dem Zeitgenossen Gregors VII., 10,000 Mönche gehorchten, und dessen Kloster zur Zeit Peters des Ehrwürdigen, des Zeitgenossen vom heiligen Bernhard, mehr als 2000 Abteien, Priorate, Dekanate, 514 Kirchen, Collegien und Klöster untergeben waren (— die Schule, aus der drei streng kirchliche Päpste, Gregor VII., Urban II. und Paschalis III. hervorgegangen waren —), ließ der Abt Peter der Ehrwürdige schließen, und damit begann der Verfall des Klosters. Die letzte und tiefste Ursache des Verfalls der Klosterschulen war dann der neue Geist der Zeit, der sich in der Scholastik, in den Universitäten, in der Kunst, Poesie und Literatur kundgab, und den sie nicht bewältigen konnten, obschon sie ihn mit vorbereitet und eingeleitet hatten: die Anfänge der Scholastik gingen von den Benedictinern Lanfranc und Anselm und ihrer Klosterschule zu Bec aus; die Gründung mehrerer Universitäten wurde von Gliedern des Benedictinerordens veranlaßt; und die deutsche Literatur und mittelalterliche Kunstentwicklung verlebte ihre erste Kindheit hinter Klostermauern.

Die Ursachen, welche die Klosterschulen zum bloßen Vegetiren herabdrückten, stürzten auch die Dom- und Stiftsschulen. Zum selbständigen Verarbeiten des Ueberlieferten und zum eigenen Schaffen, was von nun ab der Geist der Zeit verlangte, waren weder Kloster-, noch Dom- und Stiftsschulen die geeigneten Gefäße. Zwar traten die Kathedralschulen zur Zeit der Kreuzzüge noch einmal vor, und weil sie dem Leben näher als die Klosterschulen standen, eignete sich der Adel

vorzugsweise in ihnen seine geistige Bildung an. Zu Lüttich waren zur Zeit (1145) des Bischofs Alexander 9 Königssöhne, 14 Herzogssöhne, 30 Grafensöhne und 7 Freiherren und Ritter, die sich wissenschaftliche Kenntnisse aneignen wollten. Neben Lüttich traten besonders die Kathedralschulen zu Tournay (— an welcher der Bischof Stephan waltete, der 1197 verordnete, daß der Scholasticus und Hospitalarius oder der Spitalherr, dem die Aufsicht über die Kranken und Armen übergeben war, aus den Domherrn selbst erwählt werden müssen, und der festsetzte, daß der Scholasticus, wenn er länger als 20 Tage ohne Erlaubniß des Kapitels entfernt sei, seiner Pfründe verlustig gehe —), zu Mecheln und Utrecht hervor. Der Zusammenfluß der vielen Vornehmen daselbst machte jedoch das Leben der Geistlichen weltlich und förderte Reichthum und Ueppigkeit, so daß sich Scholastiker und Cantoren bald durch Adjutoren vertreten ließen, was um so mehr geschah, je mehr die jüngeren Söhne des Adels die besten Pfründen an den Kathedralen in Besitz nahmen, ja oft schon unmündige Kinder diese Stellen erhielten. Zu Trier waren die Kanoniker zuerst (977) ihrer regelmäßigen häuslichen Eingezogenheit (Clausur) müde geworden; sie wollten ihre Pfründen (praebenda) in Freiheit verzehren und zogen hin, wo ihnen ein Forst zum Jagen, eine Gegend zum Wohnen wohlgefiel. Die adligen Kanoniker behielten die alten Aemter gleichsam als kirchliche Lehngüter und persönliche Würden mit ihren Renten als Erbschaften ihrer Vorfahren bei und überließen die Arbeiten des Gesanges und Schulehaltens gleichsam als Afterlehen einem bürgerlichen Rector, Magister und Succentor gegen einige Brosamen, die von ihrem Tische fielen. Das gemeinschaftliche Leben hörte endlich ganz auf, als die Päpste und Fürsten anfingen, die Chorherrenstellen an ihre Günstlinge zu vergeben. Die alten Dom- und Stiftsschulen verfielen, und bei Anlegung von neuen Stiftern wurde weder das gemeinschaftliche Leben, noch die Unterhaltung von Stiftsschulen zur Pflicht gemacht. Zwar beschlossen noch einzelne Concilien, daß die Bischöfe und Domkapitel an ihren Kirchen einen Lehrer anstellen und ihm eine angemessene Präbende ausmitteln sollten, weil zu besorgen sei, daß es an Männern zur Besetzung der geistlichen Aemter fehlen werde. Doch die Beschlüsse verhallten, — an wenigen Dom- und Stiftsschulen nur wurde dem Rector eine eigene Präbende angewiesen, und wo es geschah, legte man mit dem kärglichen Gehalte noch die Verpflichtung auf, die Notariatsgeschäfte des Kapitels zu besorgen, auch wohl auswärtige Versendungen und Botendienste zu übernehmen, indeß man an andern Orten die Lehrer einzig und allein auf das einzunehmende Schulgeld anstellte. Den Scholaster vertrat nun

der rector scholarum, den Kantor der succentor — beide mit kärglichem Gehalt, wie mit kärglichen Kenntnissen.

Und doch wurde auf diese Weise die erste Veranlassung zur Entstehung eines eigenen Lehrerstandes gegeben und der Grund der Trennung der Schule von der Kirche gelegt, da der Lehrerstand fortan auf sich angewiesen war und sich aus sich heraus ausbilden mußte, wodurch er naturgemäß in Gegensatz mit der in Trägheit und Unwissenheit versunkenen Geistlichkeit trat. Stifts- und Klosterschulen vegetirten zum Theil zwar noch fort, waren aber an Hülfsmitteln wie an Lehrern so kläglich bestellt, daß man in ihnen nur Religionsunterricht und zwar Legenden der Heiligen und Grammatik vortrug, und zwar so trocken und geistlos, daß Luther die Schulen carnificinae (Schindereien) nennt. Der künftige Gelehrte fand in ihnen keine Nahrung mehr; er eilte sobald als möglich zur Universität, wo er unvorbereitet ankam und Jahre brauchte, ehe er wußte, wie und was er studiren wollte.

Mit dem Untergange der Kloster- und Domschulen stieg auch die katholische Kirche von dem Höhepunkte ihrer historischen Mission herab. Die Geistlichkeit verfiel von nun an wissenschaftlich und sittlich. Man forderte vom Geistlichen nicht mehr, als daß er die Evangelien und Episteln gut lesen, das athanasianische Glaubensbekenntniß wissen und singen, die Teufelsbeschwörungen und Gebete über die Katechumenen hersagen könne. Und doch war das auch noch zu viel verlangt. Eine Synode zu Exeter machte es 1287 den Archidiakonen zur Pflicht, bei den Predigern umzufragen, ob sie die zehn Gebote wüßten und verständen. — Unter solcher Leitung mußte der Gottesdienst und das Kirchehalten zum mechanischen Geschäft herabsinken. Mechanisches Fingerspiel des Rosenkranzes zu Gebeten, Knien, Bücken, Niederfallen zur Erde, trockne und nasse, laute und stille Messen, Aufstellung des Venerabile und der Reliquien, Räuchern, Klingeln, Singen: damit wurde der Gott, der ein Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet werden will, verehrt. Durch Ungeschmack wurden die heiligen Stätten verunziert, und der Pöbel wurde von der Kanzel mit den plumpesten Späßen amüsirt. Ein Kapuziner erzählte am Ostertage von der Kanzel: „Als der Auferstandene an die Pforte der Vorhölle mit seinem Kreuze anklopfte, hielten zwei Teufel ihre langen Nasen statt der Riegel vor; der Herr aber klopfte dergestalt auf dieselben, daß beide ihre Nasen unter furchtbarem Gebrüll im Stich ließen." Ein anderer Geistlicher trat mit einer Courierpeitsche auf die Kanzel, ließ sie dreimal erknallen und sprach dann: „Was wollt's, Courier?" „Christus ist erstanden!" „Woher?" „Vom Hofe!" „Glaub's nit!"

Dreimaliger neuer Peitschenknall. „Was ist's, Courier?“ „Christus ist erstanden!“ „Woher?“ „Aus der Stadt!“ Glaub's nit.“ Nach erneutem dreimaligen Peitschenknall wird endlich dem Courier geglaubt, weil er „aus der Kirche“ kommt. Gailer von Kaisersberg, Maillard und Menot in Paris, Camus, Bischof von Bellay, der Dominikaner Barletta und der Pater Abraham a. St. Clara waren auf diesem Felde die Hauptanführer. Barletta, von dem man sagte: nescit praedicare, qui nescit barlettare — führte z. B. Jesum ein, wie er Verschiedene abwies, welche seiner Mutter die Auferstehung melden wollten, — den Adam, weil er gern Aepfel esse und unterwegs sich aufhalten möchte, den Abel, weil Kain ihn auf der Reise todtschlagen könnte, den Noah, weil er in einem Gasthause sitzen bleiben dürfte, den Johannes den Täufer, weil Maria vor seinem wilden Aufzuge leicht sich entsetzen möchte. Endlich wählt er einen Engel, der da spricht: „Coeli regina, laetare. Alleluja! resurrexit, sicut dixi! Alleluja!“ — **Die Narrenfeste,** die ursprünglich zur Erhöhung der christlichen Weihnachtsfreude den heidnischen Gottesdienst travestiren sollten, wurden jetzt, wo das Heidenthum aus der Erinnerung des Volkes geschwunden war und also auch die Travestien darauf keinen Reiz mehr haben konnten, auf die christlichen Religionsgebräuche übertragen. Aus Kirchendienern und anderen jungen Leuten ward ein Narrenbischof erwählt, der in der Kathedralkirche feierlich eingeweiht wurde, mit seinen Narrendiakonen eine possenhafte Narrenmesse hielt und dem schaulustigen Volke die Benediction ertheilte, wobei Masken an heiliger Stätte unter obscönen Gesängen und üppigen Tänzen Possenstreiche übten, indeß der wirkliche Bischof mit den Priestern zusah, ja diese in der Stadt Sens sogar während solcher Zeit auf dem Hochaltar Würfel spielten. — Aehnlich **das Eselsfest,** welches die Flucht Christi nach Aegypten persiflirte und an welchem (in Anknüpfung an die mosaische Erzählung von Bileams Eselin) ein Esel mit geistlichen Gewändern angethan, eine reichgeschmückte Jungfrau obenauf, unter Begleitung des Klerus in die Kirche geführt, vor den Hochaltar gestellt und zum Knien genöthigt wurde, warauf man ein Hochamt hielt, dessen Schlußgesang hieß:

Amen dicas, Asine!
Jam satis ex gramine
Amen, Amen, itera
As, sternare vetera
Hé, Sire Ane, Hé!

Nach diesem Liede wieherte der Priester statt des Segens dreimal wie ein Esel, und das Volk antwortete darauf mit Wiehern im Chore.

— Als mehrere Päpste auf Concilien diese Feste verboten, erklärten die Verehrer derselben die Feier für eben so heilig, als das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä. Das Papstthum konnte der Verhöhnung des Heiligen eben so wenig, wie der klerikalischen Sittenlosigkeit Einhalt gebieten. Um 1273 prahlte ein Bischof von Lüttich an offener Tafel, daß er eine schöne Aebtissin als Beischläferin halte und daß ihm von anderen Weibern binnen zwei Jahren 14 Kinder geboren seien; und im 13. Jahrhundert achtete man diejenigen Geistlichen für tugendhafte Männer, welche sich Dirnen im Hause hielten. Gab es doch aber auch zuletzt einen Papst (— Alexander VI. —), der nicht blos die Büchercensur einführte und der nicht allein mit dem Sultan einen vertrauten Bund gegen Frankreich schloß, sondern der auch aus reinem Vergnügen falsch und scheinheilig war, der gegen Niemanden als gegen seine geliebte Rosa Vanozza und ihre Kinder schwach sich zeigte, und der mit seiner Tochter Lucrezia Blutschande getrieben haben soll. Natürlich konnte unter solchen Umständen auch die Kirche an dem Anspruche der Gutsherren auf das Recht der ersten Nacht und der dafür erhobenen Steuer keinen Anstand nehmen. In Schenken, wo sie liederlichen Tänzen beiwohnten, versetzten die Geistlichen Kirchengeräthe, wenn ihnen der Schacher mit Ablaßzetteln und mit Reliquien nicht Geld genug einbrachte. Der Reliquenhandel wurde dabei auf die unverschämteste Weise betrieben. Knochen, Kleiderfetzen, sogar die Milch der Gottesmutter wurden zur Erbauung des Volkes auf den Altären ausgestellt und an das Volk verhandelt, das für solche ihm vorgespiegelte Heiligthümer, sowie für die Loskaufung von den himmlischen Strafen, sein sauer erworbenes Gut hingab. Denn der Aberglaube des Volks war in schwellenden Fluthen angewachsen. Von ihm geleitet, zogen im Jahre 1260 lange Züge von Büßenden in Italien herum — bis zum Gürtel entblößt, mit verhüllten Häuptern, Bußpsalmen anstimmend, bis auf's Blut sich geißelnd, und dieser religiöse Wahn verpflanzte sich auch nach Deutschland, als 1348—50 „der schwarze Tod", der allein von den Minoriten 124,434 Mönche wegraffte, daselbst die Gemüther verwirrte. Das war die Zeit, wo im südwestlichen Deutschland eine ekstatische Tanzepidemie herrschte, deren Reigen die zuchtlos Entblößten in Krämpfen von Wollust und Schmerz in den Gassen der Städte aufführten, und wo im wild aufgeregten Fanatismus die Judenschlächtereien ihren gräßlichen Höhepunkt erreichten, so daß allein „der Edle von Rindfleisch" 1298 zu Würzburg und Nürnberg 100,000 Juden erschlug, darum daß sie die große Bosheit getrieben mit unsres Herrn Leichnam." Außerdem war das Volk gehetzt

und geängstigt durch den Teufel, den die wahnhafte Einbildung mit Hörnern, als Bock, Kröte ꝛc. erscheinen ließ. Im 10. und 11. Jahrhundert schon war man auf diesem Wege so weit gekommen, daß ungewöhnliches Maß von Kenntnissen als Werk des Teufels, der schwarzen Kunst, verfolgt, ungewöhnliches Maß von Unwissenheit und Stumpfsinn als Attribut der Heiligkeit und Wunderthätigkeit verehrt wurde. Während sich der Wunderglaube, gefeit durch die Weihe der Kirche, von Zeit zu Zeit an einer blutenden Hostie weidete, an Wunderkuren durch Weihwasser ꝛc. erbaute, machte der Wahn das Gemüth erbeben vor Daumen der Gehängten, vor Zeddeln des Henkers zum Schußfestmachen ꝛc., vor den Hexen vor allem, deren Vertilgung durch die Bulle (— Summis desiterantes —) von Innocenz VIII. im Jahre 1484 angeordnet wurde. Hexenprocesse und Ketzergerichte (— Innocenz III. führte zur Vertilgung der Ueberreste der Albigenser die Inquisition ein —) wurden die Festtage der Zeit. Die Dominikaner hatten das Amt, überall Ketzer aufzuspüren, zu verhaften, mit der Folter zu inquiriren, zu verurtheilen und in ewige Gefangenschaft oder auf den Scheiterhaufen zu liefern: der Höhepunkt der Barbarei, der zu Spanien in Torquemada erreicht ward, als unter seiner Oberleitung das heilige Officium von 1481—1488 10,000 Personen lebendig und 6000 in effigie verbrannte, 97,000 aber zu Freiheitsstrafen mit Güterconfiscation verurtheilte. Aberglaube, Wahn, Schrecken und Entsetzen auf der einen Seite und Sinnlichkeit und Sittenlosigkeit andrerseits waren der Charakter der Menge. Selbst die Frauen sanken in den Abgrund. Die zügelloseste Geschlechtslust grassirte in Italien wie in Deutschland, und in den süddeutschen Städten nicht mehr, als in den norddeutschen. Dem häufig vorkommenden Aussetzen von Kindern mußte man mit Errichtung von Findelhäusern (Nürnberg hatte im Anfang des 16. Jahrhunderts ein solches; in Mailand war bereits 787 eins gestiftet) zu begegnen suchen. In Frankreich und Italien zogen fahrende Frauen umher und verlockten Männer und Jünglinge; in Frankfurt a. M., in Bologna ꝛc. sahen zahlreiche Dirnen, heimlich sogar junge Ehefrauen, Männer bei sich; seit dem 14. Jahrhundert wurden öffentliche Frauenhäuser mit Genehmigung der Obrigkeit errichtet.

Bis zu diesen Tiefen und moralischen Abgründen hatte die Kirche geführt, die statt des Einen Mittlers zwischen Gott und dem Menschen eine Priesterkaste eingeschoben hatte, welche mit besondern Privilegien von Gott betraut zu sein vorgab und die von dem Volke passive Unterwerfung verlangte, — eine Kirche, die an die Stelle des Volkes von Brüdern eine absolute geistliche Monarchie stellte und den Hohenpriester

des lebendigen Gottes mit dem stolzen Haupte von Rom vertauschte, — eine Kirche, die das Grundprincip des Christenthums, die Rechtfertigung durch den Glauben, demgemäß der wahre Glaube eine durchaus persönliche That und die Bedingung der gänzlichen Erneuerung des Menschen ist, zurückschob hinter die Pönitenzen, die mit dem Charakter selbständig verdienstlicher Werke auftraten, sowie hinter den Schatz, den die Kirche von den mehr als nothwendigen guten Werken der Heiligen aufbewahrte und für den sie Taxen decretirte, — eine Kirche, die den Himmel mit Heiligen bevölkerte, den Athem des Herrn, im Handschuh des Nicodemus aufgefangen, in Verwahrung hatte und am Hute eines Ablaßkrämers eine Feder, gezogen aus einem Flügel des Erzengels Michael prangen ließ, — eine Kirche, die alles innere Leben durch Aeußerlichkeiten verdrängte — — — wo sollten in solcher Kirche Wissenschaft und Sittlichkeit gedeihen können? — —

Im Allgemeinen wird die Menschheit in ihrem sittlichen und intellectuellen Auftreten durch die in ihrer Zeit herrschenden sittlichen und intellectuellen Begriffe geleitet. Natürlich werden sich Einzelne über diese Anschauungen erheben, wie Andere hinter ihnen zurückbleiben. Aber solche sind Ausnahmen von der Regel, und die Mehrzahl, die sich weder im Guten noch im Bösen besonders auszeichnet, weder sehr klug noch sehr dumm ist, wird unwillkürlich von der sittlichen Regel und Geistesbildung ihres Landes und ihrer Zeit fortgezogen. Denn, sagt Lasaulx, im Ganzen und Großen des Völkerlebens herrscht überall der Naturtrieb vor, nicht die individuelle Willkür: wie ein Jeder die Sprache seines Landes und seiner Zeit spricht, so denkt er auch nach deren System, zu Constantinopel muhamedanisch, zu Petersburg griechisch-katholisch, zu Rom römisch-katholisch, zu Berlin protestantisch. Dieser Zeitgeist selbst aber ist nichts Festes und Fertiges. Er ist nie ganz der nämliche in den Ländern, die sich am ähnlichsten sind (Land und Leute, Natur und Geschichte, Physik und Ethik stehen in innigster Wechselwirkung), oder in zwei aufeinander folgenden Generationen desselben Landes. Was in einer Periode als Widersinn und Ketzerei angefeindet ward, begrüßte eine andere Zeit als die Wahrheit. Die Unstetigkeit in dem Maßstabe menschlicher Handlungen hängt ab von den sich verändernden geistigen und sittlichen Anschauungen der Menschen und Zeiten. So lange dieses Naturgesetz des Geistes nicht erkannt ist, wird man anderen Menschen um so mehr seine eigene Ansicht aufzwingen, je mehr man selbst von ihr durchdrungen ist: — der Grund zu religiösen Verfolgungen, und diese der Grund zu Betrug als täglichem Handwerk, zur Heuchelei als Gewohnheit des Lebens, zu Laster und Irrthum. — Das Christenthum

in heidnisch-antiken Formen war an Völkerschaften heran gekommen, die einem bildungsfähigen Rohstoffe glichen. Die lateinische Sprache und fremdartige Bildung schien über den sterbenden Volksgeist (im 10. Jahrhundert) den Sieg davon zu tragen. Aber sie sollten nur ihre bildende Kraft an der formlosen Natur bewähren. Der germanische Geist wurde in Bewegung gesetzt durch die Einwirkungen eines von außen an ihn herantretenden geistigen Lebens, wußte aber diese Einflüsse im Laufe der Zeiten zu assimiliren, trieb neues Leben aus sich selbst heraus und wurde endlich die verjüngende Kraft des geistigen Lebens der Menschheit.

---

3. Das Laienthum und seine Erziehung.

20.

Die Kreuzzüge und die Oberherrschaft des germanischen Geistes über die romanische Weltanschauung.

Nachdem das Germanenthum mit dem Christenthume erfüllt war, suchte es sich von der Knechtschaft, in der es das Römerthum gefangen hielt, zu befreien. Es trat damit eine neue Geschichtsperiode ein: die Periode, in der an der Stelle der Geistlichkeit das Laienthum die Herrschaft übernahm. War die scholastisch-geistliche Periode ein Ueberwiegen des Romanismus über den Germanismus gewesen; so erlangte mit der Herrschaft des Laienthums der Germanismus über den Romanismus das Regiment. Das Ritterthum und das Bürgerthum sind die Kämpfer, die dem Germanismus den Sieg zu verschaffen streben, indem sie an die Stelle des Geistlichen den natürlichen Menschen zu setzen suchen. Unter ihrer Regierung wird das gedankenlose Aufnehmen des Kirchenglaubens von der Scholastik und Mystik, die geistliche Poesie vom Minne- und Meistergesang, die byzantische von der germanischen Baukunst, die lateinische Sprache von den Nationalsprachen verdrängt. Es beherrscht zwar auch jetzt noch und zwar erst recht die Romantik die Welt, aber es herrscht im Prozesse derselben das Subject über das Object, während in der scholastisch-geistlichen Zeit das Object im Vordergrunde stand; und wenn vormals allein der Glaube als Parole galt, so treten von nun ab neben dem Glauben Liebe und Leben mit ihren Rechtsansprüchen auf. Auch geht noch die Entwicklung des Ritterthums, wie der Beginn der Kreuzzüge, von dem romanischen, vorzüglich keltisch-romanischen Typus aus, der dazu durch seine physikalischen und etnographischen Einflüsse, durch die Beschaffenheit des Landes und des Himmels, durch die Nachbarschaft Spaniens und Italiens prädestinirt war. Doch konnte

das Ideal des Ritterthums nur durch den Einfluß des germanischen Geistes in Gedanken wie in der That zur Wirklichkeit gelangen. Denn Kampf und Waffen sollten nun wieder, wie in der alten germanischen Zeit, die einzige rechte Beschäftigung des Mannes bilden; nur daß sie nicht mehr der Bethätigung der persönlichen Kraft, sondern dem ausschließlichen Dienste allgemeiner Ideen gewidmet waren. Daß das Ritterthum eine reale Macht in der Geschichte werden konnte, ist der Beweis, wie weit bereits der germanische Geist zur Herrschaft gelangt war, und wie weit er bereits auch den Idealismus des Christenthums in sich verarbeitet hatte.

Die klassische That des Ritterthums sind die Kreuzzüge. Ihre historische Bedeutung hat wahrhaft groß Hegel entwickelt, wenn er sagt: „Die Christenheit hatte mit der Eroberung des heiligen Landes ihr religiöses Bedürfniß befriedigt, sie konnte jetzt in der That ungehindert in die Fußtapfen des Heilandes treten. Ganze Schiffsladungen von Erde wurden aus dem gelobten Lande nach Europa gebracht. Von Christus selbst konnte man keine Reliquien haben, denn er war auferstanden: das Schweißtuch Christi, das Kreuz Christi, endlich das Grab Christi wurden die höchsten Reliquien. Aber im Grabe liegt wahrhaft der eigentliche Punkt der Umkehrung, im Grabe ist es, wo alle Eitelkeit des Sinnlichen untergeht. Am heiligen Grabe vergeht alle Eitelkeit der Meinung: da wird es Ernst überhaupt. Im Negativen des Sinnlichen ist es, daß die Umkehrung geschieht und sich die Worte bewähren: „Du lässest nicht zu, daß Dein Heiliger verwese." Im Grabe sollte die Christenheit das Letzte ihrer Wahrheit nicht finden. An diesem Grabe ist der Christenheit noch einmal geantwortet worden, was den Jüngern, als sie dort den Leib des Herrn suchten: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Das Princip eurer Religion habt ihr nicht im Sinnlichen, im Grabe bei den Todten zu suchen, sondern im lebendigen Geist bei euch selbst. Die Christenheit hat das leere Grab, nicht aber die Verknüpfung des Weltlichen und Ewigen gefunden und das heilige Land deshalb verloren. Sie ist praktisch enttäuscht worden, und das Resultat, das sie mitbrachte, war von negativer Art; es war, daß nur das subjective Bewußtsein und kein äußerliches Ding das natürliche Dasein ist. Das war das absolute Resultat der Kreuzzüge, und von hier fängt die Zeit des Selbstvertrauens, der Selbstthätigkeit an. Das Abendland hat vom Morgenlande am heiligen Grabe auf ewig Abschied genommen und sein Princip der subjectiven unendlichen Freiheit erfaßt." Die Kreuzzüge — so fügen wir hinzu — brachten Völker, Stämme und Stände

und von allen Seiten die Stammesgenossen zusammen und durch einander. Die Begeisterung für eine Idee, die Opferwilligkeit, in einer großen That alle Schlacken des vergangenen Lebens abzuwerfen, die Befriedigung der ritterlichen Thatenlust, die Romantik der Gefahren und der Abenteuer, das Sehnen und Hinausstreben in das Zauberland der Wunder, die fortdauernde Gespanntheit der Gemüther: das Alles wandelte das Leben im Innersten um und rief ein neues Denken und Fühlen hervor. 50 Jahre nach Beginn der Kreuzzüge (Friedrich I.) war deshalb auch in Deutschland eine ganz neue Welt fertig: ein schwärmerisches Jünglingsleben, dem mit einem Schlage das Verständniß der Schönheit aufgegangen war, das in Dichtung und Kunst seinen Ausdruck fand. Das sich der Sündhaftigkeit bewußte Gemüth sah in den Kreuzzügen einen Weg,

„Auf dem der Mensch, wie schwer er sich vergangen,
Folgt er nur fromm, Vergebung soll erlangen."

In diesem Sinne singt auch ein Troubadour:

„Für edel gilt kein Held in dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies."

Im Anfange schien freilich die Hierarchie durch die Kreuzzüge erst zu ihrer höchsten Höhe zu gelangen. Alle Könige und Kaiser, die nach dem heiligen Lande zogen, gingen und stritten daselbst im Namen des Oberhauptes der Kirche, um als Vasallen für dasselbe zu erobern: der Papst erschien damals als oberster Herr aller Könige und Reiche der Welt, und sie alle waren tributpflichtig an Rom, welches dadurch, daß die von den Christen zur Eroberung des heiligen Grabes beigesteuerten Gelder in die römische Kasse flossen, auch der Mittelpunkt der weltlichen Schätze der Christenheit ward. So gelangte Rom zum Gipfel seiner Macht, als dessen kräftigster Inhaber Innocenz III. dasteht, der, ein reichbegabter, fester Geist, keine anderen Gedanken, als Befestigung des Kirchenstaates, die Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft, die Rettung der Kirche im Morgenlande, die päpstliche Bevormundung des christlichen Staatenvereins, die Ausrottung der Ketzer und die strenge Ordnung der Kirche hatte, und der sich auf dem Gipfel seiner Macht mit der Sonne vergleichen konnte, von der das Königthum, der Mond, sein Licht zu Lehn trägt. Er war ein Mann von großer wissenschaftlicher Bildung, schrieb selbst ein Werk über Fürsten=

erziehung, wandte besonders der Universität Paris und den Kathedralschulen seine Thätigkeit zu und verordnete 1215 auf dem lateranensischen Concil, daß bei allen Kathedralen Lehrer der Grammatik und Lectoren der Theologie angestellt würden, damit nicht ferner ein Mangel an wissenschaftlicher Ausbildung stattfände. — Aber doch waren die Kreuzzüge die erste große That des germanischen Geistes gegen die römische Kirche. „In den einzelnen Zügen des ritterlichen Ideals, sagt Rückert, steht dieser selbstwüchsige germanische Typus oft im directesten Gegensatz mit der kirchlich-christlichen Weltanschauung und deren Idealen. Schon daß Laien, wie die Ritter waren, ihre liebste Beschäftigung, den Kampf im physischen Sinne, zum höchsten von allen guten Werken erheben, und daß die Kirche, deren höchstes Werk bisher das passive Martyrium war, diesen Kampf anerkennt, ja Propaganda dafür macht, ist das Zeichen, daß sich das bisherige Verhältniß von Romanismus und Germanismus umgekehrt hat. Und wenn sich diese Kirche in Innocenz auch noch so hoch erhoben hatte, — gerade das, worin sie ihren Triumph sah, die Eroberung des heiligen Landes, wurde ihr Untergang. Macht und Reichthum der Kirche hatten sittliche Entartung und Verweltlichung des Klerus zur nothwendigen Folge: so erzeugten die Kreuzzüge den innern Feind, welcher der kräftigste Bundesgenosse des von ihnen hervorgerufenen äußeren Feindes wurde. Die Berührung mit den Muhamedanern nämlich und mit deren skeptischen Philosophie weckte in der Kirche den Gegner der Kirche, mit welchem sie von nun ab den unversöhnlichen Kampf der Vernichtung zu führen hatte. Die Christen kämpften mit den Muhamedanern; sie standen aber zugleich auch in freundlichem Verkehr mit ihnen. Tausende von Christen hielten sich an den maurischen Höfen auf, halfen von da sogar ihre Landsleute bekriegen; wiederum verkehrten eben so viele Muhamedaner unter den Christen. Kriegsgefangene vermittelten eine Art geistigen Tauschhandels, und italienische Schiffe holten aus der Levante Gewürze, Seide und Metalle. Damit aber hielt auch ein neuer Geist, der Geist allgemeiner Freigeisterei in Europa seinen Einzug. Die Templer, unabhängig durch eigene Macht und päpstliche Privilegien, stellten sich Bischöfen und Königen feindselig gegenüber und vereinigten mit christlichem Leben und Glauben saracenische Ueppigkeit. Johann ohne Land schickte, ehe er sein Land vom Papste als Lehen nahm, an den muhamedanischen Herrscher Muhamed al Nassir und wollte diesem, wenn er durch ihn in den Besitz seines Reiches gesetzt würde, tributpflichtig werden, das Christenthum, das er für eine bloße Erfindung halte, abschwören und den Islam annehmen. Friedrich II.

stand mit allen muhamedanischen Herrschern im freundlichsten Verkehr, empfing vom Oberhaupte der Assassiden in Syrien Gesandtschaften und schloß mit dem Fürsten von Tunis einen Vertrag auf vollkommen gegenseitige Handelsfreiheit; er stellte aber auch den Grundsatz auf, daß der Mensch nur glauben dürfe, was er aus Natur und Vernunft beweisen könne, und leugnete deshalb die Geburt Christi aus einer Jungfrau als etwas sich in sich Widersprechendes; ja er soll sogar geäußert haben, daß Moses, Christus und Muhamed die drei größten Betrüger in der Welt gewesen seien, wie er auch beim Anblick eines Priesters, der mit dem Allerheiligsten zu einem Kranken ging, ausrief: Wie lange wird dieser Betrug noch dauern? und beim Einbruch der Mongolen in Deutschland unumwunden erklärte, daß er keine Lust habe, sich der Christenheit gegen die Heiden anzunehmen, so lange ihm das Oberhaupt der Ersteren mehr Verdruß mache, als alle Tartaren.

Eine neue Bildung ward von den Kreuzzügen aus die geistige Atmosphäre der Zeit. Der allgemeine Gesichtskreis war über die bisherigen Schranken, in denen die Völker isolirt neben einander gelebt und nur einzelne Menschen das Leben und Treiben außerhalb der Heimat kennen gelernt hatten, erweitert: Engländer, Franzosen, Deutsche &c., das Abendland und das Morgenland berührten sich und rissen die einzelnen Nationen aus ihrer Beschränktheit, erfüllten sie mit neuen Lebensanschauungen und Lebensrichtungen. Die gemüthvollen Deutschen gingen mit den phantasiereichen Franzosen und Italienern und kamen vereint nach Constantinopel, dem Zufluchtsorte der alten Kunst, und von da in das heilige Land, das reich an köstlichen Gaben der Natur, wie an Wundern der heiligen Geschichte war. Da mischte sich orientalische Gluth und christlicher Glaube, – ein Amalgamationsprozeß, der nach allen Richtungen hin neues Leben zeugte und das Abendland mit griechischer und arabischer Sprache, Philosophie, Dichtkunst, Märchen- und Sagenwelt, Mathematik, Arzneikunde, Baukunst, Malerei und Sitten bekannt machte, damit aber die eigene Kunst und Wissenschaft wunderbar erfrischte. Noch mehr. Die verschiedenen Stände ein und desselben Volkes waren in den Kreuzzügen zu einem Ziele und durch ein Streben vereint, — das heilige Land mit eigenen Augen zu schauen. Und indem sie alle geistigen Zielen zueilten, und nach Bildung und Einsicht strebten, mußte, — wie Cramer mit Recht bemerkt – der ganze bisherige Bildungsstand verändert werden, mußten für denselben neue Bahnen sich eröffnen, mußte die Geistlichkeit das Reich des Geistes, das sie bisher allein beherrschte, auch mit Andern theilen. „Die Kreuzzüge sind eine Reaction des Laienthums gegen den

Klerus, der Sinne gegen den Geist, des Schauens gegen den Glauben, der That gegen das Wort." Von nun ab konnte nicht mehr die lateinische Sprache das Vehikel der Bildung und der Wissenschaft sein: weil nicht mehr die Geistlichkeit im Alleinbesitz der Bildung war: in der heimischen Sprache ertönte der Gesang, wie in ihr die Kreuzfahrer von sich den Ihrigen Kunde sandten; es gab verschiedene Uebersetzungen aus einer neuen Sprache in die andere; Italiener und Deutsche dichteten in zwei Sprachen; an den Höfen der Fürsten wurden Söhne und Töchter angehalten, vor allem die französische Sprache zu erlernen, weil sie sich als bestes Verbindungs- und Vermittlungsglied darbot und weil die neue Richtung des christlichen Ritterthums zunächst von Frankreich ausging. Mit der alten Sprache fiel aber auch die alte Religion; das Christenthum stieg aus der jenseitigen Welt hernieder in die diesseitige, aus der Kirche in das Herz, aus dem Reiche der Vorstellungen in das Gemüth der Menschen. Da erst ward die Sinnlichkeit von der Innerlichkeit der Religion durchglüht, und „diese schöne und fromme Innigkeit, dieses menschliche Fühlen im Widerscheine des Geistlichen, diese schöne Menschlichkeit im Lichte des Himmlischen, dieser Frauendienst, im innigen Bunde mit der gerade damals zur höchsten Blüte entfalteten Verehrung der Maria, bewirkte, daß das tiefste und heißeste Gefühl des Menschen, die irdische Liebe zur himmlischen sich verklärte, und daß dadurch die Frauen gleichsam mit einem irdischen Heiligenscheine umgeben wurden." Eben so in der Wissenschaft. Früher war die Theologie die einzige Wissenschaft, und die ihr untergebene Philosophie beschäftigte sich nur mit Logik und Metaphysik; die Naturwissenschaften hingegen waren geächtet, und die Geschichte bestand in Legenden. „Jetzt sind die Geschichtsschreiber nicht mehr Mönche, welche in ihrer Zelle mit den alten Worten neue Sachen schief und ungeschickt darstellen; es sind Welt- und Geschäftsmenschen, welche, was sie erlebten und wobei sie selbst meist handelnd auftraten, klar und im Zusammenhange erzählen." Die Philosophie emancipirt sich fortan von der Theologie, und auf der Universität zu Paris wird 1270 diese Trennung in zwei verschiedenen Facultäten verkörpert. Dazu trug wesentlich die aus näherer Bekanntschaft mit der arabischen Cultur hervorgehende Verbreitung der aristotelischen Schriften bei, der Friedrich II. und sein Sohn Manfred aus allen Kräften Vorschub leisteten, indeß ihr Innocenz III. mit aller Macht widerstrebte. Ungefähr um 1240 wurden durch Wilhelm von Auvergne auch die physischen Schriften des Aristoteles bekannt, und damit beginnt die Erkenntniß und Betrach-

tung der Natur als einer göttlichen Offenbarung, bis Raimund von Sabunde die gesammten Lehren des Christenthums aus den Gesetzen der Natur und des menschlichen Geistes zu begründen sucht. Mit der Natur fängt auch der Staat an, auf unmittelbare Berechtigung Anspruch zu machen; zur Begründung derselben wird die aristotelische Politik gründlicher behandelt. In der Kirche selbst traten den Dominikanern, deren Hauptbestreben die Vertheidigung der Orthodoxie und der päpstlichen Allgewalt war, die durch Franz von Assisi († 1226) gegründeten Franziskaner oder Minoriten entgegen, welche die letzte Entscheidung des Papstes verwarfen, im 14. Jahrhundert auf ein allgemeines, über dem Papste stehendes Concil drangen und im Dogma die semipelagianische Richtung verfolgten. Sie gehörten somit selbst zu den Ketzern (Katharer, d. h. Reine; daher gazzari Ketzer), die sich seit dem 11. Jahrhundert überall in Frankreich, in Aquitanien, in Orleans, Arras, Lüttich zeigten und die der Hierarchie und den kirchlichen Gebräuchen entschieden abgeneigt waren, worauf im 12. und 13. Jahrhundert die Albigenser und Waldenser das Evangelium gegen die Kirchensatzung hielten und leugneten, daß die römische Kirche die Kirche Christi sei. Auch die politischen Verhältnisse endlich erlitten eine wichtige Veränderung. Das Ritterwesen bildete sich während der Kreuzzüge in seiner Eigenthümlichkeit aus, und die Städte nahmen einen neuen Aufschwung. — Hinter alle dem aber blieb die Erziehung nicht zurück. Die Kirche selbst raffte sich in Folge der Kreuzzüge wieder auf und sorgte für Volksbildung. Die Dominikaner wirkten erfolgreich als Lehrer (— zu Anfang des 13. Jahrhunderts errichteten sie die Thomasschule zu Leipzig —), und die Franziskaner suchten auch unter dem niederen Volke Einsicht zu verbreiten. Die Kirchenversammlung zu Biterre beschloß 1246, daß die Knaben, sobald sie sieben Jahr alt seien, an Sonn- und Festtagen zur Kirche gesandt und im katholischen Glauben, besonders im Vaterunser, im Glaubensbekenntniß und in der Begrüßung der Maria unterrichtet werden sollten. — In den verschiedenen Ständen schossen neue Bildungstriebe auf. In Deutschland wirkte der wissenschaftliche Sinn der höheren Stände, die Kunst 2c. vortheilhaft auf das Volk. In Frankreich wurden unter Ludwig VI. und VII. (1108—1180) neue Schulen angelegt und die alten verbessert. In den Niederlanden blühten die Domschulen. In England war durch Wicliffe die heilige Schrift übersetzt und damit, was bisher der Geistlichen und Kirchenlehrer hohes Eigenthum war, zum Gemeingut der Laien gemacht. Selbst in Rußland hatte Czaar Wladimir um 998 durch griechische Architekten Tempel, Schulen und

Erziehungshäuser bauen lassen, für den jungen Adel Lehrer aus Griechenland berufen und geboten, daß nöthigenfalls den Eltern ihre Kinder mit Gewalt genommen und in die Erziehungshäuser gebracht werden sollten, worauf sein Sohn, der Despot Jaroslav, in Nowgorod ein Erziehungshaus für 300 Söhne der Starosten und Priester errichtete und mehrere Kirchen mit reichen Einkünften unter der Bedingung gründete, daß die Geistlichen sich des Volksunterrichts fleißig annehmen. Vorzüglich aber waren es die Ritter und die Städte, die eine neue, von der Kirche sich emancipirende Erziehung verfolgten.

A. Das Ritterthum und seine Erziehung.

21.

Die Gestaltungen des Ritterthums.

Der sich vom Romanismus frei machende christlich germanische Geist, welcher auf dem Throne seine Repräsentanten in dem durch kriegerische Tugend und Hoheit der Gesinnung, sowie durch unaustilgbaren Hang und Drang nach idealer Heldengröße sich auszeichnenden Hause der Hohenstaufen hat, erscheint zuerst im **Ritterthum**, der jugendlichen Lebenspoesie der germanischen Völker, — im Ritterthum der That; der ritterliche Held, — im Ritterthum des Gedankens; der philosophische Scholastiker, — im Ritterthum der Kunst; der Minnesänger und der germanische Architekt. —

1. **Die Scholastik** tritt als das Ritterthum der Theologie auf. Sie hat Inhalt und Form aus der geoffenbarten Glaubenslehre und aus den einseitig angewandten Verstandeskategorien des Aristoteles geschöpft. In der Zeit, in welcher sie Kopf und Herz der Begabtesten und Besten beschäftigte, war der unhaltbare Gegensatz zwischen Diesseits und Jenseits, Gott und Welt, Innenwelt und Außenwelt, geistlichem und weltlichem Leben in den Meinungen der denkenden Menschen am schroffsten ausgebildet. Die Kirche enthielt alle Weisheit in ihren geoffenbarten Glaubenslehren, und sie machte Anspruch auf den Vollbesitz des Einzelmenschen. Aber dieser Einzelmensch war und blieb Sohn der Erde, ein natürliches, mit sinnlichen und geistigen Anlagen ausgerüstetes Geschöpf. Darum wurde er hin und her gezerrt von den Anforderungen der die Kirche repräsendirenden Geistlichkeit und denen der eigenen Natur. Darum einerseits die Idealisirung des Lebens, andererseits die Verlassung

und Hinwegwerfung der Welt, hier Lust und Genuß und dort das Büßerthum, hier die Begierde und dort die Entsagung, die nackte, unverhüllte Sinnlichkeit und wiederum eine schwärmerische, mit dem Schatten des Genusses sich begnügende Uebersinnlichkeit, hier das Kleben und Hängen am Irdischen, dort die losgelöste Phantasie, die fessellose, befreite Seele, die der Beschaulichkeit und Verzückung hingegeben, in das Reich der Gefühle sich verliert und ihr körperliches Haus vergißt. Konnte man — sagt Falke — schwärmerisch genug sein, um den unkörperlichen Dingen, den Abstractionen der Intelligenz Körperliches beizulegen, so ist es kein Wunder, daß man auch die gemeine Welt erhob und idealisirte, andererseits aber sie verachtete und hinwegwarf, und dafür in der erträumten seine Lust büßte. Das sind die Folgen einer Trennung von Ewigkeit und Zeit, Diesseits und Jenseits. Neben der sinnlichen Lust machte sich auch die ihr Recht verlangende menschliche Vernunft bemerkbar. Die herrschende Geistesmacht, welche sich alle Gemüther unterworfen hatte, gestattete ihr anfänglich nur eine Quelle der Erkenntniß — das Gebiet der geoffenbarten Religion. Nicht aus sich selbst wagte die Vernunft zu schöpfen, nicht aus der als ein Secundäres, an sich Werth-, Geist- und Gottloses geächteten Natur: ihr ausschließliches Gebiet war zunächst das des Glaubens, dessen geoffenbarter Inhalt sie zu stützen und mit ihren Forderungen in Einklang zu bringen suchte. Bei diesem Geschäfte mußte sie sich allgemach ihrer eigenen Souveränität bewußt werden. Denn, sagt F. v. Raumer sehr richtig, wer gewisse Voraussetzungen und Lehrsätze über Unsterblichkeit, Transsubstantiation, Erbsünde u. dgl. annimmt, wird nothwendig bis zu gewissen Endpunkten hingetrieben, oder er muß nach dem Tel est notre bon plaisir einen willkürlichen Endpunkt setzen, oder er sieht sich genöthigt, die Mangelhaftigkeit der Voraussetzungen und Lehrsätze anzuerkennen. Schüchtern gestattete sich zuerst die Skepsis die Unzulänglichkeit der dogmatischen Beweise ans Licht zu stellen, und zu zeigen, daß man auf diesem Wege nichts erreiche. Die Vernunft, als Dienerin des Glaubens wurde ihrer Vasallenschaft müde und fing leise an, selbst den Herrn zu machen, sich dem Glauben gegenüber die Superiorität zu erringen. Aber lange Zeit hat man gebraucht, um einzusehen, daß der menschliche Geist selbst eine Offenbarung Gottes ist und daß er da, wo er sich zur Ursprünglichkeit und Genialität erhebt, eine Quelle wird, woraus Ströme des ewigen Lebens fließen, daß also das, was man Offenbarung nennt, kein einmaliger, gleichsam krystallinischer, sondern ein fortlaufender Prozeß ist, bestimmt, das wahrhaft Menschliche dem Göttlichen immer mehr entgegen zu führen — eine Wahrheit, die selbst

in unserer Zeit noch nicht Gemeingut der denkenden Welt geworden ist. Wo sie erkannt wird, erscheint auch das geistige Leben der Menschheit als ein Werdendes, wie die Natur, und die als göttlich anerkannte Vernunft ist berechtigt, das Ergebniß vergangener Tage ohne Ausnahme vor ihren Richterstuhl zu ziehen. — Die Abhängigkeit von der Natur und der Kampf mit derselben lehrte auch dieses große Buch Gottes allmählich als eine Quelle der Wahrheit erkennen. Schon zur Zeit der Scholastik finden sich schüchterne Anfänge einer Naturphilosophie. Später erhebt sie sich immer mehr als eine Hauptgebieterin auf dem Gebiete der Wahrheit und verscheucht die trüben Nebel des Aberglaubens, dem im Mittelalter Menschenopfer unerhört fielen und der sich also im Zeitalter der Transscendenz zu einer entsetzlichen Plage für das Menschengeschlecht, zu einem verzehrenden und verheerenden Moloch gestaltet hatte. Das arme, irrende und schwankende staubgeborene Geschlecht schreitet freilich häufig fort von Extrem zu Extrem; es verlor in neuerer und neuester Zeit bei seinen Naturforschungen vielfach die Macht des Geistes aus den Augen, und während es das Sichtbare in seine Rechte einsetzte, sank es selbst herab zur Anbetung desselben. Heilung ist nur zu finden in jener Anschauung, welche alles Leben als ein einiges und das Universum als ein organisches Ganzes betrachtet, in welchem Innenwelt und Außenwelt, Sichtbares und Unsichtbares, Diesseits und Jenseits zur Versöhnung gelangen. — Erweisen wir übrigens der Scholastik alle Ehre, weil sie trotz der Ketten, in der sie einherging, in einer merkwürdig phantastischen und dunklen Zeit den Adel der menschlichen Seele auf's Neue dokumentirte und weil ihr Kettengerassel und Kettengerüttel den Anbruch einer neuen Zeit, der Zeit der Herrschaft der Vernunft, verkündete. Ihr erster Verkündiger war schon **Scotus Erigena** gewesen. Er stammt nach Einigen aus Schottland, daher sein Name „Scotus“, nach Anderen aus Irland, weshalb er „Erigena“ heißt. Es wird auch behauptet, daß er von den Mönchen des Klosters Malmesbury, in welches er sich zurückgezogen hatte, 886 ermordet worden sei. Er hat in Paris gelehrt und bei Karl dem Kahlen in großem Ansehen gestanden. In Paris und Frankreich verfolgt, weil er seine Lehren und Schriften nicht vorher dem Urtheile des Papstes unterworfen hatte, wurde er in England von König Alfred freundlich aufgenommen und als Lehrer in Oxford angestellt. Aber auch hier wieder verfolgt, gründete er in Malmesbury eine eigene Schule. — Seiner Anschauung lag der Gedanke zu Grunde, daß Gott in der Natur und die Natur in Gott sei. Gott ist ihm das allein wahrhafte Sein und darum Zweck und Ziel von Allem. Es giebt keine

Prädestination und Präscienz, überhaupt kein Vorher und kein Nachher in Gott. Der freie Wille ist die Substanz des Menschen. Das Böse ist der menschlichen Natur nicht eingepflanzt, sondern besteht in der verkehrten und unvernünftigen Richtung des vernünftigen und freien Willens. Wie viele einzelne Lichter in einem Lichtmeer verschwimmen und doch jedes einzelne Licht herausgenommen werden kann: so verhält sich die Menschenseele zu Gott. — Scotus Erigena ragte zu hoch über seine Zeit empor, als daß ihn diese Zeit hätte verstehen können. Erst zwei Jahrhunderte später trat die von ihm angelegte Philosophie an das Licht des Tages. Zunächst durch Lanfranc aus Pavia, auf dessen Betrieb dem Berengar das Glaubensbekenntniß abgedrungen ward, daß der Leib Christi im Abendmahl nicht blos sacramentlich, sondern sinnlich dergestalt gegenwärtig sei, daß er von den Händen der Priester berührt und gebrochen und von den Zähnen der Gläubigen zermalmt werde, — eine Lehre, die, nachdem Hildebert von Tours den Ausdruck transsubstantiatio für dieselbe gefunden hatte, von Innocenz III. auf der vierten Lateransynode zum unabänderlichen Glaubensartikel erhoben wurde. — Der eigentliche Begründer der Scholastik jedoch war **Anselm von Canterbury**. Er suchte die Vermittlung von Glauben und Wissen und stellte den Grundsatz auf, daß der Christ vom Glauben zur Vernunft fortschreiten, nicht aber durch die Vernunft erst zum Glauben gelangen müsse. Wer nicht glaubt, der erfährt nicht, und wer nicht erfahren hat, der weiß nicht. Der Glaube ist also die Norm für die Vernunft, und ein Wissen, das sich nicht an den Inhalt des Glaubens hält, kann nur Irrthum erzeugen. — **Abälard** (1079 — 1142) hingegen ordnete bereits den Glauben dem Wissen unter mit seinem Grundsatze: Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat. Erst durch thätiges Forschen gelangt man zum festen Glauben; denn solcher Thätigkeit gesellt sich die göttliche Liebe und giebt, was des Menschen Forschen nicht erreichen kann. Abälard auch war es zuerst, der die aristotelische Dialektik an die Stelle der augustinischen setzte, indeß bei Anselm noch die Dialektik des Augustin zu Grunde lag. — Methodisch dialektisch vollendete das von Abälard angefangene Werk **Peter der Lombarde** († 1164) in seinen 4 Büchern Sententiarum: das herrschende dogmatische Handbuch für die Folgezeit, über das die ausgezeichnetsten Lehrer Commentare schrieben, in dem das Ganze der Kirchenlehre zusammengefaßt war, in dem Philosophie und Kirchenlehre in äußerlichem Einklange standen und das seinem Verfasser den Namen „magister sententiarum“ gab. — Zur wahrhaft systematischen Ausbildung gelangte die Scholastik erst durch

gänzliches Eindringen der aristotelischen Philosophie in dieselbe. Der erste Scholastiker, der eine durchgängige Anwendung derselben auf die Theologie machte, war **Alexander von Hales** († 1245) in seiner summa universae theologiae. — Ihre Blütezeit erlangte die Scholastik durch diese Anwendung in **Thomas von Aquino**, dem doctor angelicus (1224—1274), der bereits behauptete, daß alles, was der Vernunft widerspricht, der göttlichen Wahrheit entgegen ist. Die christliche Theologie, sagt er, gründet sich zwar auf eine höhere göttliche Offenbarung, aber die Vernunftwahrheit muß mit der göttlichen Wahrheit übereinstimmen und wesentlich eins mit ihr sein, da die Vernunft von Gott stammt. — Dem tiefsinnigen Thomas stellte sich der scharfsinnigste Geist des Mittelalters, der Doctor subtilis, **Duns Scotus,** (1270—1308) gegenüber, indem er nicht den letzten Zweck der Theologie in die Erkenntniß Gottes setzte und das Wesen Gottes nicht vorwaltend als intellectus faßte, sondern, auf praktischem Standpunkte, den letzten Zweck der Theologie in dem Genusse Gottes fand und das Wesen Gottes als Willen darstellte, wie Arthur Schopenhauer in neuester Zeit das Wesen der Welt. — An Thomas von Aquino und Duns Scotus schlossen sich zwei Schulen an, da die Dominikaner als Thomisten die Lehre des Thomas vertheidigten, die Franciskaner als Scotisten sich an Duns Scotus lehnten. Indem sie durch ihre gegenseitigen Kämpfe die Lehre ihrer Meister immer weiter ausbildeten, wurde der Wille vom Verstande, das Praktische vom Theoretischen, der Glaube vom Wissen mehr und mehr getrennt, bis **Wilhelm von Occam** († 1347) das Princip der Priorität des Denkens vor der Autorität des Glaubens am entschiedensten vertheidigte. Er war zugleich der größte Verehrer des Nominalismus, der sich vom Anfang der Scholastik an dem nach Platon's Vorgange an der objectiven Realität der Universalien (universalia ante rem) festhaltenden Realismus entgegenstellte und keine allgemeinen Begriffe, keine Gattungen, keine Arten annahm, die Begriffe des Allgemeinen vielmehr nur für bloße Namen, für inhaltsleere Vorstellungen ohne Realität hielt, demgemäß auch kein reines Denken, sondern nur ein Vorstellen und sinnliches Wahrnehmen kannte. Nach Occam faßt die Wahrnehmung die Eindrücke auf, welche die Dinge auf uns machen, und das Urtheil verbindet die Zeichen der Dinge zu Sätzen oder Urtheilen. Der abstracten Erkenntniß liegt überall die anschauliche Erkenntniß durch Erfahrung zu Grunde, und selbst die Erkenntniß nothwendiger Wahrheiten läßt sich auf diese Weise ableiten. Alles Denken ist demnach nur ein natürlicher Verlauf der Vorstellungen, welche in unserer Seele hervorgebracht werden, sich unter einander

verbinden und in dieser Verbindung auch wieder von uns angeschaut werden, ohne alles Zuthun des Verstandes oder des Willens. Die Theologie hingegen beruht auf Autorität; natürliche Gründe bestätigen den Glauben nicht. Viele theologische Fragen betreffen nur die Zeichen der Zeichen, und der Sprachgebrauch ist willkürlich, so daß es gerathen ist, in vielen Dingen dem Sprachgebrauche Anderer sich anzuschließen. Die Theologie überhaupt ist nicht eine einige Wissenschaft, sondern faßt verschiedenartige Sätze in sich; selbst die Gebote Gottes, auch das der Liebe Gottes, ist etwas Willkürliches. — Damit war der Gegensatz zwischen natürlichem Erkennen und dem Wunder der übernatürlichen Welt in voller Kraft ausgesprochen. Philosophische und theologische Forschung waren von nun ab zwei verschiedene Gebiete, und die philosophische Untersuchung ward von theologischen Voraussetzungen frei. Das eigentliche Wesen der Scholastik war somit aufgehoben.

Zu dieser Aufhebung der Scholastik hat wesentlich der große Franziskaner **Roger Bacon** (1214—1294) beigetragen. Er suchte das Heil nicht in Dialektik und Theologie, sondern in Sprachkunde, Mathematik und Physik. Die Mathematik empfahl er als die erste und leichteste Wissenschaft, auf welche alle übrige Kenntniß beruhe, weil wir das Geistige und Ewige nur durch das Körperliche und Zeitliche erkennen, und weil die Mathematik allein einen wahren Beweis gewährt; die Erfahrung aber ist die Ergänzung zum Beweise; denn nur erst die Erfahrung, das Schauen der Wirklichkeit dessen, was bewiesen worden, beruhigt den Geist. Daher ist ihm die Erfahrung die Herrin über alle speculative Wissenschaft. In der Naturwissenschaft dringt er auf Erkenntniß des Besonderen und fordert, daß es nicht weniger als das Allgemeine Wahrheit habe, daß es nicht allein aus der Verbindung, aus dem Zusammentreffen der Allgemeinheiten entstehe, verlangt auch, daß es nicht allein auf die Mittel des Verständnisses, sondern auf den Verstand selbst wirke. — —

Die Scholastik war das Ritterthum des Gedankens. Ihre Werke sind geistige Dome im gothischen Stil. Ihre Waffe war die Speculation. Aber auch auf **Abenteuer** ging sie, ein echtes Ritterthum, aus. „Was wäre aus Christus geworden, wenn er als Gurke erschienen wäre?" „Kann neben dem Wasser auch mit Luft, Sand oder Erde, mit Bier, Fischbrühe, Lauge, Rosenwasser rc. getauft werden?" „Kann Gott etwas Geschehenes völlig ungeschehen machen, z. B. aus einem Freudenmädchen eine reine Magd?" „Warum hat Adam im Paradiese von einem Apfel und nicht von einer Birne gegessen?" „Wie viel Engel haben Platz auf einer Nadelspitze?" „In welcher Sprache

hat die Schlange zu Eva geredet?" „War der erste Mensch auch mit einem Nabel ausgestattet?" „Wenn ein Hund oder ein Schwein eine ganze Hostie verschlucken, ist damit der Leib des Herrn auch in den Bauch des Thieres übergegangen? Antwort: Ja, doch wird von dem Thiere der Leib nicht sacramentaliter. sondern accidentaliter genossen." Solche Fragen und solche Antworten waren die geistigen Ungeheuer, mit denen diese Ritter des Geistes zu kämpfen hatten. — Und nicht blos die Abenteuer des Gedankens, auch die der Liebe kämpfte der scholastische Ritter durch. Die Liebe und die Liebesbriefe von **Abälard** und **Heloise** sind der Höhepunkt dieser ritterlichen Romantik. „Du allein" — so schreibt Heloise — „bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du bist es allein, der mir das vorzüglich schuldig ist, und am meisten darum, weil ich deinen Willen bis zu dem Grade erfüllt habe, daß ich, in der Unmöglichkeit, dir in irgend etwas zuwider zu sein, weil du es wolltest, mein eigenes Verderben wählte. Nichts habe ich jemals, Gott weiß es, in dir gesucht, als dich selbst, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht das Bündniß des Ehestandes, nicht Güter habe ich irgend erwartet, auch habe ich nicht meine eigenen Gelüste und Begehrungen, sondern die deinigen, wie du selbst weißt, zu erfüllen gesucht. Und wenn der Name eines Weibes heiliger und mächtiger zu sein scheint, so ist mir doch immer der Name einer Freundin süßer gewesen, damit, je tiefer ich mich dadurch für dich erniedrigte, ich eine desto größere Huld bei dir erreichte, und so auch deiner Hoheit Glanz weniger verletzte. — Täusche sich auch die nicht darüber, daß sie sich blos verkauft, welche lieber einem Reichen als Armen sich vermählt, und in ihrem Manne mehr das Ihrige, als das Seinige begehrt. Einer solchen, welche dieses Begehren zur Ehe führt, gebührt mehr ein Sold, als die Huld der Liebe. Denn es ist gewiß, daß sie nach den Sachen und nicht nach dem Menschen geht, und sich, wenn sie könnte, einem noch Reichern hingeben würde. Dies zeigt das Gespräch der Philosophin Aspasia beim Sokratiker Aeschines, welches sie mit dem Xenophon und dessen Gattin führte, und welches mit den Worten schloß: Wenn ihr dieses vollbringt, daß weder ein Mann auf Erden besser, noch ein Weib darüber fröhlicher sei, dann werdet ihr sicher immer nach dem, was man für das Beste halten muß, weit mehr trachten, damit du der Mann des allerbesten Weibes, und sie das Weib des allerbesten Mannes zu nennen sei! Wahrlich, dies ist ein heiliger und mehr als philosophischer Ausdruck, mehr der himmlischen Sophia selbst, als der Philosophie gehörig. Dies ist ein heiliger Irrthum, wodurch die vollkommene Liebe

das Bündniß der Vermählung unverletzt bewahrt, nicht sowohl aus körperlicher Enthaltsamkeit, als aus geistiger Keuschheit. Aber was die Täuschung bei Andern, das hatte bei mir die offenkundige Wahrheit bewirkt. Denn was jene von ihren Männern sich einbildeten, das habe ich, das hat die ganze Welt von dir nicht blos geglaubt, sondern gewußt, so daß meine Liebe gegen dich um so wahrer sein konnte, je weiter sie von der Täuschung entfernt war. Denn welcher König oder Philosoph konnte deinen Rhum erreichen? Welches Land, welche Stadt oder welcher Flecken brannte nicht, dich zu sehen? Wer, ich bitte dich, eilte nicht nach deinem Anblick, wenn du öffentlich erschienest, wer folgte nicht, gingst du vorüber, mit ausgestrecktem Nacken, mit auf dich gerichteten Augen? Welche Vermählte, welche Jungfrau sehnte sich nicht nach dir in der Abwesenheit, entbrannte nicht für dich in der Nähe? Welche Fürstin oder vornehme Frau beneidete nicht meine Freuden? — — Merke auf, ich bitte dich, was ich begehre, und es wird dir klein und leicht dünken. Während ich um deine Gegenwart betrogen bin, vergegenwärtige mir wenigstens durch deine Worte, deren du solche Fülle hast, die Süßigkeit deines Bildes. Als du zu Gott eiltest, bin ich dir in dieser Lebensart nicht nur gefolgt, sondern sogar vorangegangen. Denn als du eingedenk wärest des Weibes Loth, welches sich rückwärts wandte, hast du früher mich durch heilige Kleidung und Klostergelübde, als dich selbst, Gott in den Dienst gegeben. Ich hätte, Gott weiß es, und wärest du zu den vulkanischen Orten geeilt, keinen Augenblick angestanden, auf dein Gebot dir voranzugehen oder zu folgen; denn nicht bei mir, bei dir war meine Seele. Und auch jetzt wahrhaftig, wenn sie bei dir nicht ist, ist sie nirgends, sein aber ohne dich kann sie unmöglich. Aber daß sie gut bei dir weilen könne, bitte, das verschaffe ihr; gut aber würde sie bei dir weilen können, wenn sie dich gütig fände, wenn du Huld für Huld erwiedertest, Geringes statt des Großen, Worte statt der Thaten spendetest. Darum flehe ich dich durch ihn, dem du dich geweiht, unsern Gott, daß du, auf welche Art du kannst, mir deine Gegenwart schenkest, und mir durch ein Antwortschreiben Trost gebest. Als du mich einst zu zeitlichen Freuden aufordertest, besuchtest du mich mit häufigen Briefen und brachtest durch häufige Lieder deine Heloise in aller Mund. Von mir hallten alle Straßen, alle Häuser wieder. Mit wie größerem Rechte würdest du mich nun zu Gott, als damals zur Lust erwecken! Bedenke, ich beschwöre dich, was du mir schuldig bist, präge dir ein, was ich fordere und so schließe ich meinen langen Brief mit dem kurzen Ende: lebe wohl, du Einziger!"

Die Scholastik bestand in einer formell logisch-metaphysischen Denkart: daher die trockene Einförmigkeit und Gleichheit ihrer Geschichte; daher die aller Genialität und Originalität ermangelnde Beschränktheit des Geistes; daher die ungelenkige Steifigkeit und Schwerfälligkeit in ihrer Haltung; daher das abenteuerliche Wesen in ihrem ganzen Auftreten. Auch in ihren Schulen fand dieses Treiben statt. Ein Bild von denselben giebt **der Kampf Abälards mit Wilhelm von Champeaux, sowie Abälards weitere Geschichte.** Wilhelm von Champeaux hatte bei Manegolde Unterricht empfangen und sich bei Anselm in der Theologie vervollkommnet. Nach Beendigung seiner Studien lehrte er an der Schule des Capitels zu Notre-Dame Rhetorik, Philosophie und Theologie unter gewaltigem Zulauf von Schülern. Unter diesen Schülern befand sich auch Abälard, blühend an Jugend, geschmückt mit äußerer Grazie, reich an Kenntnissen, an Scharfsinn und Beredtsamkeit, aber auch voll von eitlem Selbstgefühl. Im Bewußtsein seiner Stärke war er nicht zufrieden, seine Mitzuhörer zu überragen; er suchte mit Lust den gefeierten Lehrer selbst zu bekämpfen und zu bekritteln und bald darauf selbst eine Schule zu stiften. Unterdeß hatte sich in Folge der Angriffe und Siege Abälards die Schülerzahl Wilhelms vermindert, und dieser zog sich aus Aerger darüber aus seiner Schule nach dem Kloster St. Victor zurück, in welchem sich ein Kanonicat nach der Regel des Chrodegang befand. Es folgten ihm dahin mehrere seiner Schüler, und auf den Rath vieler angesehener Geistlichen, eröffnete er hier eine neue Unterrichtsstätte. Auch Abälard kam in dieselbe, um, wie er sagte, die Rhetorik zu lernen, in Wahrheit aber, um neue Kämpfe und zwar über den damals wichtigsten Gegenstand, über die universalia, anzufangen. Wilhelm mußte sich in denselben zuletzt selbst für besiegt erklären. Abälards Ruf hingegen verbreitete sich von da ab weithin, und sogar der Nachfolger Wilhelms an der Schule von Notre-Dame erklärte sich bereit, ihm in der Dialektik seine Schule zu übergeben und selbst den Vorlesungen als Zuhörer beizuwohnen. Abälard zog jedoch eine andere Schule vor und lehrte in derselben mit ungeheurem Erfolge Philosophie. Wilhelm hingegen fand in den schlechten Sitten Abälards einen Grund, ihm das Privilegium seiner Anstalt zu entziehen. Abälard ging fort, kehrte aber, nachdem Wilhelm die Schule von St. Victor verlassen hatte, nach Paris zurück, ließ sich auf dem Berge von St. Genovefa nieder und bekämpfte von da ab die Schule seines Widersachers. Um sich in der Theologie zu vervollkommnen, besuchte er hierauf die berühmte Schule Anselms von Laon; aber bald auch begann er diesen zu kriti-

siren und zu meistern und errichtete ihm zum Trotz in Laon selbst eine theologische Gegenschule, zu der die Studirenden in Massen herbeiströmten. Anselm verbot jedoch in seinem Gebiete, weil die Verantwortung auf ihn falle, die Fortsetzung von Abälards Vorträgen, worauf dieser nach Paris zurückkehrte und daselbst die eben vacante Stelle an der Kathedralschule erhielt. Hier nun überstieg sein Ruhm als Lehrer alles Maß; in der ganzen gelehrten Welt war von Niemandem als von Abälard die Rede; alle Länder Europa's schickten ihre Söhne im Wetteifer nach Paris, daß sie bei dem Wunderlehrer die glänzenden Künste der schlagenden Dialektik lernten. „Eine unerhörte Popularität erschöpfte an ihm alle berauschenden Gunstbezeugungen; der höchste Adel stritt um die Ehre seiner Gesellschaft; die Frauen um den Vorzug seiner Liebe.“ Da unterbrach der Roman seiner Liebe mit Heloise seine Wirksamkeit: das Ende desselben war, daß Heloise den Schleier in Argenteuil nahm und Abälard in das Kloster St. Denys ging. Doch auch hierher riefen seine Vorträge bald wieder Schaaren von Lernbegierigen. Zugleich aber erwachte auch der Neid seiner früheren Feinde aus Laon: sie klagten ihn beim Erzbischof von Rheims wegen seiner dialektetischen Behandlung des Trinitätsbegriffes an; man zwang ihn, seine Schrift, introductio ad theologiam, selbst ins Feuer zu werfen und das Symbolum Quicunque aufzusagen. Bald darauf erwarb er sich durch seine historische Kritik neue Feinde, indem er, gestützt auf Beda's Autorität, in dem heiligen Dionys, dessen das Kloster zu St. Denys sich als seines Patrones rühmte, nicht den alten Areopagiten, den Schüler des Paulus, anerkennen wollte. Er mußte das Kloster meiden, erhielt aber von Ludwig VII. die Erlaubniß, sich beliebig im Reiche irgendwo niederzulassen. Da wählte er die öde Gegend in der Nähe von Nogent sur Seine und baute sich daselbst mit Erlaubniß des Bischofs von Troyes eine Hütte, ein Bethaus zu Ehren der Trinität, das er, in der Hoffnung, daselbst endlich Trost zu finden, mit dem Namen „Paraklet“ belegte. Aber auch hier sammelten sich von Neuem zahlreiche Schüler, die, um seinen Unterricht zu genießen, mit ihm die Mühen eines eremitischen Lebens übernahmen. Neue Kämpfe blieben nicht lange aus. Indem er in seinen Vorlesungen von der orthodoxen Tradition abwich, erhob der Abt von Clairvaux, der heilige Bernhard, seine lauten Klagen gegen ihn. Abälard ging nach St. Gildas in der Bretagne, wo ihn die Mönche zu ihrem Abte erwählt hatten. Wegen Unannehmlichkeiten aber und mit Haß von den Mönchen verfolgt, kehrte er von hier nach Paris zurück, richtete seinen Paraklet für die aus Argenteuil verdrängte Heloise und ihre Nonnen ein und ließ sich bald von Neuem

auf dem Berge von St. Genovefa als Lehrer nieder, mit demselben Glanze der Beredtsamkeit und demselben Beifall der lernbegierigen Menge, aber auch mit derselben Freiheit in Behandlung christlicher Glaubenslehren und von derselben Verfolgungswuth der Orthodoxen, wie früher, gepeinigt. Vor dem Concil von Sens erlag er der niederschmetternden Rede Bernhards von Clairvaux und suchte und fand darauf beim frommen Abte Peter von Clugny die Ruhe aus seinem sturmvollen Leben.

In **Abälard** erkennt man das Leben und Treiben der scholastischen Lehrer. **Johann von Salisbury** offenbart den Bildungsgang der scholastischen Schüler. 1136 in Paris, wandte er sich zuerst an Abälard, der auf dem Berge St. Genovefa lehrte. „Ich fing", sagte er, „mit einer unbeschreiblichen Gier jedes Wort auf, welches aus seinem Munde fiel. Aber bald mußte er sich zurückziehen, und ich trug um seinen Abschied tiefes Leid." Abälards beraubt, hörte er Alberich und Robert von Melun. Nachdem er bei ihnen zwei Jahre hindurch Dialektik getrieben hatte, fing er von Neuem an, Grammatik zu studiren, indem er auf den Rath seiner früheren Lehrer bei Wilhelm von Conches Unterricht nahm. Dieser brachte ihm Geschmack für die edlen Muster des Alterthums bei. Als er drei Jahre daselbst verweilt hatte, besuchte er noch sieben Jahre lang die Stunden verschiedener Lehrer, des Richard l'Evêque, Harduin des Deutschen, Peter Helie, Wilhelm von Soissons, Robert Pullus 2c. So studirte er Dialektik, Rhetorik, Mathematik und Theologie. Während der Studienzeit übernahm er, da er nicht reich war, die häusliche Erziehung einiger vornehmer Kinder und eignete sich dadurch die Gegenstände, in denen er Unterricht ertheilte, um so besser an. Sein Studienlauf dauerte zwölf Jahre. Mehrere seiner Genossen im Studium der Dialektik auf dem Berge St. Genovefa waren während dieser ganzen Zeit daselbst geblieben: er fand sie nach Verfluß des Zeitraumes, wie er sie verlassen, — immer noch mit sophistischen Spitzfindigkeiten und endlosen Disputationen, welche nie zur Aufkärung eines Gegenstandes führten, beschäftigt.

In der Darstellung seines Entwicklungsganges giebt Johann von Salisbury zugleich eine Charakteristik von der Methode des berühmten Grammatikers **Bernhard von Chartres.** Dieser — sagt er — erklärte in seinen Vorlesungen die guten classischen Prosaiker und Dichter, und bei der Lesung übte er seine Schüler, die Regeln, welche sie gelernt, am Text zu beobachten und in mannichfaltiger Weise anzuwenden. Außer diesem eigentlichen engeren Gegenstande der Grammatik deutete

er beständig auf die rednerischen Wendungen und auf alle Kunstgriffe und Feinheiten der Rhetorik hin. Er machte auf den eigenthümlichen Werth und Gebrauch der Ausdrücke, auf die Bilder und Metaphern, auf die Bedeutung der Anordnung und Vertheilung des Stoffes aufmerksam; — ferner darauf, welchen verschiedenen Charakter der Stil je nach der Verschiedenheit der Gegenstände annehmen, wie er bald einfach, gedrängt und auf das Nothdürftigste beschränkt, bald reich und volltönend sein müsse. Wenn endlich im Lauf der Lectüre sich eine Beziehung auf eine andere Wissenschaft darbot, hatte er Bedacht, den fremden Gegenstand kurz zu beleuchten, ohne jedoch gar zu weit abzuschweifen, oder der Fassungskraft seiner Zuhörer Unverdauliches zu bieten. Auch trug er Sorge, das Gedächtniß der Schüler zu üben und zu bereichern, indem er die besten Stellen aus den erklärten Geschichtsschreibern, Rednern oder Dichtern auswendig lernen und außerdem über das Gehörte genaue Rechenschaft geben ließ. Privatim mußten die Schüler klassische Schriftsteller lesen, nur mit sorgfältiger Auswahl, um nicht etwa einer bloßen eitlen Neugierde zu fröhnen, sondern um sich an den wirklich erhabenen Mustern zu weiden; denn nachzuforschen, was über jeden Gegenstand die erbärmlichsten Schriftsteller vorgebracht haben, sei Sache einer beklagenswerthen Geistesbeschränktheit oder lächerlichen Eitelkeit. Auch genüge es nicht, die Regeln zu lernen, und die Beispiele zu beobachten, wenn man sich nicht zugleich gewöhne, die gesammelten Schätze zu reproduciren, wenn man nicht das in Praxis übe, was man in Speculation gelernt hat. Darum müssen die Schüler täglich eigene Arbeiten in Prosa und Versen anfertigen und in Conferenzen sich gegenseitig examiniren, so jedoch, daß die christliche Liebe diesen lebendigen Wetteifer leitet, und daß die Schüler über den Fortschritten in der Wissenschaft die Demuth nicht hintenansetzen.

Der Bildungsgang Johann's von Salisbury zeigt, daß im 12. Jahrhundert die Beschäftigung mit der alten lateinischen Literatur noch ziemlich lebhaft war und daß neben der Dialektik auch noch Grammatik und Rhetorik blühten. Bald jedoch wurde durch die aristotelische Scholastik das Studium des Alterthums mehr und mehr zurückgedrängt, und bald schienen gegen die Metaphysik die Kenntnisse der Grammatik und Rhetorik arm und verächtlich. Bezeichnend für diesen Standpunkt ist das französische Gedicht des Henri d'Andely: **„Die Schlacht der sieben Künste“** — ein Abbild der Studien, wie sie unter der Herrschaft der aristotelischen Scholastik getrieben wurden. Die Dichtung lehnt sich an den damals obwaltenden Streit von Orleans und Paris, weil an

dem einen Orte die humanistischen, am anderen die dialektischen Wissenschaften vorgezogen wurden. Die Grammatik schlägt ihr Lager in Orleans, die Logik in Paris auf, beide umringt von einem Heer von Vasallen und Freunden. Die Orleanisten werden von den Parisern Autoriaten geschimpft, wegen der Autoren, die sie zu Grunde legten; die Orleanisten hingegen nennen die Logiker Freunde der Kikelike (Quiquelique). Homer, Claudian, Priscian, Persius, Donat ꝛc. stellen sich zur Fahne der Grammatik; Eudes, Garnier, Johann von Saint Morisse und Balsamon führen das Heer. Wie sie auf Paris losrücken, erschrickt Logik und läßt sich aus Dornik Hülfe kommen. Von dort setzt man schnell einen Kübel auf den Kriegswagen; in den Kübel kommen Trivium und Quadrivium: den Wagen ziehen die Pedelle; den Zügel hat der Rektor, Robert der Zwerg. Die Armee der Logik wächst, unter ihren Hülfstruppen ist auch die Theologie, und für diese bittet sich der Kanzler von Paris den Wein aller Pariser Weinkeller aus, den die Stadt gern hergiebt. Die Heilkunst bringt den Hippokrates und Galenus mit sich; die Chirurgie kommt mit einer Schachtel voller Messer und Pflaster; die Musik hat lustige Kleriker mit ihren Instrumenten in ihrem Zuge. Erst um Mitternacht erscheint die Schwarzkunst und opfert auf dem Kreuzwege zwei Tauben und zwei Katzen. Astronomie sagt voraus, daß morgen ein Treffen sein werde; Arithmetik rechnet im Dunkeln; die Geometrie schreibt einen Kreis und bestimmt, daß innerhalb dieses Raumes der Krieg werde beendet werden. Nun beginnt der Kampf. Donat mit dem Platon zuerst: der Sieg wird zweifelhaft; die Logik verläßt das Schlachtfeld. Da, auf einmal wandelt sich das Schicksal: die Astronomie wirft unter das feindliche Heer den Blitz und zerstreut es. Seit dieser Zeit hat sich Poesie, die gewandte, zwischen Orleans und Blois ziehen müssen, und ihre Nebenbuhlerin hat den Sieg in ganz Frankreich davongetragen! Bei Engländern und Deutschen gilt sie indessen noch etwas; die Lombarden aber können sie gar nicht leiden und würden sie, wenn sie in ihre Hände fiele, erdrosseln.

In dieser Richtung der Wissenschaft wurde die Ausdrucksweise immer barbarischer: das geistige Leben ging auf in den Spiegelfechtereien der Scholastik.

Die Scholastik war ein allgemeines Band für die abendländische Wissenschaft. Durch die ganze Scholastik geht eine einzige Idee, die jedoch in den einzelnen Ländern national auftritt. Die einzelnen Scholastiker sind die Repräsentanten der Nationalitäten. Abälard ist die specifisch französische Nationalphysiognomie, die, wie

Rückert sagt, im letzten Grunde auf einem in sich vollständig befriedigten Leichtsinne ruhende Elasticität und Beweglichkeit des Wesens, die sich Alles zu leisten zutraut, — Formenfertigkeit und Formengewandtheit, mit welcher er, ohne selbst neue Ideen zu produziren, der ungeordneten Gedanken sich bemächtigt und daraus ein System von Formen schafft. Albertus Magnus — die Charakteristik des deutschen Geistes: „er stützt sich von allen Scholastikern auf die großartigsten Grundlagen von positivem Wissen und schafft eine aus einem Princip heraus construirte Wissenschaftslehre, in welcher alles Wissen seine organische Stelle findet.“ Thomas von Aquino repräsentirt den Italiener des Mittelalters: „in den Grundlagen seiner Speculation zeigt sich eine eigenthümliche Potenz und zugleich ein scharfer Verstand, der sich aber weniger in der Kritik des einmal Gegebenen, als vielmehr in der Ueberwachung und Regelung der productiven Thätigkeit des Geistes offenbart, dieselbe Kraft, die in Dante und Raphael die höchste Leistung hat hervorbringen können.“ In Wilhelm von Occam erscheint der englische Nationalgeist: „Repräsentant des einfachen gesunden Menschenverstandes, der sich in künstlichen Syllogismen der Scholastik nicht beruhigen kann, sondern sie immer neuer Prüfung unterwirft.“ — Für all' diese verschiedenen Geister gab es wie innerlich (— das Bedenken der christlichen Dogmen mit dem Verstande —), so äußerlich einen großen Einheits- und Vereinigungspunkt. Paris war dieser Mittelpunkt, in dem sich die Vertreter der Scholastik sammelten und einten. Alle bedeutenden Kräfte der Scholastik mußten eine Zeit lang in Paris lernen und lehren. „Wie die feste Ausprägung der Idee der Kreuzzüge und die Auffindung der Formen des ritterlichen Lebens vom französischen Nationalgeiste ausging, so bildeten sich auch die Formen der Scholastik im Centrum von Nord-Frankreich, in Paris und seinen Schulen aus, so daß die ganze europäische Wissenschaft von Paris in Abhängigkeit stand.“ Hier, im Wesen des französischen Geistes, fand die Scholastik ihr Wesenselement. Beider Wesen ist Formengewandtheit. Darum gerieth auch bereits im elften Jahrhundert ganz Frankreich über die theologischen und philosophischen Fragen der Scholastik so in Bewegung, daß die Städte, die Kirche, die Könige daran Antheil nahmen, daß in Paris selbst die Schulen der Albricaner, Porretaner, Robertiner, Parvipontaner (realistische Spaltungen) Hunderte, bisweilen Tausende von Verfechtern hatten, auch in allen übrigen Orten Frankreichs Schulen und Anstalten der Scholastiker entstanden, ihre Compendien und Summen sich unglaublich schnell vermehrten und nach allen Orten hin verbreiteten. Es trat ein Leben

und eine Thätigkeit hervor, ähnlich der Regsamkeit im Jahrhundert des wiedererwachten Studiums der Alten.

Die Scholastik ist, wie das gesammte Ritterthum, eine großartige und die erste große Ketzerei in der katholischen Kirche, — und zwar, weil die Kirche so wenig wie bei den Kreuzzügen ihren Feind sah, eine anerkannte Ketzerei. In und mit ihr trat zum ersten Male dem bisherigen Wissen das menschliche Denken mit dem Anspruche auf Berechtigung gegenüber, und zwar wagte sich das Denken an den höchsten und einzigen Gegenstand des mittelalterlichen Wissens, außer dem alles andere Wissen nur in einzelnen Notizen bestand, an die Theologie. Sie war, sagt Rückert, eine Emancipation des Geistes von der Kirche, obschon sie sich ausschließlich auf diese bezog, nur ihre Magd sein wollte; sie setzte der Autorität der Kirche die auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesene Vernunft gegenüber: unverträgliche Elemente, deren Widerspruch von der Scholastik nur auf Zeit vertuscht werden konnte und bei deren Auseinandersetzung sie zuletzt den Beweis lieferte, daß eine Vermittlung zwischen dem freien Denken und dem kirchlichen Autoritätsglauben nicht möglich sei. Wenn auch die Scholastik wesentlich die von den Kirchenvätern entwickelten Dogmen als objective Wahrheiten voraussetzte und gelten ließ; wenn sie auch den Autoritätsglauben trotz ihres Denkprincips dadurch förderte, daß sie sich auf die Sentenzen des Petrus Lombardus und auf die Stimme des Thomas von Aquino unbesehens stützte, wie der Jurist an den Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes und der Mediziner an Galenus festhielt: so verband sie doch damit zugleich die Tendenz, den Glaubensinhalt denkend zu begreifen und denselben, wenn auch nach äußerlichen Kategorien, zu ordnen und einzutheilen. Die Scholastiker strebten nach Klarheit der Begriffe und nach Tiefe der Erkenntniß, und wenn sie auch über die Speculation den Werth des historischen Wissens, namentlich auch der klassischen und humanistischen Gelehrsamkeit, vergaßen, wenn sie sich auch in kleinlichen Untersuchungen verloren und das Unbedeutendste mit bedeutendstem Aufwande von dialektischer Kunst behandelten und die geschickte Handhabung der dialektischen Formen namentlich beim Disputiren meist ihr höchstes Ziel ward: so haben sie doch den Scharfsinn geübt und den Geist in lebendige Thätigkeit gesetzt, so daß sich an ihren Schulen ein reger Sinn für Geist und Geistesleben entwickeln mußte; so haben sie doch die Autorität der Vernunft, das Princip des denkenden Geistes, oft wider Wissen und Willen, der bisher unangetasteten Autorität der Kirche gegenüber

geltend gemacht und damit das selbständige Denken vorbereitet. „Selbst die Mißgestalt und Schattenseite der Scholastik — sagt L. Feuerbach — die vielen absurden Questionen, auf welche die Scholastiker zum Theil verfielen, selbst ihre tausendfältigen, unnöthigen und zufälligen Distinktionen, ihre Curiositäten und Subtilitäten müssen aus einem vernünftigen Principe, aus ihrem Lichtdurste und Forschungsgeiste, der sich aber eben in jenen Zeiten und unter der drückenden Herrschaft des alten Kirchengeistes nur so und nicht anders äußern konnte, abgeleitet werden. Alle ihre Questionen und Distinktionen waren nichts anderes, als mühsam eingegrabene Ritze und Spalten in dem alten Gemäuer der Kirche, um zum Genusse des Lichtes und frischer Luft zu gelangen, nichts anderes als Aeußerungen einer erwachten Regsamkeit des Verstandes, eines Thätigkeitstriebes des denkenden Geistes, der, wenn er entzogen dem Kreise vernünftiger Gegenstände und angemessener Beschäftigungen, in einem Gefängniß eingesperrt ist, jeden Gegenstand, den er eben zufällig findet, er sei auch noch so geringfügig, noch so unwürdig der Aufmerksamkeit, zu einem Objecte der Beschäftigung macht, aus Mangel an Mitteln selbst auf die absurdeste, kindischste und verkehrteste Weise seinen Thätigkeitstrieb befriedigt. Erst da, wo die Scholastik selbst nur noch eine todte historische Reliquie war, schmolz sie ganz im Widerspruch mit ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung mit der Sache des alten Kirchenthums in Eins zusammen und wurde sie die heftigste Gegnerin des erwachten bessern Geistes."

Das Ritterthum war eine Verinnerlichung, Vergeistigung des Lebens. So auch seine Religion. Die Frömmigkeit war nicht mehr blinde Unterwerfung unter die Gebote und Lehren der Kirche; die weltliche Macht kämpft gegen die Kirche. Laien und Geistliche greifen die Rechtmäßigkeit des geistlichen Oberhauptes an. Dem Einzelnen war der Geist des Christenthums in die Seele gedrungen. Darum wird oft das Ritterthum mit der Zelle vertauscht, wird der Reichthum weggeworfen, um sich der schwärmerischen Liebe zur Armut zu widmen: die Grundstimmung war nicht Furcht, sondern Liebe, ein Streben nach einem näheren persönlichen und innigen Verhältnisse dem Herrn und Erlöser gegenüber, ein Verhältniß, das sehr in das Irdische umzuschlagen drohte, als diese Zuneigung unter dem Einflusse des Frauencultus auf die Jungfrau Maria überging. Der Geist des Ritterthums zeigte sich vornehmlich in der **Baukunst** und in der **Poesie.**

Die übrigen Künste machen in der Ritterzeit zwar Fortschritte, erringen aber noch keine klassischen Höhepunkte. Die Bildhauerkunst begann jedoch, seitdem Nicolo Pisano, der berühmteste Bildhauer der vorreformatorischen Zeit, nach einem antiken Sarkophag studirte und sich sogar in einer seiner Madonnen völlig an das Ideal der Juno anschloß, das Antike zum Vorbild zu nehmen, die körperlichen Formen naturgemäß darzustellen und sich von der Dienerschaft bei der Baukunst loszumachen. Die Malerei erhob mit dem 13. Jahrhundert in Italien ihre idealen Flügel. Doch waren Guido von Siena 1221, Cimabue 1240 ꝛc. nur erst die Vorposten der klassischen Malerepoche, die nicht in die Blütezeit des Ritterthums fällt. Einen bedeutenden Fortschritt machte die Musik mit dem Auftreten der Troubadours und Minnesänger: die Dichter waren meist selbst Sänger und begleiteten oft auch ihren Gesang mit dem Saiteninstrument. Doch war die Musik noch Dienerin eines Anderen. Als Selbstzweck trat die Kunst nur in den Blüten der Bau- und Dichtkunst auf.

Die gothische oder germanische Baukunst folgte der oben geschilderten religiösen Stimmung, emancipirte sich zum Theil von der Kirche, gelangte zu Reichthum und Herrlichkeit. Der früheren Unterwerfung des Individuums unter das Gesetz der Kirche entsprach das schwere, dicke Gemäuer der romanischen Baukunst, das sich mit Mühe an dem Boden erhob. Jetzt „muß der schwere Stein dem Schwunge der Zeit folgen". Die gothische Baukunst hatte ihre Geburtsstätte in den Bauhütten, die zuerst um 925 in England entstanden und von da nach den Niederlanden verpflanzt wurden, um im Jahre 1000 auch nach Deutschland zu gelangen. Es waren Genossenschaften von Künstlern und Handwerkern, die sich zur Erbauung eines Kirchenkunstwerkes verbanden und, da solche Bauten Jahrhunderte erforderten, zu dauernden Verbindungen wurden, welche unter Meistern standen, die sie im Technischen wie im Sittlichen leiteten und auf gegenseitliche sittliche Förderung eben so wie auf künstlerische und gewerbliche Fertigkeit sahen. Der Meister machte zu großartigen Bauunternehmungen den Riß, wählte zur Ausführung der Einzelheiten die Künstler und bestimmte die Zahl der Handwerker. Der religiöse und sociale Gedanke, der die Bauhütten beseelte, die unter sich im Zusammenhange standen, und über welche die Haupthütten (— Köln, Wien, Zürich, Straßburg —) mit dem Großmeister die Oberleitung führten, sprach sich in einer sinnvollen Symbolik aus und auch die einzelnen Mitglieder — Parlirer, Gesellen — erkannten sich an „Wortzeichen, Gruß und Handschenk". In diesen Bauhütten, die ihre technischen Kenntnisse und gesellschaftliche Verfassung

als Geheimnisse bewahren, wurden die großartigen Plane der Baukunst entworfen, deren Idee die Vergeistigung des Irdischen ist und die deshalb die Erde zum Himmel emporzutragen streben, — die große Steinhieroglyphe von Meister Gerhard, der 1248 gegründete Dom zu Köln, — der Babelgedanke Erwins von Steinbach, der Münster von Straßburg, — der prachtvolle 385 Fuß hohe Thurm des Münster zu Freiburg, — die wunderbaren Steinmonumente, die Dome zu Regensburg, zu Ulm 2c.: der Stolz echt deutscher Kunst, die sich über Frankreich, England und Spanien verzweigte und auch diese Länder mit der Herrlichkeit ihrer Werke schmückte. Wie „versteinerte Himmelssehnsucht" steigen diese Prachtbauten zum Himmel hinauf, dem sie entsprossen, und wie himmlische Ausrufungszeichen weisen sie durch die Form des Spitzbogens, mit ihren hohen schlanken Thürmen, mit ihrem hochaufsteigenden Kirchendach, den Menschen empor in seine ewige Heimat. Und während so das Aeußere, dessen Schwere dadurch überwunden wird, daß es sich in unendliche Theile individualisirt, einerseits mit seinen grandiosen Thürmen das Auge in die Unendlichkeit des Großen trägt, indeß es mit seinen unzähligen kleinen und gekünstelten Verzierungen, die über das Ganze ausgestreut sind und alle Masse in Künstlerstoff umgebildet haben, in die Unendlichkeit des Kleinen hineinzieht, — gelangst du, wenn du durch das Hauptportal in das Innere trittst, in einen Wald voll himmelhoher Steingedanken, in denen die unmögliche Verbindung des Ungeheuren mit dem Gefälligen gelöst ist. Die Massenhaftigkeit wird hier leicht durch die Säulen und Bogen, Fenster und Gewölbe, die uns überall entgegentreten. Die Säulen bestehen aus Bündeln von Säulen, elastisch aufschießend, das Gewölbe tragend und mit den Blätterkronen des Kapitäls in die Bögen und Gurte sich verflechtend, — die zu Stein gewordenen himmelragenden deutschen Buchen und gigantischen Eichen. Die Fenster lassen das Licht durch gemalte Scheiben brechen und erinnern durch ihren Umfang und ihre verschiedenen Farben an das bei der Einweihung des Kölner Domes erwähnte Sinnbild, das aus Edelsteinen erbaute himmlische Jerusalem. Die Grundform des Ganzen aber ist die symbolische Kreuzform mit ihren drei wesentlichen Theilen: Vorhalle, Schiff und Chor. Von Westen her trittst du in die Vorhalle, die meist mit Bildern von Adam und Eva geschmückt, den Kommenden an das Paradies erinnert, aus dem der Sünder in das durch Säulenreihen von den Nebenschiffen getrennte Hauptschiff gelangt, um am östlichen Ende, durch Stufen über das Schiff erhöht, den Hochaltar mit dem halbkreisförmigen Chorraum (— Erinnerung an das Himmelsgewölbe —) ahnungsvoll vor sich zu schauen. — Falke: „Die Ge-

wölbe und Lichtgeschosse werden hinaufgehoben aus der niedern Erdnähe, die Fenster erweitern sich und lassen das Licht einströmen in das Innere, wo ein Wald von Säulen und Säulchen es theilt und bricht und seine Schatten dazwischen wirft. Nicht grell und weiß fließt das Licht hinein, sondern erst durch farbige, auf ihre Gesammtwirkung wohl berechnete Fenster spielt der metallene Sonnenglanz. Mit farbigem, bilderreichem Schmucke bedecken sich die Wände, und aus den reichen, mannigfachen Ornamenten der Kapitäle, der wechselnd gegliederten Bogen, der Gesimse leuchtet und blitzt es ebenfalls von Farbe und Vergoldung. Nicht die klassisch ruhigen, gemessenen Formen der Architektur wirken hier auf Auge und Gemüth, sondern ein magisch-malerisches Spiel von Farben und Licht. Das Auge wird hinabgezogen in die Tiefe durch die wechselnde Perspective, wie Pfeiler hinter Pfeiler tritt, und in die Höhe an den Gewölben die Linien ineinander laufen, sich schneiden und lösen, und Fläche sich an Fläche schiebt, um in der Ferne zu verschwinden. Dem Auge folgt die andächtige Seele und verliert sich träumerisch in das verklingende Spiel von Schatten, Licht und Linien, in das farbige, flimmernde Lüstre, das hier heller leuchtet, dort in das ungewisse Dunkel zurückweicht, und so versinkt sie in Vergessenheit und Verzückung, um, durch den Klang der Orgel zurückgerufen, in Sinnen und Beschaulichkeit wieder Einkehr bei sich selber zu halten." Die Dome waren die höheren, für die Masse des Volkes die einzigen Bildungsanstalten, wo die rohen und verwilderten Seelen unwillkürlich und unbewußt von der Scholle des gewöhnlichen Lebens losgelöst und in die Geistessphäre des Himmels emporgetragen wurden, — eine Welt von und voll Idealen mitten in dem Werkeltagsleben voll Kampf und Streit, — das geheimnißvolle Schatzkästlein, in dem der Mensch sein Schönstes geborgen wußte und wo er sein innerstes Leben öffnete. Die Dome des Mittelalters sind die stummberedten Bildner der mittelalterlichen Menschen. —

Die ritterliche Poesie, deren erste Ursprünge auf Spanien und die Mauren zurückweisen, und die im südlichen Frankreich in der romanischen Sprache, welche bereits im 13. Jahrhundert die Sprache der Höfe war, ihre Lieder sang, erhielt durch die Züge in das ferne, geheimnißvolle Morgenland gegen den Feind des christlichen Glaubens die erwünschteste Nahrung für ihre geistlich-weltliche Richtung — für eine Richtung, in der die sinnliche und himmlische Liebe wunderbar ineinander spielt. Von den fröhlichen (soulas) und klagenden (lais) Tönen, von den Morgenliedern (albas) und Abendständchen (serenas), von den Tanzliedern (baladas) und Rügeliedern (sirventes), von den Streitgedichten (Tenzonen),

Schäferliedern (pastorellas), Legenden, Fabeln, Novellen (novas) und Erzählungen (comtes) der Trabadours (— Wilhelm von Aquitanien, Ebles und Bernard von Ventadour, Bertrand von Born, Guillem Ademar Gaucelm Faidit, Peire Vidaul, Giraud von Borneul ꝛc. —) hallte die Provence wieder. Der Liebe Leid und Lust ergoß sich in ihren Gesängen; aber in ihren Rügeliedern schossen sie auch die Pfeile sittlicher Entrüstung und heißen Zornes gegen den päpstlichen Stuhl und die Verderbniß der Geistlichkeit aus. „Sie heißen Hirten zwar, — singt zürnend Peire Cardinal, — doch sind sie Mörder gar. Sieht man nur auf ihr Kleid, so sind sie voll Heiligkeit, aber sie gleichen dem Wolf, der, um die Schafheerde zu morden und aufzufressen, in ein Hammelkleid sich steckte. Mit der Höhe ihres Standes steigt nur ihre Schändlichkeit, und seit alter Zeit und immerfort hat es mit Gott und mit den Menschen noch Niemand so schlecht gemeint, wie die Pfaffen." Zu dieser südfranzösischen Lyrik der Troubadours gesellten sich die nordfranzösischen Trouvères mit ihrer Epik, die ihren Stoff aus fränkisch-karolingischen, keltisch-bretonischen und normannischen Sagen, aus kirchlichen Legenden und antiken Mythen schöpften, und dieses Material nebst den Formen reizte auch in Deutschland zu epischen und lyrischen Dichtungen auf: — zum Minnesang, sogenannt von dem vorherrschenden Tone der Kunstlyrik des 13. Jahrhunderts. Die Liebe, bald als Verehrung und Sehnsucht, bald als Glück der Liebenden, das gesellige Leben bei Hofe, der Tanz mit den Frauen, das Tournier um ihren Dank, die Verehrung der heiligen Jungfrau, der Mai mit seinen Blumen und mit seinem Vogelgesang: das war der Inhalt der Lieder, die Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, Gottfried von Nifen, der Tannhäuser, Ulrich von Lichtenstein ꝛc. auf den Burgen der Fürsten und Edlen anstimmten. Besonders öffneten die Höfe von Schwaben, von Oesterreich und Thüringen, später die von Skandinavien den Sängern gastlich ihre Pforten. Auf der Wartburg erklangen unter Markgraf Hermann die Wettgesänge, und an den großen Feiertagen, z. B. an Friedrichs Krontage bei Mainz 1184 (— wahrhaften National- und Volksfesten —) horchte das ganze Volk auf die Töne der Minnesänger. Neben den lyrischen Gesängen strömten die Dichter, — Heinrich von Veldeke, Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg — ihre Gefühle, vorzüglich von den Kreuzzügen genährt, an denen Jeder wenigstens einen idealen Antheil haben wollte, in romantischen Ritterepopöen aus, die von Gottesdienst und Frauenminne, von ritterlicher Tapferkeit und höfischer Sitte, von wunderbaren Liebesgeschichten in mondbeglänzten

Zaubernächten und von schauerlichen Abenteuern in wundervollen Märchenwelten, von Kämpfen der christlichen mit der muhamedanischen Welt dichten, indeß das Volksepos (— das herrliche Lied von den Nibelungen —) in kunstloser Einfachheit das vom ganzen Volke Erlebte sagt, wie's in alten Mären Wunders viel erzählt wird, und wie's die fahrenden Sänger, die von Burg zu Burg, von Gau zu Gau und bei den Volksfesten, in den Sälen der Herrenhäuser, auf den Märkten und Straßen der Städte wanderten, in ihren kräftigen und kunstlosen Gesängen in das Volk hinein- und in ihm fortgepflanzt hatten. — Die ritterliche Poesie, die mit dem Ritterthum überhaupt stieg und fiel, ist eine der herrlichsten Blumen der Romantik. Mit der Kunst des Findens (art de trobar), mit der Liederkunst, der fröhlichen Wissenschaft betraut, haben die Erfinder (trobador), Minnesänger (Minne — Liebe) sich mit den Schwingen christlicher Andacht zum Himmel erhoben, um die Gebenedeite, die Himmelskönigin, das Herz Gottes anbetend zu verehren, wie sie wiederum mit wollüstiger Sinnlichkeit sich an die heißen Wangen der Geliebten lehnen und ihr üppiges Fleisch umfassen. Die Ritterpoesie mit ihrer Zeit ist das leibhaftige Feenmärchen der Weltgeschichte, — die Heldenzeit, da zum ersten Male das germanische Herz seines vom Christenthum erfüllten Schatzes inne wird und in verschwenderischer Lust lebt, was in ihm liebt, und liebt, was in ihm lebt. Zugleich aber war die ritterliche Poesie, als Macht der Zeit, wichtig und einflußreich auf die ganze Bildung ihrer Zeit. Sie milderte die Sitten und belebte das ritterliche Selbstgefühl. Sie war zugleich die erste Emancipation der Kunst, wenigstens der Poesie von der Kirche; denn mit ihr trat zum ersten Male eine weltliche Kunst mit dem Anspruch auf völlig gleiche Berechtigung neben die Kunst der Kirche, eine Kunst, die nicht die kirchliche Kunstsprache redete, sondern sich der verschiedenen Landessprachen als Darstellungsmittel bemächtigte, die weltlich in Technik, Inhalt und Tendenzen ein absolut von den kirchlichen Motiven verschiedenes Material, das natürlich menschliche Gefühlsleben verarbeitete und in der Freude an der sinnlichen Welt lebte, — eine Kunst endlich, in der das Ritterthum sein gesammtes Kunstbedürfniß befriedigte und in der es seine Welt rein idealer Thätigkeit hatte.

III. Der Ritter als Held tritt im specifisch sogenannten **Ritterthum** auf — die romantische Poesie der That. Das Ritterthum ist das veredelte Feudalsystem, das zur Idealität erhobene gymnastisch-kriegerische Treiben der altgermanischen Stämme,

das sich während der geistlich-scholastischen Periode an den Höfen der Großen ausgebildet hatte. Ursprünglich war jeder Ritter (milis), der die Heerfolge zu Pferde zu leisten im Stande war, und jeder Freie konnte ein ritterliches Lehen erhalten, der solche Kriegsdienste geleistet hatte. Da sich aber diesem Heerbanne immer mehrere zu entziehen suchten und die Gewohnheit aufkam, nur die zu belehnen, deren Väter schon als Ritter zu Pferde gedient hatten, so entstand ein kastenmäßig angeborenes Handwerk des Kampfes, eine besondere Corporation mit äußerlichen Abzeichen — Wehrgehenk, Wappen und Fähnlein — und im 14. und 15. Jahrhundert mit dem Prädikate des Adels. Durch seinen ausschließlichen Besitz der Wehrhaftigkeit und bei seiner kunstgerechten Führung der Waffen, besaß das Ritterthum ein gesteigertes Gefühl der Kraft und der körperlichen Tüchtigkeit, das sich, durch die Kreuzzüge (— in den geistlichen Ritterorden verschmolz sogar das christliche Mönchsthum und das christliche Kriegerthum in Eins —) religiös geweiht und idealisirt, als Gefühl der Ehre, d. i. als Inbegriff der männlichen und vorzüglich der ritterlichen Würde geltend machte. Im Schutze der Kirche, der Frauen und aller Schutzbedürftigen (— „Gott meine Seele, mein Leben dem König, mein Herz den Damen, die Ehre für mich: das war die französische Devise, die Devise des Ritterthums überhaupt —) bewährte sich die ritterliche Ehre. Ihre Uebung hatte sie im Tourniere, wenn die sonst mit Sammet, Seide und Gold bekleideten Ritter sammt ihrem Pferde in eherner Rüstung auf dem Kampfplatze erschienen und, vom Kampfrichter zugelassen, auf Balkonen von Damen und Edlen und ringsum vom Volke umgeben, unter kriegerischer Musik mit eingelegten Lanzen gegen einander sprengten, daß diese oft an den Brustharnischen zersplitterten, worauf der Sieger dann aus der Hand der schönsten und vornehmsten Dame den Ritterdank (— eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde rc. —) empfing. — Neben der Ehre war die Liebe das Pathos des Ritters. Von den Arabern angehaucht, die zauberhaft in Poesie und Liebe lebten und bei denen die Frauenliebe (— das schwarzäugige, glühende Mädchen im Arme —) die Lust des Daseins ausmachte, fand der lebenslustige Aquitane und Provenzale bald auch in der Frau den Mittelpunkt und die Verklärung des Lebens. Auch hiermit ward ein tiefgermanischer Grundzug angeschlagen; die Achtung vor dem Weibe als Weib — das directe Gegentheil von der kirchlichen Weltanschauung, die das Weib als das Hauptwerkzeug der Sinnlichkeit und der Sünde ansah. Das mit christlichem Idealismus erfüllte Ritterthum organisirte hinfort einen Cultus des Weibes als der reineren und höheren Offenbarung des echt mensch-

lichen Wesens. Auch jetzt noch war rechtlich das Weib unmündig und unfrei; auch trat die Frau jetzt nicht aus ihrer Sphäre heraus: sie documentirte ihre schaffende Thätigkeit weder in der Kunst, noch in Wissenschaft und Poesie. Aber sie beherrschte mit ihrem Geiste den Staatsmann und den Krieger, den Kirchenfürsten und den Mönch, die Gesellschaft und die Cultur, weil sie mit der vollen Weiblichkeit in das Leben eintrat und sich als Herrin des Gemüths zeigte. Zu dieser hohen Stellung hat erst das Ritterthum das Weib erhoben, vor dem zwar die germanische Welt von Anfang an Ehrfurcht hegte, dem sie aber bis dahin die Stellung versagte. Um sich jedoch eines ihr fremden Elements, des Frauencultus zu bemächtigen, verlegte die Kirche diesen ritterlichen Frauencultus in den Himmel und stellte in Maria die höchste Verklärung des Weibes, das göttliche Urbild des weiblichen Wesens, auf. Mit reinster Inbrunst warf sich der Ritter in Verehrung vor der Himmelskönigin nieder, und diese Verehrung ward — wie Weinhold bemerkt — mit einer Naivetät gepflegt, die nur einer Zeit möglich war, welche neben die feinste Schwärmerei unvermittelt die nackteste Natürlichkeit zu stellen vermochte: der Mariencult war der durch die Kirche verklärte Frauen- und Minnedienst. Neben der religiösen Verehrung der himmlischen Frauen stand der Ritter noch im Dienst der Einen Irdischen, der er sich geweiht, deren Gunst er durch Treue und Kühnheit erwarb, deren Farben er trug und mit deren Liebeszeichen (— einem Ring, einem Gürtel, zuhöchst dem Hemd, das sie getragen —) er sich schmückte. Diese Gunst jedoch ward ihm nur zu Theil, wenn er die Minnekunst durchgeprobt hatte und zuerst als Schüchterner die heimliche Liebe im Herzen trug, dann, durch die Frau ermuthigt, als Bittender das Geständniß wagte, um als Erhörter in Liebesdienst genommen zu werden, und endlich als Liebhaber die höchste Gunst zu genießen. Mit dem Kusse, den sie ihm gab, ward er fortan der Vasall der Herzenskönigin und erprobte seinen Dienst durch Thaten des Gehorsams, indeß sie (— dem idealen Liebesverhältniß fehlte meist auch die Sinnlichkeit nicht —), geschickt und Künstlerin im Lieben, bald dieses, bald jenes vergönnte und verweigerte und damit den Schmelz über der Liebe bewahrte. Falke: Das Ritterthum ist eine Wahrheit — diese Verbindung von Ideen und Thaten, von Religion und Heldenthum, von Poesie und Leben, von Frauenliebe und Waffenhandwerk. Es ist in diesem Sinne eine geschichtliche Wahrheit, wenn es auch nicht vermochte, die Idee, die es von sich selbst geschaffen hatte, auf die Dauer aufrecht zu erhalten und ihre Verwirklichung der Vollendung entgegen zu führen. Schon das ist etwas, daß man ein solches Ideal

des damaligen Menschen zu schaffen und nachdrucksvoll der Zeit vorzuhalten vermochte. Auch darin ist das Ritterthum eine Wahrheit, daß es, eine echte, gesunde Blume, in dem Boden, darin es wächst und gedeiht, seine wirkliche, naturgemäße Heimat findet, daß es nicht aus der Fremde dahin verpflanzt ist und wie ein Treibhausgewächs künstlich gehegt und gepflegt wird. Das christlich-germanische und romanische Abendland ist seine originale Stätte, und seine Luft ist der frische Geist des 12. Jahrhunderts, der durch diese Länder befruchtend hindurchweht. — Drei Dinge waren es, die das Leben des Ritters erfüllten: die Religion, die Liebe und das Waffenhandwerk. Gott und die Frau herrschten über ihn und gaben seinen Thaten ein Ziel. So erhielt das rohe Waffenhandwerk eine höhere Weihe, und dadurch eben unterschied sich der Ritter von den antiken Heroen. Dieser kämpfte um des Kampfes willen, zur Bethätigung der innewohnenden Kraft, um der Lust zu genügen, um den Ruhm des Stärkeren davon zu tragen, jener für einen außer ihm liegenden, höheren Zweck; von ihm wurde Entsagung seiner selbst, Aufopferung verlangt; der Andere folgte seinem eigenen Triebe und fand den Genuß in der Erfüllung desselben. -

Das Ritterthum ist der Idealismus des mittelalterlichen germanischen Geistes -- und obwohl einseitig und darum mit seiner Einseitigkeit seinen eigenen Untergang herbeiführend, doch für den germanischen Geist ein Gewinn an Freiheit, Tiefe und Fülle. Durch das Ritterthum ward das Weib aus seiner Abgeschiedenheit auf den Schauplatz der Welt gestellt, und es gelangte die subjective Freiheit im Ehrgefühl zu Bewußtsein und Recht, wie im Minnegesang das Gefühl des Herzens sich aussprechen durfte und im Nominalismus der Scholastik die reale Welt zur Anerkennung kam. Und diese Eroberungen, die der Geist der Weltgeschichte mit dem Ritterthum gemacht hatte, waren zugleich der werthvolle Boden, auf dem eine weitere Entwicklung empor sproßte, als seine Tapferkeit, Großmuth, Ehrenhaftigkeit, seine Huldigung der Frauen, seine Liebe zur Kunst, seine Religiösität und Bildung in den einfachen und sittlich kräftigen, betriebsamen Bürgerstand verpflanzt ward. Das Ritterthum selbst jedoch konnte diese Weiterentwicklung des Geschichtsgeistes nicht in der Hand behalten. Sein Grundgedanke, die selbstwüchsige Bethätigung der individuellen Freiheit, mußte durch sein Formel- und Schnörkelwesen in sein eigenes Gegentheil umschlagen. Statt zu der Versöhnung der Form und des Geistes oder der objectiven Ordnung des Lebens und der individuellen Freiheit war, wie Rückert sagt, die Ritterschaft nur zu einer völligen Knechtschaft unter eine Form

gelangt, die an sich in vielen einzelnen Dingen mit den allgemeinen Formen der Sittlichkeit übereinstimmt, ihnen aber auch in eben so vielen widerspricht und zuletzt wegen der Voraussetzungen, auf denen sie entstanden war, durch und durch unsittlich oder eine Lüge genannt werden muß. — Die Cultur des Ritterthums war nicht auf das tiefste Innere des Bewußtseins basirt: sie war einerseits nur naturwüchsig und andererseits nur anempfunden. Sie wurde auch nicht getragen durch wahrhafte und selbstbewußte Bildung des Geistes, weder durch das Studium der Alten, noch durch das der Natur und Philosophie; auch die Religion sprang nicht aus dem tiefen Borne selbsteigenen Gefühls, — sie war angelernt. Darum siechte sie hin, sobald ihr die äußeren Lebensbedingungen entzogen wurden. Im Kriege Aller gegen Alle, der nach dem Untergange der Hohenstaufen eintrat, welkte plötzlich die schöne Sommerblume. Ulrich von Lichtenstein sagt: Seit Herzog Friedrich der Streitbare erschlagen lag, waren Steier und Oesterreich gar der reichen Freuden krank; Nacht und Tag wurden die Länder ausgeraubt und Dörfer verbrannt.

„Man sah sie nur des Raubes pflegen,
Der Frauendienst war todt gelegen.
Die Jungen waren ungemuth,
Verschwendten lästerlich ihr Gut;
Rauben war die stete Sitt:
Da schändeten sie die Jugend mit.
Sie hatten gar unguten Sinn,
Ihr Leben ging in Nebel hin."

Dem gegenüber zog sich auch die Frau in sich selbst zurück, — statt des Schmuckes ein Paternoster auf der Brust; — in der Gesellschaft schweigsam und stumm. „Aus den freien, stolzen freudigen Weltdamen waren sie stille Frömmlerinnen und Beterinnen geworden, ließen den Kopf hängen und spielten die Nonne ohne Gelübde."

Im 14. Jahrhundert arbeitete sich zwar das Ritterthum aus diesem Leben, das zwischen Rohheit und Kopfhängerei schwankte; doch blieb ein Theil des Adels, besonders in Deutschland, der Jagd-, Trink- und Fehdelust für immer treu, indessen der höhere deutsche Adel mit geistlosem Ceremoniell und im Zwange der Etiquette prunkte, und auch das Ritterthum in England und Frankreich, das sich damals an kühneren Thaten emporraffen konnte, that dies nur zum Theil, und selbst hierbei war die Form nur eine angenommene. „Dies erneuerte Ritterthum war nur Außenseite, und dies war natürlich; denn da der Kern verdorben, so machte man die Form in überspannter Phantastik zur Carricatur." — Wie einst die Scholastik sich in Materialismus und

Mechanismus auflöste, so änderte sich mit der Sitte der Kreis singbarer Gegenstände: der sein selbst selige Minnesang sank zur Bänkel- und Bettelsängerei herab, indeß die Dome halbvollendet stehen blieben als Monumente einer großen Zeit, in der zum ersten Male der germanische Geist sich auf Andachtsflügeln zum Himmel erhob.

22.

Die Erziehung im Ritterthum.

Die Bildung des Ritters steht im Gegensatz zur geistlich-scholastischen Bildung. Seine höhere wissenschaftliche Erziehung schloß sich zwar an die der Geistlichen an; denn christliche Frömmigkeit und Demuth waren trotz des Standesstolzes und der äußeren Galanterie die nothwendigen Eigenschaften des Ritterthums; auch besuchten die Ritter die Kloster- und Kathedralschulen. Ihre Bildung ging jedoch über die sieben freien Künste hinaus; denn sie setzten denselben die sieben sogenannten noblen Passionen des Adels hinzu, die sieben Vollkommenheiten des Ritters: Reiten, Schwimmen, Pfeilschießen, Fechten, Jagen, Schachspielen und Versemachen (Petrus Alphonsus: Probitates hae sunt: equitare, natare, sagittare, cestibus certare, aucupare, scacis ludere, versificare). Damit war die Gymnastik, die in der geistlich-scholastischen Erziehung nur ein negatives, ein asketisches, ein das Fleisch geißelndes und ertödtendes Erziehungsmittel war, um auf diese Weise für das Leben in Gott empfänglicher zu machen, in ihrer wahren und eigentlichen Bedeutung anerkannt, und der Leib, der bis dahin ausgezogen werden sollte, als Abbild des Geistes betrachtet. — Waren ferner in der geistlich-scholastischen Erziehung die Frauen kein wesentliches Object, auf das sich die Sorge derselben erstreckt hätte, und wurde das Weib nur als Erzieherin ihrer Kinder anerkannt, so daß sie sich in einsamer Klosterzelle dem Gebete, frommen Betrachtungen und höchstens der Erziehung der Jugend hingeben konnte: so trat in der ritterlichen Erziehung das Weib aus seiner häuslichen und klösterlichen Beschränktheit hervor und wurde nicht nur Gegenstand der Lieder und des Gesanges, sondern auch von Kindheit auf den sittlichen und menschlichen Anforderungen gemäß erzogen: Frauen erscheinen darum von jetzt ab als Schriftstellerinnen und Erzieherinnen; man schreibt den Frauen einen veredelnden Einfluß auf die Gemüther der männlichen Jugend zu; man hält den freien Umgang und wechsel-

seitigen Verkehr der beiden Geschlechter für ein wichtiges Erziehungsmittel. Wenn man also in der geistlich-scholastischen Erziehung das Weib mit Absicht von dem Manne fern hielt und namentlich die Geistlichkeit von aller Berührung mit Frauen zu entfernen suchte, weil die Frauen vom Göttlichen abführten und ein Hinderniß des heiligen Lebens seien, so brachte man den künftigen Ritter mit Absicht in die Nähe der Frauen, um seinen Geist und sein Herz zu bilden und ihm gefällige und liebenswürdige äußere Sitte zu lehren. „Da ich noch ein kleines Kindel war," erzählt Ulrich von Lichtenstein, „hörte ich oft die Weisen sagen, daß Niemand Würdigkeit erwerben könnte, der nicht ohne Wanken guten Frauen zu Diensten bereit sei. Niemand sei auch so recht froh und wohlgemuth, als wer eine Frau so lieb habe, als seinen eigenen Leib. Ich war ein Kind, als ich dies hörte, und noch so dumm, daß ich auf Gerten ritt, und doch gedachte ich in meiner Dummheit immer den Frauen zu dienen mit Leib, Gut, Blut und Leben. In diesem Gedanken wuchs ich auf bis in das zwölfte Jahr. Nachdem ich dann 5 Jahre bei einer Dame gedient, gab man mich einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, dem Markgrafen Heinrich von Oesterreich. Der diente den Frauen mit rechter Treu, sprach wohl von ihnen, wie ein Ritter soll, und sagte mir, wer würdig leben wolle, der müsse sich einer Frau zu eigen geben. Er lehrte mich viel von seiner süßen Tugend, er lehrte mich sprechen über Frauen und in Briefen süße Worte dichten." — Während man ferner in der geistlich-scholastischen Erziehung die lateinische Sprache für das wesentliche Erziehungsmittel hielt und sie es in Wahrheit als Medium war, durch das man zu den Wahrheiten der Religion gelangte, wurde es in der Ritterzeit nothwendig, die französische Sprache zu verstehen, und ward es im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Vornehmen Brauch, Franzosen an ihren Höfen zu halten und ihre Kinder französisch lernen zu lassen. Auch wurden Knaben und Jünglinge auf Reisen geschickt, um sich Fertigkeit in anderen Zungen anzueignen, und die Spielleute, die als Handelsleute der geistlichen und sittlichen Waaren von Volk zu Volk zogen, waren Sprachmeister, wie Vermittler der Poesie des Tages. — Endlich trat die ritterliche Erziehung auch in Bezug auf die Zucht mit der geistlich-scholastischen in Gegensatz. Die geistlich-scholastische Zucht war mönchisch-finster und ihr Ziel Unterdrückung der Individualität; die ritterliche Zucht zielte auf Erweckung des Ehrgefühls: mit dem Knappen- und Ritterschlag wurde symbolisch ausgedrückt, daß dies der letzte Schlag sein sollte, weil durch Schläge die Ehre verletzt werde.

Von der Mutter erhielten die Kinder in den ersten sieben Jahren treue Pflege, die ersten Begriffe von Gott und der christlichen Religion. Das **Mädchen** war auch über diese Zeit hinaus der Obhut der Mutter anvertraut. Es erwarb zuerst die Geschicklichkeiten des Hauses: Spinnen und Sticken, das Anfertigen der männlichen und weiblichen Kleidungsstücke. An der Gesellschaft nahm das Fräulein theil, sobald sie ihr Alter und ihre Reife dazu befähigte. In vornehmen, gräflichen oder fürstlichen Familien wurden die Töchter nicht allein, sondern in Gesellschaft einer großen Anzahl von Gespielinnen, die aus dem angehörigen oder befreundeten Adel genommen wurden, unterrichtet. Die junge Schaar bewohnte dann gemeinschaftlich einen besonderen Theil des Hauses, war einer gemeinsamen Hofmeisterin untergeben und erhielt daneben andere Lehrer und Lehrerinnen. War die Tochter bei der Mutter geblieben, so wurde sie später als Gesellschafterin an den Hof einer vornehmen Dame gebracht, um hier ihre Erziehung zu vollenden, die geselligen Talente auszubilden ꝛc.

Schreiben und Lesen war eine Hauptaufgabe bei der Erziehung des Mädchens: die junge Dame mußte in der winterlichen Einsamkeit am Kamin in der Familie oder in Gesellschaft die neuen Lieder, die Sagen und Geschichten vorlesen; sie hatte in ihren Zimmern die Liederbücher und anderen Werke der Dichter. Sie selbst jedoch dichtete meist nicht; denn sie war Gegenstand der Dichtung. Zuerst wurde das Mädchen von einem Geistlichen, später daneben von den fahrenden Künstlern, von Sängern und Dichtern unterrichtet. Zuweilen findet man bei den Mädchen auch die Kenntniß fremder Sprachen, namentlich des Französischen und Lateinischen: Blankflos war schon in ihrem zehnten Jahre dahin gekommen, daß sie in Latein alles, was ihr vorgelegt wurde, ausdeuten konnte.

Auch im Gesange und im Saitenspiel ward das Burgfräulein unterrichtet. Die Instrumente, welche erlernt wurden, waren Saiteninstrumente, sowohl solche, die geschlagen oder gegriffen wurden, wie die Leier, die Harfe, als auch solche, die man mit dem Bogen streicht; die Fidel oder Geige. Gesang war die gewöhnliche Begleitung des Instruments.

Die Religiösität der hohen Frau hatte eine praktische Richtung: sie ging mit ihren Gesellschafterinnen zur Messe und pflegte in einsamer Zurückgezogenheit Gebetsübungen; am meisten aber drückte sie — wie z. B. die heilige Elisabeth — ihre religiösen Empfindungen durch Werke der Barmherzigkeit aus. Von der Gemahlin Heinrichs des Löwen, Mathilde, erzählt der Geschichtsschreiber Arnold von Lübeck: „Sie, die

Tochter des Königs von England, gab ihrer hohen Geburt die Weihe frommer Werke, und den Thaten der Menschenliebe sich widmend, verherrlichte sie diese durch den Schmuck der Religion. Denn sie besaß die höchste Frömmigkeit, fühlte mit Bedrängten auf bewundernswürdige Weise Mitleid, spendete Almosen mit freigebiger Hand, war eifrig im Gebet und eine höchst andächtige Besucherin der Messe, die sie in großer Menge lesen ließ. Die eheliche Treue bewahrte sie rein."

Die Grundlage aller höfischen Sitte ist echte, wahre Weiblichkeit, Gottesfurcht, Tugend, Schamhaftigkeit und Bescheidenheit, oder die „Maße". Des Weibes Schönheit ist verloren, wenn sie nicht mit der „Krone der Zucht" geziert ist. Die edle Frau muß zur Schönheit „gute Gedanken, schöne Rede und ein keusches Gemüth" haben.

Die Dame des 12. und 13. Jahrhunderts zeigte edle Manieren. Sie traf die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Die Schönheitslehre war durchdacht. Neben dem kleinen Hemd von weißer Seide oder feiner Leinwand, das die Dame auf bloßem Leibe trug und meistens im Bette anbehielt (später schlief man häufig nackt), hatte sie zwei Hauptkleidungsstücke ein unteres und oberes, einen Rock und ein Kleid, welche die anständige Dame stets zusammen trug, während dem Bürgerstande meist der Rock genügte. Die Kleider wurden am Oberkörper eingezogen, so daß sie sich von den Schultern herab bis auf die Hüften dem Wuchse völlig anschlossen und alle seine Schönheiten zur Erscheinung brachten.

Das Ideal der weiblichen Erziehung spricht sich aus in den Lehren, welche die Windsbekin ihrer Tochter giebt. Sie lauten: „Traut Kind, Du sollst sein hochgesinnt und sollst in Züchten leben. So wird Dein Lob den Werthen gut, und Dein Rosenkranz steht Dir recht. Den Ehrebegehrenden sollst Du mit Züchten Deinen sanften Gruß geben, und laß in Deinem Herzen Scham und Mäßigkeit stetig sein und hüte Deine Blicke; wo lose Merker sind, laß sie nicht umherschweifen. Scham und Mäßigkeit sind zwei Tugenden, die den Frauen hohen Preis gewähren. Schenkt Dir feine Gott in Deiner Jugend, so grünt das Reis Deines Heiles; Du magst in Ehren alt werden. Was ich da eben umherschweifende, wilde Blicke nannte, sind die, wenn ein Weib still vor sich hinsehen soll und doch die Blicke umhergehen läßt, als wenn sie unsteten Sinn habe. Davon hat ihr Lob einen schwachen Gewinn. Wenn weise Worte die Werke begleiten, so sind Deine Sinne nicht betrogen. Wenn aber die guten Werke fehlen, so sind die weisen Worte nichts als Lügen. Wenn ein Vogel zu früh sein Nest verlassen hat, so giebt er sich den anderen zum Spiel, und sein Gefieder wird

ausgerupft. So, mein Kind, wird es Dir auch geschehen, wenn Du in Deiner Jugend feine Rede hast, Dich aber dumm in Deinen Werken zeigest. Viel wandelbar sind die Männer. Sie tragen Nebelkappen bei sich, d. h. sie kommen und verschwinden leicht, wenn sie mit ihren Reden bethört haben. Wie es auch um die Untreue der Männer steht, — wir Frauen sollen fester sein und im Allgemeinen denen Haß tragen, die ihre Zucht nicht an uns zeigen. Thäten wir es, — sie schonten unser gewiß mehr. Man soll die Frauen gütlich bitten und lieblich in dem Herzen tragen; sie aber sollen züchtiglich verweigern. Wäre nun Eine sinnlich und schwach, dann mag sie sich nachher auch nicht allzusehr beklagen; denn späte Reue ist gar nichtig, und die Wandelbare wird verspottet, wenn der Schaden geschehen ist. Handelst Du so, daß Dir kein Vorwurf gemacht werden kann, so bist Du mit Deinen Sinnen auf dem rechten Wege; aber behalte sie auch, daß Dich die Liebe nicht etwa blind mache. Gar weise Herzen sind durch ihre Macht zu Kindern geworden. Wenn aber auch die Kraft von hunderttausend Herzen in dem Deinigen allein liegen möchte, — es würde doch die Meisterschaft der süßen Minne endlich siegen. Wer nun das Zwingen hoher und edler Minne verlangt, der soll alles, was Schlechtigkeit heißt, verlassen und sich den Werthen werth zu machen suchen. Wenn Du ein keusches Herz trägst, so mußt Du Lob und Ehre haben. Will die Minne nun Dir dies etwa nicht gönnen und will Dich mit Gewalt zwingen, daß Du einen ehrenwerthen Mann liebst, so sollst Du ihm doch nichts gewähren, was nicht recht und schicklich ist. Hier kann Dir Mutterrath nicht helfen; Dein eigener steter Muth muß Dich bewahren; denn wer zu sehr hütet und wacht über einen Anderen, der erfährt oft Schaden, und wer daher anders hütet, als er soll und als sich ziemt, der gehet darauf aus, Unehre in sein Haus einzuladen. Nun könntest du wohl auch fragen um die Minne: ob die hier bei uns auf Erden sei, oder ob sie in den Lüften schwebe. Darüber macht uns ein weiser Mann, Ovidius, klar, der sagt, sie sei genannt Venus und verwunde die Herzen und mache sie nach ihrem Willen wieder gesund, aber auch wieder siech: so sei immer ihr Wechsel. Unsichtbar fährt sie wie ein Geist und hat nicht Ruhe Tag und Nacht. Die hohe, edle Minne begehrt nur das Herz; für sie ist nicht Höhe oder Niedere des Standes da. Die Herzen derer, welche ihr behagen, werden eng in einander geflochten, und auf die Niederen sieht sie nicht. So muß ein jedes Weib hoher und edler Minne nachstreben." — Gottfried von Straßburg hat im Tristan ein Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Irland von seiner Wunde heilt, zum Dank dafür

ihre Tochter, die blonde Isold, in höfischem Wissen, in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „Beides Bücher und Saitenspiel", lernt. Sie singt, sie spielt, sie liest, sie schreibt. Sie versteht ihre Dubliner Sprache fein und daneben Französisch und Latein, kann die wälsche Fiedel spielen, mit Händen, weiß wie Hermelin, Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodie aller Art singen. Auch besitzt und übt sie die Gabe Briefe und Lieder zu dichten, und weiß Sagen und Märchen zu erzählen. Außerdem unterrichtet Tristan die Schöne in der „Moralitas", in der Kunst guter und schöner Sitten, in der süßen Kunst, welche rein und glückselig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das Leben mitgegeben ist, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und der Welt zu verhalten haben und wie wir beiden gefallen können. — Der Dichter hat damit das Ideal einer höfisch gebildeten Dame aufgestellt. Und daß dieses Ideal der weiblichen Erziehung, wenn auch nicht immer, so doch oft erreicht ward, sieht man an den hohen und ritterlichen Weibergestalten, welche die Männer mit emporzogen; — daß von den Frauen selbst die Kunst gepflegt ward, sieht man an den sieben Frauen, von denen aus dem 13. Jahrhundert Gedichte überliefert sind; — daß Hochbegabte unter ihnen der Wissenschaft nicht fremd blieben, sieht man an Heloise, der sich selbst die Räume der Philosophie öffnen mußten; — und welche Kraft in dem mittelalterlichen Weibe überhaupt verborgen lag, sieht man an der Heroine unter den ritterlichen Frauen, an der Jungfrau von Orleans, die mit der Allmacht weiblichen Gemüthes und weiblicher Wirksamkeit ihr Vaterland vom Abgrunde des Verderbens rettete.

Die Ritterfrauen bildeten nur einen kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft; aber dieser kleine Theil hat zur Zeit der Blüte des Ritterthums das weibliche Wesen im edlen Sinne repräsentirt. Im Allgemeinen gilt von den damaligen Edelfrauen, was Walther von der Vogelweide singt:

„Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
Es ward nie Nichts so Wonnigliches anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und Rosenblumen, wo die leuchten
Im Maienthum durch das Gras und kleiner Vöglein Sang,
Das ist gen solcher wonnetragenden Freude krank,
Wo man ein' schöne Frau sieht. Das kann trüben Muth erfeuchten
Und löschet alles Trauern zu derselben Stund,
Wenn lieblich lachet in Liebe ihr süßer, rother Mund,
Und Strahlen aus spielenden Augen schießen in des Mannes Herzensgrund."

Die Schule, die der **Ritter** durchzumachen hatte, dauerte in der Regel bis zum 21. Jahre. Diese ganze Zeit war dem Lernen und dem Dienste gewidmet. Was er später von Andern forderte, dessen sollte er vorher durch eigene Ausübung kundig werden. Vom 7. Jahre ab wurde der Knabe gewöhnlich, damit er eine strenge und rücksichtslose Zucht erführe, aus dem älterlichen Hause weg an einen fremden Hof oder zu einem fremden Rittersmann gegeben, um hier meist gemeinsam mit andern Knaben zu dienen und höfische Sitte zu lernen. Letzteres geschah am leichtesten in unmittelbarer Nähe der Edelfrau. Vom 7. bis 14. Lebensjahre war er als Edelknabe ihrem Dienste gewidmet, mußte sie bei Tische bedienen, ihre Aufträge und Befehle vollziehen, ihren Boten machen, auf Reisen, auf Spaziergängen, auf der Jagd sie begleiten. Schon in Spanien war es Sitte der westgothischen Großen gewesen, ihre Söhne und Töchter an den Hof des Königs nach Toledo zu senden; auch der Hof der Franken wurde der Mittelpunkt der aufstrebenden Jugend, die auf Ehren und Würden ausging, und in Karls des Großen Hofschule sammelte sich um seine Söhne die Jugend des Adels zur Bildung. Solche Bildungsanstalten für ritterliche Spiele, körperliche Uebungen und geistige Cultur des Adels wurden nun die hohen Ritterburgen, die dadurch ein geistiges Uebergewicht und zugleich eine größere Macht im politischen Leben erlangten. Herrschte an einzelnen Höfen, wie an denen der Berengare in Barcellona, der Hohenstaufen in Schwaben, der Babenberger in Oesterreich und der Landgrafen von Thüringen ein höheres geistiges Leben, so wurden sie — bemerkt Cramer — die leuchtenden Mittelpunkte für die Bildung ihrer Zeit, so wurden sie die Sammelplätze der Dichter und Sänger, so wurden sie in noch höherem Sinne als sonst die Schulen der adeligen Jugend. Der Knabe, der bei Hofe eintrat, hieß Juntherrelin, Garzune (garçon), Page, in Deutschland auch Bube. Seine Bestimmung war, außer der Erwerbung von Anstand und Sitte, sich vorzüglich im Dienste des Herrn und der Herrin an Abhärtung und Gehorsam zu gewöhnen. Er war daher Begleiter auf der Jagd und auf Reisen, mußte Botendienste thun, bei Tisch aufwarten, fremden Rittern die Pferde abnehmen, die Steigbügel halten. Daneben genoß er, oft von den vornehmen Frauen, Unterricht in den Lehren des Christenthums und in der Kunst zu lieben. Doch fand dieser Unterricht in Tugend und Sitte mehr noch durch Beispiel als durch Theorie statt, wobei zuerst dahin gestrebt wurde, Ehrfurcht vor dem eigenen Stande einzuflößen und den Geist desselben einzuhauchen.

Waren mehrere Knaben an einem Hofe zusammen, so hatte ein „Zuchtmeister", ein bewährter, erfahrener Knappe oder Ritter die Aufsicht über sie. In den Mußestunden empfing der Zögling unter Leitung dieses Zuchtmeisters einen Vorgeschmack der verschiedenen Arten des Turniers: Lanze und Armbrust wurden geführt; ein Theil der Spielkameraden vertheidigte einen Weg, den ein anderer Theil einzunehmen suchte ꝛc. Darin, sowie im ganzen Kriegshandwerk erhielt er noch besondere genaue Unterweisung. In „Wigamur" heißt es deshalb vom Knaben Wigamur:

Er lernt' in seiner Kindheit
Tugend und Gefügigkeit,
Singen und Saitenspiel
Und auch andre Hübschheit viel:
Schirmen und Springen,
Laufen und auch Ringen,
Bis er kam zu seinen Tagen,
Daß er sollt' haben getragen
Schwert und Mannes Wehre.

Mit dieser Bildung waren die meisten Ritter fertig und vollendet. Doch wurden viele auch tiefer in die Wissenschaften eingeführt, was dann in der Zeit geschah, wo der Knabe noch Junkherrelin war, so daß seine geistige Bildung mit dem Eintritte in den Rang der Knappen beendet war. Während dieser Zeit wurde der Knabe in mancherlei Kenntnissen und Fertigkeiten von „weisen Männern" unterrichtet. Der Unterricht behandelte vornehmlich biblische Geschichten, Kunden, Sagen und Begebenheiten aus mancherlei Ländern, und die Geschichte der Vergangenheit meist in romantischem Gewande. Lesen und Schreiben war nicht Gemeingut des männlichen ritterlichen Standes. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein konnten nicht lesen und schreiben: die Lieder, die letzterer für seine Geliebte bestimmt hatte, prägte er seinem Boten in's Gedächtniß ein, damit er sie derselben vorspreche, oder er dictirte sie seinem Schreiber und Vorleser. Doch machte sich auch im Ritterstande ein Bildungsdrang geltend. Heinrich VI., Friedrich II., der italienisch dichtete, Konradin ꝛc. sprachen sämmtlich Latein. Wenn nun aber auch wahres Wissen selten erreicht wurde, so ward es doch im Allgemeinen erstrebt. Ein größeres Erforderniß als Schreiben und Lesen scheint bei der Bildung des jungen Ritters Musik, Gesang und Saitenspiel gewesen zu sein. Auch die körperlichen Uebungen und die Künste, die später zum Waffenwerk erforderlich waren, wurden schon jetzt nicht vernachlässigt. Der Knabe mußte sich im Laufen und Springen üben; er lernte reiten und schwimmen, schoß mit Bogen und Arm

brust, warf den Stein und übte sich mit Schild, Schwert und Lanze. Hartmann von der Aue (zwischen 1150 und 1220) giebt in seinem „Gregor" eine Schilderung von der geistigen Bildung des Ritters. Gregor wurde in der Grammatik, Theologie und Rechtswissenschaft unterwiesen und machte frühe solche Fortschritte, daß sein Meister schwur, er habe noch nie von allerhand Tugend eine so sinnreiche Jugend gesehen. Während er vom sechsten bis elften Jahre Grammatik (d. ist die sieben freien Künste, die man specifisch „Grammatik" nannte, weil diese die erste Wissenschaft und die Grundlage des Triviums war) getrieben hatte, widmete er sich drei Jahre der Theologie, worauf die Jurisprudenz ebenfalls drei Jahre einnahm. Die mehr weltliche Seite der ritterlichen Erziehung charakterisirt Gottfried von Straßburg (zwischen 1240 und 1250) in seinem „Tristan", welcher, der Sohn eines Verführers und einer Verführten, vor der Geburt des Vaters und bei derselben der Mutter beraubt, von einem treuen Dienstmanne mit aller möglichen Sorgfalt und nicht ohne verzärtelnde Weichlichkeit auferzogen wird. Bis in sein siebentes Jahr ward er von seiner Pflegemutter in viele heimliche Pflege genommen, damit er zu keiner Stunde unsanft niedertrete, dann einem weisen Manne anempfohlen, mit dem er fremde Länder durchreist und fremde Sprachen lernt. Dies war sein erster Gang aus seiner Freiheit; da trat er in das Geleit zwangvoller Sorge. Das Buchlernen und der Schulzwang war dieser Sorgen Anfang. Außer den zwei Lernungen der Bücher und der Zungen (er war im Britannischen, Wallisischen, Französischen, Lateinischen wohl bewandert) wandte er auch viele Zeit auf das Saitenspiel und schlug die Harfe mit dem Plektrum, in den genannten Sprachen dazu liebliche Weisen singend. Daneben lernte er mit dem Schilde und mit dem Speer behende reiten, ringen, laufen, springen, jagen rc. Mit dem vierzehnten Jahre kehrte er nach Hause zurück und begann nun seine Aventüren mit ihren Nöthen und Mühsalen, bis seine Liebe zu Isolde sein Seelenleben herrlich entfaltete. — Solche Liebe des Knaben zu einer edlen, schönen und tugendhaften Frau, so daß er ihr gleichsam als seiner irdisch erscheinenden Gottheit alle seine Gedanken und Handlungen anvertraute, bald aber auch seine Gesinnung in die tiefsten Räume des Herzens zurückdrängend, wurde schon früh genährt, und Ulrich von Lichtenstein erzählt in seinem Frauendienst, daß er in dem Gedanken, einer Frau mit Leib, Gut, Muth und Leben zu dienen, bis in's zwölfte Jahr aufwuchs und dann sich Einer ergab, an der er die meiste Tugend fand: „Wenn ich wo des Sommers schöne Blumen brach, trug ich sie meiner Frau hin; wenn sie die in ihre weißen Hände nahm, so dachte

ich in meiner Freude, wie du sie angreifst, habe ich ihnen eben so gethan."

Ein lebensvolles Bild der höchsten ritterlichen Erziehung giebt der „Weißkunig", indem er das Leben Kaisers Maximilian I. vorführt. Als das Kind zu reden anhub, ließ der alte Weißkunig in seinem Königreiche viele edle Knaben bestellen, von Art und Natur die allergeschicktesten, und that diese Edelknaben zu seinem jungen Sohne, ihn die Sprache zu lehren und mit ihm Kurzweil nach der Kinder Gewohnheit zu treiben. In kurzer Zeit lernte der junge Sohn die Sprache und fing an, alle kurzweilige kindliche Spiele mit den Edelknaben zu üben. Bei der Annäherung des Knabenalters erwählte der Vater für sein Kind etliche hochgelehrte Meister von frommem, geistlichem Leben, ihn Latein und am allermeisten die Zucht und Furcht Gottes und darnach die heilige Schrift mit emsigem Fleiße zu lehren. Es wurden ihm auch viel mächtiger Herren und Edelleute Kinder zugeordnet, mit ihm zu lernen. Dabei übte er sich mit dem Schreiben und nahm Lernung auf, worauf ihn die Meister die sieben freien Künste lehrten. In der Astronomie, Astrologie und in der schwarzen Kunst wurde er gleichfalls unterrichtet, obschon der Knabe bald erkannte, daß diese Kunst eine Verführerin zur Sünde sei und von der Erkenntniß Gottes abwende, weshalb der Meister in dieser Kunst wieder von hinnen gesandt wurde. Auch ein weiser Meister wurde ihm zugeordnet, von dem er die Arzneikunde erlernen sollte, um sich selbst und Anderen hülfreich beispringen zu können, was die Veranlassung war, daß er immer einen mäßigen und ruhigen Lebenswandel führte. Ferner mußte er eine Zeit lang mit in der Schreiberei arbeiten, damit er erkennen lerne den Grund der Regierung und erkenne die Eigennützigen. Außerdem lernte er die Malerei, Baukunst, Saitenspiel und Gesang. Endlich suchte er Kenntnisse von dem Münzwesen und Bergbau zu erlangen und ließ sich unterrichten in dem, was zu Banketten und Mummereien-nöthig war; indeß er auf der anderen Seite die ritterlichen Uebungen nicht vernachlässigte, sondern im Armbrustschießen, in Fischerei und Vogelfang, sowie im Fechten mit allen Waffen wohl sich übte. Denn der Vater ging von dem Grundsatze aus: Wiewohl ein jeder König ist wie ein anderer Mensch, müssen doch die Könige, die selbst regieren, mehr wissen, als die Fürsten und das Volk, damit die Regierung bei ihnen bleibe.

Mit dem 14. Jahre trat der Knabe als **Knappe** aus dem Dienst der Dame in den des Herrn. In weißem Kleide, brennende Wachskerzen in den Händen haltend, wurde er von den Aeltern zum Altare geführt, wo er vom Priester den eingesegneten Degen nebst

Degengehänge erhielt, womit die Erlaubniß verbunden war, silberne Sporen zu tragen. Mit der Ueberreichung des Degens war in Deutschland eine Ohrfeige verbunden, womit angedeutet werden sollte, daß der Knabe aus dem Alter der körperlichen Züchtigung herausgetreten sei; er konnte von jetzt ab höchstens noch den Schwertstreich eines erzürnten Herrn fühlen. Als Knappe lernte nun der Ritter alle verschiedenen Jagdkünste, Vögel und Hunde abrichten, den Hirsch jagen, ihn fällen und jagdgerecht zurichten, das Hifthorn blasen, eine ganze Jagd vorbereiten und lenken. Er machte die Knappenturniere mit, um gegen den Stoß unerschütterlich fest im Sattel zu bleiben, die Lanze richtig einlegen und Schild und Helm des Gegners sicher und an der rechten Stelle treffen zu können. Jetzt auch konnte er ein Schwert umgehängt tragen. Er war der Waffenträger des Ritters, sorgte für die Reinhaltung und den Glanz der Rüstung und der Waffen, beaufsichtigte die Rüstkammer, besorgte die Pferde des Herrn, begleitete ihn auf der Jagd, zum Turniere und in den Krieg. In der Schlacht blieb die Schaar der Knappen in unmittelbarer Nähe hinter der ritterlichen Schlachtreihe, und jeder Knappe achtete mit spähendem Auge auf den eigenen Herrn, um im Falle der Verwundung oder des Sturzes sofort zur Hand zu sein. — Daneben war es Pflicht des Herrn, in eigener Person das Muster eines guten Ritters als Vorbild aufzustellen und es an Ermahnung und Lehren zu allem, was des Ritters Art war, nicht fehlen zu lassen, vorzüglich auch dem Jünglinge beizubringen, wie er sich den Damen gegenüber zu verhalten habe.

Die Lehren der älteren Ritter für das jüngere Geschlecht werden uns im „Winsbeke" vorgeführt. Mit der Religion fängt der Alte an: „Sohn, minne Gott inniglich"; denn trüglich sei der Welt Gaukelei, und darum solle er das Leben hier so einrichten, daß er dort wohl fahre. Auch das geistliche Leben möge er ehren, obwohl der Stand nicht vor Schlechtigkeit schütze und der Laien Sitte sei, ihn zu hassen. Nur gute, reine Frauen soll er minnen, und gebe ihm Gott ein rechtes Weib zur Ehe, das möge er halten, wie den eigenen Leib, und darnach streben, daß ihr beider Wille stets aus einem Herzen gehe. Hoch und werth schätzen solle er den Namen und die Würde eines Ritters, der ein edler, den Frauen theurer Mann sei, und darum den Schild in Ehren rein und fleckenlos erhalten; das sei des Schildes Recht. Rein aber erhalte er den Schild durch Befolgung der Ritterpflichten und Tugenden, Treue und Milde, d. i. Freigebigkeit, Keuschheit und Einfalt; ohne sie hange der Schild besser an der Wand, denn an seinem Arme. Eben deshalb solle er auch die Waffenübungen nicht vernachlässigen und wacker im

Turniere bestehen. In Zucht und höfischer Sitte solle er sich bilden, daß er wisse und verstehe, wie man sich am Hofe zu benehmen habe; er solle schweigen und reden zur rechten Zeit, keine Falschheit und Untreue üben, sich nicht vordrängen, aber auch mit Rath und That nicht zurückhalten; wenn er darum angegangen sei, in keuschen Worten reden, sich immer wohl erzogen zeigen, und es an freundlichem Gegengruß, wenn er gegrüßt werde, nicht fehlen lassen. Hohe Geburt allein mache es nicht aus, weder bei Mann noch Frau, ohne Tugend sei sie nichts als ein in's Wasser geworfenes Korn; wer Tugend habe, der sei hochgeboren. Die „Maße" müsse er unter allen Tugenden minnen, lebe er nur in rechter Maße, erlange er der Ehre genug; Hoffahrt aber verderbe ihm sein Spiel. Vom Weisen solle er Rath annehmen, früh sich als den Guten zeigen, der er einmal zu sein gedenke; denn „es brenne früh, was zu einer Nessel bestimmt sei", und wer 30 Jahre ein Thor, sei ein Thor für immer. Vor liederlich Leben und Spiel möge er sich hüten: sie seien beide des Leibes und der Seele Verderben. Sein Haus solle er in rechter Weise führen, daß er gegen die Armen Barmherzigkeit und gegen die Gäste Freigebigkeit üben könne; er solle ihnen stets ein fröhliches Gesicht zeigen, daß sein Brod den Nehmenden wohl thue. Es sei ein schönes Ding um ein eigenes Haus; wer sein mit Tugend pflege, nehme nicht ab an Werth und Ehre. — Aehnlich die Lehren, die Wolfram von Eschenbach durch Gurnemans an Parcival ertheilen läßt:

Legt nimmer von euch hin
Die Scham, die aller Zucht Beginn.
Ist hoch und höht sich eure Art,
Seht, daß ihr stets im Herzen wahrt
Erbarmung gegen dürft'gen Mann;
Wider dessen Kummer kämpfet an
Mit Gut und milden Gaben:
Solche Demuth sollt ihr haben.

Ihr sollt verständig überein
Wissen arm und reich zu sein.
Denn wo der Herr zu viel verthut,
Da ist nicht herrlicher Muth;
Und denkt er immer, wie er mehre,
Das bringt ihm auch keine Ehre.

Ihr sollt nicht überlästig fragen;
Doch dürft ihr nimmer euch entschlagen
Bedachter Antwort, die gemessen
Ziemet auf die Frage dessen,
Der euch mit Worten will erspähn.

Ihr möget hören, möget sehn.
Scharf erwittern, flüchtig merken:
Das wird an Sinn und Witz euch stärken.
Laßt Erbarmung bei der Kühnheit sein:
Dem Rathe sollt ihr Folge leihn:

Seid männlich und wohlgemuth,
Das ist zu werthem Preise gut.
Die Frauen haltet lieb und werth:
So wird ein junger Mann geehrt.
Gebt nie dem Wankelmuth euch hin.
Das ist rechter Mannessinn.
Wenn ihr sie thören wollt mit Lügen,
Wohl mögt ihr ihrer viel betrügen:
Lohnt ihr treu' Lieb mit falscher List,
Das bringt euch Lob gar kurze Frist.

Strauchwege und verbotener Schlich
Führen üblen Streit mit sich.
Dies messet gegen wahre Minne.
Die Werthe hat auch kluge Sinne
Gegen Falschheit, List und Kunst.
Verwirkt ihr jemals ihre Gunst,
So müsset ihr geunehrt sein
Und immer dulden Scham und Pein.

Wie Wolfram im Parcival, so giebt auch der geniale, realistische, kerngesunde und naturwüchsige Walther von der Vogelweide erziehliche Regeln in poetischer Form, ja, in einem, speciell der Erziehung gewidmeten Gedichte, entwickelt er Ansichten, die einem Dichter des 19. Jahrhunderts zur Ehre gereichen würden. Er geißelt zunächst den Glauben an das Alleinseligmachende der körperlichen Züchtigung und befürwortet eine mildere Erziehung, die „durch das Wort". Er verlangt ferner von den Alten, daß sie jedes Wort, das sie in Gegenwart ihrer Kinder reden, sorgfältig abwägen, ihren Kindern ein gutes Beispiel geben und statt der sklavischen Furcht den Ehrtrieb in ihrer Seele anregen, und beleben, daher alle Schande von ihnen fern halten sollen. Doch bringen wir das Gedicht selbst:

Erziehung.

Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruthen zwingen:
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Wer zu Ehren kommen mag:
Zucht mit Ruthen zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

Hütet eurer Zungen:
Das geziemt den Jungen;
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür.
　　Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür;
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen.

Hütet eurer Augen:
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie sehn,
Alle bösen übergehn.
　　Alle bösen übergehn,
Laßt sie, solche Sitten sehn,
Die zu Mustern taugen:
Hütet eurer Augen.

Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren:
Böse Reden nehmt nicht auf,
Schande kam euch in den Kauf.
　　Schande kam euch in den Kauf,
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seid Thoren:
Hütet wohl der Ohren.

Hütet wohl der Dreien,
Leider allzu freien.
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos, oft für Ehre blind.
　　Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind.
Leider allzu freien
Hütet wohl der Dreien.

Ein alter französischer Dichter faßt die Anforderungen an die Candidaten der Ritterwürde in folgenden Sätzen zusammen. „Ihr, die ihr den Ritterstand begehrt, müßt ein neues Leben führen; ihr müßt andächtig wachen im Gebete, die Sünde, den Stolz und die Niederträchtigkeit meiden, die Kirchen, Wittwen und Waisen vertheidigen und mit edler Kühnheit das Volk beschützen. Ein Ritter muß sich als ein redlicher Beschützer aufführen, ohne Andern das Ihre zu entziehen; er sei unverdrossen, stets mit den Verrichtungen seines Standes beschäftigt, mit rechtmäßigen Fehden, mit Turnieren, mit Ritterübungen zum Dienste seiner Geliebten; er muß nach jeder Ehre streben, so daß man ihm weder Schimpf noch Niederträchtigkeit vorwerfen kann; er maße

sich nie eines Vorzuges vor Andern an. Er liebe seinen rechtmäßigen Herrn, und die Bewahrung der Besitzungen desselben sei sein eifrigstes Bestreben; er zeige Gerechtigkeit und edelmüthige Freigebigkeit: er suche die Gesellschaft angesehener Leute, höre gern ihre Erzählungen und lerne daraus: er vernehme gern die Thaten der Helden, damit er auch im Stande sein möge, große Handlungen zu verrichten, wie es ehedem König Alexander machte."

Nach vollbrachter Knappenzeit erstieg er den höchsten Gipfel weltlicher und adeliger Ehre. Der Ritterschlag ertheilte ihm **die Ritterwürde,** und fortan war sein Leben dem Rechte, der Wahrheit und der Kirche geweiht. Eidlich mußte er versprechen: 1) Gott fromm zu fürchten, zu verehren und zu dienen, für den Glauben aus allen Kräften zu streiten und lieber einen tausendfachen Tod zu erleiden, als je dem Christenthume zu entsagen; 2) seinem gebietenden Fürsten treu zu gehorchen und für ihn und das Vaterland tapfer zu kämpfen; 3) für Erhaltung des guten Rechtes der Schwachen in rechtmäßigen Klagen zu sorgen, besonders für Wittwen, Waisen und Jungfrauen; 4) Niemanden boshafter Weise zu beleidigen und sich niemals das Gut eines Andern anzumaßen; 5) daß Geiz, Belohnung, Gewinnst und Vortheil ihn nie bewögen, irgend eine Handlung zu unternehmen, sondern nur allein der Ruhm und die Tugend; 6) daß er für das Wohl und den Nutzen der öffentlichen Sache stritte; 7) daß er seine Treue unverletzlich aller Welt hielte, besonders seinen Genossen; 8) daß er seine Genossen ehre und liebe und ihnen Hülfe und Beistand allemal leisten wolle; 9) daß, wenn er verpflichtet wäre, eine Frau oder Jungfrau zu führen, er ihr dienen, sie beschützen und erretten sollte aus allen Gefahren und aus jeder Beleidigung, oder eher den Tod leiden &c. Der Ritterschlag oder die Accolade, gewöhnlich drei Schläge im Namen Gottes und eines Heiligen, fand nur dann statt, wenn der Knappe einerseits frei von körperlichen Gebrechen war (— Keiner konnte Ritter werden, der lahm, blind, verwachsen &c. war —), und wenn er andererseits zu den Jahren gereifter Einsicht und zum Bewußtsein männlicher Würde und ritterlicher Ehre (— nicht vor dem 21. Lebensjahre —) gelangt war. Nachdem er Tags zuvor ein Bad, gleichsam eine neue Taufe, genommen, hierauf die Nacht mit einem Priester und einem Beistande wachend und im Gebet verbracht, und dann bei der Feierlichkeit selbst in weißer Kleidung, dem Sinnbilde reines Herzens und reinen Wandels, erschienen war, that er in der Kirche feierlich Buße, erhielt vom Priester das Abendmahl und empfing dann mit dem Ritterschlage seine Selbständigkeit und eine gewisse Unabhängigkeit

selbst dem Vater gegenüber. Feierlichkeiten, die um so größer waren, je höher der Stand des neuen Ritters war, beschlossen das Fest der Wehrhaftmachung. Siegfried's Vater lud, nach den Nibelungen, 400 Verwandte zu dem Tage ein, wo der Sohn das Ritterkleid erhalten sollte, und stellte nach dem Gottesdienste ein großes Turnier an, wo dann sieben Tage in Herrlichkeit und Freude gelebt wurde.

Mit dem Ritterthume sank auch die ritterliche Erziehung. Durch die Erfindung des Schießpulvers, das dem Kriege eine andere Gestalt gab, und durch die Erhebung des Bürgerstandes, der in Wohlhabenheit, im Streben nach geistiger Ausbildung und im Verdienste um das öffentliche Wohl mit dem Ritterstande in die Schranken trat, hörte mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des Ritterthums auch die alte Erziehung bis zu den Ueberbleibseln einer vorherrschend militärischen Richtung, eines strengen Festhaltens an der Standesehre, einer formellen Bildung nach höfischem Stil und der Chevalerie gegen das weibliche Geschlecht auf. Bald kam die Zeit, daß Ritter selbst des Schreibens unkundig waren und diese Kunst so sehr unter ihrer Würde hielten, daß sie auszustellende Urkunden entweder blos mit ihrem Siegel, welches sie mit dem Griffe ihres Schwertes aufdrückten, oder durch Abdruck ihrer in Farbe getauchten Hand beglaubigten, oder endlich mit dem Zusatze „weil nach Ritterwürde des Schreibens unkundig" vom Burgpfaffen, dem Schreiber, in ihrem Namen unterzeichnen ließen. Das sechzehnte Jahrhundert fand unter den Adeligen keinen Gelehrten, keinen Künstler, auch Keinen, der sich in Ackerbau, Handwerk und Industrie ausgezeichnet hätte. Fronsperg, Hutten und Sickingen waren die einzigen großen Ausnahmen. Der Adel besuchte zwar noch lateinische Schulen und Universitäten; aber wenige nur lernten etwas. **Hans von Schweinichen** (Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, herausgegeben von Büsching. 3 Theile. 1820) giebt in dem Berichte über sich selbst ein Bild von der Erziehung der Edelknaben zu jener Zeit, — zum rohen Kriegerleben. „Als ich meines Alters — sagt er — in's 9. Jahr gekommen, im Jahre 1561 und also wenig bas meinen Verstand erlanget, habe ich zu Mertschütz zum Dorfschreiber gehen müssen und allda zwei Jahre schreiben und lesen lernen. Wenn ich dann aus der Schule kam, mußte ich die Gänse hüten. Wie ich aber einst die Gänse hütete und sie sehr umherliefen, spillt' ich den Gänsen allen das Maul auf. Da blieben sie still stehen, waren also bald verdurst't, welches die Frau Mutter gewahr ward und gab mir einen guten Schilling. Durfte hernach nicht mehr die Gänse hüten. Ich bekam aber ein ander Amt; ich mußte in den Ställen und Scheuern

die Eier suchen, und wenn ich ein Schock zusammen brachte, so gab mir die Mutter 6 Heller davor. Nachdem ich ein wenig zu lesen angefangen, und fast stammeln können, und im Schreiben die Buchstaben setzen und Krähenfüße machen, bin ich 1562 von meinem lieben Herrn Vater zu Herzog Friedrich III. zu Liegnitz gegeben, daß ich mit Friedrichen, dem jungen Herrn, studiren sollte. Da denn damals dem jungen Herrn ein Präceptor gehalten ward, Hanß Pfitzner genannt von Goldberg. Da gab mir der Herr Vater zum Bücherkaufen und zur Zehrung 32 Weißgroschen. Der Herr Präceptor hatte ein eigenes Zimmer, die kleine Bastei, darinen wir täglich studiren mußten, das Rosarium und sonst lateinisch lesen lernen, auch alle Tage 4 Vocabula behalten, und wenn die Woche herum war auf einmal recitiren. Wie denn der Präceptor uns ganz strenge gehalten, wiewohl ich allzeit einen Vortheil gehabt, weil mir die Frau Mutter Mitheller zuweilen geschickt, kaufte ich mich beim Präceptor mehrmals ab; denn der gute Mann ging gern in die Buhlschaft zu schönen Jungfrauen und hatte nicht Geld. Bin also die Zeit, da er Präceptor war, über zwei Mal nicht gestrichen worden. Mein Lernen ist gewesen Deutsch- und Lateinisch-schreiben und Lesen, und daß ich dabei den Katechismus und die Gebote auswendig gelernt und was sonsten für eine Ausmusterung zum Hofe gewesen. Anno 1566, wo ich 14 Jahr alt war, bin ich von meinem Vater in die Schule zu Goldberg gethan worden, daß ich allda habe studiren sollen. Ward fleißig unterwiesen, daß ich auch innerhalb $^{3}/_{4}$ Jahren zu dem, was ich vorkonnte, gelernt, daß ich, was meine Nothdurft, lateinisch reden, ein Argument auf einen halben Bogen machen konnte, und doch zu Goldberg diese Zeit über nicht einen einzigen Schilling erlanget, außer daß mich M. Barth, der mich sonderlich in Acht nahm, mit einer Ruthe auf die Hände schmiß, da ich ihm sollte den Terentium recitiren, welches ich dieselbe Stunde nicht gelernt hatte, sagend: Lernt ein ander Mal, oder ich werde euch die Hosen herunterziehen. Weil ich aber mehr Lust zur Reiterei als zu Büchern hatte und doch nicht von Goldberg wegkommen konnte, wurde ich letztlich am Fieber krank und dann heimgeholt, nachdem ich wie man zu sagen pflegt, die Schule durch den Bauch gestochen und das, was ich in $^{3}/_{4}$ Jahren gelernt, in 14 Tagen wieder vergessen. Hernach habe ich meine Lust auf das Waidwerk geworfen, darinnen ich mich täglich gebraucht; mit Sperberreiten, Windreiten 2c. die Zeit zugebracht, in der Wirthschaft aber meinem Herrn Vater zugesehen und ihm aufgewartet, mit ihm geritten und gefahren, mich auch im deutschen Schreiben geübt. Im Jahre 1567 hat mir mein Vater mein erstes Schwert gekauft, davor er gegeben hat 34 Weiß-

groschen; habe damals noch keinen Wein getrunken, sondern mich allezeit nüchtern gehalten. Doch bald nahm ich's auch in Wein an, so daß ich gemeint, es wäre unmöglich, daß mich einer versaufen könne, und habe es dann stark continuirt. 20 Jahr alt, mußte ich dem Herrn Vater die Mühle versehen, mit Ausmetzen und vor's Haus zu mahlen und davon Rechnung und Bescheid geben, und wenn ich daheim war, so mußte ich auch die Gäste mit Saufen bewirthen, und die Fischerei versehen, alles Futter ausgeben, auch mit den Dreschern aufheben und sonsten verrichten, was möglich." — Das Leben war ein einziges großes Zechen, und Schweinichen ist nur der Typus von Tausenden seiner Genossen.

B. Das Bürgerthum und seine Erziehung.

23.

Das Bürgerthum mit der neu aufwachenden Kunst und Wissenschaft.

Dem ritterlichen Idealismus gegenüber trat eine gleichfalls von den Kreuzzügen geförderte realistische Richtung auf, die in ihren Resultaten ergebnißreicher als jene idealistische, dieselbe Aufgabe wie das Ritterthum zu lösen suchte, nämlich eine bewußte Befreiung, eine Emancipation von den Schranken, die bis dahin alle freie Bewegung gehindert hatten. Die Individualitäten, die ihr zugehörten, versuchten, sagt Rückert, ebenso wie das Ritterthum den ganzen Kreis ihrer Thätigkeit aus sich heraus zu bestimmen und überhaupt sich ebenso unumschränkt als die einzig berechtigten Mächte der Geschichte geltend zu machen, wie es jenes that und wie es früher das Kaiserthum und neben dem Ritterthum noch die Kirche und das Papstthum versuchte. Der Repräsentant dieser realistischen Richtung war **das Bürgerthum** oder das Städtewesen, auch das Gewerbewesen genannt — der Gegensatz zum Ritterthum schon in der äußeren Form seiner Erscheinung, durch sein Zusammenwohnen in geschlossenen Orten, besonders aber durch sein geistiges und ethisches Auftreten, indem es auf der Basis der nützlichen Arbeit ruht und an die Stelle der ritterlichen Phantasie eine praktisch tüchtige Auffassung des Lebens setzt. Barthold hat darauf aufmerksam gemacht, daß sich in dem Worte „Bürger" (— Ulfilas führte das Wort ein, indem er dem Griechischen *πόλις* das Wort Baurgs nachbildete, und also *πολίτης* mit dem Derivatum Baurgja,

der Burger übersetzte —) der ganze Inhalt der geschichtlichen Entwicklung des germanischen Bürgerthums bedeutsam ausdrückte: die erste bange Sorge und die kluge Vorsicht des sich Verbergenden; Nothstand und Bedrängniß, Wehrhaftigkeit des Geborgenen; behagliche Sicherheit, gegenseitige Bürgschaft und Verbürgung des Eigenthums, der Person und des Rechts; endlich die höchste Steigerung und Verallgemeinerung des Begriffs als Staatsbürgerthum.

Das Bürgerthum durchbrach zuerst das Feudalsystem und fügte der Geistlichkeit und dem Adel den dritten Stand hinzu. Seinen Grundzügen nach entwickelte es sich in Italien, Frankreich und Deutschland fast zu gleicher Zeit. Bald verbreitete es sich über ganz Europa und im 13. und 14. Jahrhundert gelangte es nach innen und außen zur Blüte. Nach außen trat es in städtischer Einigung auf, in der die Hansa und der rheinische Städtebund hervorragen: Bündnisse, nicht blos zum Handel, sondern auch zum gemeinsamen Schutz und zur Aufrechthaltung des Landfriedens. Seine geistige Kraft offenbarte sich in der städtischen Vertretung: in Portugal waren schon 1143 durch das Reichsgesetz von Lamego neben Geistlichkeit und Adel auch die Vorsteher der Städte als Stände anerkannt; in Castilien waren 1169 Abgeordnete der Städte auf den Reichstagen; in Neapel erhielten die Städte 1231 Antheil an den Reichsversammlungen; in England bildete sich 1265 das Unterhaus durch Abgeordnete aus den Grafschaften, Städten und Flecken; in Dänemark erschienen 1250 die Städte auf dem Danehof; in Frankreich wurden 1302 die Abgeordneten der Städte zu den Reichstagen berufen; in Deutschland kamen 1309 die Städte auf den Reichstag zu Speier. Die inneren Freiheiten errangen die Gemeinden in langen und harten Kämpfen mit den Geschlechtern. Indem sie sich in Zünfte, Innungen, Gilden zusammenthaten, stellten sie den Patriziern eine geschlossene Macht gegenüber. Ursprünglich blos zur Hebung und Wahrung gewerblicher Interessen entstanden, erhielten diese Zünfte darum bald eine politische Bedeutung und die Oberalten oder Zunftmeister wurden zugleich die Anführer der rüstig und tapfer in den Krieg schreitenden Mannschaften. Mit dem Gefühl innerer Kraft errangen sie nach und nach auch ihre äußere Freiheit — Zulassung zum Burgrecht, zum Mitgenuß des Gemeindevermögens, zur theilweisen Amtsfähigkeit; ja sie setzten endlich sogar an die Stelle des Geschlechterregiments die Zunftregierung, bei der sich die Geschlechter einschreiben lassen mußten, um nicht ganz von der Regierung verdrängt zu werden, und von der die Entwicklung der Gewerbe und Künste ausging.

Das Bürgerthum ruhte auf einer unvergänglichen, soliden Basis, auf dem Princip der Arbeit. Es hat zum ersten Male der Weltgeschichte die eigentliche productive Arbeit in politischer und socialer Beziehung emancipirt und geadelt. „Während in den antiken Staaten die Arbeit den Händen der Sklaven, Freigelassenen und Fremden übergeben und der Handwerker von dem eigentlichen Begriff des Bürgerthums ausgeschlossen war, saß hier der Handwerker in dem Verwaltungsrathe der Stadt, nahm er Antheil an den Regierungsacten, bildete er den Kern der immer wehrhaften Kriegsmacht der Stadt, galt er in seinem Stande so viel als der ritterbürtige Patrizier.“ Auf dem Gefühl dieser autonomen Kraft basirte auch das Zusammenschließen in kleinere natürliche Gruppen, in Corporationen, Zünfte oder Gilden, das nach den veränderten Zielen der menschlichen Thätigkeit veränderte Princip des alten Germanenthums, dem gemäß Gruppen, die sich die Kraft und den Verstand zutrauten, ihre Interessen in ihre eigene Obhut zu nehmen. Aus diesem Gefühl der eigenen innern und äußeren Sicherheit erwuchs dann und zwar auf imposante Weise Kunst und Wissenschaft. Es wurden alle Motive, die von der Kirche, vom Ritterthum, von der antiken Cultur zuflossen, vom Bürgerthum verarbeitet, und wenn auch die Universitäten, in denen sich die Wissenschaft centralisirte, nicht die unmittelbaren Erzeugnisse seines Geistes genannt werden können, so sogen sie doch von daher ihre Kraft, sowie es in den Stadtschulen die Schule von dem Privilegium, eine geistliche Anstalt zu sein, emancipirte, wie es endlich in der Wanderung nach Hellas und Rom sein eigenes geistiges Wesen durch Arbeit sich zu erobern strebte.

Das erste Zeichen seiner Selbständigkeit und Mündigkeit legte das Bürgerthum dadurch ab, daß es in seiner eigenen Sprache sprach. Die Nationalsprachen wurden von jetzt ab der allgemeine Ausdruck des Volkslebens und der Volkssitte. Damit war im Volke das Auftreten und die Ausbildung der Prosa verbunden — ein Zeugniß, daß der Volksgeist nicht allein mehr auf den Höhen wohnte, sondern die Wirklichkeit zu durchdringen strebte. Und mit der Aufzeichnung der Volksgesetze und Volksrechte bekundete das Volk, daß es selbst seine Pflichten und Gerechtsame verstehe: 1215 oder 1218 erschien in Deutschland der „Sachsenspiegel“, und mit ihm im Zusammenhange stand der „Schwabenspiegel“, der bereits ein Gesetz über körperliche Strafen der Schüler enthält; — in Castilien und Leon sammelte Alfons der Weise die Landesgesetze, und zu derselben Zeit (1213—1276) ordnete König Jakob I. in Arragonien die Rechte und Gewohnheiten in arra-

gonischer Sprache; — in Frankreich fanden sich die Satzungen des heiligen Ludwig; in England erschien unter Eduard I. (1272—1307) eine Gesetzsammlung in heimischer Sprache; in Norwegen endlich trat Magnus Lagabäter (1263—1280) als Gesetzesordner auf. Und wie in den Staaten, so in den Städten: Stadtrechte, Weisthümer, Seerechte, Lehnrechte verbürgen von jetzt ab die Rechte der Einzelnen und von Corporationen.

Wie in den Händen der Bürger die Prosa ausgebildet und durch Handelsbetrieb als Geschäftsstil, durch Aufzeichnung des Rechts als Kanzlei- und Gerichtsstil, durch Chronikenschreiberei als historischer Stil, ein Gepräge erhielt, so erhoben auch die Städte die Kunst aus ihrer Dienstschaft der Kirche zu einem ihrem Wesen, dem Begriffe der Schönheit, adäquaten klassischen Dasein. Diente sie auch gleich jetzt noch zum Theil und äußerlich Zwecken der Kirche, und hatte sie auch da noch die Gegenstände ihres kirchlichen Glaubens hauptsächlich zu ihrem Interesse, so wurde doch bereits auch das Schöne als solches Gegenstand des Menschen. „Es erwachte," sagt Feuerbach, „das unabhängige, das lautere, durch keine fremden Influenzen und Beziehungen getrübte Gefühl der reinen Schönheit und Menschlichkeit; es bekam jetzt wieder der Mensch in der Anschauung der herrlichen Schöpfungen seines Geistes ein freies Selbstgefühl, das Bewußtsein seiner Selbständigkeit, seines geistigen Adels, seiner immanenten, seiner Natur eingebornen Gottähnlichkeit, Sinn für die Natur und ihr Studium, Beobachtungsgabe, eine richtige Anschauung des Wirklichen und die Anerkennung von der Realität und Wesenhaftigkeit alles dessen, was von dem negativ religiösen Geiste als ein nur Eitles und Ungöttliches bestimmt war. Die Kunst war daher die reizende Maja, welche dem finstern Geiste der Kirche, wie einst dem alten Brahma, seine Melancholie und Misanthropie aus dem Kopfe trieb, die scheinheilige Verführerin, die den Menschen auf die obersten Zinnen der Kirche führte, um hier seiner beengten und gepreßten Brust freien Athem zu verschaffen, ihn die frischen Himmelsdüfte rein menschlicher Gefühle und Anschauungen einsaugen zu lassen und ihm die reizende Aussicht in die Herrlichkeiten der irdischen Welt zu eröffnen und eine andere Welt, die Welt der Freiheit, Schönheit, Humanität und Wissenschaft aufzuschließen."

In der Poesie war der Bürger anfangs unglücklich: er nahm die Form für das Wesen und suchte die Poesie in der Richtigkeit verschlungener und verschnörkelter Rhythmen. Der Meistergesang, eine lyrisch ausgezierte Sprachpoesie, ist der Repräsentant der bürgerlichen Verständigkeit, gegenüber der ritterlichen Phantastik. Die ehrbaren

Bürger traten in Sängergesellschaften zusammen, und des Sonntags nach dem Gottesdienste versammelten sie sich, vom Werkeltagsstaube gereinigt, auf dem Rathhause oder in der Kirche, unter einem Kreise von Bürgern und Bürgerinnen, um Schule zu singen und in Liedern auszusprechen, was in der Woche ihr Gemüth bewegt hatte. — Neben diesem Meistergesange erklang das weltliche Volkslied — der ungekünstelte, frische und derbe, oft tief poetische Ausdruck der Volksfreude und des Volksleides; und neben dem lateinischen Gesange der Geistlichen ertönte fortan der deutsche Kirchengesang der Laien. Auch das Drama entwickelte sich weiter: ursprünglich die Leiden, den Tod und die Auferstehung des Herrn darstellend, beim Vorlesen an verschiedene Personen vertheilt und mit eingeschobenen Gesangstücken versehen, kam im 12. Jahrhundert ein Kostüm der handelnden Personen hinzu, und mit dem tragischen Stoffe verbanden sich bald komische Elemente in der Gestalt des gewinnsüchtigen Judas, der mit Kaiphas hadert, weil ihm dieser die 30 Silberlinge in schlechter Münze auszahlt, in der Gestalt des Kaufmanns, bei dem die nach dem Grabe Christi gehenden Weiber ihre Spezereien kauften und der sich mit seinem Weibe zankt und prügelt ꝛc. — In Frankreich nahmen im 13. Jahrhundert die Fabliaux die Mönche zum Ziel ihres Witzes. Die beiden „Bibeln" und die Geschichte vom Fuchs in der Volkssprache richteten sich vorzüglich gegen Mönche und Geistlichkeit. „Römischer Hof," so redet Güjot in seiner Bibel Rom an, „Du bist lauter Verbrechen: weil der Papst es nicht sieht, weil er sich nicht widersetzt, müssen wir zu Grunde gehen; Rom hat stets die Religion heruntergebracht; Rom saugt uns aus und verschlingt uns; dort ist alles dem Gelde offen und frei; Rom zerstört alles, und ist eine Quelle aller Laster." In Frankreich entwickelte sich auch das Ritterepos zum Ritterroman; und während die Lyrik nur ein schwacher Nachhall der Troubadours blieb, gestaltete sich die dramatische Poesie aus dem Cultus und den kirchlichen Ceremonien: mit weltlichen Possen gemischte sceenische Spiele, deren Darsteller Karl VI. 1380 privilegirte, worauf die confrairie de la passion ihre Stücke zum Ergötzen der Pariser aufführte, von denen eins, das grand mystère, in 174 Acte zerfiel, die wenigstens 400 Spieler verlangten. — In England bewirkte der erbitterte Kampf mit Frankreich, daß der öffentliche Gebrauch der französischen Sprache abgeschafft und die aus germanischen und romanischen Elementen gebildete Volkssprache zur Hof- und Geschäftssprache erhoben ward: in ihr dichtete Geoffrey Chaucer (1328—1405) seine gereimten Erzählungen von Canterbury. — In Spanien bildete sich seit dem 12. Jahrhun

dert die eigenthümliche romanische Sprache aus. Während des 13. und 14. Jahrhunderts dichtete die christliche Bevölkerung in derselben Romanzen, Chroniken, Ritterromane und aus den theatralischen Ceremonien der Kirche hervorgehende Dramen. — In Italien endlich strahlten Dante, Petrarca und Boccaccio als Schöpfer der neueren italienischen Poesie, wie als Beförderer des Studiums der alten Klassiker weit hervor.

Die übrigen Künste schritten schneller noch als die Poesie nach vorwärts und aufwärts. Italien erweckte in der Baukunst den antiken Stil: Brunelleschi heißt hierbei der florentinische Meister und Erbauer der Kuppel des Doms († 1444); dann Leo Baptista Albert, der Erbauer von Kirchen und Palästen, der Schriftsteller über die Baukunst; zuletzt Bramante, der geniale Begründer der Peterskirche. — Vor allem groß aber ward Italien in der Malerei, die ihre Vollendung durch Rückkehr und Wiedervertiefung in die christliche Mystik und durch Verbindung derselben mit der Anmuth der natürlichen Darstellung erreichte. Der Genius der Malerei stieg zur Erde herab, ward Fleisch in Italien, und löste den Katholizismus des Mittelalters, der das Göttliche im unbestimmten Jenseits ließ, oder höchstens in roher Symbolik vergegenwärtigte, auf. E. Anhalt: „Die Malerei ließ den Gottesgeist Fleisch werden und zog den Himmel zu irdischer Bestimmtheit hernieder. Das Symbol war überwunden, und das Göttliche kam als solches zur Erscheinung. Das heilige Land war zum zweiten Male in geistiger Weise erobert, und wie die erste Eroberung der Triumph der Kirche schien und ihre Besiegung und Beseitigung war, so auch diese." Mit Recht sagt daher Leo: „Die großen italienischen Künstler haben eben so viel gethan für die geistige Befreiung und Entwicklung der Welt als die deutschen Reformatoren: denn so lange jene alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwicklung war gegenseitig bedingt. Erst als man in der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Klassiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten, und ohne die Aufnahme der alten klassischen Literatur wäre die Reformation nie etwas anderes als, ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war." Die großen

italienischen Maler waren in ihren Meisterwerken Miteroberer der Geistesfreiheit. „Die florentinische Schule" und ihr Leonardo da Vinci (1444—1519) mit seinem „Abendmahl", vor allem aber Michel Angelo Buonarotti (1474—1564) mit seinen großartigen Kunstschöpfungen in Malerei, Bildnerei und Baukunst. „Die venetianische Schule", in der Tiziano Vecelli das Fleisch mit glühenden Tinten und den kraftvollsten Farben als ein Stern erster Größe malte. Dann einzig und ohne Schule dastehend, Antonio da Correggio (1494—1534), der, voll von Seele, alles der Harmonie opferte und die Schönheit in einem lüsternen Muthwillen suchte — unübertrefflich im Verständniß des Helldunkels. Endlich die „römische Schule" mit dem Meister Aller, Rafael Sanzio von Urbino (1483—1520), der die weise Grazie der Sanftmuth und Seelenstille mit der Größe und Erhabenheit der Handlung harmonisch einte und in seiner „sixtinischen Madonna" die volle ideale Schönheit, in den reizendsten Formen ausgebildet, „eine Rose, die zugleich im Himmel blüht", mit dem werdenden Gotte in sichtbare Erscheinung stellt, um dann durch seine „Verklärung" sich selbst zu verklären. — Die Musik raffte sich gleichfalls empor. Das fröhliche Leben der Niederlande war die Grundlage, auf der sie sich in der Kirche wie bei der Weltlust zur echten Kunst erhob: Düfay und Ockenheim aus dem Hennegau legten das Fundament für die moderne Musik. Indeß war auf der Orgel das Tastwerk vervollkommnet und von dem Deutschen Bernhard 1470 das Pedal zugebracht, so daß er sein Instrument zu einem Riesenwerke umschuf.

Hinter dem allgemeinen Weltjubel, den die Künste anstimmten, blieb die Wissenschaft mit ihrem Ernste nicht zurück. Auch sie eroberte und entdeckte neue Welten. Die Mathematik und mit ihr die Naturwissenschaften wachten auf, um das Leben mit ihren Entdeckungen zu bereichern. Luc. Pacioli schrieb gründliche Werke über Algebra und Proportionen, und der Florentiner Paul Toscanella († 1482), der größte Mathematiker seiner Zeit, war Freund des Columbus. Wien ward ein Sammelplatz für astronomische Forschungen: von hier trat Georg von Peuerbach auf, der sich hochverdient um die Trigonometrie machte. Regiomontanus († 1476) lernte nicht blos Griechisch und übersetzte nicht allein griechische Mathematiker, sondern brachte die Algebra zur allgemeinen Kenntniß der Deutschen und mahnte als Astronom an Verbesserung der christlichen Jahresrechnung. Die Astronomie, jedoch immer noch die Astrologie als ihren Schatten bei sich, erhielt Lehrstühle auf den Universitäten. Der Florentiner Salviano degl'Armati schliff 1285 ein linsenförmiges Glas, und dadurch wurde

der Mönch Alexander de Spina (vor 1313) zur Verfertigung von Brillen geführt. Der Abt Richard in St. Alban arbeitete 1320 eine astronomische Uhr, und der Paduaer Arzt Jakob de Dondis ein Planetarium. Die Anatomie überwand ihre Scheu vor Leichnamen: in Bologna und Montpellier wurden die Leichname von Verbrechern an die Anatomie abgeliefert. Vor allem mächtig aber zeigte sich die Naturwissenschaft in der Geographie. Reisebeschreibungen mischten zwar noch Wahrheit mit Wundermärchen; aber die Reisen selbst und die durch sie gemachten Entdeckungen öffneten in Wahrheit die Welt erst. Die Seefahrten des Prinzen Heinrich führten bis Guinea. Bartolomeo Diaz umschiffte das Cap. Columbus, der Träger einer neuen Zeit, entdeckte Amerika. Vasco de Gama eröffnete mit der Erreichung der ostindischen Westküste eine neue Welt für den Handelsverkehr. Balboa löste das Räthsel der Westfahrt nach Indien, als er 1513 die Südsee entdeckte. Unterdeß übersetzten die Humanisten die naturwissenschaftlichen Schriften des Alterthums, ward in Mailand ein Lehrstuhl für Geographie errichtet und fertigte Martin Behaim seinen bewunderten Globus. Die Buchdruckerkunst aber und das Linnenpapier verbreiteten die neu entdeckten Wahrheiten schnell und weithin und bildeten durch die Masse von Flugschriften und Volksbüchern eine eigentliche öffentliche Meinung.

Vor den neuen Granitgedanken und vor solchen lebendigen Resultaten der Wissenschaft erbebten die Grundsäulen der Kirche. Die Philosophie ging direct darauf los, um sie niederzureißen. Des Aristoteles Autorität für die Naturwissenschaften wurde befestigt und erweitert; für die philosophisch-theologische Forschung ward fortan Platon als Autorität angesehen. Der Charakter der Philosophie im Allgemeinen war durch den Charakter der Zeit bestimmt: die mathematisch-physische Forschung trat mit ihren Triumphen entschieden in den Vordergrund; die Philosophie strebte, dem entsprechend, die natürlichen Gesetze der Welt zu erforschen, indeß die Gesetze der sittlichen Welt für sie nur im Hintergrunde standen. Früher war die Philosophie nur Dienerin der Theologie und mit den Problemen derselben einzig und allein beschäftigt; jetzt bemächtigte sich eine durchaus physische Forschung der philosophischen Geister, denen die Theologie bald als bloßes Vorurtheil erschien. Die griechische Philosophie ward durch Nic. Cusanus, Ficinus &c. erneut, und Pic. von Mirandola, Agrippa von Nettesheim &c. repräsentirten die philosophische Naturanschauung. Sie alle aber strebten nach Einem Ziele: die Welt mit dem Auge der Vernunft als ein harmonisches Ganzes zu erkennen, — nach dem Ziele,

zu dem Agrippa von Nettesheim (1487—1535) hinstrebte, ein wirklicher Seher, der bereits in seinem erleuchteten Gemüthe das Alleben als ein einziges und organisches erfaßte, obgleich die Kenntniß der Natur in damaliger Zeit keine genügenden Grundanschauungen für diejenige tiefe Weltanschauung bot, welche noch heute in allen wirklich philosophischen Geistern die herrschende ist. Er sagt: „Weil das blos Körperliche nicht wirkt, so müssen der Himmel und die Sterne beseelt sein, da sie so großen Einfluß üben. Die Welt ist ein Ganzes; seine Glieder sind die einzelnen beseelten Leiber; das Ganze aber ist herrlicher als die Theile, und wenn auch die Mücken und Würmer eine Seele haben, wie viel mehr die Welt, die Gestirne und die Elemente, die allen übrigen Dingen Leben und Empfindung verleihen. Es ist aber die Seele der Welt ein einziges, alles erfüllendes, alles durchdringendes, alles verbindendes Leben. Und wie im menschlichen Körper ein Glied bewegt wird, indem es die Bewegung des andern empfindet, wie eine angeschlagene Saite die andere mittönen macht, in gleicher Weise werden mit einem Theile der Welt alle anderen berührt, und da die Worte zur Welt mitgehören, kann ein Magus durch sie kraft dieser Wechselliebe bis in den Himmel hinaufwirken. Der Mensch, der Mikrokosmos, enthält alles, was in Gott ist, und wer sich selber erkennt, der erkennt in sich alles, und namentlich Gott, dessen Erscheinung er ist."

Auf dem Gebiete der Religion selbst arbeitete mit den Naturwissenschaften und mit der Philosophie in treuer Gemeinschaft gegen den Formalismus des Katholizismus die deutsche Mystik, die in der Zeit der höchsten Anmaßung und der sklavischsten Abhängigkeit des Papstthums, in der Zeit, wo Deutschland vom Interdict und dann von den Wirren des Schisma getroffen war, in der Zeit auch, wo die höhere Geistlichkeit dieselben weltlichen Interessen wie die Fürsten verfolgte und der niedere Clerus in Unwissenheit und Laster versunken war, — tief in die Herzen des deutschen Volkes hineingegriffen und diese Herzen empfänglich für die Wahrheiten der Religion erhalten hat. Die Mystik läßt das menschliche Ich im göttlichen Grunde verbrennen und stellt als die höchste Aufgabe des Menschen, im Anschauen Gottes aufzugehen: eine unbewußte Opposition gegen die katholische Kirche mit all' ihren Dogmen und Satzungen. Um die Einheit und Vereinigung des menschlichen Lebens mit dem göttlichen dreht sich das mystische Leben, dessen Erhebungsstufen Joh. Ruysbroek angiebt, wenn er sagt: „Zu der Einheit mit Gott führt das active Leben, wenn wir, wie Christus, unser Kreuz auf uns nehmen und uns selbst verleugnen; — das innerliche Leben, wo der Mensch in der unbegreiflichen Umarmung der

Einheit Gottes vernichtet und in jeglichem Jetzt Gott in ihm geboren wird; — das contemplative Leben, die dunkle Stille, da alle liebenden Herzen innen sind verloren: darum sollen die innig schauenden Menschen ausgehen nach der Weise des Schauens über Rede und über Unterschied und über ihr geschehenes Wesen mit ewigem Instaren mit dem neugebornen Licht, so werden sie überformt und ein mit demselben Lichte, da sie mit sehen und das sie sehen." An der Pforte dieser Mystik stand Heinrich Eckart, der Heros der Mystiker, eine vulkanische pantheistische Natur, dem Gott als das alleinige Wesen und Wissen, die Welt als die ewige Entäußerung desselben und die Seele als ein ewiges Selbstsetzen Gottes erschien. „Gott allein kann sagen: Ich bin. Alles andere ist nur eine Bestimmung und Weise von ihm. Gottes Sprechen ist sein Gebären, ein Wirken in einem ewigen Nun, und eine Entfaltung dessen, was in ihm liegt. Wäre ich nicht, so wäre Gott nicht; er kann meiner so wenig entbehren als ich seiner. Alle Dinge sind Gott; Gott ist alle Dinge. Er bekennt in ihnen sich selbst. Jedes Geschöpf trägt eine Urkunde göttlicher Natur an sich und ist Gottes voll; darum ist in allen Dingen die unendliche Sehnsucht, in ihren Ursprung zurückzukehren, der Endlichkeit sich zu entledigen und in die Ruhe der göttlichen Einheit einzugehen. Der Mensch weiß Gott durch Gott. Sein Erkennen ist mein Erkennen; das Auge, mit dem ich Gott sehe, ist das Auge, mit dem er mich sieht: sein Auge und mein Auge ist Eins. Die Vernunft ist der ungeschaffene Funke der Seele, die das Bild Gottes in sich trägt." — Auch Heinrich Suso, der ein minnereiches Herz hatte, die Weisheit zu seinem liebsten Lieb nahm und von dem ihm erscheinenden Christus den Lebensspruch erhielt: „Empfahe Leiden williglich, trage Leiden geduldiglich, lerne Leiden christförmlich" — sah Gott in allem und über allem, als ein Wesen, das Leben und Wirken, als einen Kreis, dessen Mittelpunkt allenthalben, dessen Umfang nirgends ist. — Tauler predigte: Gott ist eins in allem und alles in einem; uns mag kein Ding so eigen sein als Gott; der tiefe Grund der Seele ist Gott selbst. Wenn die Seele Gott erkennt, dann erkennt sie sich selber und alle Dinge in Gott; soll Gott sprechen, so mußt Du mit Deiner Ichsucht schweigen; soll er eingehen, so müssen alle Dinge ausgehen; Gott ward Mensch, damit wir Gott würden. — Die deutsche Theologia endlich repräsentirt den Höhepunkt der Mystik mit ihrem Grundgedanken: alles ist eins und eins ist alles in Gott. Gott wird vermenschet, damit der Mensch vergottet wird. Sei lauterlich und gänzlich ohne dich selbst, so gelangst Du zu Gott, denn nur die Ichheit und Selbstheit scheidet von ihm, das

Aufgeben der Ichsucht einigt mit ihm: — eine Einigung, in der der innerliche Mensch unbeweglich steht, während Gott den äußern hin und her bewegt werden läßt in dem und zu dem, das da muß und soll sein und geschehen. Die Kraft, das Ewige zu schauen, hat der Mensch in der Vernunft; die Kraft, es zu ergreifen, im Willen. Diese Zwei sind miteinander: wo das Eine ist, da ist auch das Andere, und wären diese Zwei nicht, so wäre auch keine vernünftige Creatur, sondern allein Vieh und Viehlichkeit.

Die Mystiker erhoben sich über alle Unfreiheit des Geistes und über alles äußere Machtgebot. Sie sind die Opposition des germanischen Gefühls und der germanischen Innerlichkeit gegen die römische Scholastik und ihre formalistische Aeußerlichkeit. Und wie gegen die Lehre eine theoretische, so erhob sich eine sittliche Opposition gegen die katholische Unsittlichkeit. Schon Arnold von Brescia hatte gelehrt, daß dem Klerus keine weltlichen Güter zukämen und daß daraus der Mißbrauch in der Kirche entstanden wäre: er ward 1155 in Rom gehängt, verbrannt und seine Asche in die Tiber geworfen. Petrus Waldus hatte eine Gemeinde des apostolischen Christenthums gestiftet: Innocenz III. hatte Befehl zu ihrer Unterdrückung gegeben, und nur wenige Glieder blieben übrig. Da schrieb John Wicliffe gegen die Unterdrückung der Kirche durch das Papstthum, gegen die Willkür der Bannflüche, gegen Mönchsthum, Fegfeuer, Ohrenbeichte, Ablaß-, Heiligen- und Bilderdienst; er schrieb auch, daß die Kirche nichts vermöge gegen die heilige Schrift: er ward jedoch dafür auch von der Universität Oxford ausgeschlossen und durfte sich glücklich schätzen, daß er auf seiner Pfarrei Lutterworth ungestört leben konnte. Denn Johannes Huß verkündete dieselben Gedanken und sprach in Predigten und Flugschriften gegen die Sittenlosigkeit der Geistlichen, gegen den Ablaßhandel, gegen das Klosterleben und gegen die päpstliche Gewalt, und er mußte dafür 1415, trotz des Kaisers Geleitsbrief, weil man Ketzern nicht Wort zu halten brauchte, auf dem Scheiterhaufen sterben, worauf der Rhein seine Asche dem Meere zutrug. Auch Girolamo Savanarola predigte, daß der Papst kein wahrer Bischof und daß nicht durch Heilige und durch Werke, sondern durch die Gnade Gottes die Seligkeit erlangt werde, und er wurde 1498 am Galgen verbrannt. Johann Ruchrath von Wesel endlich verkündete, daß die Kirche dergestalt von der wahren Frömmigkeit abgefallen sei zu einem gewissen jüdischen Aberglauben, daß man, wohin man auch die Augen wenden möge, nichts wahrnehme, als eine leere Prahlerei mit Werken bei erloschenem Glauben und pharisäischem Stolz

der Rabbinen; daß man nichts sehe, als kalte Ceremonien und mächtigen Aberglauben, um nicht zu sagen, Götzendienst; daß man nichts bemerke, als daß alle auf ihre Geldernte wohl bedacht seien, ihre eigenen Interessen allein betrieben und dagegen die Pflichten der christlichen Frömmigkeit gänzlich vernachlässigten; daß nicht in der heiligen Schrift geschrieben stehe, daß irgend ein Priester, auch der Papst, Ablaß ertheilen könne; er ward von den Dominikanern in ein Kloster gesperrt und starb daselbst 1481. — Doch nur die Leiber konnten getödtet werden; damit aber nicht der Geist, der in ihnen lebte. Im 14. Jahrhundert schon erhielt die Hierarchie ihren ersten unheilbaren Todesstoß. Die Städte erlangten in ihm Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Die schweizerischen Bauern kämpften in ihm gegen die österreichischen Ritter und Herren. Rom war in ihm zum ersten Male nicht Residenz der Päpste und Hauptstadt der Christenheit. In ihm traten die Kurfürsten zuerst mit Nachdruck gegen den päpstlichen Stuhl auf. In ihm sprach zum letzten Male der Papst einen Bannfluch über einen deutschen Kaiser. Und in ihm rang sich das niedere und höhere Schulwesen zu freierer Existenz empor. Die Stadtschulen durchbrachen den engen Zellengeist des Klosterwissens und suchten die Hindernisse, die sich der allgemeinen Bildung entgegenstellten, zu überwinden. Die Universitäten cultivirten die Wissenschaft, den Tod Roms, Die griechische Literatur baute die unzerstörbaren Barrikaden, hinter denen Wahrheit und Freiheit ihr Lager aufschlugen. Wer mochte da den Geist dämpfen?

---

a. Die städtischen Schulanstalten.

24.

Je mehr in den Städten Handel und Gewerbe sich hoben, und damit Reichthum und Sinn für Kunst und Wissenschaft sich mehrten, je größer überhaupt die Selbständigkeit und Freiheit der Städte ward: um so mehr wurde auch das Bedürfniß in ihnen lebendig, ihrer Stellung und ihren Ansprüchen gemäße Bildungsstätten zu erhalten. Aus diesem Gefühle des Bedürfnisses entstanden **die Stadtschulen**, die, wenn sie auch in Lehrart und Unterrichtsform, in Lehrern und Lehrgegenständen sich nicht über ihre Zeit und damit auch ihre Zeit nicht über die in derselben herrschende Engherzigkeit emporzuheben vermochten, doch darin einen wesentlichen Fortschritt repräsentirten, daß sie das Schulwesen der

Geistlichkeit durchbrachen und durch das deutsche Lesen und Schreiben, womit sich unwillkürlich allerlei historische und geographische Kenntnisse verbanden, sich an das praktische Leben anschlossen. Großmacht Leben machte zuerst seinen Einfluß auf die erziehliche Praxis geltend und hat ihn seit der Zeit niemals verleugnet. In Mailand, Brescia, Florenz und andern Stadtgemeinden Italiens war von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an auf den Unterricht der Jugend große Sorgfalt verwendet, und von derselben Zeit ab entstanden auch zu Lübeck (1161), Hamburg (1187), Breslau (1267), Nordhausen (1390), Stettin (1390), Leipzig (1395), Braunschweig (1407) ꝛc. Stadtschulen. Sie waren ursprünglich **„Schriefscholen"**, in denen die Jugend schreiben lernte, zur Vorbildung für den Handelsverkehr Briefe schrieb und dabei wahrscheinlich auch geographische und geschichtliche Kenntnisse erwarb und im Rechnen und Lesen geübt wurde. Diese Schreibschulen sind der Anfang der späteren sogenannten Bürgerschulen, — eigentliche deutsche Schulen: in ihnen wurde Lesen und Schreiben der deutschen Schrift gelehrt. Zugleich waren sie die Elementar- oder Vorschulen für **die lateinischen Schulen**, in die jedoch der Schüler bereits auch im 7. und 8. Lebensjahre ohne weitere Vorbereitung durch die Schreibschulen eintreten konnte, und in denen nicht blos die Kinder der Wohlhabenden, sondern auch die der Armen Aufnahme und freien Unterricht erhielten. In den lateinischen Schulen herrschte das Latein vor; die Grammatik war der Mittelpunkt des Unterrichts; außer ihr waren Lesen, Schreiben und Christenthum Lehrgegenstände. — Neben diesen Schreibschulen und den lateinischen Schulen erzeugten die Städte kurz vor der Reformation auch Mädchenschulen, z. B. in Lübeck und Nürnberg. — Die Methode in all' diesen Schulen war und blieb noch die scholastische. Was gelehrt wurde, mußte gedächtnißmäßig aufgefaßt werden. Man las abwechselnd, wenigstens in späterer Zeit, Boëthius de consolatione, Mancini poëmata, die Bücher von Steph. Fiscus de Sontino, Laurentius Corvinus, Hugo Cardinalis ꝛc. Man lehrte Mönchslatein nach dem Donatus, oder nach den gereimten Regeln des Doctrinale, lernte beide auswendig, daneben einige scholastische Definitionen, das Symbolum apostolicum, die sieben Bußpsalmen, Kirchenlieder, Catonis disticha, die biblischen Geschichten aus den eclogis Theoduli, die 24 Kalenderverse Cisio-Janus ꝛc., — oder vielmehr der Text dieser Bücher wurde den Schülern so lange vorgesagt, bis sie ihn gelernt hatten, wobei die größeren Schüler den kleineren das Pensum überhörten, wenn nicht den Schülern dictirt und dann das Dictat er-

klärt und zergliedert ward. Auch waren bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts die Schulbücher so theuer, daß sie die Schüler nicht anschaffen konnten: deshalb mußte meist dictirt werden, was sie lernen sollten. Selbst der Schreibunterricht wurde durch die Theurung des Papiers gehemmt. Beim Leseunterricht scheint eine Schreib-Lesemethode in Gebrauch gewesen zu sein. Vorschriften über Auswahl des Lehrstoffes und der Lehrart gab es nicht. Jeder Lehrer war, trotz seiner sonstigen Abhängigkeit von der Geistlichkeit oder dem Stadtrathe, in seiner Schule selbständig, und der schlechte und ungebildete Lehrer drückte daher die nur auf niedrigem Standpunkte stehende Schule noch herab, indeß andrerseits die dem Lehrer gegebene Freiheit dem Begabten Gelegenheit gab, seine ganze Kraft zu entfalten und daher viele Schulen durch den kraft- und lebensvollen Unterricht ihrer Lehrer zu großer Berühmtheit gelangten. Auch die Zucht in der Schule war ungeregelt: Stock und Ruthe trieben die Schüler zur Ruhe und Ordnung, zu Aufmerksamkeit und zu Fleiß an. —

Je sorgsamer die Städte ihre Gerechtsame gegen fremde Eingriffe zu wahren suchten, um so mehr auch strebten sie, die alleinige Aufsicht über die unter ihrer Autorität angelegten Schulen zu führen. Sie geriethen dadurch mit der Geistlichkeit in Streit, welche die ars clericalis als ein besonderes Recht in Anspruch nahm, und überhaupt durch bisherigen Brauch und bisherige Gewohnheit das alleinige Recht zu haben glaubte, Schulen gründen und Schule halten zu dürfen. In Orten, wo ein Domstift bestand, sah sich der Scholasticus unter den Domherren als Schulmeister an: in manchen Gegenden übte er auch durch die That fortwährend die Oberaufsicht über die Schulen und Lehrer, indem er den Lehrern Instruktionen ertheilte, die Schulen aber von Zeit zu Zeit besuchte und selbst Strafen verhängte; er hielt deshalb auch jetzt fest an seinem Patronat, vornehmlich, weil er gewöhnlich das Schulgeld einnahm und sich also in seinen Einnahmen verkürzt sah, wenn neue Schulen ohne ihn auftraten. Daneben war die Errichtung von Magistratsschulen ꝛc. auch dem Geiste der Hierarchie entgegen, welche darin ein Auflehnen des revolutionairen Geistes erblickte, wie er sich häufig im Kampfe der Stadtmagistrate mit den kirchlichen Behörden äußerte. Darum waren die Stadtschulen zumeist noch im 14. Jahrhundert dem Scholaster eines Stiftes oder Domes unterworfen, welcher nicht nur die Oberaufsicht führte, sondern häufig sogar noch einen Theil des Schulgeldes einzog. Denn wo Stadtschulen aufkamen, strebte die Geistlichkeit,

dieselben in ihre Hand zu nehmen. Mehr aber noch lag ihr daran, die Gründung derselben überhaupt zu vereiteln. Sie kämpfte deshalb andauernd gegen die Anlegung derselben an, und die Geschichte der Pädagogik beweist auf vielen Blättern, daß ihr der traurige Ruhm gebührt, dem Aufblühn des Bildungswesens, soweit es nicht kirchlichen Interessen diente, stets widerstrebt zu haben. Als man 1161 zu Lübeck eine eigene Stadtschule gründen wollte, weil die Domschule zu entlegen oder zu klein sei, um die gesammte Jugend zu fassen, widersetzten sich die Geistlichen mit aller Macht. Endlich endete ein gütlicher Vergleich den Streit, und es wurde der Bürgerschaft erlaubt, „vier Schriefscholen“ anzulegen und zu halten, jedoch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß nur das deutsche Lesen und Schreiben und nichts anderes darin gelehrt werden solle. Bei Gründung solcher Schulen ward dann gewöhnlich noch festgesetzt, daß die übrigen Kenntnisse immer, wie früher, in den Stiftsschulen erlernt werden, und die Knaben zum Singen der großen Vigilien und zu den Seelenmessen sich einfinden müßten. Die Beweggründe, welche die Städte in ihren Bittschriften an den Papst um Erlaubniß zur Stiftung von Stadtschulen vortrugen, bezogen sich stets auf die vergrößerte Volksmenge, auf die Entfernung der Stifts- und Domschulen, und auf die Beschwerden und Gefahren, welchen die Kinder auf den langen Wegen zur Schule ausgesetzt seien, so daß sie befürchten müßten, auf den zerbrechlichen Brücken und auf den mit Menschen, Wagen ꝛc. angefüllten Straßen Schaden zu leiden. Ueber die geringe Brauchbarkeit der vorhandenen Schulanstalten und über die Bedrückungen der Scholaster herrschte ein tiefes Stillschweigen. — In einer glücklicheren Lage befanden sich die Städte, in denen sich kein Scholasticus, oder keine privilegirte Schulanstalt fand, die einen solchen Schulzwang ausüben konnte. Wo der Landesherr das Patronatsrecht hatte, kaufte es ihm die Stadtobrigkeit entweder durch persönliche Dienste oder selbst für ansehnliche Geldsummen ab. So ging nach und nach das Patronat auf die Magistrate über, von denen die Aufsicht über die Schulen entweder einem oder einigen Geistlichen, zu denen man Vertrauen hatte, oder einigen Rathsgliedern übertragen wurde. — In kleinen Städten, wo die Bildung nur auf einer niederen Stufe stand, war der Pfarrer oder Parochus der Schulaufseher, der für das Lehramt gewöhnlich einen Gehülfen, den „Kindermeister“ annahm, der dann außer dem Unterrichte auch den Gesang und andere Verrichtungen in der Kirche mit den Schulkindern zu besorgen hatte.

Die Verfassung der Stadtschulen war zunft- und handwerksmäßig. Der Rector, Schul- oder Kindermeister

wurde vom wohlweisen Bürgermeister und Rath auf ein Jahr mit gegenseitiger vierteljähriger Aufkündigung gemiethet. Er versprach dabei, „mit seinen Gesellen die Knaben zum Lateinsprechen zu bringen, unter guter Aufsicht und höfisch zu halten, sich selbst aber anständig aufzuführen und seine Gesellen in guter Zucht zu haben", oder (— nach einer anderen Instruktion —) „die Schüller in pietate, doctrina, moribus zu informiren, in scribendo zu exerciren, sich in tradendis elementis grammatices fleißig zu verhalten, Virgilium und andere gute autores zu lesen, mit der ganzen Schule an hohen Festen Vesper zu singen und alle Sonntage das Amt singen zu helfen." Die Wahl und Annahme der übrigen Lehrer war dem Rector meist überlassen; diese waren dann als seine Gesellen von ihm abhängig. Nach Verhältniß der Kinderzahl und der Größe der Stadt nahm er sich Gesellen oder Untermeister (hypodidascalos) und Provisoren, die Locati hießen, insofern sie vom Meister aufgedungen waren, Stampuales aber, insofern sie die Buchstaben (stampos) lehrten, und zwar jeder in seiner Klasse allein, nach der Stufenfolge seiner relativen Gelehrsamkeit. Die Bildung dieser Lehrer, die meist aus Franciscanern und Dominicanern, aber auch aus ausgestoßenen Mönchen, aus verdorbenen Studenten, aus abgesetzten Clerikern und aus Abenteurern aller Art bestanden, war im Allgemeinen eine niedrige, — wie der Lohn, den sie empfingen. Die Rectoren oder Schulmeister bezogen feste Gehalte und hatten oft durch Einnahmen, die sie für Messe- und Vigiliensingen bezogen, ihr gutes Auskommen. Doch war ihr sämmtliches, durch Schulgeld, Holzgeld 2c. aus Kirche und städtischer Kasse zu beziehendes Einkommen immer nur gering im Vergleich mit den Einnahmen und Besoldungen der Geistlichkeit: der Schulmeister hatte höchstens 40 Gulden, der Cantor 25 Gulden, der Gehülfe 20 Gulden jährlichen Gehalt. Die Gesellen waren meist allein auf das Schulgeld, auf Geschenke, Holzgeld, Kapitelgeld 2c. angewiesen; nur wenige erhielten wirkliche Gehalte. Von dem Schulgelde mußten sie meist an den Rector einen Theil abgeben; für die Dienste hingegen, die sie der Kirche leisteten, erhielten sie besonderes Honorar. Die Locaten, zuweilen sogar Rector und Cantor, hatten bei wohlthätigen Einwohnern Freitische, und, Rector und Cantor wenigstens, auch freie Wohnung, sowie eine Schulstube, zu welchem Zwecke in den meisten Orten besondere Schulhäuser entstanden. In der Schulordnung der lateinischen Stadtschule zu Stuttgart von 1501 heißt es von „des Schulmeisters Lohne": „Ein jeder in der Stadt geborene Schüler, der kein Almosen empfängt, soll geben jede Fronfasten dem Schulmeister

4 Schilling (– auf ein Pfund Silber gingen 240 Stück Haller, Häller, Heller, von der kaiserlichen Münzstätte zu Hall genannt; 2 Heller machten einen Pfennig, sechs Pfennige einen Schilling; — auch betrug der Werth eines Kreuzers 7 Heller, 4 Kreuzer einen Batzen, 15 Batzen einen Gulden —) und im Winter alle Tage ein Scheit, oder den ganzen Winter hindurch einen Karren Holz oder 4 Schilling. Jeder fremde Schüler, der in der Stadt in Kost gethan ist, bezahlt eben so viel. Arme fremde Schüler geben 2 Schilling und kein Holz. Dafür müssen sie aber abwechselnd die Schulstube fegen und im Winter das Heizen besorgen. Jeder Schüler, er sei groß oder klein, einheimisch oder fremd, soll zu Lichtmeß in der Prozession ein brennendes Wachslicht von ungefähr für einen halben Vierling Wachs haben, und was davon übrig bleibt, nach Beendigung der Prozession, oder dafür 4 Denare, dem Schulmeister geben. Dem Provisor soll ein jeder Schüler, er sei groß oder klein, reich oder arm, zu jeder Fronfasten geben 4 Denare. Jeder Schüler, der dem Schulmeister das volle Schulgeld und Holz zu geben hat, soll auf jede Fronfasten dem Provisor „an die Spenn geen" oder dafür 4 Denare zahlen. Der Provisor mag auch von den Schülern in seiner Lection ein Kapitelgeld nehmen, und zwar jedesmal wenn ein neues Kapitel anfängt, 3 Heller. Doch soll er deshalb beim Lesen nicht eilen, sondern nach dem Rathe des Schulmeisters und so lesen lassen, daß die Schüler Nutzen davon haben. Für die Zeit der Ferien ist es dem Provisor nachgelassen, mit Genehmigung des Schulmeisters diejenigen Schüler, welche freiwillig daran theilnehmen wollen, zu unterrichten im Schreiben und anderen Dingen, wovon er eine besondere angemessene Belohnung von den Theilnehmenden zu erhalten hat. Dem Cantor zahlt jeder am Singunterricht theilnehmende Schüler auf jede Fronfasten 3 Heller, und jeder Schüler in seiner Klasse 5 Heller Kapitelgeld. Außerdem soll der Cantor mit den Schülern für Gesänge bei besonderen Gelegenheiten das, was herkömmlich ist, erhalten, und er wie der Rector für ihre Gegenwart bei Begräbnissen herkömmlich belohnt werden. Die Locaten sollen 3 Heller Kapitelgeld von jedem Schüler erhalten." (Zur richtigen Beurtheilung der Höhe und Größe dieser Löhnung ist zu wissen, daß während des Concils zu Constanz 1 Pfund Rindfleisch 3 Pfennige, 1 Pfund Lammfleisch 7 Heller, 1 Ei 1 Heller, 1 Häring 1 Pfennig, 1 Maß Rheinwein 20 Pfennige; — daß im Jahre 1362 zu Basel ein gemeines Pferd 6 Pfund; — daß zu Baireuth 1450 das Metz Korn 20 Pfennige, Gerste 18, Hafer 13, Schweinefleisch 5, Kalbfleisch 2, ein Laib Brod 3 bis 7, ein Maß Bier 2 Pfennige, ein Ochse 12 Pfund, eine Kuh 4 Gulden, eine

Klafter Holz 1 Pfund 26 Pfennige; — daß zu Schweinfurt 1488 eine Gans 8 Pfennige, ein Pfund Zucker 4 Pfund 8 Pfennige, ein Maß Branntwein 5 Pfennige und ein Centner Butter 16 Pfund kostete.)

Weil der Rector auf Kündigung stand und der Magistrat ihn nach Ablauf des Vertrages, oder früher, wenn er glaubte, daß er den übernommenen Verpflichtungen nicht nachkomme, entlassen konnte, auch die Schulgesellen wiederum in demselben Verhältniß zum Schulmeister standen, so bildete sich ein wandernder Lehrerstand, der sich zu Schuldiensten vermiethete und seinen Wanderstab weiter setzte, wenn er nicht mehr, oder wenn es ihm nicht mehr gefiel Damit war das Lehramt ein Handwerk geworden, und an intellectuelle und sittliche Tüchtigkeit war bei solchen Schulhandwerkern, denen das Lehramt ein ganz äußerliches Geschäft war und die heute in einer Schule lehrten, der sie vielleicht morgen schon nicht mehr angehörten, nicht zu denken. Es ging dieses Wandern aus der allgemeinen Unruhe hervor, welche die verschiedenen Schichten der Gesellschaft und die verschiedenen deutschen Stämme ergriffen hatte. Ueberall brannte man vor Begierde, höhere Bildung zu erlangen, als sie die Heimat zu gewähren vermochte. So liefen Kinder und Jünglinge in die Welt hinaus, um die Wissenschaft zu suchen, — oft unter den größten Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, ohne gehörige Aufsicht auch an den Schulen, wo sie sich niederließen und wo sie Obdach und Lager fanden, indeß sie unter bestimmten Formen und in gewissen Stadttheilen den Lebensunterhalt, der ihnen von der Schule nicht gereicht ward, erbetteln mußten, — die jüngeren, Schulkinder, von den älteren, Lehrern und Gesellen, auf die Wanderschaft geführt und verführt. Denn es behandelten die scholares vagantes, Bacchanten, die jüngeren Schüler wie ihre Vasallen: sie waren ihnen mit „Leib und Leben“ verpflichtet, mußten „Knappen- und Knechtsdienste“ leisten und, wenn ein besserer Erwerb fehlte, durch „Betteln“ und „Stehlen“ (— dieses Stehlen galt als eine Art Jägerrecht und wurde zum Unterschiede vom gemeinen Diebstahle im Volksmunde „schießen“ genannt, weshalb die kleinen Reisenden den Namen „ABC-Schützen“ erhielten —) ihren Oberen den nöthigen Unterhalt verschaffen. Wie wenig dabei studirt wurde, davon zeugt Burckhardt Zink (geboren 1396) in seiner Selbstbiographie: er hatte nach zehnjährigem Herumziehen in den Schulen zu Reisnitz, Biberach, Ehingen, Balingen und Ulm nichts gelernt, als nur das Schreiben. Die an-

schaulichste Darstellung vom Leben der Bacchanten aber giebt Thomas Platter (ein Hirtenknabe aus dem Visperthale in Wallis, später Buchdrucker und Schulrector in Basel, geb. 1499, gest. 1582) in seiner Selbstbiographie. Weil bei seiner Geburt gerade zur Messe geläutet wurde, ward er zum Priester bestimmt und darum, nachdem er zuvor Ziegen und Kühe gehütet, im 10. Jahre einem Pfarrer übergeben, der sein Vetter war. „Der," so erzählt Platter, „schlug mich grausam übel, nahm mich vielmahl bei den Ohren und zog mich vom Herd (von der Erde) auf, daß ich schrie wie eine Geis, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden. Bei dem war ich nicht lang. Denn in derselben Zeit kam einer, der war mir geschwistert Kind, der war den Schulen nachgegangen, — derselbe Student hieß Paulus Summermatter — der wollt mich mit ihm nehmen und in Teutschland der Schul nachführen. Wir zogen unser 8 oder 9 mit einander. Ich war der kleinste Schütz. Wenn ich nicht wohl möchte zugehen, ging der Vetter Paulus mir nach mit der Ruthen oder Stöcklein, zwickte mich um die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und böse Schuelein. Die Bacchanten aber sagten, wie es in Meissen und Schlesien der Brauch sei, daß die Schüler dürften Gans und Enten, auch andere essige Speis rauben, und thäte man einen nichts darum, wenn man nur dem entrinne, dessen ein Ding gsin wäre. Da fragte ich meine Gesellen: Wann sind wir in Meissen, da ich dürfe Gäns z'tod werfen? Sie sprachen: Jetzt sind wir drinnen. Da nahm ich ein Stein, warf eine, traf sie an ein Bein, die anderen flogen fort, die hinkende aber könnte nicht aufkommen. Da nahm ich noch einen Stein, draf sie an Kopf, daß sie niederfiel. Da lief ich hin und erwutst die Gans bei dem Kragen und mit unter das Röcklein und ging die Straß durch das Dorf. Da kam der Gänshirt nachgelaufen, schreiend im Dorf: Der Bub hat mir eine Gans geraubt. Ich und meine Mitschützen flohen und hanget der Gans der Steiß unter dem Röcklein herfür. Die Bauern kamen herfür mit Parten. Da ich gsah, daß ich nicht mit der Gans entrinnen mocht, ließ ich sie fallen; vor dem Dorf sprang ich ab den Weg in ein Gestüdt (Gebüsch), meiner Gesellen aber zween liefen der Straßen nach, die erholten zwei Bauern; da fielen sie nieder auf das Knie, begehrten Gnad, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da die Bauern sahen, daß sie nicht die waren, die die Gans hatten lassen fallen, gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans mit." „Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen; wir Schützen gingen in die Stadt, etliche, die singen können, sungen, ich aber ging heischen (betteln), gingen da aber in keine Schul. Das wollten die

andern nicht leiden, träuten uns in die Schul zu ziehen. Der Schulmeister entboth auch unsern Bacchanten: Sie sollten in die Schul kommen, oder man würde sie räichen (holen). Da etliche Schweitzer auch da waren, ließen diese uns wüssen, auf welchen Tag sie kommen würden, daß sie uns nicht unversehens überfielen; da trugen wir kleinen Schützen Stein auf's Dach. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben wurfen mit Steinen zu ihnen, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir von der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir ein Nachbahrn, der wolt seiner Tochter ein Mann geben, dem nahmen wir Nachts drei Gäns, und gingen an das andere Theil der Stadt; da kamen die Schweitzer zu uns, zächten mit einandern, und zog da unser purß (Gesellschaft) auf Halle in Saxen zu und gingen in die Schul zu St. Ulrich. Als sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich mit uns hielten, wurden unser etliche mit Paulo meinem Vetter zu Red, von den Bacchanten zu laufen und zugen gen Dräsen; da war daselbst nicht ein gute Schul, und auf der Schul in den Habitatzen (Schlafkammern der fremden Schüler) voll Läuß. Brachen auf und zogen auf Breslau zu; mußten viel Hunger unterwegen leiden, also daß wir etliche Tag nichts dann Zwiebeln roh gesalzen aßen, manche Nacht unter heiterem Himmel liegen, daß man uns nirgends bei den Häusern wollte leiden, wie frühe wir um Herberg baten; etwann hetzte man die Hunde an uns; da wir aber gen Breslau kamen, da war alle Völle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen, und oft in große Krankheit fielen: da gingen wir zum ersten im Thume zum heiligen Kreutz in die Schul; als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarr zu St. Elisabeth etliche Schweitzer waren, zugen wir dahin. Die Stadt Breslau hat 7 pfarren, jegliche eine besondere Schul; durft kein Schüler in die andere Pfarr gehn singen. Es waren auf ein Mal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen, die sich alle durch Almosen ernährten. Auch ich blieb eine Zeitlang da, ward eines Winters drei Mal krank, daß man mich mußte ins Spital führen. Die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigenen Doctor. Da giebt man auf dem Rathhaus für einen eine Woche 16 Haller; daraus erhält man ihn gar wohl, hat gute Warte, gute Betten, aber große Läuß darin, wie geringer Hanfsamen. Die Schüler und Bacchanten sind so voll Läuß, das nicht glaubbar ist. Bin auch oftmals, besonders im Sommer draußen an die Oder gangen, mein Hemdlein gewaschen, an ein Stauden gehängt, getrocknet, dazwischen den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läuß neingeworfen, zugedeckt mit Herd und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter

liegen die Schützen auf dem Herd in der Schul, die Bacchanten aber in den Kämmerleinen, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, wenn es aber regnete, liffen wir in die Schul, und wenn es Ungewitter war, so sungen wir schier die ganze Nacht Responsorien und anders mit dem Subcantore; etwann gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bier=Häuser, gen Bier heischen; da gaben uns die vollen Polacken=Bauern Bier, daß ich offt mit unwissen so voll worden bin, daß ich nicht hab wieder in die Schul kommen können, wenn ich schon nur ein Steinwurff weit von der Schule war; Summa da war Nahrungs genug, aber man studirte nicht viel: in der Schul zu St. Elisabeth lasen allwegen zugleich zu derselben Stund in einer Stube 9 Baccalaurei; doch war graeca lingua noch nirgends im Land, deßgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, allein der Präceptor hatte einen gedruckten Terentium. Was man las, mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wann sie hinweg gingen." „Nachdem ich über Dräsen nach München gekommen, begab ich mich mit meinem Vetter zu einem Seifensieder, dem ich mehr Seifen sieden half, denn daß ich in die Schule ging. Nach 5jähriger Wanderschaft aber kam ich in die Heimath Wallis, wo meine Freund mich schier nicht mehr verstehen konnten, weil ich von jeglicher Sprache etwas gelernt hatte." „Bald hernach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben zu, Hiltenbrandus Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung. Dem gab man Tuch zu einem Röcklein. In Ulm ging ich mit dem Tuch umher, den Macherlohn dazu zu heischen; mit dem überkame ich vil Geld, denn ich hatte des Gutzlohns und Bettelns wohl gewohnt, denn dazu hatten mich die Bacchanten angehends gebraucht, gar nicht zu den Schulen gezogen, auch nur nicht gelehret lesen, nachdem ich selten in die Schul ging, und angehends, wenn man in die Schul sollt gehen, mit dem Tuch umherging. Da hatt ich großen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, bracht ich den Bacchanten, ich hätte nicht ein bislein gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hat einen andern Bacchanten zu ihm genommen, namens Achacius, war von Maynz gebürtig, deme müßt ich und mein Gesell präsentiren. Aber mein Gesell fraß schier alles, deme giengen sie auf der Gassen nach, daß sie ihm essen funden, oder sie hießen ihm das Maul mit Wasser schwenken und in ein Schüssel mit Wasser spritzen, daß sie sähen, ob er etwas gefressen hätte. Dann wurfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, daß er nicht

schreien könnte, und schlugen ihn, diese Bacchanten, bis sie nicht mehr möchten; darum fürchtet ich mich und bracht alle Ding heim, hatten oft so viel Brod, daß es grau wurde, da schnitten sie das auswendig graue ab, und gaben es uns zu essen, da hab' ich oft großen Hunger gehabt, und bin übel erfrohren, darum daß ich oft in der finstern bis um Mitternacht hab' müssen herumgehen und um Brod singen. Da mag ich nicht vorbeigehn, noch dies anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Wittwen wäre, die hat mir oft in dem Winter meine Füß in ein warmen Belzblez gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hat, wann ich käme, daß sie mir meine Füß wärmte, gab mir dann eine Schüssel mit Muß und ließ mich dann heimfahren. Ich habe wohl Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf den Gassen die Bein abgejagt, item Brosamen aus den Sacken gesucht und gegessen." „In München ging ich meinem Bacchanten durch, der mich lange verfolgte, und kam nach Zürich." „Da war einer Anthonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander nach Straßburg ziehn; da wir dahin kamen, waren gar vil arme Schüler alda, und wie man sagt, nit eine gute Schul, derhalben zugen wir auf Schlettstadt; da begegnete uns ein Edelmann, fragt wo aus? Da er hörte, daß wir nach Schlettstadt wollten, misriethe er es uns, denn viele arme Schüler allda waren, und keine reiche Leut; da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun aus? Ich tröstete ihn und sprach, sei wohl zu Muth, ist einer in Schlettstadt, der sich allein ernehren mag, so will ich uns beid ernehren. Als wir bei einer Mühl vor Schlettstadt zur Herberg waren, in einem Dorf, wurde mir wehe, daß ich meint, ich müßt ersticken, hatte schier keinen Athem, hatte so viel grüner Nussen gegessen, dann sie fielen um diese Zeit ab. Da weint mein Gesell abermal, vermeinte er würde seinen Gesell verlieren, so wußt er nicht wo aus, und hatte er dannoch 10 Kronen heimlich bei sich, aber ich nicht einen Haller. Als wir nun in die Stadt kamen und Herberg hatten bei einem alten Paar Ehe-Volk, der Mann war stockblind, da gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptoren sel. Herrn Johannes Sapidus, batten ihn, er solt uns aufnehmen; fragte uns, Von wannen wir kämen? Als wir sagten, aus dem Schweitzerlande von Wallis; sprach er; Da sind lyden böß Bauern, jagen all ihre Bischöff aus dem Land; so ihr waidlich wolt studiren, dürfet ihr mir nichts geben, wo nicht, so müßt ihr nachzahlen, oder ich will euch den Rock ab dem Laibe ziehen. Zu der Zeit gingen die Studia und Lingua auf, ist in dem Jahr gewesen, da der Reichs-Tag zu Worms ware. Sapidus hatte einsmals 900 discipulos, etliche feine gelehrte Gesellen, da war dazumahls Doctor Hieronymus

Gemusaeus, Doctor Johannis Hubertus, und sonst viele andere, die seither Doctores und verrühmte Männer worden sind. Als ich nun in die Schul kam, könnte ich nichts, ja nicht den Donat lesen, war doch schon 18 Jahr alt, satzte mich unter die kleinen Kinder, war aber wie eine Gluckhenne unter den Hünlein. In der Zeit war mein Gesell so rüdig, daß ich ihme manchmal des Morgens müßte das Leinlachen ab dem Leib, wie ein Haut von einer Geis abziehen, dann ich hatte främde Luft und Speis besser gewohnt als er; da wir jetzt von Herbst bis Pfingsten da waren und noch immermehr Schüler allenthalben zureißten, konnte ich uns nicht wohl mehr ernehren, zugen hinweg gen Solothurn, da war eine ziemliche gute Schul, auch beßre Nahrung, aber man müßt sogar viel Zeit in den Kirchen stecken und Zeit versäumen, daß wir heim zugen und ich bliebe eine Weil daheime, ging zu einem Herrn z'Schul, der lehrte mich ein wenig schreiben und anderes, ich weiß schier nicht was. In derselben Zeit lehrte ich meiner Basi Büblein das ABC, welcher darnach über ein Jahr gen Zürich kam, wurde Doctoris Bucceri famulus, studirte, daß er Präceptor wurde tertiae, dann secundae classis, bis er 2 Weiber gehabt und gestorben ist mit großer Klag der Schul zu Straßburg." „Später in Zürich war ich in der Schul beim Frauenmünster. Da ich den Donat auswendig kunt, lernte ich bei pater Myconius. Er las mit uns den Terentius: da mußten wir alle Wörtlein einer ganzen Comödie decliniren und conjugiren. Da ist er oft mit mir umgegangen, daß mein Hembdlein naß ist wurden, ja auch das Gsicht ist mir vergangen, und doch hat er mir nie keinen Streich gegeben, denn einmal mit der umgekehrten Hand an Backen. Wenn er aber schon rauh mit mir war, führt er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er gehört mich gern sagen, wie ich alle Land war ausgelaufen in Teutschland." „Myconius mußte mit seinen Schülern zum Frauenmünster in die Kirch gehen, Vesper, Mette und Meß singen und den Gesang regieren. Da sprach er einst zu mir: „Custos — denn ich war sein Custos — ich wollt allerweg vier Lectionen halten, als eine Meß singen; Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichte Meß singt, Requim ꝛc., ich woll's um dich verdienen." Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war schon von andersher daran gewöhnt, und noch war Alles päpstlich eingerichtet. Als Custos nun hatte ich oft nicht Holz genug zum Einheizen; da gab ich Acht, welche von den Laien, die in die Schul kamen, Holzbündel vor den Häusern hatten; dorthin bin ich um Mitternacht gangen und hab heimlich Holz nach der Schul getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünster predigen, vor Tage,

und als man zur Predigt läutete, dachte ich: „Du hast kein Holz und es stehen so viele Götzen in der Kirch, um die kümmert sich Niemand." Da ging ich in die Kirch zum nächsten Alter, erwischte einen Johannes und mit ihm zur Schul in den Ofen; und sprach zu ihm: „Jögli, nun bücke dich, du mußt in den Ofen." Als er anfing zu brennen, machte er ein wüstes großes Knattern, nämlich die Oelfarbe. Ich dachte nun: „Halt still, rührst Du Dich, was Du aber nicht thun wirst, so will ich das Ofenthürlein zu thun; er soll nicht heraus, der Teufel trage ihn denn heraus." Indem kam Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Thür vorbeiging und sprach: „Gott gebe Dir einen guten Tag, mein Kind, hast gut geheitzt." Ich that das Ofenthürlein zu und sprach: „Ja, Mutter, ich habe schon warm gemacht;" ich wollte es ihr aber nicht sagen, sie hätte schwatzen können und wenn es herausgekommen wär, hätte es mich damals mein Leben gekostet. Und Myconius sprach in der Lection: „Custos, Du hast heute gut Holz gehabt."

Der so erzogene Platter unterrichtete hierauf selbst, kam an's Griechische und Hebräische, fing an, den Lucian, Homer und Pindar 2c. zu lesen, lernte unterdeß auch das Seilerhandwerk, kam nach Basel, gab dort Unterricht im Hebräischen als Handwerksgesell und wurde Schul-Provisor, endlich Praeceptor auf der Burg, als die städtischen Behörden auf seine Forderungen eingegangen waren, „daß man ihm die schull vertruwe, sie anzurichten und zu regieren, desgleichen dry provisores und in bsöldigung, das er daby mechte bestan, wo nit, so wisse er die schull nit mit nutz und eeren zu regieren, auch 200 Gulden, für sich 100 Gulden und für den provisor 100 Gulden", was ihm unter der Bedingung gewährt ward, „das er das solt niemandem sagen, den man hette keinen nie so vill gen, und würde auch keinen mer so vill gen". Platter war ein tüchtiger Mann geworden; aber die Unstätigkeit seines Lebens zeigte sich sein Leben hindurch in der Unstätigkeit bei all seinen Unternehmungen.

In der **Schweiz** hießen die Vorsteher der Schulen im 15. Jahrhundert „Luzemeister". Wer zu dem Amt des Schulhaltens Lust in sich verspürte, ging ohne Prüfung im Lande umher und schlug seinen Wohnort da auf, wo er ein entsprechendes Einkommen zu haben glaubte. An seine Thür pflegte er zu schreiben: „Wenn Jemand hier ist, der auf die allerkürzeste Weise und Zeit Deutsch schreiben und lesen lernen will, und der bisher nicht einmal einen Buchstaben gekannt hat,

der kann hierselbsten seine Schuld aufschreiben und lesen lernen, und demjenigen, der zu ungeschickt wäre, dies zu lernen, werde ich keinen Lohn abfordern und die Mühe mit ihm umsonst gehabt haben, er mag sein Bürger oder Handelsmann, Frau oder Jungfrau. Wer mein bedarf, der komme her, er wird gegen billige Entschädigung gut gelehrt." Damit der Luzemeister die Kinder desto besser zuchten möchte, ward ihm zuweilen das Bürgerrecht und feste Anstellung zu Theil. Die erste Schule für Mädchen, „Maitla", wurde in Luzern 1584 gestiftet. Die Schulstunden waren Morgens von 6—9, Mittags von 12—3 Uhr. Außerdem wurde der Luzemeister häufig als „Rathskanzler" und „Gemeindeschreiber" verwendet. Eine Luzerner Stadtchronik berichtet, daß „diese Schreiber oft Tag und Nacht beim Zechen waren, so daß man, wenn man habe Rath halten wollen, dieselben in den Federn oder Trinkstuben habe aufsuchen müssen." Doch rühmt dieselbe Chronik auch, daß sie „schlechte arme Gesellen kennt, die blos ein wenig in die Trivialschule gegangen, aber in solche Scharfsinnigkeit und Perfection kommen, daß sie so stattliche wohlgeformirte Discussus nit allein der Versegraphie, sondern auch der übrigen enquisirten halb, fällen können, daß man sich des wahrlich hoch verwundern müssen, und gar große Haufen von Adel und stattlich Geschlächt, welche anheimisch im Vaterland in gemeinen Schulen vil mehr Zeits, denn diejenigen, ja auch was noch mehr ist, erst in frömden Landen uff hohen Schulen mit grußen Ufflagen und Kosten viel Jahr und Zeit verschlissen und dennoch by wytem dahin nicht gelangt, weder mit der Hand, noch mit dem Verstand und Geschicklichkeit". In der Disciplin stand auch hier die Ruthe obenan. Außerdem hatte man auf der Reußbrücke ein sogenanntes Schand- oder Trullhäusli, d. h. einen auf einer Spindel beweglichen Käfig, in welchen junge muthwillige Buben, die etwas verbrochen, namentlich wenn sie während des Mittags- und Betglockengeläutes auf der Gasse nicht niederknieten und beteten, hineingesteckt und von dem Bettelvoigt so lange schnell umhergedreht wurden, bis sie ganz außer sich kamen. Zugleich gab es zur Aufmunterung der Jugend Umzüge, Eß- und Trinkgelage, wovon man jedoch später zurückkam, in Anbetracht, daß die Unzucht unter den Erwachsenen ohnehin groß genug war, „da sogar die Priester, Mönche und Nonnen sich den Laien gleich machten, d. i. in Wirthshäusern, Trinkstuben, offenen und heimlichen Tänzen, Fastnacht- und Freudenspielen ganze Nächte und selbst Larvati mit den Laien umherzogen." In Brugg, dem Schoßkinde der Habsburger — so erzählt Dr. J. J. Baebler — war schon früh eine Herrenschule errichtet, die nachher an die Stadt überging. Sie

sollte den Söhnen der Vornehmen die übliche Bildung gewähren und unterschied sich demnach von den gewöhnlichen Stiftsschulen wie die Externenschule von der schola interior im Kloster zu St. Gallen: in jener erhielten die benachbarten Adeligen den nöthigen Unterricht, in dieser wohnten und lernten die oblati und Novizen. Klassen und Schüler waren wenige, und erst am Schlusse des 16. Jahrhunderts besuchten auch Landknaben die Schule, doch ohne die Rechte der Stadtknaben. Die Schüler bildeten unter sich eine zusammenhängende Gesellschaft und waren zugleich mit der Familie des Lehrers mehrfach verknüpft; zu Weihnachten pflegten sie an verschiedenen Orten das neue Jahr anzusingen; das ihnen dafür Verabreichte kam der Frau des Schulmeisters zu, welche die Verpflichtung hatte, während der Zeit des Singens den Schülern dafür zu kochen. Außerhalb der Schulzeit mußten sich die Schüler selbst beobachten und ungehörige Vorfälle dem Lehrer anzeigen. Zu diesem Zwecke war heimlich ein lupus gesetzt, mit dem Auftrage, die cavillantes oder Unzüchtigen der Strafe zu überantworten. Später „sollendt verordnet werden vier unter den 11 knaben, die zum kumlichsten an vier Ortten der statt daheimen synnt uff dissers acht ze nehmen, soliche all wochen ze fragen von den unzüchtigen die ze straffen, damit alle unhoflichkeit vermitten vnd zucht geöffnet werden." Der Lehrer soll die Schüler „abends mit scripturas besuchund vnd latin geben getrüwlich bescheyden, vnd so vil im das möglich ist, des empsigern bywandell by inen haben, damit sy still vnd mit gutter lerung erzogen vor unnützen geschwetz, vor hadern und rumoren verhüttet werden mögen." Die Grenze des Unterrichts für die untern Klassen ist am Ende des 16. Jahrhunderts: Lateinische Grammatik, Uebung im Lateinsprechen, Uebersetzen und Schönschreiben. „Die übrigen andern letzgen sollent sich im Donat grammatik latin reden und vertolmetschen flyssig finden lan, sy sollent och acht hallten, daß die knaben gutte buchstaben machend im schryben." Die oberste Klasse widmete den Morgen der griechischen Sprache; ein orator, ein poeta oder historicus wurde gelesen: Grammatik, Syntax und Exercitien bildeten den Zielpunkt des Unterrichts. Ebenso las im Lateinischen des Nachmittags der Lehrer einen Autor, gewöhnlich einen Redner vor und übte daran Grammatik, Themata, formulae loquendi ac scribendi, Syntax. „Zwei mal aber in der wochen das hebräisch psalmenbuch oder sonst ein kommlich buch des altten testaments und die beste grammatik dazu brauchen." „Demnach so vil die classes und letzgen belanget, hat vnns für gutt angsechen, daß unser schullen anthores oder bücher in glycher gstallt wyst form vnd maß latin griechisch und

hebräisch, sovil möglich unser Gn. Herrn Statt Berrn glychförmig gehalten werde, insonnderheit ist geordnet, daß der schulmeyster in syner obersten claß oder letzgen die dry sprachen, latin, griechisch vnd hebräisch lerne in die beste grammatik deren so bruchig übe, vnd morgens zyt ein griechischen oratorem, poettam oder historicum lese, die griechische grammatik, in Sintaxi so die knaben darzu tugenlich und themata exercier vnd bruche damit sy dieselbig verstanden." Das Deutsch galt nur als Dolmetsch; den Schülern war anbefohlen, unter und miteinander, in und außer der Schule latein zu sprechen. Zugleich ist die Musik ein wesentlicher Bestandtheil des Unterrichts. Der körperlichen Stärkung wird keine Aufmerksamkeit geschenkt, und in Bezug auf das Baden wird verordnet: „sy sollent acht und warnemen daß die knaben nit in der Aar baden onne erlaubtnuß der Eltern." Die Zucht sollte aufs Gewissenhafteste geübt werden: „sy sollent der schüleren gutt acht haben, sampt vnd sonders daß sy nit vnzüchtig geberden, geschrey, muttwillen treybend, eine andere nicht schlachendt, werffendt, mit den schulsecken, schrybzügen schlachendt, noch uff einander kein wust vom mund noch fuß nit werffendt, heimlich noch offennlich alles by hartter straff der rutten. In der schul, kilchen, kilchhof und uff den gassen sich aller stille flyßend, einander nit yöurkind, kein glöuff noch geschrey trybend, mit steynen nit in die fenster noch decher weder von hand noch schlingen werffend, Reguents vnd allten personen gebürliche eer bewyßent." Die Strafen für Gesetzübertretungen sollen jedoch vom Lehrer wohl überlegt sein. „Dann och ein schulmeister zu ir straff wann sy das verschulden mit der rutten sol komen vnd sy weder mit der Hand noch mit dem stecklin besonder uff ir hopt nit schlachen, das das besunder ir jugend halb an ir gedachtnus vnd memory groß schaden möchte gebern." Von der Schulzeit heißt es: „Er sol sich by inen in der schull vinden im summer des morgens der fünften und im winter der sechsten stund, alles ungevarlich. Aber nach dem ymbis sol er in glycher form und gestallt umb die eylfften stund so es nit rastag sind, und so es die wären, umb die zwölfften stund by den schülern in der schull sich erschynen vnd mit fürgeben erklären und gutem lutren der letzgen thun vnd handeln wie obstatt, und dieselben vor der vierden stund nit hinlassen, es wären dann vyrabend oder solich zyt vnd tag die anders wurden erheyschen." Von der Behandlung des Unterrichts: „Vnd alsdann ir yecklichem nach sinem stand vnd allter ein gemäß vnd fügsamen letzgen an und furgeben, vnd die wol vnd also gezäm vnd sittengklich erkleren, och zur geburlichen zitt sy derselben verhören vnd ire geprust vnd irrtung sagen vnd erscheinen, daß

den knaben daruß nutz und kunstriche vnd ein lob vnd rum möge erwachsen." Vom Schulmeister wurde gefordert: „Es sol ein schulmeyster und Provisor sovil möglich sich flyßen eines erbaren lebens zugsamen handels und wandels, alle böse Gesellschaft my`en, laster fliehen, der jugent mit thun vnd lassen ein gut exempel vortragen, daß sie in allen cappitlen wie andere predicanten und vorstender des Wort Gottes in irer censur erfunden werden." Als Besoldung erhielt der Lehrer von der Stadt 40 Pfund; daneben hatte er zur Benutzung eine Behausung, einen Stall, einen Garten, Pünte oder Matte; außerdem bezog er von jeder Spende, die einen Mütt Korn ausmachte, 20 Brote, von einer halben Spende 10 Brote, vom Leutpriester 1 Pfund, und durfte auch den Auzins einziehen, der 60 Viertel Wäsen betrug, um daraus den Provisor besorgen zu können. Zugleich waren die Schüler verpflichtet, den Unterricht zu bezahlen. „Der schull halb gibt im ein yetlicher schüler zu yetlichem fronvasten ze lan sechs schilling heller vnd yetlichs jars sechs heller für exiles vnd intrales, yetlicher schüler gibt zu sant Martinstag ein maß landtwin, ze vastnacht yetlicher ein vastnacht hun, oder zween schilling dafür, ze ostern yetlicher zechen eyger, und über das sol er nymant wytter belasten, on eins schultheßen vnd rats wyssen vnd wyllen."

Auch in **Frankreich**, wo sich die Aufmerksamkeit der städtischen Behörden dem Unterricht der Jugend zuwandte (in Rheims ward ein kleines Collegium armer Schüler unter städtischem Patronat gebildet; selbst in Flecken und Burgdörfern fanden sich kleine Schulen zur Erlernung des Lesens und der ersten Elemente der Grammatik), ward es mit dem 13. Jahrhundert Sitte, daß einzelne Schüler der geistlichen Seminare (wozu die Kathedralschulen jetzt in Wahrheit geworden waren) als herumwandernde Professoren (clericuli vagantes) von Ortschaft zu Ortschaft gingen, um sich eine Zeitlang da niederzulassen, wo sie vom Burgherrn oder von den Ortsbehörden aufgefordert wurden. Auch bildeten sich in den größeren französischen Städten von der Geistlichkeit geleitete petites écoles, d. i. kleine lateinische Schulen für die Parochie. Die Parochialschulen von Paris standen unter dem grand-chantre von Notre-Dame; Lehrer durften in ihnen nur Knaben, Lehrerinnen nur Mädchen unterrichten. Aus einer Hauptversammlung der Pariser Lehrer und Lehrerinnen von 1380, der ältesten Lehrerversammlung christlicher Zeitrechnung, erhellt, daß es damals in der Hauptstadt 63 Lehrer und Lehrerinnen für Parochialschulen gab.

In **Belgien** entstanden aus dem Verlangen der Bürger, Lesen und Schreiben zu lernen, die Kapitelschulen, denen man die erste Pflege

der Volkssprache und verschiedene Einrichtungen verdankt, welche, wie die rhetorischen Schulen, die sociale Bildung der Massen und die Entwicklung freier Ideen beförderten. Schon 1192 hatten die Genter die Freiheit des Unterrichts gefordert; doch blieb das Verlangen noch ohne Erfolg. Im 15. Jahrhundert endlich ging die Schulgerichtsbarkeit vom geistlichen Kapitel auf den Magistrat über. Eine besondere Einrichtung noch waren die kleineren oder Elementarschulen, in denen der Unterricht nicht über die Einleitung in den Donat hinausging. Grammatik, Musik und Moral wurden in den größten Schulen gelehrt, welche die Zöglinge befähigen sollten, fremde Universitäten mit Erfolg zu besuchen.

All' diese Schulen zeugen von dem unruhigen, unbewußten, aber kräftigen Streben nach neuen Lebensformen, welches die letzte vorreformatorische Zeit durchzuckte. Ein allgemeiner Wandergeist hatte Alles ergriffen: es gab herumziehende Gauner, Räuber, Schatzgräber, Schauspieler, Gaukler, Goliards &c. So auch in den Schulen. Ueberall auf den Landstraßen fand man bald Studenten, bald Bacchanten mit ihren Schützen, die in Horden von einer Universität und Schule zur anderen zogen. Und mögen diese scholares vagantes auch die Züchtigung verdienen, die ihnen Luther zu Theil werden läßt, wenn er sagt: „Weil die Städte nicht wollten neren noch halten frumme, ehrliche, züchtige Schulmeister und Lerer von Gott dargeboten, die ihre Kinder zur Gottesfurcht, Zucht, Kunst, Lehre und Ehre ziehen mit großer Arbeit, Fleiß und Mühe, dazu mit geringer Kost; so sollen sie dafür kriegen Locaten, Bacchanten, grobe Esel und Tölpel, wie sie vorhin gehabt haben, die ihre Kinder mit großer Unkost und Geld dennoch nichts anders lehren, denn eitel Esel sein, und dafür ihre Weiber, Töchter, Mägde zu Schanden machen, und dazu Herren über Haus und Güter sind, auch die Kinder teuflische Sagen und Conjurationes lehren und selbst mit Teufelbannen, Schlangen- und Schatzbeschwören, Mantelfahren &c. umgehen." Dennoch waren die fliegenden Schulen und Schulmeister das Zeichen, daß der Jugendtrieb der Völker des Mittelalters die enge Klosterzelle gesprengt hatte, daß die Strenge, mit welcher die mönchische Zucht die Geister niederdrückte, sich Luft gemacht hatte, daß die Wissenschaft das Bedürfniß fühlte, sich mit dem Leben bekannt zu machen. Es waren die Schulwanderungen ein Hauptmittel, den Unterricht mehrerer und verschiedener Lehrer von Ruf zu hören. Sie waren die Erzeugnisse eines neuen geistigen Lebenstriebes, die Producte neuer Wissenslust.

Um diesen Wissensdurst zu befriedigen, lenkte sich die früher den Kirchen und Klöstern zugewendete Mildthätigkeit jetzt auf die Lehrer und Schüler hin. Magistrate und wohlhabende Bürger wett-

eiferten, durch Stiftungen von Freitischen und Stipendien für arme Studirende sich ein Gedächtniß zu errichten; bemittelte kinderlose Familien, besonders Wittwen, reichten den ärmeren Schülern unentgeltlich Obdach, Tisch, Kleider.

Diesem allgemeinen Streben, die Bildung zu fördern, verdankte auch **die Armenerziehung** einige Aufmerksamkeit. Die Begharden ließen um 1290 zu Brügge in ihren Männerklöstern durch Laienbrüder arme Kinder im Wollweben unterweisen. Die Schule zu St. Bertin sorgte für die Erziehung armer Knaben zum Mönchs- und Priesterstande. Der Bischof Joh. Serklaes von Cambray stiftete 1374 ein Haus für arme gute Kinder. Herzog Philipp der Gute zu Dole in Bourgogne errichtete ein Vermächtniß für 12 arme Schüler ꝛc. In den Ausgaben der Stadt Brügge findet sich bereits 1288 eine Rubrik für die Waisen. Besonders auch zeichneten sich **Frauen** als Wohlthäterinnen und Erzieherinnen einer armen aber wißbegierigen Jugend aus. Thomas a Kempis erhielt als armer Schüler zu Deventer von einer armen Bürgersfrau freie Wohnung und Bücher. Johann von Wessel, der Sohn eines armen Bäckers, verdankte die Möglichkeit zum Studiren der reichen Ottilie Clantes, welche ihn mit ihrem eigenen Sohne in Gröningen und dann bei den Brüdern des gemeinsamen Lebens in Zwog unterrichten ließ. Im Bürgerstande vorzüglich suchten die Frauen und Mütter wohlthätig und wohlthuend für Erziehung der Kinder und vor Allem ihrer Kinder zu wirken. Die Bürgerfrauen, besonders auch in den größeren Städten, waren von inniger Religiosität, edler Häuslichkeit und strenger Züchtigkeit durchdrungen: sie pflanzten mittelst ihrer Kinder die strenge Ehrenhaftigkeit und edle Einfachheit, hohe Biederkeit und sittliche Zucht im Bürgerstande fort. Entstammten doch dem Bürgerstande Agnes Bernauer, die 1428 Albrecht III., Sohn des Herzogs Ernst von Bayern, heirathete, und Philippine Welser, die Gemahlin Ferdinands, Sohnes des Kaisers Ferdinand I. — Auch **Frauenvereine** zur Erziehung und Bildung entstanden. Schon im 11. Jahrhundert hatten sich in den Niederlanden einzelne Frauen für Werke der Barmherzigkeit ohne feste Gelübde in eigenen Häusern zusammengethan, vom Volke Beghinen, Betschwestern, genannt. Sie mehrten sich im 13. Jahrhundert, während in der Schweiz schon im 12. Jahrhundert die sogenannten „Klausnerinnen", „Feldnonnen" und „Waldschwestern" aufgetreten waren. In den Niederlanden, der Heimat des rein praktischen Sinnes, entstanden schon früh Bildungsanstalten für Mädchen. In Brüssel

findet sich eine Schule für kleine Mädchen mit vier Unterlehrerinnen und mit der Bestimmung, daß Knaben und Mädchen, wenn sie nicht Geschwister sind, nicht dieselbe Schule besuchen sollen. In ähnlichem Stil treffen wir Bürgerschulen zu Gravesand 1322, zu Leyden 1324, zu Rotterdam 1328, zu Schiedamm 1366, zu Delfft 1342, zu Havre 1358, zu Haarlem 1389, Oudenarde 1394, zu Alkmar 1390. 1240 finden sich in Mainz, 1362 in Speier und 1465 in Ueberlingen auch einzelne Mädchenschulen. Doch waren das nur Ausnahmen. In den Frauenklöstern wurden nur solche Mädchen im Lesen und Schreiben unterrichtet, die später als Nonnen eintreten wollten. In Städten gingen Mädchen auch mit in die Knabenschulen.

Neben allen diesen Bildungsanstalten wurden in den letzten vorreformatorischen Jahrhunderten auch Schulen auf eigene Rechnung, **Privatschulen**, besonders von Geistlichen, errichtet. Es war jedoch nicht immer die Liebe zur Jugend, oder das Verlangen nach geistiger Bildung, sondern oft nur das Streben nach Reichthum, was zu dieser Einrichtung trieb. In Deutschland und Frankreich besonders traten Privatschulen und Privatlehrer auf. Auf diese scheinen sich die Worte des Berthold von Constanz († 1272) zu beziehen: „Nicht Ruhmes, nicht weltlicher Vortheile wegen, einzig aus Liebe zur Wissenschaft darf der Lehrer unterrichten. Liebt er den eigenen Nutzen, so wird ihm an des Schülers Vervollkommnung nichts gelegen sein; er wird den Unterricht verkürzen, damit er ihm nicht gleichkomme, ihn wohl gar übertreffe. Liebt er zeitlichen Vortheil, so wird es ihm gleichgültig sein, was er lehrt, wenn er nur den Lohn davon trägt. Dann mag er wohl größere Freude am Läppischen haben, als am Guten und Nützlichen. Unterrichtet er aber aus Liebe zur Wissenschaft, dann wird ihn kein Neid beschleichen, wird er mit der erkannten Wahrheit nicht zurückhalten, wird ihn Verminderung der Schüler nicht saumselig machen, wird er regsam und emsig sich beweisen, um mit Andern gleichsam sich selbst zu belehren."

Es begegnet uns jetzt eine eigenthümliche Erscheinung der Culturgeschichte, die Genossenschaft der fratres devoti oder fratres bonae voluntiae, gewöhnlich die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens, der fratres communis vitae, genannt, jene immerhin interessante Vereinigung, der wir und unsere Vorgänger auf Grund unsicherer Quellen auch eine pädagogisch reformatorische Bedeutung zugesprochen haben. Bei Ge-

legenheit einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi von Thomas a Kempis hat K. Hirsche dieses bisher noch ziemlich dunkle Gebiet gründlich durchforscht, vieles von dem, was von den Brüdern des gemeinsamen Lebens behauptet wurde, in Frage und die Bedeutung dieser Genossenschaft nach allen Seiten hin in ein richtiges Licht gestellt. Die vor ihr auf dem Boden der christlichen Kirche entstandenen niederländischen Vereinigungen der Beghinen, Begharden, Bollarden hatten sich die Förderung des äußeren Lebens, den Schutz vor eigener Lebensnoth, die Unterstützung der Nebenmenschen durch äußere Dienstleistungen zur Aufgabe gestellt, während die hier in Rede stehende Genossenschaft die Förderung des innern Lebens, die Hebung der Seelennoth bezweckte. Mit der ganzen Mystik des Mittelalters steht ihre Bestrebung im Gegensatz zur Scholastik und ist selbst von mystischen Elementen durchzogen, die jedoch dem wirklich praktischen Interesse untergeordnet sind. Die Brüder vertiefen sich in die heilige Schrift, vor allem in die evangelischen Darstellungen des vorbildlichen Wandels Christi und suchen, so erleuchtet und gerüstet, das Volk zur Nachfolge des demüthigen Lebens Jesu zu bewegen. Als Inbegriff aller Lebensweisheit erscheint ihnen einerseits eine rücksichtslose Welt- und Selbstverschmähung, andererseits die völligste, liebevollste Hingabe an den Welterlöser, und in dieser negativen und positiven Arbeit sehen sie die einzige Möglichkeit, aus der an Versuchungen, Trübsalen und Mühsalen mehr als reichen Fremde dieses Erdendaseins in die selige Heimat des Himmels zu gelangen. Darum fordern sie Kampf gegen den Satan, die Welt und das Fleisch, stete Erneuerung des ernsten Vorsatzes der Besserung und wachsenden Stärkung des guten Willens, Gott zu dienen. Voll Zuversicht rechnen sie dabei auf den Beistand göttlicher Gnade; diese Gnade gewährt ihnen den Vorschmack der ewigen Seligkeit, Schauungen der Herrlichkeit des Herrn und seiner Heiligen, die ihnen in ihren Entzückungen (excessus mentales, raptus) häufig zu Theil werden. Die Ursachen der Entstehung dieser Genossenschaft waren zu suchen in der Verweltlichung des Christenthums, wie sie eben so sehr in der selbstgenugsamen, im Streite um theologische Spitzfindigkeiten sich erschöpfenden Scholastik als in der Veräußerlichung der gottesdienstlichen Formen und Uebungen, eben so sehr in der Unwissenheit, Trägheit, Genußsucht, Zuchtlosigkeit, Ehr- und Habgier eines sehr großen Theils der Welt- und Klostergeistlichkeit, als in der unter den Laien verbreiteten Rohheit, Spielsucht und Völlerei und in dem durch fortwährende innere und äußere Fehden und Zwistigkeiten beunruhigten und verwüsteten bürgerlichen Gemeinwesen in erschreckender Weise hervortrat."

Der Urheber der Genossenschaft war **Gerhard Groot**, den Hirsche einen echt christlichen Volksmann, eine charaktervolle, bei aller Milde und Freundlichkeit der die Seelen suchenden Liebe kräftige, entschiedene, schneidige Persönlichkeit nennt, eine Persönlichkeit, der Menschenfurcht und Menschengefälligkeit fremd war, einen Mann von umfassendstem Wissen und vielseitiger Welterfahrung, von großem Scharfsinn und ergreifender, erschütternder Beredtsamkeit. Geboren im October des Jahres 1340 in Deventer, war er der Sohn einer angesehenen bürgerlichen Familie. Sein Vater, zeitweilig Schöffe und Rathsherr jener Stadt, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden. Nachdem er den ersten Unterricht in der Kapitelschule zu Deventer, den zweiten zu Aachen und Cöln empfangen hat, bezieht er als funfzehnjähriger Knabe die Universität Paris, wird Anhänger des Nominalismus, der daselbst in Blüte stand, studirt Medicin, Astronomie, Kirchenrecht und sogar Magie, wird schon 1358 Magister der freien Künste und geht dann nach Deventer zurück. Im Jahre 1366 befindet er sich am päpstlichen Hofe zu Avignon. Die Einkünfte zweier Kanonikate, zu Utrecht und Aachen, die ihm verliehen werden, gestatten dem schönen wohlgestalteten Manne ein äußerlich glänzendes, weltliches Leben, dem er sich ohne Bedenken hingiebt und das er daher mit der vollen Gluth einer jugendlichen Seele zu genießen, keinen Anstand nimmt. Da aber erfolgt eine Reaction in seinem tiefbewegten Gemüthsleben; es geht ihm auf die Eitelkeit alles Irdischen, und an die Stelle der Sinnen- und Weltlust tritt jetzt Selbstquälerei und eine asketische Schwelgerei. Er entäußert sich der von seinen Eltern ererbten ziemlich bedeutenden Besitzungen, vertauscht seine kostbare Kleidung mit einem ärmlichen Anzuge, bestehend aus einem härenen, mit vielen Knoten versehenen Hemde. Obwohl er nicht das Kochen versteht, bereitet er doch seine Speise selbst, nimmt verlieb mit ungesalzenem und angebranntem schimmligen Brode, wäscht seine Schüsseln selten, sondern wischt sie nur mit Brod ab und überläßt ihre vollständige Reinigung den Hunden oder den Mäusen. In seinem Verkehre mit Vornehmen und Geringen beweist er die größte Demuth und verschmäht nicht die Belehrungen Anderer, auch nicht der Jüngeren. Nur einer seiner früheren Neigungen bleibt er getreu: der Vorliebe für die Bücher und das Studium, verwendet, was er irgendwie an Geld erübrigen kann, zur Vermehrung seiner Bibliothek und geht bald nach seiner Bekehrung eigens zu diesem Zwecke nach Paris. Seine Bücher benutzt er dann auch zu einem in die größtmöglichste Breite und Tiefe gehenden Studium. Sein gewöhnlicher Aufenthalt bleibt Deventer. Von hier aus setzt er sich in Verbindung mit Joh. Ruysbroeck, Prior eines Augustinerklosters,

der auf sein Leben einen bestimmenden Einfluß gewinnt, und sucht auch sonst den Umgang mit allen möglichen geistlichen Capacitäten, siedelt dann über nach einem Karthäuserkloster, unterwirft sich all den strengen und harten Regeln des Ordens und enthält sich allen Fleischgenusses, geht aber dann auf Zureden aller Freunde wieder in die Welt hinein, um seine natürliche Beredsamkeit im Dienste des Evangeliums zu verwenden. Um öffentlich predigen zu dürfen, muß er es in der Stufenfolge der hierarchischen Weihen wenigstens bis zum Diaconat gebracht haben; er läßt sich diese Weihe geben und tritt dann sein Predigeramt an. Er predigt, umherziehend, in Stadt und Land, vor Laien und Geistlichen, Männern und Frauen, Erwachsenen und Kindern, Gelehrten und Ungelehrten, Vornehmen und Knechten, Reichen und Armen, Einheimischen und Fremden nach den Bedürfnissen seiner jedesmaligen Zuhörer, mahnt wie Johannes der Täufer zur Buße, greift wie dieser gewaltig in das volle Leben lehrend und strafend hinein und findet viele begeisterte Freunde und eben so viele erbitterte Gegner. Die Gegner bezüchtigen ihn des Mangels an Rechtgläubigkeit, obgleich weder er noch seine Schüler sich auf dem Gebiete des kirchlichen Dogmas als selbständige Forscher beweisen. Da er sich überdies dem Urtheile der römischen Kirche demüthig unterwirft, so ist es ganz unerlaubt, ihn als Vorläufer der Reformation hinzustellen, wie solches von einigen Seiten geschehen ist. Trotzdem bringen es seine Gegner dahin, daß ihm 1383 die Kanzel und das weitere öffentliche Predigen überhaupt untersagt wird. Da seine Saat indessen bereits Wurzel geschlagen hatte und kräftig aufgegangen war, so nahm auch die Ausbreitung seiner Geistesrichtung ihren ungestörten Fortgang. Es tritt ihm ein junger Utrechter Kanonikus, **Florentius Radewins,** als Jünger helfend zur Seite und ergänzt die anregende Kraft des Meisters durch sein Talent zur Sammlung, Ordnung und Regierung. Mit besonderer Vorliebe nimmt sich Florentius der jungen Kleriker an, die schon, gemäß der Sitte der Zeit, von Groot mit Abschriften von Handschriften der Kirchenväter und anderer Werke beschäftigt worden waren und gründet in seinem Hause ein eigenes Bruderhaus, Groot in dem seinigen ein Schwesterhaus — beides Genossenschaften, in denen nicht durch Betteln, sondern durch Arbeit das tägliche Bedürfniß gedeckt werden sollte. Diese Verbindungen bildeten auf kirchlichem Gebiete etwas ganz Neues, weil sie nach dem Vorbilde der ersten christlichen Gemeinden auf G ü t e r g e m e i n s c h a f t beruhten. Sie zeichneten sich auch dadurch vor allen andern ähnlichen Schöpfungen aus, daß jedes Mitglied sich beschäftigen konnte, wie es seiner individuellen Neigung entsprach, und daß jeder frei wieder gehen konnte, der sich

durch das Gesammtleben nicht befriedigt fühlte. — Da sich Groot streng gegen den Bettel erklärte, so waren es gerade die Bettelmönche, die Feindschaft gegen die neuen Brüderschaften erregten und unterhielten. Zur Abwehrung dieses neuen Sturms schritt Groot zur Einrichtung eines wirklichen Klosterlebens in seinem Sinne und wurde in diesem Streben von Florentius auf das kräftigste unterstützt. 1387 wurde das Kloster der Regular-Kanoniker des heiligen Augustinus in Wiedesheim, einem Dorfe unweit Zwolle, eingeweiht. Die neue Stiftung wurde getragen und regiert vom Geiste Groots; ihre Bestrebungen aber nahmen keineswegs die Richtung auf die Bildung der Jugend, sondern galten einer Fortsetzung der gelehrt-kritischen Richtung Groot's. Vor Allem wurde für eine bessere Ausgabe der Kirchenväter und für einen berichtigten Text der Vulgata gesorgt. Mit den älteren Regularklöstern hatte die Wiedesheimer Congregation das Abschreiben und andere Handarbeit gemein; ja sie verschmähte wie jene auch die selbständige Schriftstellerei nicht. — Die Bestrebungen Groot's, auf das Volk und die Jugendbildung einzuwirken, werden ausschließlich von den schon vorher gegründeten Brüder- und Schwesterhäusern fortgesetzt, so daß also zwei verschiedene Stämme aus derselben Wurzel hervorsprießen, die sich allerdings trotz der Verschiedenheit ihrer Zielpunkte gegenseitig ergänzen und unterstützen, wie denn auch Florentius, der das Werk seines bereits 1384 durch die Pest hingerafften Meisters fortsetzte, lange Zeit hindurch als der gemeinsame Vater und Berather angesehen wurde. Und als auch er als ein funfzigjähriger Mann im Jahre 1400 gestorben war, wandte sich das allgemeine Vertrauen der Person des zweiten Priors zu Wiedesheim, von Hausden, zu. Von dem Fortgange dieser einen Richtung der Bestrebungen Groot's wird hier füglich abgesehen.

Ueber das Verhältniß der zweiten Richtung jener Bestrebungen, also der freien Grooteschen Genossenschaften zu dem öffentlichen Schulwesen ihrer Zeit und insbesondere über ihre Beziehungen zu dem Humanismus und den Humanisten sind bisher theilweise irrthümliche Meinungen im Schwange gewesen und nunmehr von Hirsche corrigirt worden. Seine sorgfältigen Quellenstudien haben erstens ergeben, daß Florentius niemals Rector der Schule zu Deventer, auch nicht einmal ein praeceptor jener Schule gewesen ist. Ebensowenig wie Gerhard Groot kann er der Lehrer des Thomas a Kempis, also jenes berühmten Mannes, der bei Groots Tode erst etwa 3 Jahre alt war, gewesen sein. „Am schlimmsten jedoch steht es mit der Behauptung Hamelmann's, daß Thomas selbst einmal das Rectorat jener Schule verwaltet haben solle, er, der in Deventer sich nur in seinen Jugendjahren als Schüler aufgehalten und

als Mann und Greis ununterbrochen im Kloster bei Zwolle gelebt, außerdem aber nie und nirgends ein Lehramt bekleidet hat." Der wirkliche Rector jener Schule, Joh. Boheme, wird zwar von Thomas geschätzt, aber keineswegs als ein näherer Gesinnungsgenosse bezeichnet — was indessen die Richtigkeit der Annahme, daß die damaligen Schulleute von der Geistesrichtung Groot's beherrscht und bestimmt worden seien, nicht ausschließt. Gleiches läßt sich von allen Pädagogen behaupten, die irrthümlich als Schüler von Thomas aufgeführt worden sind: so von Liber, vom Domherrn Rudolf von Langen, von Alexander Hegius, unter dem die Schule zu Deventer ihre höchste Blütezeit erreichte (war Rector derselben von 1474 bis zu seinem Todesjahre 1498), und endlich von dem bekannten Pädagogen Dringenberg, der die Schule zu Schlettstadt, an der er von 1450—1490 thätig war, zu hohem Ansehen gebracht hat.

Was aber geschah von Seite der Brüder des gemeinsamen Lebens für die Jugend? Schon Florentius verschaffte den armen Scholaren Unterkommen bei frommen Bürgern der Stadt, unterstützte sie auch selbst, lud sie zu sich, ließ sie an seinen Hausandachten theilnehmen, ward ihr geistlicher Vater und Beschützer; kurz in ganz ähnlicher Weise, wie er sich des jungen Thomas annahm, gestaltete sich sein Verhältniß auch zu dessen bedürftigen und würdigen Mitschülern. Und wie in dieser, so ward auch in jeder anderen Hinsicht das Florentiushaus zu Deventer, wie es war, als es unter der Leitung des Florentius selbst stand, das Vorbild für alle Folgezeit und alle übrigen Fraterhäuser, und auch die Schwesterhäuser, sofern nicht die Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts selbstverständliche Ausnahmen mit sich brachten, folgten den Spuren des ihnen von Florentius gegebenen Beispiels." Die Mittel zur Ausübung der Wohlthätigkeit lieferten die Arbeiten der Brüder, welche der verschiedensten Art waren. Neben allerlei Handwerken, Garten- und Landbau, der Fischerei, erwies sich das von Florentius besonders empfohlene Abschreiben von Büchern als besonders einträglich, und diese Beschäftigung gereichte der ganzen Christenheit zum Segen und wirkte auch indirect ein auf die Hebung der Bildung. Noch jetzt ist eine große Anzahl von Handschriften vorhanden, welche in den Bruderhäusern oder in den verwandten Klöstern entstanden sind. Sie haben verschiedenen Werth, zeichnen sich aber vor denen der Bettelmönche durch ihre Güte aus. Man schrieb Bücher für den kirchlichen Chorgebrauch, die Vulgata, Kirchenväter, Erbauungsbücher ꝛc. — für das Lateinpublikum in lateinischer, für das Volk aber auch in der Volkssprache. Die Blumenlese derjenigen Stellen, welche den Abschreibern am meisten

gefielen, gab eigene Sammelwerke, und diese wurden zu einem Ganzen — rapiaria genannt — vereinigt. Die in den Manuscripten vertretenen kalligraphischen Formen gehören vier verschiedenen Schriftarten an; das Interpunctionssystem, das sich in den Schriften verräth, ist nach dem vollgültigen Zeugnisse K. Hirsche's das durchgebildetste des ganzen Mittelalters. — Die Lebensweise war sehr einfach. Manchem genügte die Einfachheit nicht: sie vermeinten, durch den Genuß schlechter und unschmackhafter Speisen und durch Tragen von Kleidern, die den Körper belästigten, die Kraft zur Verschmähung der Welt noch sichtbarer und gewisser bewähren zu müssen. In Farbe, Stoff und Schnitt der Kleidung herrschte vermuthlich eine ausnahmslose Uebereinstimmung.

Wie an Zahl der einzelnen Stiftungen und Umfang des Verbreitungskreises, so wurden auch an Vielseitigkeit, Wichtigkeit und Einfluß der Thätigkeit die Schwesterhäuser von den Brüderhäusern weit übertroffen. Zu Deventer fand Florentius eine ganze Reihe tüchtiger Nachfolger, so daß die Stiftung sich in einem blühenden Zustande erhielt und 1441 sogar ein großer Neubau unternommen werden konnte. Ein 1451 mit der Inspection beauftragter päpstlicher Legat erschien als Feind und schied als warmer Freund der vielfach angefeindeten Bestrebungen.

Unter den Brüdern waren um diese Zeit einige vorhanden, welche sich am Schulunterrichte betheiligten; unter ihnen schwang sich Synthis, der Lehrer des Erasmus, zu einer ganz hervorragenden Bedeutung auf. „Er hat mehrere sehr geschätzte gelehrte Werke verfaßt, und will man den Einfluß der fratres devoti auf die Hebung des Unterrichts nachweisen, so pflegt man vornehmlich auch der Schriften des Synthis zu gedenken. Am bekanntesten unter diesen sind die Commentare über das Doctrinale des Alexander de Villa Dei (auch Alexander Dolensis oder Gallus nach seiner Herkunft aus Dole in Frankreich genannt) geworden, zu dessen Abfassung er sich mit Hegius verband. Die Leistungen des Synthis als Schriftsteller und Lehrer waren in der That gediegener Art; aber seine Schriften streben keineswegs eine Verbesserung der Lehrform an, sondern erscheinen nach dieser Seite hin sogar ziemlich bedenklich. Ein besserer Lehrstoff aber wurde erst durch die Humanisten in die Schule hineingebracht, so daß die Behauptung, die Genossenschaft der Brüder des gemeinsamen Lebens sei als eine zur Bildung tüchtiger Schulmänner ursprünglich gestiftete oder später bestimmte Institution zu betrachten, als völlig unhaltbar erscheint.

In der Geschichte der Fraterhäuser führten zwei Ereignisse einen Wendepunkt herbei: Die Buchdruckerkunst und die Reformation. Während die Brüder das Abschreiben noch fortsetzten, entstanden in Deventer schon

mehrere Druckereien. Selbstverständlich nahm dadurch die Nachfrage nach den theuren Handschriften immer mehr ab, und damit versiegte die Haupteinnahmequelle der Brüderschaft. Den Todesstoß erhielt das Fraterhaus durch den Uebergang der Lehrer der Schule und der Stadt zur neuen Lehre. Der neunzehnte und letzte Rector, Gottfried Huessen, welcher im Jahre 1574 sein Amt antrat, sah sich bald nachher gezwungen, die Güter des Hauses der Stadt und einen großen Theil der Bücherschätze der Stadtbibliothek auszuliefern.

Den zweiten Platz in der Geschichte der Bruderhäuser nimmt die Stadt Zwolle ein. 1384, also kurz vor dem Tode Groot's, stiftete ein Freund und Gesinnungsgenosse desselben, Joh. Celes, daselbst ein Bruderhaus. Obgleich Celes ein frater devotus im vollsten Sinne des Worts war, blieb er doch Vorsteher der Zwoller Schule, zog sich also nicht zurück aus der Welt, und hauchte dieser Lehranstalt den Geist der moderna devotio Groot's ein. Die Schule gedieh unter seiner Leitung glänzend und wurde zu dieser Zeit von 1000 Schülern aus der Nähe und Ferne, auch von solchen aus Deutschland besucht. Was Celes lehrte und von seinen Schülern verlangte, suchte er ihnen durch sein eignes Beispiel lieb und werth zu machen; er zeigte sich dabei ganz als ein echter frater devotus, der sich selbst in der Schule, die jugendliche Umgebung vergessend, seinen Entzückungen hingab. Der Unterricht, welcher von ihm und auf seine Anweisung ertheilt wurde, nahm übrigens nur das Gedächtniß in Anspruch, war also rein mechanisch; nur die Discutirübungen, welche der Sitte jener Zeit gemäß eifrig betrieben wurden, gaben den Schülern einige Veranlassung zum Nachdenken. Es war also auch hier von einer Verbesserung der Lehrform nicht die Rede. Dagegen erhielt die religiös-sittliche Bildung der Jugend in den Schulen offenbar da, wo Fraterhäuser bestanden, einen heilsamen Impuls und einen tiefergreifenden Einfluß, wenn auch einige individuelle Ueberschwenglichkeiten nachtheilig gewirkt haben mögen. Wie groß ein derartiger Einfluß des Schulleiters Celes gewesen sein muß, beweist schon die außerordentlich weit ausgebreitete Verehrung, welche dem Mann zu Theil wurde. Hiermit dürfte der positive Wahrheitskern, der sich in den Mittheilungen des ersten Berichterstatters, nämlich Hamelmanns, findet, und dem die ferneren Berichterstatter kritiklos gefolgt sind, vollständig enthüllt sein. — Am meisten reformatorisch wirkten die Brüder, welche 1424 nach der Stadt Hertogenbosch durch die Stadtverwaltung berufen wurden, um ihre helfende Hand dem Schulunterrichte zu leihen. Sie richteten die Schule nach eigenen Gedanken ein, nahmen neben dem Lateinischen das Griechische in den Lehrplan auf, theilten die Schüler nach dem Stande ihres

Vermögens (!) in drei, nach ihren Fortschritten in sieben Klassen ein und erfreuten sich eines glänzenden Erfolgs: die Schule zählte zuweilen 1200 Zöglinge. — Die Wirksamkeit sonstiger Brüderhäuser giebt keine Veranlassung zu einer besonderen Erwähnung; auch die Fraterhäuser in Deutschland leisteten in erziehlicher Hinsicht nichts Außergewöhnliches. Erst als die Buchdruckerkunst, wie bereits erwähnt, den Brüdern ihren Unterhalt allmählich entzog, entschlossen sich die regsameren und gebildeteren unter ihnen zur Uebernahme eines Schulamts außerhalb des eigenen Hauses. Später folgten einige dem Beispiele Celes', der trotz seiner Gesinnung und religiösen Richtung kein frater communis vitae wurde: sie traten aus dem Bruderhause aus, wenn sie Schullehrer wurden. Ueber das Gesammtstreben der Brüderschaft urtheilt K. Hirsche, dem wir in dieser Darstellung gefolgt sind, schließlich kurz also: „Das Moderne der devotio Groot's bestand nicht in dem Posaunenton, womit er die Christenheit jener Tage von Neuem aufrief zur Umkehr von dem Wege des Fleisches und der Lüste und zum Trachten nach jenem seligen Reiche Gottes, dessen Pforten nur dem sich öffnen, der sein Herz in Christo Gott gegeben hat. — — — Dieser Ruf ist eigentlich nie ganz verstummt. Aber neu war Groot in der Auswahl der Mittel, die er ergriff, um jenen Ruf möglichst weit vernehmbar und fruchtbar zu machen. Nie ist vor ihm so wie von ihm und seinen Schülern die Wichtigkeit der Einwirkung auf die Jugend, die Bedeutsamkeit einer religiös-sittlichen Jugenderziehung erkannt, nie vor ihm dieser Erkenntniß gemäß mit größerem Ernste an den Herzen der Jugend gearbeitet worden.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Verbreitung der Bildung über die Geistlichkeit hinaus und in das Bürgerthum hinein hatten in der letzten vorreformatorischen Zeit die immer mehr sich ausbreitenden **Kinderschriften.** Die Bedeutung, welche Kinderschriften für die allgemeine Bildung haben, war bereits von den ältesten Völkern erkannt und anerkannt worden. Confucius schon wollte in der Sammlung des Schi-King der chinesischen Jugend „ein angenehmes und lehrreiches Buch zusammenstellen". In Indien fand der Hitopadesa (4 Bücher: Freundeserwerbung, Freundesbruch, Streit der Freunde, Friede, — deren Inhalt an einer Reihe von 43 Fabeln und reichlich eingestreuten Sentenzen im lockeren Zusammenhange sich fortspinnt) von dem Fürstenhofe den

Weg in das Volk und in die Schule, ja soweit, daß Max Müller 25 Nationen aufzählt, in deren Literatur er Wurzel geschlagen hat, und daß er auch in den deutschen Kinder- und Volksbüchern (— von den Tauben, die durch gemeinsamen Ausflug ihr Netz mit sich ausführten; von der freundschaftlichen Maus, die ihren mächtigen, vom Jägergarne gefangenen Freund befreit ꝛc. —) forttreibt. Bei den Griechen erfüllte Homer das Leben, Empfinden und Träumen der Jugend; darum wollte Aristophanes lieber Solons Gesetze als Homers Gedichte entbehren. Die römischen Knaben lasen früher die Tugenden der Vorzeit in Sentenzen und Sprüchen, später die Gedichte des Nävius und Ennius. In der geistlich-scholastischen Zeit vertraten das Lesebuch der Kinder das Vaterunser, der katholische Glaube, die Psalmen, hernach Legenden: — der Mittelpunkt der dichterischen Literatur und Unterhaltung. Aus diesen Stoffen entstanden die ersten Kinderbücher, — Bücher, „die, gleichsam schon zu Weihnachtsgaben bestimmt, auf eine leichte einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpften, bekannt machten". Von dieser Bedeutung scheint der Reimkalender Conrads von Dangolsheim (1435) gewesen zu sein. Wichtiger jedoch ist das Exempelbuch zu den zehn Geboten, **„der Seele Trost"** — vor 1407 entstanden. Die Form dieser Schrift ist ein Gespräch: das Kind oder der Schüler fragt, der Vater oder der Lehrer antwortet und erzählt. Das erste Gebot wird in 25 Kapiteln behandelt, von denen jedes eine Geschichte, eine Legende oder Parabel enthält: z. B. um die Thorheit der Weltlust, die Gottes vergißt, zu zeigen, wird die Erzählung von dem Manne vorgeführt, der über einem Abgrunde, in welchem ein Drache ist, an einem Baume hänge, an dessen Wurzeln eine weiße und eine schwarze Maus nagen. Zum zweiten Gebote wird die Geschichte erzählt, wie ein Christ schwört, daß er einem jüdischen Gläubiger eine von ihm geliehene Summe zurückgezahlt habe, indem er sich der List bedient, daß er, während er selbst den Eid leistet, dem Juden einen inwendig mit verborgenem Golde gefüllten Stab zu halten giebt ꝛc. Beim 10. Gebote folgt auf die Geschichte von David und Urias, Abraham ꝛc. die Frage, ob man Tauben halten dürfe, da sie dem Gute des Nächsten schaden. Das ganze Buch schließt mit einer ausführlichen, legendenartigen Geschichte Alexanders des Großen, dessen Unersättlichkeit gestraft wird. Der Seele Trost war die erste bedeutende Kinderschrift der vorreformatorischen Zeit, und zugleich ein Bilderbuch: schon in der Augsburger Folioausgabe von 1478 und 1483 ist das Werk mit 11 quartblattgroßen Holzschnitten ausgestattet, von denen der

erste den gehörnten Moses darstellt, die Gesetzestafeln dem knieeenden Volke vorhaltend und hinter ihm eine Säule, von der ein zerbrochenes Götzenbild herabfällt; über dem Bilde die Worte: „Du solt ainen got anbetten.“ Es ward gedruckt: Augsburg 1478, Utrecht 1479, Augsburg 1483, Haarlem 1484, Zwoll 1485, Köln 1489 und 1523, Antwerpen 1500, Martens Dijk in Zeeland 1478 ꝛc.

Von dem Geiste der Praxis, der die Kinderschriften dictirte, ging auch **die erste theoretische Pädagogik** aus. Schon ein Schüler Alcuins, Candidus, wollte gegenüber der abstracten Theorie die praktische Richtung beim Unterricht festgehalten wissen. „Der Geist schaut die Körper nur im Körper, der Körper schaut den unerschaffenen Geist nur durch den erschaffenen Geist, mit körperlichem Auge nie. Darum, o Seele, reinige dich im Glauben, werde Gebieterin deines Körpers und brauche ihn zu guten Zwecken, denn es gilt den Weg, auf welchem du zum Anschauen Gottes gelangen kannst!“ — Besonders aber bildeten sich gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, wo in Frankreich auf allen gelehrten Schulen der Scholasticismus blühte, Schulen in Zahl, welche den gelehrten Untersuchungen gegenüber den praktischen Unterricht betonten. Diese Schulen erhielten ihren Mittelpunkt in der **Schule von St. Victor** zu Paris, an welcher der Gründer der romanischen Mystik (— die vom Subject und seinem religiösen Interesse ausgeht, aber noch ganz vom scholastischen Inhalt erfüllt ist —) Hugo von St. Victor, lehrte. Von ihr ging die erste theoretische Pädagogik aus, nachdem bereits in Frankreich und den Niederlanden Anläufe dazu gemacht waren.

In Paris hatte **Alanus von Lille** (Alanus ab Insulis 1109 bis 1202), der mit solchem Beifall besonders Theologie und Philosophie lehrte, daß er doctor universitatis genannt wurde, sein berühmtes Werk Anticlaudianus geschrieben, das auch für die Pädagogik von Bedeutung ist, indem er darin die Schöpfung eines neuen, mit allen Vorzügen ausgestatteten Menschen darstellt, unter dessen Eigenschaften die Tugenden, und namentlich die Klugheit, im Mittelpunkte stehen und die sieben freien Künste, welche als sieben schöne Jungfrauen dargestellt werden, die Dienerinnen derselben sind. Ihnen trägt die Klugheit die Verfertigung eines Himmelswagens auf. Die Grammatik verfertigt, diesem Befehle entsprechend, die Deichsel, die Logik die Axe, die Rhetorik ruft die Idee hervor, bringt sie zur Ausführung, leitet die Hand der Schwestern und vollendet das Werk, die Arithmetik verfertigt das erste Rad, die drei übrigen freien Künste die andern, und die Vernunft als Wagenlenkerin

schirrt fünf Rosse, die fünf Sinne, an. Auf dem Gipfel des gestirnten Himmels erblickt die Klugheit zwei Jungfrauen, die Theologie und die Schwester derselben, den Glauben. — Alanus zeigt zugleich, was das Glück dem Menschen gewährt, wie seine Sinne, wie sein Wissen beschränkt ist, und wie die Sinne nur durch die Bildung in den sieben freien Künsten von den irdischen Banden losgelöst und ihnen eine höhere Bahn angewiesen werden kann. — In der Zeit der Kreuzzüge schrieb auch **Thomas von Cantimpré** in Brabant sein Werk über die Zucht der Schüler, de disciplina scholarium, das er, um ihm Ansehn und Eingang zu verschaffen, dem Boëthius unterschob. — Eine eigentliche Pädagogik ging jedoch erst aus der Schule von St. Victor hervor. Hier lehrte **Hugo von St. Victor** mit großem Rufe. Er schrieb zugleich sein „Didascalium“ oder die Schrift über die Lehrmethode, die ihm vorzugsweise den Namen des Lehrmeisters erwarb und in der er zuerst auseinandersetzte, was, in welcher Ordnung und wie man lesen solle, weil das Lesen von den zwei Dingen, welche die Weisheit in unsere Seele bringen, vorangehen muß. Das zweite dieser Dinge ist Nachdenken, und durch dasselbe wird in der Seele die Ideë vom All der Dinge lebendig; denn der Seele sind alle Dinge eingedrückt und sie bringt dieselben durch den Gang der Bildung zum deutlichen Bewußtsein und gerade darin besteht die hohe Würde des Menschen, daß alle auf gleiche Weise die Wissenschaft in sich haben, aber nicht alle auf gleiche Weise davon wissen.

Das war die Voraussetzung, auf der das Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen von **Vincent von Beauvais** († 1264) aufgebaut ward. Ueber den äußeren Lebensgang dieses zwar nicht genialen, aber äußerst gelehrten, vernünftigen und fleißigen Mannes fehlen uns bestimmte Nachrichten. Man weiß, daß er in Burgund studirte, dort in den Benediktinerorden eintrat und dann nach Beauvais (der jetzigen Hauptstadt des Departements Oise) gesandt wurde, wo der genannte Orden ein neues Haus errichtet hatte. In Folge seines bald erworbenen, weit verbreiteten Rufes berief ihn Ludwig IX. nach dem Schlosse Royaumont, seinem Lieblingsaufenthalte, ernannte ihn zum Vorleser und wahrscheinlich auch zum Aufseher über die Erziehung seiner Kinder. Unter seinen Schriften ragt hervor: Speculum majus — eine Arbeit von so bedeutendem Umfange, daß sie nach jetziger Druckweise 50 Octavbände füllen würde. Seine pädagogische Schrift führt den Titel: De institutione filiorum regiorum seu nobilum. Sie mag zwischen 1245—1248 geschrieben sein. F. C. Schlosser hat sie 1818 ins Deutsche übersetzt. Veranlassung zu ihrer Abfassung gab ein Auftrag

der Königin Margaretha, aus den heiligen Schriften Kernstellen zu sammeln und sie zu einem religiösen Unterrichtsbuch für die königlichen Kinder zu ordnen. Vincenz, der gerade mit der Abfassung seines großen, für den König bestimmten Werks über Fürstenstand, Haushalt und Staatsregierung beschäftigt war, schrieb nun als ersten Theil desselben seine erziehliche Anweisung und ließ diesen Theil vom Priester Simon, dem Lehrmeister ihres Sohnes Philipp, der Königin überreichen. Die 51 Abschnitte des Werkes tragen folgende Ueberschriften: 1) Von der Erziehung der Söhne aus guter Familie. 2) Von der Wahl eines Lehrmeisters. 3) Vom Vortrage. 4) Von den Hindernissen des Lernens. 5) Von drei Hauptерfordernissen beim Lernen. 6) Von fünf Hülfsmitteln beim Lernen. 7) Von der Unterordnung des Lernenden unter den Lehrenden. 8) Von der Gelehrigkeit, um das Gehörte zu verstehen. 10) Vom getreuen Behalten des Gelernten. 11) Von der Ordnung und Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände. 12) Vom Eifer des Lernenden für die Wissenschaft. 13) Vom Zweck der Anstrengung des Schülers. 14) Von der weiteren Bildung durch eigenes Lesen. 15) Von der Beziehung alles Wissens auf die Kenntniß und Verehrung des göttlichen Wesens. 16) Vom Lesen heidnischer Bücher, und wie auch der Christ nicht unterlassen darf, sich mit ihnen bekannt zu machen. 17) Vom Studiren und eigenen Nachdenken. 18) Von Uebungen im Schreiben über fremden Stoff. 19) Von Uebungen im Schreiben über eigene Gedanken. 20) Von der Uebung im Disputiren und von gemeinschaftlicher Prüfung. 21) Von Vermeidung aller Heftigkeit beim Disputiren. 22) Ueber Vorsicht und Mäßigung beim Aufwerfen von Zweifeln und Beantwortung derselben. 23) Von der Erziehung der Knaben zum guten Wandel. 24) Von dem günstigen Verhältnisse des jugendlichen Alters zur Bildung. 25) Ueber Zucht und Strafe. 26) Ueber die Mäßigung der Strenge bei Zucht und Strafe. 27) Von der völligen Unterwerfung des Knaben unter die Zucht und Strafe. 28) Warum man Kinder über kindlichen Gehorsam unterrichten müsse. 29) Wem man Gehorsam schuldig sei. 30) Ueber die Grade des Gehorsams. 31) Ueber die Haltung in seinem Charakter, auf welche jeder sehen muß. 32) Ueber geselliges Leben und Wahl der Gesellschaft. 33) Ueber Eintracht und feste Freundschaft unter den Knaben. 34) Vom Betragen des Knaben gegen andere Menschen. 35) Von der Leitung und Zucht im Jünglingsalter. 36) Von reinen Sitten im Jünglingsalter. 37) Ueber den Eintritt in den Ehestand. 38) Ueber den ehelosen Stand. 39) Ueber Ablegung des Kindischen im Mannesalter. 40) Warum der Mann die Gegenwart beachten und der Vergangenheit

gedenken solle. 41) Wie der Mann auch für die Zukunft sorgen solle. 42) Wie man Mädchen zum eingezogenen Leben erhalten und von der großen Gesellschaft abhalten soll. 43) Wie man den Mädchen Geist und Herz bilden soll, besonders zur Keuschheit. 44) Wie man Mädchen vor Putzsucht bewahren soll. 45) Wie man Mädchen keusche Freundinnen und Dienerinnen beigeben soll. 46) Von der Demuth der Mädchen, von ihrem bescheidenen Schweigen, Bedachtsamkeit in jedem Dinge. 47) Wie man Mädchen verheirathen soll. 48) Wie man die Mädchen über den ehelichen Stand belehren soll. 49) Wie man das weibliche Geschlecht über einen untadelhaften Lebenswandel in der Ehe belehren soll. 50) Ueber den Wittwenstand. 51) Vorzüge einer ewigen Jungfrauschaft. — Aus der großen Zahl seiner Lehren heben wir folgende hervor:

Die reine Seele nimmt, sobald sie in den Leib des Kindes tritt, vom Körper her Finsterniß und Unwissenheit in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen, und sinnliche Begehrlichkeit in Absicht auf das Begehrungsvermögen an, und es heißt mit Recht von ihr, sie sei von Geburt an träge zum Denken und zum Rechthandeln. Wegen dieser doppelten Unfähigkeit muß sie doppelte Lehre erhalten, nämlich Unterricht zur Erleuchtung des Verstandes und Zucht zur Leitung des Begehrungsvermögens, damit sie wieder in ihren alten gesunden Zustand komme. Zuerst muß für Knaben von edler Geburt ein Lehrmeister gesucht werden, der ihnen in Wissenschaft und Wandel Muster sein kann. Lehren kann nur, wer selbst gelehrt ist, und einen hellen Verstand muß der Lehrer haben, damit er aus Vielem, was gelehrt werden kann, das Beste auswählt. Gelehrsamkeit in Demuth muß ferner der Lehrer besitzen, denn nur wo Demuth ist, ist Weisheit, — und dazu muß eine ungekünstelte Beredtsamkeit kommen, da Weisheit ohne Beredtsamkeit wenig nützt. Man verlangt ferner vom Lehrer Geschicklichkeit und Erfahrenheit im Lehren, d. i. Methode. Sein Vortrag muß deutlich, kurz, passend, angenehm, richtig abgemessen sein. — Wenn aber auch der Lehrer all' diese Eigenschaften besitzt, so treten ihm doch noch vielfache Hindernisse bei der Kinderzucht entgegen: der Stolz, der die Seele aufbläht und dadurch blendet; der Neid, der keinen Theil an der Weisheit hat; der Jähzorn, der die Seele hindert, die Wahrheit zu schauen; die Trägheit und die Habsucht, die Wollust und die Schlemmerei. Von Seiten der Lehre und des Fleißes sind drei Hindernisse: Nachlässigkeit, — da muß der Schüler mit Strenge zurecht gewiesen werden; Unbedachtsamkeit, — darum finden sich unter so Vielen, welche lernen, so Wenige, die etwas wissen; und

Umstände, d. i. Armuth, schwache Gesundheit ꝛc.; — da muß der Lehrer nachhelfen. Bei allem Lernen werden drei Dinge erfordert: Anlage, Uebung, Zucht. Anlage nenne ich, wenn man schnell das, was man gehört hat, faßt, und was man gefaßt hat, behält. Zur Uebung rechne ich, daß man durch Mühe und emsigen Fleiß die natürlichen Anlagen ausbilde. Zur Zucht gehört, daß man durch tadellosen Wandel das Leben mit der Wissenschaft in Einklang bringe. Die Anlage vereinigt natürlichen Verstand und Gedächtniß. Diese beiden Fähigkeiten sind so nothwendig verbunden, daß das Eine nichts nützt, wo das Andere fehlt, gerade wie das Erworbene nichts hilft, wenn nicht gutes Haushalten dazu kommt. Der Verstand findet die Weisheit, das Gedächtniß bewahrt sie; der Verstand kommt von der Natur, wird durch Uebung geschärft, durch zu heftige Anstrengung abgestumpft, durch mäßigen Gebrauch geübt. Der Schüler muß den Sinn des Gehörs im Zuhören üben, den des Gesichts beim Lesen, den Verstand im Auffassen, die Vernunft im Nachdenken. Uebung macht den Geist scharf, polirt ihn, feilt ihn, verwahrt ihn gegen Rost, der ihn aufreibt. Die Uebung eines guten Wandels und Fleiß im Studiren giebt dem Geiste Scharfsichtigkeit und dem Herzen den reinen Glanz der Unschuld, da nach und nach der Rost der lasterhaften Gewohnheiten verschwindet und die Befleckung der Sünde getilgt wird. Beim Lernen muß man folgende Hülfsmittel sich zu eigen machen: einen demüthigen Sinn, einen reinen Trieb, die Wahrheit zu suchen, ein ruhiges Leben, ein stilles Forschen. Anfang und Grund aller Wissenschaft ist Demuth: daß man keinen Theil des Wissens gering achte, daß man sich nicht schäme, von Jedermann zu lernen, daß man, wenn man die Wissenschaft erlangt hat, Andere nicht verachte. Durch Mühe, Anstrengung und Liebe wird das Forschen vollendet, durch Sorge und Wachen erzeugt. Durch Mühe verrichtet man ein Geschäft, durch Liebe erreicht man das Ziel desselben, durch Sorge sieht man sich vor, durch Wachen bleibt man aufmerksam. — Räumt man die Hindernisse weg und verschafft man sich diese Stützen, so kann man sicher an's Lernen gehen, wobei dem Anfänger gebührt zuzuhören, dem weiter Gebildeten selbst nachzudenken, dem, der sich im Nachdenken geübt hat, sich damit anhaltend zu beschäftigen, dem, der die Höhe erreicht hat, zu lehren. So lange, bis er selbst lehren kann, muß sich der Schüler dem Lehrer unterwerfen, welche Unterwerfung in drei Stücken besteht: im aufmerksamen Zuhören, in der willigen

Annahme des Gehörten und im fertigen Behalten. Um das Gehörte zu verstehen, muß der Schüler Gelehrigkeit besitzen. Gelehrigkeit d. i. die Fertigkeit, das Rechte zu lernen, erfordert aber zuerst, daß er sanft und ohne Widerspruch zuhöre, daß er sich mehr an den Sinn des Redenden als an das Wort halte, daß er um das, was er nicht versteht, den Lehrer frage. Hat er das Gehörte verstanden, so muß er es auch behalten, wobei wiederum drei Dinge erforderlich sind: daß man gern und fleißig höre, daß man den Abriß von dem, was man gehört hat, im Gedächtniß bewahre, daß man die Vorträge nicht versäume oder gar den Lehrer unterbreche, sondern ohne Unterlaß zuhöre. — Ueber die Ordnung der Aufeinanderfolge der Lehrgegenstände hat Alfarabi das Richtige gesagt: Das Element aller Wissenschaften ist die Sprachwissenschaft, das heißt vom Namen, den die Dinge haben; das zweite ist die Grammatik, d. i. die Wissenschaft, diese Namen zu ordnen und daraus eine zusammenhängende Rede zu bilden; das dritte ist die Logik, d. h. die Kunst, behauptende oder verneinende Sätze so zu ordnen, daß sich daraus Schlüsse bilden lassen; das vierte ist die Poetik, die Kunst, Verse zu ordnen, oder die in ihnen enthaltenen Sätze nach den Versfüßen einzurichten. Darum heißt es weiter bei ihm im Buche von der Eintheilung der Wissenschaften: Das erste Wissen ist Kenntniß der Sprache selbst, das zweite Logik, das dritte die Lehre über die Sitten, das vierte über die Naturwissenschaft, das fünfte das Wissen von Gott und göttlichen Dingen, das sechste von bürgerlichen Verhältnissen. Eine andere Eintheilung gibt Richard von St. Victor an: Zuerst muß man sich die Beredtsamkeit zu eigen machen, und um ihretwillen die Logik; dann muß man das Auge der Seele durch Ethik erleuchten, und erst alsdann zur beschauenden Wissenschaft übergehen. Was also die Reihenfolge der verschiedenen Disciplinen betrifft, so ist dahin vornehmlich zu sehen, daß ein Jeder lese oder lerne, was seinem Alter und seinem Stande am angemessensten ist. Jede Kunst und jedes Wissen aber muß der Gottesgelahrtheit, d. i. der Kenntniß des göttlichen Wesens dienen, Dies ist die einzige Philosophie und allein eine Weisheit, die den Namen wahrhaftig verdient. Nur wenn die anderen Wissenschaften der Gottwissenschaft untergeordnet werden, verdienen sie den Namen Wissenschaften. Wenn Bücher menschlicher Weisheit in unsere Hände kommen, so wenden wir, was wir Nützliches in ihnen finden, für unsern Glauben an; wenn wir aber etwas Ueberflüssiges von Götzen, von Liebe,

von Sorge für weltliche Dinge darin antreffen, so schneiden wir diese Rauhheiten mit scharfem Messer glatt.

Bei aller Arbeit in der Wissenschaft darf jedoch auch die Sorge für den Leib nicht vergessen werden, damit er der Seele den gehörigen Dienst leisten kann. Man muß also die Zeit des Studirens und des Ausruhens vernünftig eintheilen und sich weder in der Zeit, die man zum Studium bestimmt hat, dem Schlaf, noch in der Zeit, welche dem Schlaf bestimmt ist, dem Lesen oder Studiren hingeben. Arbeiten und Nachdenken darf deshalb nicht übermäßig stattfinden. Auch muß ein streitsüchtiges und zänkisches Disputiren vermieden werden. Die Ursache der Heftigkeit beim Disputiren ist meist leere Ruhmsucht, oder auch Eitelkeit, seine Unwissenheit verbergen zu wollen. Dabei zeigen sich sieben Fehler der Seele: Stolz, Ruhmsucht, Beschränktheit, frecher Vorwitz, Streiten gegen bessere Ueberzeugung in sich selbst, Streiten gegen Wahrheiten des allgemeinen Menschenverstandes und Verwirrung des Verständnisses.

Mit der Verstandesbildung ist unerläßlich die Bildung des Herzens zu verbinden; denn Wissen ohne Tugend und ohne Sitten nützt nicht nur nichts, sondern schadet sogar. Tugend mit Wissenschaft vereinigt, ist Weisheit. Wissen ohne Religion, Religion ohne Wissen — Keines kann ohne das Andere die Wahrheit sein. Die erste Pflicht und das erste Zeichen der Weisheit ist, daß die Handlung zum Worte passe und derselbe Mensch sich überall gleich und derselbe sei: der erfüllt sein Versprechen, der derselbe Mann bleibt, mag man ihn sehen oder hören. Damit der Knabe zu dieser Weisheit gelange, muß er angeleitet werden, nicht aus Heuchelei, nicht gezwungen das Gute zu thun, sondern aus natürlich gutem Sinn. Und es muß dies bereits beim Knaben geschehen, da er am ersten die Grundsätze eines guten Wandels aufnimmt und kräftiger und tüchtiger als in jedem andern Alter ist, eine Lehre zu behalten. Dies bestätigt die Natur: wird nicht z. B. ein Pferd, ein Hund, ein Vogel in seiner Jugend eher gezähmt, als hernach? Auch die Vernunft zeugt dafür: weiches Wachs nimmt leichte Eindrücke an; wer einen guten Grund hat, baut leichter etwas darauf, und was er gebaut hat, steht fester. Die Philosophen sind gleichfalls dieser Ansicht: Platon sagt, des alten Mannes Gedächtniß gleiche einem Stein, der sehr schwer einen Eindruck annimmt, das Gedächtniß eines Knaben sei wie Wasser, das jedes Bild und jeden Eindruck empfängt.

Zwei Dinge aber machen die Erziehung aus und beide gehören zur Zucht: Abgewöhnung vom Bösen und Anhalten zum Guten. Die Ungelehrigkeit muß bekämpft und die schlechten Begierden müssen gezähmt und gezügelt werden — durch Tadel, Drohungen, Ruthe, Peitsche ꝛc. Der Ausübung der Bosheit muß man bei Knaben durch solche Mittel widerstehen, und zwar auf verschiedene Weise, nach Charakter und Fähigkeit eines Jeden. Es giebt Knaben, die schon von Natur recht fähig zu jedem Dinge sind, die man also durch Gewalt nicht zu ziehen und zu bändigen braucht, sondern sie nur leiten darf. Von den anderen sind einige mehr aus eigenem schlechten Wesen schwer zu leiten und verkehrt und daher zur Zucht unfähig und untauglich; andere, weil man sie anfangs nicht auf den rechten Weg geführt hat. Die letzteren sind wie ungezähmte Füllen; man muß ihnen den Zügel der Zucht anlegen, und sie auch gegen ihren Willen an gute Sitten gewöhnen. Drei Dinge aber sind bei der strafenden Zucht erforderlich: hoher Ernst, Sanftmuth und Bedachtsamkeit oder Bescheidenheit. Hoher Ernst — damit die Zucht nicht über die Maßen gelinde werde. Sanftmuth — denn großer Grimm bringt Schaden. Bedachtsamkeit oder Unterscheidung von Maß, Ort und Zeit. Ueberall muß die züchtigende Strafe nur aus Liebe mit Liebe angewandt werden; und die Knaben müssen sie aus sieben Ursachen mit geduldiger Seele tragen, — eingedenk der Güte des göttlichen Willens, der Liebe der Aeltern, der Ueberzeugung vom Werthe der Geduld, des Beispieles Christi und seiner Heiligen, des Nutzens der Zucht selbst und der Ueberzeugung, daß Strafe ein kleines Uebel sei und großes Behagen darauf folge. Und weil Zucht ist eine Angewöhnung eines guten und wohlanständigen Lebens, und zwar so, daß man nicht blos des Bösen sich enthält, sondern auch in alle dem, was man thut, untadelig zu bleiben sich befleißigt; so muß man die Knaben über drei Stücke belehren: über Gehorsam als Zweck, über die moralische Fassung und über geselliges Betragen, denn diese drei Dinge begreifen alles, was zu einem guten Wandel gehören kann. Vermöge des ersteren demüthigt man sich gegen seine Obern; durch das zweite setzt man sich selbst eine Ordnung; durch das dritte geht man mit seinen Genossen so um, wie man soll. Der Gehorsam, der zuhöchst gegen Gott geübt werden muß, soll gern, einfältig, freudig, schnell, mannhaft, demüthig und ohne Unterlaß geschehen. In Rücksicht der moralischen Fassung mußt du nach einer festen Ordnung leben, daß du in allen Angelegenheiten deines Lebens deinen eigenen Weg

beachtest, sowohl im Verhältniß zu Gott, als zu dem Nächsten, daß du dich männlich hütest, daß du kein Böses thust, und daß kein Aergerniß gegeben werde. In Bezug auf das gesellige Betragen sagt der h. Bernhard: Du mußt gesellig sein, denn so lernst du lieben und geliebt werden, dich freundlich und liebreich beweisen, und nicht blos geduldig, sondern willig die Schwächen deiner Freunde und Genossen tragen, und über Gebrechen der Seele oder des Leibes hinwegsehen.

Nicht allein die Knaben, auch die Mädchen bedürfen einer sorgfältigen Erziehung. Wir empfehlen zuerst und vornehmlich, daß man sie in dem mittleren Alter, wo so leicht die Naturbegierden erwachen, eingezogen halte und nicht zu Tanz, Schmaus und an Orte, wo etwas zu sehen ist, führe: sondern zu Hause halte. Es ist zugleich passend, daß man ihnen nützliche Kenntnisse beibringt und sie in der Sittenlehre unterrichtet; denn durch solche nützliche Beschäftigung werden schädliche Gedanken nicht aufkommen. Bei der Zucht sind es besonders vier Dinge, auf die man bei Mädchen sein Augenmerk richten muß: auf Schamhaftigkeit und Keuschheit, auf Demuth und Schweigen, auf Bedachtsamkeit in Sitte und Geberden. Vorzüglich auch muß man die Putzsucht bei Mädchen verhüten; denn das Kleid ist ein Zeichen der Seele, wenn auch der Mund schweigt. Dann gieb Deiner Tochter eine Begleiterin, deren Rede, Gang &c. eine Tugendlehre ist, und leite sie zur Demuth an; denn Demuth gefällt Gott wohl; und es ist nichts Lieberes auf Erden, als ein züchtig Weib. Ich will lieber, daß ein Mädchen das Wort nicht finden kann, als daß sie damit um sich wirft; der Ernst wird sie nur als Jungfrau zeigen, weil in ihm ihre Verschämtheit mich begrüßt; ihr Gang ist besser zu ruhig als zu unstät, und ihre bescheidene Miene verkündigt uns jederzeit Rechtschaffenheit und Tugend. Die Jungfrau ist mir nicht eben die beste, um die man gleich sich bewirbt, sobald man sie nur sieht. — Die Anschauungen des Vincent in Betreff der Alten waren beschränkt. Die heidnischen Dichter, so meint er, seien wenigstens aus dem Jugendunterrichte zu verbannen, und wenn man die Kinder in der Dicht- und Verskunst unterrichten wolle, so habe man ja die Gedichte des Presbyter Juvencus über die Geschichte der vier Evangelien, das Buch der Apostelgeschichte von Arator, die Epigrammensammlung von Prosper, des Prudentius Buch über den Streit der Tugenden und Laster, das Osterlied von Sedulius, des Matthäus Gedicht von Tobias, die Bibel in Versen von Peter

von Riga 2c. Das eigentlich Bildende der klassischen Studien übersah er gänzlich. In seiner Encyklopädie alles Wissens (speculum majus) versuchte er zu geben einen Spiegel der Natur, der die Natur und alle ihre Eigenschaften, einen Spiegel der Lehre, der Materie und Ordnung alles Wissens, einen Spiegel der Sitten, der die Beschaffenheit und Aeußerung aller Tugenden und Laster, und einen Spiegel der Historie, der die Ordnung aller Zeiten darstellen sollte.

Vincent von Beauvais, „Predigermönch und geringfügiger Lehrmeister im Kloster Montroyal", hatte bedeutenden Einfluß auf **Margaretha** und **Ludwig IX.**, der durch Anblick und Umgang mit edlen und tugendhaften Männern, wie Vincent war, so sehr über das Wesen der Bettelorden getäuscht ward, daß er ihnen mit blinder Liebe anhing und erklärte, wenn er sich spalten könne, wolle er eine Hälfte den Franziskanern, die andere den Dominikanern geben. So groß aber auch diese Ergebenheit war, so wenig gab er darum seine Rechte als weltlicher Monarch in kirchlichen Angelegenheiten auf. Und wie sehr er sich auch durch seine Ehrfurcht vor der Heuchelei der kurz nach ihrer Stiftung schon ausgearteten Bettelmönche von diesen gefangen nehmen und mißbrauchen ließ: es war doch ein tief religiöser Zug, der ihn zu solchen Verirrungen trieb und der in der Erziehung seiner Kinder lebendig hervortrat. Jeden Abend ließ er sie an sein Bett kommen, erzählte ihnen die Geschichten guter Könige und Kaiser, sagte ihnen, daß sie sich an solchen Leuten ein Exempel nehmen sollten; gedachte auch der schlechten Thaten vornehmer Herren, die durch Ausschweifung Raub, Ungerechtigkeit und Habsucht ihr Reich verloren hätten. Dies, pflegte er dann hinzuzufügen, erzähle ich euch, daß ihr euch in Acht nehmet, damit nicht Gott gleichen Zorn über euch ergehen lasse. — Seine ganze Gesinnung legte er in den Lehren an seinen Sohn nieder, die er diesem gleichsam als Gedächtniß hinterließ. „Lieber Sohn, das erste Ding, welches ich dir empfehle, ist, daß du dein Herz mit der Liebe Gottes erfüllest; denn ohne dieses kann Niemand selig werden. Schickt Gott dir Widerwärtigkeiten, so trage sie in Geduld, preise den Herrn und denke, daß du sie verdient hast und daß dir dies Alles zum Vortheil gereichen wird; verleiht dir aber Gott Glück, so danke ihm in Demuth dafür, damit dich das, was dich besser machen sollte, nicht schlechter mache; denn nie soll man sich der Gaben Gottes wider Gott bedienen. Wohne dem Gottesdienste in der Kirche mit recht andächtigem Herzen bei, besonders der Messe, wo der Leib Christi gesegnet wird. Sei nicht habgierig gegen dein Volk. Siehe wohl zu, daß du in deiner Gesellschaft nur rechtliche und brave Leute habest, die nicht

von Habsucht regiert werden, mögen das nun weltliche oder auch geistliche Personen sein. Erlaube keinem Menschen, daß er in deiner Gegenwart dreist genug sei, Worte von sich hören zu lassen, die zur Sünde Anlaß oder Reiz werden könnten, noch daß er von einem Abwesenden zu dessen Nachtheile Uebels rede; noch weniger gieb zu, daß man in deiner Gegenwart etwas Schlechtes von oder gegen Gott rede. Sei rechtlich und steif im Halten der Gerechtigkeitspflege bei deinen Unterthanen und weiche in diesen Stücken weder zur Rechten noch zur Linken ab: hilf dem Rechte auf, sei Anwalt der Klage des Armen, bis die Wahrheit an's Licht kommt. Dahin richte deine ganze Aufmerksamkeit, daß deine Leute und deine Unterthanen in Frieden leben und im Rechte unter dir wandeln. Fange nie ohne lange Berathung einen Krieg mit einem christlichen Staate oder Fürsten an; mußt du gleichwohl einen anfangen, so schone die heiligen Kirchen und alle Wehrlosen. Theuerster, lieber Sohn, ich gebe dir alle Segnungen, welche ein guter Vater seinem Sohne geben kann; möge die heilige Dreieinigkeit und alle Heilige dich bewahren und bewachen gegen alles Uebel und Gott dir seine Gnade geben, daß du immer seinen Willen thust, damit er stets durch dich geehrt werde und ich und du nach diesem sterblichen Leben mit ihm sein können und ihn ohne Aufhören preisen. Amen."

Das waren die Grundsätze Vincents von Beauvais, Ludwigs und Margaretha's, denen Vincent sein Werk widmete. Im Sinne derselben erzog und behandelte der König auch seine Töchter. So schreibt er an Isabella, nachdem sie 1255 mit dem Könige von Navarra vermählt war: Liebe Tochter, ich empfehle euch, daß ihr unsern Herrgott vom ganzen Herzen und mit allem Vermögen liebet; denn ohne dieses hilft alles Andere nichts; auch wird kein Ding mit solchem Nutzen von uns selbst geliebt als er: denn er ist der Herr, zu dem jedes Geschöpf sagen kann: Herr, ihr seid mein Gott, ihr bedürfet keines von meinen Gütern. Jedes Geschöpf ist weit vom rechten Wege, welches seines Herzens Liebe anders wohin richtet, als auf den unter ihm. Das Maß, mit dem wir Gott lieben sollen, ist Liebe ohne Maß. Theure Tochter, habt großes Verlangen, ihm immer mehr und mehr zu gefallen; setzt große Sorge und Fleiß darauf, daß ihr die Dinge meidet, von denen ihr glaubt, daß sie ihm mißfallen müssen. Besonders müßt ihr stets so gesinnt sein, daß ihr nie eine wissentliche Sünde begehet, was sich auch immer ereignen mag. Gewöhnt euch daran, daß ihr oft beichtet; wählt euch aber stets einen Beichtvater, dessen Herz rein ist, dem es aber auch an Einsicht nicht fehle, damit er euch weisen könne,

was ihr in diesen Dingen meiden und was ihr suchen müßt. Theure Tochter, wohnet gern dem Gottesdienste der Kirche bei; wenn ihr aber in der Kirche seid, plaudert nicht und sprecht keine eitlen Worte; plappert eure Gebete nicht blos mit dem Munde her; sondern sprecht sie im Herzen, besonders so lange der Leib Christi im Meßopfer dargebracht wird. Theure Tochter, neiget ein gütiges Herz zu denen, welche entweder Seelenleiden oder körperliche Beschwerden haben; helft ihnen gern, sei es nun mit herzlichem Trost, oder mit Almosen, je nachdem ihr könnt, mit bester Weise. Theure Tochter, liebt jeden Guten, sei er nun Geistlicher oder Weltlicher, sobald ihr hört, daß er Gott ehrt und ihm dient. Theure Tochter, gehorcht eurem Gemahl demüthiglich, so auch eurer Mutter und eurem Vater, doch auch ihnen nur in Dingen, welche dem Willen Gottes gemäß sind. Theure Tochter, wendet solche Aufmerksamkeit darauf, vollkommen in allem Guten zu sein, daß die, welche euch sehen und von euch reden hören, ein gutes Beispiel daran nehmen können. Unser Herr sei euch in allen Dingen so gnädig, als ich wünsche, und mehr als ich im Stande bin, zu wünschen. Amen."

---

b. Die Universitäten.

25.

1. Entstehung der Universitäten.

In die Zeit, wo christliche und sarazenische Bildung sich zu vermitteln strebten und wo der Feudalstaat in den Ständestaat überzugehen suchte, wo die Scholastik und das Ritterthum blühten, und wo die Städte den ersten Ansatz zur freien Entwicklung machten, in die reiche und bewegte Zeit des 11. und 12. Jahrhunderts, fiel auch die Gründung der **Universitäten**, der großartigsten und eigenthümlichsten Institute der neuen Welt und der christlich-germanischen Menschheit, wie sie Welker nennt, — bestimmt zur freien, selbständigen Ausbildung und Förderung der gesammten höheren Bildung und zur wissenschaftlichen Leitung der ganzen Cultur. Getragen von der gegen die mittelalterliche Finsterniß ringenden Zeit, hatten sich in Nordafrika, Spanien und Frankreich die Rabbinenschulen, noch kräftiger und erfolgreicher die Schulen der Araber über den allgemeinen Gesichtskreis der geistlich-scholastischen Lehranstalten emporgehoben. Von demselben Geiste getrieben, traten, ohne zuerst auf eine universitas literarum Anspruch

zu machen, **die Facultätsschulen in Italien und Frankreich hervor.** Sie entstanden ohne Zuthun der Fürsten und der Geistlichkeit, als freie Vereine gelehrter Männer und strebsamer Jünglinge, die durch keine Gelübde gebunden waren und die dem geistlichen Stande nicht angehörten, die nur Begeisterung für die Wissenschaft zusammenhielt. An den Orten, wo sie lehrten, traten diese Lehrer als unabhängige Männer auf, die ihren bisherigen Aufenthalt sogleich verlassen und dabei gewiß sein konnten, daß die Schüler, die sie bis aus den verschiedensten Gegenden hergezogen hatten und die aus Jünglingen und Männern, aus Domherren, Beamten hoher Stifter 2c. bestanden, ihnen an jeden andern Ort nachfolgen würden. So bildeten sich mit gleich unabhängigen Lehrern und Hörern im 12. Jahrhundert zu **Bologna die Rechtsschule,** welcher, als die Zahl der Schüler sich immer mehrte, Friedrich I. im November 1158 ein Privilegium gab. Nach Bologna strömten zu dem berühmten Irnerius und seinen Schülern Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo Alle, die in die Wissenschaft des Rechts einzudringen strebten, und gegen Ende des 12. Jahrhunderts waren daselbst 12,000 Studirende, darunter die große Mehrzahl aus entfernten Ländern. Zu **Salerno** stiftete ein getaufter Jude, Constantinus Africanus aus Karthago — nach 39jährigem Aufenthalt im Orient und auf den dortigen Akademien, aus seiner Vaterstadt vertrieben, vom Herzog Robert von Salerno in Schutz genommen — gegen Ende des 11. Jahrhunderts **eine Lehranstalt der Medizin**, die berühmte schola Salernitana. Bald kamen Arzneiwissenschaft Studirende, wie vornehme und reiche Kranke aus den fernsten Gegenden, um von Salerno Weisheit und Gesundheit zu holen. Salerno und Bologna entwickelten zuerst im christlichen Mittelalter eine freie, weltliche, von der Kirche und den kirchlichen Interessen unabhängige Wissenschaft. — Dagegen stellt **Paris** anfänglich nur eine großartig erweiterte, von den Fesseln mönchischer Beschränktheit befreite Klosterschule dar. Sie bildete sich als Universität gleichfalls von selbst — aus Gruppirung und Einigung der Gelehrten und ihrer Schulen. Ihre erste Anerkennung als Corporation erhielt sie durch das Diplom Philipp Augusts, wodurch dieser ihre Mitglieder der weltlichen Gerichtsbarkeit entnahm. Noch entschiedener trat ihr Charakter als Corporation in der von Innocenz III. bewilligten Vergünstigung hervor, daß sie ihre Angelegenheiten als Collectivperson durch einen Kanzler vertreten lassen durfte. Sie war die hohe Schule der Theologie. Deshalb bestand an

ihr der größte Theil der Lehrenden und Hörenden aus Klerikern. An die Theologie schlossen sich, und zwar als Vorbereitungsstudien für dieselbe, die freien Künste als Lehrgegenstände an. Dadurch erhielt die Pariser Universität sehr bald den Ruf als Stätte der universellsten Bildung für Wissenschaft und Leben, so daß Neapolitaner, Niederländer, Schottländer, Irländer, Engländer, Polen, Böhmen rc. hier zusammenströmten, um aus den Quellen der Wissenschaft und Bildung zu schöpfen, und daß die verschiedensten Völker daselbst besondere Häuser zu Wohnungen für die studirende Jugend ihrer Länder errichteten. Die Universität Paris war ursprünglich arm und besaß nicht einmal ein Haus, so daß sie ihre Zusammenkünfte gewöhnlich in den Klöstern befreundeter Orden hielt, und doch gelangte sie bald, vorzüglich durch ihre großen Lehrer, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Duns Scotus rc. zu solchem Ansehen, daß sie der König „die älteste Tochter", daß sie die vornehmsten Männer „unsere Mutter" nannten, daß ihre Abgeordneten unter den Reichsständen saßen, wo sie, um alles befragt, den größten Einfluß übten, daß ihr von den Päpsten schwierige Fragen aus der Dogmatik und Moral zur Beantwortung und Begutachtung vorgelegt wurden, und daß es für einen Gelehrten kein größeres Lob gab, als wenn man sagte, er habe zu Paris studirt. In Paris war es auch, wo sich 1270 die theologische und philosophische Facultät zuerst und förmlich von einander schieden.

Nach dem Muster von Paris bildeten sich bald, vom Geiste der Zeit gerufen, von weltlichen und geistlichen Fürsten, wenige wie Erfurt, Altorf, Straßburg, Köln von städtischen Magistraten gestiftet, Universitäten in allen Ländern, in Frankreich, Spanien, Portugal, England und Deutschland. Die erste deutsche Universität ward zu **Prag** von **Karl** IV. — 26. Januar 1347 nach dem päpstlichen Privilegium, 6. April 1348 nach der kaiserlichen Stiftungsurkunde — angelegt. Schon seit seinem 7. Lebensjahre war Karl in Paris am Hofe des französischen Königs Philipp VI. erzogen und vorzüglich in der scholastischen Philosophie gebildet. Nichts hatte für den in seinem Zeitalter sehr gelehrten Prinzen mehr Interesse, als den Kämpfen der Scholastiker beizuwohnen, und nichts entzückte ihn mehr, als selbst zu disputiren und seine Gegner siegreich zu Boden zu schlagen. Der Gedanke, auch in Prag solchen Gefechten zuzusehen und ebenso disputiren zu können, beschäftigte ihn lebhaft, und sogleich nach seiner Thronbesteigung traf er

die erforderlichen Anstalten zur Ausführung seines Lieblingsgedankens. Die ganze Einrichtung der Pariser Universität wurde nachgebildet. Acht Professoren, die, mit Ausnahme eines einzigen, Deutsche waren, fingen 1348 ihre Vorlesungen und Disputationen an; zwei lehrten die Theologie, einer das geistliche und einer das weltliche Recht, einer die Medizin und drei die Philosophie und die freien Künste. Die Hauptabweichung von dem Plane der Pariser Universität, welche sich Karl erlaubte, war die Anstellung des berühmten Bartolus de Sazo Ferrato als ordentlichen Professors des römischen Rechtes, welches in Paris nicht öffentlich gelehrt wurde. Zugleich setzte er noch einen Lehrer der heiligen Schrift und einen anderen für die vier Bücher Sententiarum des Petrus Lombardus ein. Dies geschah bei der Stiftung des Collegium Carolinum, worin 10 junge magistri in artibus unter der Aufsicht und Leitung jener zwei Lehrer der Theologie sich ausbilden und nebenher öffentlichen Unterricht in den freien Künsten ertheilen sollten. Sonst gab es auch in Prag vier Nationen, die böhmische, baierische, polnische und sächsische, welche ihre Vorsteher hatten, die den Rector wählten. Der Fond der Universität bestand theils aus königlichen, sehr ansehnlichen Schenkungen, theils aus Stiftspräbenden, aus denen die Besoldung der Professoren gezogen wurde. Außerdem kaufte Karl eine Sammlung von 114 Büchern für 100 Mark Silber d. i. für 1200 Thaler.

Nachdem mit Prag für Deutschland die Bahn gebrochen und das Muster angegeben war, entstanden in Deutschland Universitäten zu Wien 1365, zu Heidelberg 1376 gestiftet und 1386 eingeweiht, zu Köln 1388, zu Erfurt 1392, zu Würzburg 1403, zu Leipzig 1409, zu Rostock 1419, zu Greifswalde 1456, zu Freiburg im Breisgau 1457/60, zu Trier 1472, zu Tübingen 3. Juli 1477, zu Mainz 1477. Von diesen Universitäten bildete sich Tübingen allein nach der Universität in Bologna, und nach ihr wiederum Wittenberg und Helmstädt. Für alle übrigen war Prag das Musterbild. Außer Deutschland entstanden: die Universität zu Löwen 1426; — in Frankreich zu Toulouse 1233, und im 14. Jahrhundert zu Orleans, Cahors, Perpignan, Angers, Aix, Caen, Poitiers, Valence, Nantes, Bourges und Bordeaux; — in Schweden zu Lund und Upsala; — in Norwegen zu Christiania; — in Dänemark zu Kopenhagen 1474; — in Italien zu Neapel 1224, Padua und Rom, zu Perugia, Pisa, Siena, Pavia, Turin, Parma, Florenz und

Catania; — in Spanien zu Salamanca 1222, Valladolid, Alcade de Henarez, Sevilla, Granada, Valencia, Cervera, Saragossa, Huesca, Oviedo; — in Portugal zu Evora, Lissabon 1279 und Coimbra 1308; — in Irland zu Dublin; — in Schottland zu Edinburgh, St. Andrews, Glasgow und Aberdeen; — in England zu Oxford und Cambridge ꝛc.

Auf den Universitäten organisirte sich **der Wissenskreis** neu. Man theilte denselben in Wissenschaften, scientiae, d. i. Theologie, geistliches und bürgerliches Recht und Medizin, — und in Künste, artes, d. i. diejenigen Kenntnisse, welche zur allgemeinen Bildung dienten. Die Theologie blieb der Mittelpunkt der Wissenschaften. Vorzüglich war es die Scholastik, welche die Geister beschäftigte, und die deshalb im Centrum der akademischen Studien stand. Formale Logik, Dialektik und Dogmatik waren demnach die vorzüglichsten Gegenstände des Studiums und zugleich diejenigen Wissenschaften, die in der Zeit den Fortschritt repräsentirten. Exegese, Kirchen- und Dogmengeschichte und die praktischen theologischen Disciplinen wurden von den Scholastikern nicht vervollkommnet, sondern waren und blieben eine erstarrte Masse zufällig zusammengekommener Notizen. Die Bibel war nur Wenigen bekannt. Der Theolog band sich und war gebunden an die Sentenzen des Petrus Lombardus und an die Summa des Thomas von Aquino. — Neben der Theologie traten seit dem 12. Jahrhundert die Jurisprudenz und die Medizin als selbständige Wissenschaften auf und erhielten, weil sie unmittelbar in die Wirklichkeit eingriffen, auch an den Universitäten einen berechtigten Platz; oder sie waren auch stark genug, um sich ähnliche wissenschaftliche Mittelpunkte — Salerno, Bologna — zu erzeugen, in denen sie ausschließlich oder überwiegend herrschten, wie die Theologie zu Paris. In Salerno wurden schon vor dem Ausgange des 12. Jahrhunderts außer der Medizin auch die Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit, in Bologna nicht blos die Rechte, sondern auch die Theologie und Medizin gelehrt. Die Jurisprudenz erwuchs auf den Trümmern des römischen Rechtes. Das römische Recht war deshalb auch der besondere Gegenstand des Studiums. Daneben entwickelte sich das kanonische Recht, „als theoretisches Ganzes betrachtet, eine in ihrer Art eben so merkwürdige Schöpfung wie die scholastische Theologie". An die Vorschriften des päpstlichen und kaiserlichen Rechtes war der Lehrer in seinem Lehren auf der Universität gebunden. Die Medizin basirte auf den ererbten Schätzen der Griechen und Araber, und war, wenn sie auch in der Naturkunde noch mit Zauberei und Magie versetzt war, ein Zeichen,

daß der Geist das natürliche Gebiet, das ihm früherhin nur als das Reich unheimlicher und feindlicher Elemente erschien und darum Grauen erregte, zu betreten wagte. Galenus jedoch war die unbezweifelbare Autorität der Mediziner. — So konnten sich weder Jurisprudenz noch Medizin zu wahrhaften Wissenschaften erheben, und wenn auch ihr Material fortwährend vermehrt ward, so war doch der Zuwachs von Kenntnissen, wie die Basis der Wissenschaft selbst dem Zufall überlassen. Eine Prüfung des Thatbestandes der Erfahrung nach einer bestimmten Methode, womit alle Wissenschaft anfängt, war, wie Rückert bemerkt, von diesen Wissenschaften eben so ausgeschlossen, wie eine Prüfung der Grundsätze der übersinnlichen Erkenntnisse von der Scholastik. Die Wissenschaft war in streng vorgeschriebenen, stehenden Formen befangen: für die größten Gelehrten galten gewöhnlich die, welche aus den vergötterten Grundbüchern das Meiste herzusagen und sich darüber am wortreichsten auszubreiten wußten; von gründlicher Prüfung und Forschung war selten die Rede; Abweichungen von dem, was einmal allgemein angenommen und anerkannt war, war fast unmöglich. Der Schüler sprach dem Lehrer getreulich wieder seine eingebildete Weisheit nach; ward endlich einmal etwas Neues vorgebracht, so bestand die Neuheit meist nur in Worten, und die Sachen waren unnütze Spitzfindigkeiten und trostlose Früchte des Aberglaubens. Mikrologie war die Herrscherin in den Wissenschaften und gelehrten Untersuchungen, — Abmühen und ängstliches Zergliedern der unbedeutendsten Einzelnheiten und einzelnsten Kleinigkeiten. — Neben der Theologie, Jurisprudenz und Medizin waren die sieben freien Künste Gegenstände der Universitätsstudien. Diese erfuhren jedoch, nachdem man mit Aristoteles bekannter geworden war, in Rücksicht auf die Hauptwerke desselben, eine bedeutende Umbildung, indem man theils andere Disciplinen in die Siebenzahl stellte, z. B. an die Stelle der Rhetorik die Physik aufnahm, theils mehrere der bisher im Trivium und Quadrivium gebräuchlichen Wissenschaften in eine zusammenfaßte, so daß man eine neue Siebenzahl herausbrachte, die jedoch eben so wenig vom Geiste echter Wissenschaft befruchtet war, als die frühere. Die Physik, die man nur darum in ihren Kreis nahm, weil sie sich bei Aristoteles fand, bestand aus einem Gebäude nichtiger Speculationen; an wahre Beobachtung der Natur, an sichtlich angestellte Experimente war nicht zu denken. Diejenigen Wissenschaften aber, die nicht in den Kreis der Siebenzahl aufgenommen waren und nicht unter die Theologie, Jurisprudenz und Medizin gehörten, lagen ganz öde. Die Geschichte war bloße Chronik, für die ältere Zeit mit abenteuerlichen Fabeln vermischt, für die neuere Zeit ein trockenes Namenregister;

auf Universitäten ward sie nirgends gelehrt, weil man sie zu lehren weder verstand, noch der Mühe für werth hielt. Mit der Muttersprache aber beschäftigten sich die Gelehrten der Universität fast gar nicht: sie sprachen und schrieben lateinisch, aber ein Latein, das Wörter und Redensarten, theils der Muttersprache nachgebildet, theils von eigener Erfindung enthielt und so voll von Verstößen gegen den guten Geschmack, selbst gegen die Regeln der Grammatik war, daß es oft unverständlich wird, während sie ihre Lehrbücher über Grammatik, Arithmetik, Geometrie &c. in lateinischen Versen, die oft gegen die einfachsten Regeln des Silbenmaßes verstoßen, abfaßten. Auf den meisten Universitäten wurden neben den scientiis Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Moral vorgetragen. Die vereinten Wissenschaften nannte man studium generale oder universale.

II. Die Privilegien der Universitäten.

Die Universitäten entwickelten sich ursprünglich aus dem eingetretenen Bedürfnisse als höhere Herde der Wissenschaft und Bildung. Sie constituirten sich als völlig freie Vereine und wurden dann anerkannt als universitates, d. h. Gemeinden, Genossenschaften, Corporationen, Gelehrteninnungen, wie der im 13. Jahrhundert aufgekommene Name Universität anzeigt, der ursprünglich nur auf eine universitas magistrorum et scholarium, welche das studium generale oder universale (weil einem Jeden der Zutritt dazu offen stand) trieben, noch nicht auf eine Gesammtheit der Wissenschaft hindeutet. (Die Lehranstalten hießen bei den Alten scholae oder studia; in Italien wurden die Universitäten noch lange gli studj genannt.) Im Gefühl ihrer Unabhängigkeit, im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit, vorzüglich auch wegen der großen Vortheile, welche sie den Orten ihres Aufenthalts verschafften, stellten sie sich stolz auf die von ihnen selbst gegebenen Gesetze und Einrichtungen, und die Obrigkeiten in den Universitätsstädten erkannten die Vorrechte der gelehrten Corporationen stillschweigend an. Die Privilegien der hohen Schulen waren eher da, als sie förmlich erbeten und zugestanden wurden, und privelegirte hohe Schulen existirten früher, als sie von Fürsten und Städten Stiftungs- und andere Gnadenbriefe erhielten. Schon die ersten ertheilten Urkunden weisen auf Vorrechte hin, die von Niemandem ertheilt, die

vielmehr lange besessen waren, bevor geistliche oder weltliche Fürsten sie bestätigt hatten.

Obschon aber die Universitäten freie Gemeinschaften waren, wurden sie doch bald als geistige Mächte in die verschiedenen Lebenssphären hineingezogen, und Kirche wie Staat, Fürsten wie Städte, beeiferten sich, dieselben durch Gunstbezeugungen sich geneigt zu machen. Zuerst suchte sie die Kirche an sich zu ketten, um mit der Macht des Glaubens auch die Macht des Wissens in sich zu einen: die ersten Privilegien, welche die Universitäten erhielten, gingen von den Päpsten aus. Der Papst gab ihnen das Privilegium der eximirten Gerichtsbarkeit, so daß die höhere und peinliche Gerichtsbarkeit vom Bischofe geübt ward, der zu ihrer Ausübung einen Kanzler bestellte, indeß die niedere Gerichtsbarkeit und die innere Disciplin in der Hand der Genossenschaft blieb. Er sah sie aber auch als geistliche Institute an, gab ihnen Statuten, ließ sie durch seine Legaten revidiren rc., so daß es nur ein consequenter Schritt war, wenn er seit dem 13. Jahrhundert ihre Gründung und ihren Bestand von seiner Bestätigung abhängig machte, worauf seit dem 14. Jahrhundert diese Bestätigung immer nachgesucht und für nothwendig erachtet wird, indem die Universitäten durch diese Bestätigung Anerkennung in der ganzen katholischen christlichen Welt erlangten; indeß der Papst dadurch bei seiner sinkenden Macht sich als Vertreter des Geistes zu proclamiren suchte. „Weil (— sagt Calixt III. in der Bulle bei Stiftung der Universität Freiburg —) die Perle der Wissenschaft den Weg zu einem guten und glücklichen Leben zeigt, und den Kundigen vor dem Unkundigen durch seine Trefflichkeit sehr hervorragen läßt, die Ungelehrten schützt und die im niedrigsten Stande Geborenen zu hoher Geltung erhebt, so ist der apostolische Stuhl als der dauernde und beharrliche Gönner eines jeden empfehlenswerthen Studiums den Bemühungen und Wünschen katholischer Fürsten, die dafür wirkten, immer nachgekommen." Die Kaiser wiederum wünschten und erstrebten das Aufblühen einer freien weltlichen Bildung, um sich dadurch für ihre Macht und Kraft eine geistige Unterlage zu verschaffen, und beeilten sich darum, dem kirchlichen Einflusse zuvorzukommen und den neuen Universitäten eine unabhängige Stellung zu geben. So gab Friedrich I. im November 1158 der Universität Bologna ein Privilegium, wodurch die lernbegierigen Schüler aus der Fremde in Schutz genommen und ihnen ein eigener Gerichtsstand eingeräumt ward. „Denn," heißt es, „wir halten es für schicklich, daß, wenn schon Alle, die Gutes thun, unser Lob und unsern Schutz auf

alle Weise verdienen, wir mit besonderer Liebe die gegen jede Unbill vertheidigen, durch deren Wissenschaft die ganze Welt erleuchtet wird und die Unterthanen gelehrt werden, daß sie Gott und uns, seinen Dienern, gehorchen.“ Erzherzog Rudolf IV. erklärt in dem Diplom der 1365 gestifteten Universität Wien: „Da ihn Gott zum Regenten beträchtlicher Länder gesetzt habe, so sei er ihm Dank und seinem Volke alles Gute schuldig. Ein innerer Trieb treibe ihn daher, in den ihm unterworfenen Ländern Anordnungen zu treffen, durch welche des Schöpfers Gnade gepriesen, der rechte Glaube ausgebreitet, die Einfältigen unterrichtet, die Gerechtigkeit des Gerichts erhalten, der menschliche Verstand erleuchtet, das öffentliche Wesen gefördert und die Herzen der Menschen für die Erleuchtung des heiligen Geistes zubereitet würden. Wäre nun die Finsterniß der Unwissenheit und der Irrthümer vertrieben, so sollten die Menschen, der göttlichen Weisheit zugewendet, die in keine boshafte Seele kommt, aus ihrem Schatze Altes und Neues hervorbringen und viele Frucht tragen auf Erden. Und um etwas, sei es auch nur wenig, dankbar zu Gottes Lob und Preis und zur Förderung des menschlichen Geschlechtes zu thun, so habe er nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, in seiner Stadt Wien eine Universität (studium generale) zu stiften. Auf dieser Universität sollen gelesen, gelehrt und gelernt werden die göttliche Wissenschaft, welche wir Theologie nennen, die natürlichen, moralischen und freien Künste und Wissenschaften, das kanonische und Civil-Recht, die Medizin und andere erlaubte Disciplinen.“ Die Universitäten nahmen diese Anerkennung der Kaiser und Fürsten (— die Bulle der Päpste reichte hin, einer Universität in der Christenheit Anerkennung zu verschaffen; kaiserliche Privilegien werden bei Stiftung von Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt, Leipzig und Ingolstadt nicht erwähnt; dagegen wurden die Universitäten zu Freiburg, Greifswalde und Tübingen vom Kaiser Friedrich III. bestätigt, und seit Maximilian I. wurde das Gründen der Universitäten als eine Regierungsangelegenheit betrachtet und erhielten alle von nun an gestifteten kaiserliche Privilegien —) willig an, indem sie dadurch nicht nur innerhalb der Grenzen ihrer Länder anerkannt wurden, sondern ihnen mittelst der kaiserlichen Bestätigung ein weiterer Wirkungskreis eröffnet ward.

So standen also die Universitäten einestheils zur kirchlichen, andererseits zur staatlichen Macht in Beziehung, ohne jedoch jemals als rein kirchliche Anstalten betrachtet zu sein, oder jemals für die einzelnen Lehrer, die auf einer Universität graduirt waren, eine besondere Erlaubniß zum „Lesen“ von Seiten des Staates oder der Staatsgewalt ein-

zuholen. Die Universitäten vertraten dem Staate und der Kirche gegenüber das volksfreiheitliche und das demokratische Princip. „Wie die Städte," sagt Steffens, „sich zu dem großen adeligen Grundbesitz, so verhielten sich die Universitäten zur Kirche; sie stellten den eigentlich demokratischen Moment der Kirche dar, nachdem wie im Reiche, so in der Kirche der aristokratische durch die Concilien seinen mehr zerstörenden als aufbauenden Einfluß gezeigt hatte."

Die freie, unabhängige Stellung gab den Universitäten äußere Würde und ein gewisses Ansehen von Heiligkeit. Die Auszeichnung, welche Lehrer und Lehranstalt genossen, imponirte dem Uneingeweihten, und die Achtung, die man anfangs nur dem Manne zollte, ging fortan auf sein Geschäft, auf die Wissenschaft über, so daß mit Entstehung der Universitäten auch das äußere Ansehn der Wissenschaften vermehrt und befestigt ward. Die Lehrer hingegen benutzten die der Universität und der Wissenschaft zu Theil werdende Hochachtung zugleich auch für sich und bildeten, abgesondert von den anderen Ständen, einen eigenen **Gelehrtenstand**, von dem selbst Geistliche, wenn sie nicht eine akademische Würde erworben hatten, ausgeschlossen waren. Diesem Gelehrtenstande und dem Einflusse der Universitäten überhaupt ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaften, trotz des Verderbens der Geistlichkeit, gewahrt und aufbewahrt wurden, und daß die Geistlichen selbst, zum Wetteifer mit den gelehrten und geachteten Laien genöthigt, nicht noch tiefer und allgemeiner in Unwissenheit und Verwilderung sanken.

III. Die Verfassung der Universitäten.

Den Bestand ihrer Selbständigkeit und ihren mächtigen Einfluß verdanken die Universitäten ihrer **Corporationsverfassung.** Jede Universität hatte ihren Kanzler; gewöhnlich einen Bischof oder angesehenen Prälaten, welchen der Papst auswählte und einsetzte: in Leipzig den Bischof von Merseburg, in Rostock den Bischof von Schwerin, ir Erfurt den Erzbischof von Mainz, in Heidelberg den Propst von Worms rc. Das Hauptgeschäft desselben war die Sorge für die Erhaltung der Privilegien, für die Freiheit und Ruhe der Universität und die Ertheilung der akademischen Würden. — In Absicht auf Macht und Ansehn folgte auf den Kanzler der Rector der Universität, der ein halbes, später ein ganzes Jahr seine Würde einnahm. Unter ihm waren die Dekane einer jeden Facultät sehr wichtig, denn die vier Facultäten

bildeten vier eigene kleine Körper des gelehrten Staates: sie wurden von den magistris actu regentibus auf ein halbes Jahr aus ihrer Mitte gewählt und waren deren Vorgesetzte; sie hatten die Aufsicht über die Amtsführung der Professoren, und sahen darauf, daß diese ihre Vorlesungen ordentlich hielten, zur rechten Zeit anfingen und endigten. Auch standen die magistri non regentes (Doctoren und Magister) und die Baccalaureen unter ihnen, und die Ertheilung der akademischen Würden, die Examina, die Sorge für die Erhaltung der Rechte, Freiheiten und Einkünfte der Facultät hingen gleichfalls von ihnen und den ihnen zugeordneten Professoren zunächst ab. Betreffs der Vorlesungen waren am Ende des Cursus öffentliche Versammlungen der Lehrer, worin sie sich über die Eintheilung ihrer künftigen Collegien, über die zu einem Collegium bestimmte Zeit, über das Honorar (pastus, pactus) einigten. Die ankommenden Studenten legten dem Rector den Eid der Treue ab und wurden alsdann immatrikulirt.

Die Universitäten waren in sich der gelehrte Adel und neben der Kirche und dem Ritterthum die gelehrteste aller Corporationen, ein Freistaat im Staate, in dem die Wissenschaft eine Ehre und Sicherheit fand, wie sie solche bis dahin nicht gehabt hatte. Sie wurden zu allen wichtigen Reichs-, Stände- und Rathsversammlungen, zu allen Provinzial- und Nationalsynoden, seit Ende des 14. Jahrhunderts auch zu allen allgemeinen Concilien berufen. „Hinter den Schild ihrer literarischen Privilegien zogen sich selbst Ketzer zurück und sie konnten schwerer angetastet werden.“ In ihren Disputationen ward vieles behandelt, worüber positiv zu reden noch nicht erlaubt war. Ihre Lehrer, z. B. Pierre d'Ailly, Johann Gerson, Nicolaus von Clemanges in Paris, erhoben sich gegen die Sittenverderbniß der Geistlichkeit, wie gegen den Mißbrauch der geistlichen Gewalt und gegen das Schisma der Kirche —; und die Lehrer von Oxford, Prag, Wien &c. sprachen auf den Kirchenversammlungen zu Basel und Constanz ein bedeutendes Wort. Und das Alles, weil sie als geschlossene Zünfte dastanden. „Als solche hatten sie Selbständigkeit in Hinsicht aller Gemeinheitsangelegenheiten, und auch im Aeußerlichen zeigten sie das Wesen der Zünfte: sie theilten, von dem obersten Gewerbgesetze der Vertheilung der Arbeit ausgehend, die Wissenschaft in einzelne Fächer, unterschieden ihre Genossen in Lehrlinge, Gesellen, Altgesellen und Meister, lieferten in ihren Disputationen und Promotionen ihre Meisterstücke und die Lossprechung der Gesellen &c.“

Zu solchen Phalangen der Literatur nach innen und außen bildeten sich jedoch die Universitäten nur erst allmählich aus. Da die ersten Universitäten nicht Landesuniversitäten, sondern europäische waren, und zum Theil blieben, so gab die Verschiedenheit der Nationalität die erste Grundlage zur Gliederung der Studirenden. Weil jedoch die verschiedenen Nationen an den einzelnen Universitäten an Zahl sehr ungleich vertreten waren, so war es natürlich, daß sich die geringer vertretenen an die größere Zahl anschlossen. Zu Paris vollendete sich 1206 die Eintheilung in vier Nationen, die ihre Provinzen und Sprengel hatten. Es waren die Gallicaner, zu denen sich die Italiener, Spanier, Griechen und Morgenländer hielten, die Picarden, die Normannen und die Engländer, zu denen die Deutschen und übrigen Nordländer gehörten. Zu Bologna und Padua theilten sich die Nationen in Transalpiner und Cisalpiner; zu Oxford in Nordbriten und Südbriten; zu Löwen in Brabanter, Franzosen, Flandrer und Holländer; zu Prag in Böhmen, Baiern, Polen, Preußen, Thüringer und Sachsen. Heidelberg, Erfurt, Tübingen &c. hatten von Anfang an keine Nationaleintheilung. Jede der Nationen in Paris hatte ihre eigenen Hörsäle, ihre eigene Kirche und ihren eigenen Fiscus. Auf jeder Universität hatten die Nationen besondere Statuten und besondere Beamte. An der Spitze einer jeden stand ihr Procurator: die Procuratoren wählten den Rector der Universität und waren die Beisitzer desselben; sie entwarfen für die Gesammtuniversität die allgemeinen Statuten, welche im Verein mit den Statuten der einzelnen Nationen die gesammte innere Disciplin regelten, und welche die Schlichtung von Streitigkeiten, Anordnung der Aufzüge und Festlichkeiten &c. betrafen.

Doch findet sich in der Verfassung ein wesentlicher Unterschied zwischen den italienischen Universitäten und der Universität zu Paris. Die italienischen Universitäten hatten, weil damals der republikanische Sinn in Italien mächtig war und weil sich meistens gereifte Jünglinge und Männer auf ihnen sammelten, ein republikanisches Gepräge; in ihnen hatten deshalb vorwiegend die Schüler die Verwaltung in Händen. Die von den Studirenden gewählten Lehrer wurden als Angestellte der Universitätsgemeinde betrachtet und von der Theilnahme an der Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit ausgeschlossen, wofür sie durch das Ansehen, das sie bei den städtischen Gemeinden genossen, entschädigt wurden. In Paris hingegen, wo die Anschauungen der Klosterschulen und der geistlichen Orden zu Grunde lagen, und wo der größere Theil der Studirenden aus Klerikern und unreifen Jünglingen bestand, welche die artes liberales lernten, bildete sich mehr eine aristokratische Ver-

fassung aus, in der die Lehrer und Graduirten allein die activen Mitglieder der Nation ausmachten, während die Studirenden die passive Masse waren. Auch auf den deutschen Universitäten mußten die den Rector Wählenden wirklich lehrende oder für lehrfähig erkannte Männer sein.

Je mehr der Zweck der Universität die Erhaltung, Fortpflanzung und Förderung der Wissenschaft als solcher wurde und dadurch ein eigener zunftmäßiger Gelehrtenstand entstand, um so mehr bildeten sich die Facultäten aus. Die Nationen traten deshalb allmählich gegen die Facultäten zurück. Die Eintheilung in Nationen war eine natürliche und politische, die in Facultäten, welche den Unterschied der Wissenschaften zur Geltung bringt, gründet sich auf die Gemeinsamkeit des Strebens und der Beschäftigung, und ist die zunftmäßige Gliederung eines Standes. „Nun ist die Universität nicht mehr universitas, weil sie als die Einheit der Gemeinde über den nationalen Unterschieden steht, sondern sie ist universitas literarum, sie umfaßt alle Wissenschaften, stellt die Wissenschaft als ein gegliedertes Ganzes dar. Den äußeren Anstoß zu diesem Hervortreten der Facultäten gaben zu Paris die Bettelmönche, welche als „die Freischärler der Kirche" keck und gewandt in alle Verhältnisse sich eindrängten und endlich auch durch die Gunst der Päpste 1259 zu den theologischen Lehrstühlen zugelassen wurden. Dem widersetzten sich die Nationen: sie schlossen die Bettelmönche von ihren Versammlungen aus. Bald aber überflügelten die Ausgeschlossenen durch Geist und Begeisterung die übrigen theologischen Lehrer in so hohem Grade, daß diese nur im Verein mit ihnen ihr Heil sahen und sich daher vereint unter einem besonderen Dekan zu einer Corporation zusammenschlossen. Nachdem von den Theologen das Beispiel gegeben war, sonderten sich 1271 auch die Lehrer der Medizin und des geistlichen Rechts zu eigenen Corporationen ab. Nun stimmten in den allgemeinen Versammlungen sieben Genossenschaften, vier Nationen und drei Facultäten. Da die Lehrer der Fachwissenschaften in den Facultäten zusammengetreten waren, so blieben in den Nationen allein die Lehrer der freien Künste und bildeten die facultas artium, die nur kurze Zeit vier Stimmen behielt, indem sie bald, ohne Berücksichtigung der Nationen, als eine Facultät und zwar, weil man die freien Künste nur als Vorbereitung zu den höheren Wissenschaften betrachtete und die dieselben Studirenden meist Knaben und angehende Jünglinge, die Lehrer derselben meist jüngere Männer waren, — als die letzte angesehen wurde.

In Bologna und Padua schieden sich die Nationen nur zu zwei großen Gemeinschaften, zu Juristen und Artisten; auf den englischen und den im 14. Jahrhundert nach dem Muster von Paris gestifteten deutschen Universitäten, Prag und Wien, hingegen traten die Nationen immer mehr in den Hintergrund und in der 1392 zu Erfurt gegründeten Universität ist die Eintheilung in Nationen bereits gänzlich aufgegeben. Es existirten von nun ab vier Facultäten, die jedoch nicht immer sämmtlich auf ein und derselben Universität vorhanden waren: der Universität Wien versagte Papst Urban V. zuerst die theologische Facultät und erst 1384 wurde sie von Urban VI. bewilligt; auch die Universität Löwen bestand zuerst nur aus drei Facultäten, bis Papst Eugen auch die Theologie zu lehren gestattete.

Die facultas artium hatte die sieben artes liberales zu ihren Lehrobjecten, woran sich viele untergeordnete Gegenstände schlossen. Unter Dialektik wurden des Aristoteles dialektische, ethische und physikalische Werke, die Bücher des Petrus Hispanus, des Boëthius &c. begriffen. Zur Grammatik gehörten die Vorlesungen über Priscianus, Donatus, das Doctrinale, über Eberhards von Bethune Graecismus d. i. eine lateinische metrische Grammatik, in welcher die griechischen Kunstwörter erklärt sind, über die Poetria nova des Engländers Gottfried, welche von den Pflichten des Magistri handelt &c. Zu den Vorlesungen über die vier artes des Quadriviums gehören: die Vorlesungen über den Algorismus oder algorithmus — Arithmetik, die Vorlesung über des Johannes de Muris Werk von der Musik, die Vorlesungen über sechs Bücher des Euklid und des Johannus Pisanus Perspectiva — Geometrie, die Vorlesung über die Sphaera materialis des Johannes de Sacro Bosco, den Computus cyrometricales, den Almanach, die Theorica planetarum und des Ptolemäus, Almagestum — Astronomie. Vorlesungen, Disputationen, Examina waren lateinisch: klassische Studien fehlten. Das Lehren bestand in Dictiren der bestimmten Lehrbücher und eigener oder fremder Bemerkungen. Die Wissenschaft erschien in abstracter, systematischer Form; — sie war Scheidung und Verknüpfung des Gegebenen.

Die theologische Facultät hatte zwei Lehrobjecte: die Bibel, deren Text gründlich ausgelegt und die beachtenswerthen Glossen erklärt werden sollten, — und die 4 Bücher Sententiarum des Petrus Lombardus. Das religiöse Dogma war ihr gegeben, und ihre ganze Thätigkeit bestand nur im Verständniß desselben. Doch machten sich zuweilen auch ketzerische Ansichten geltend: ein Grund, daß die Päpste oft mit Verleihung der theologischen Facultäten an die Universitäten zögerten, ein

Grund auch, daß zu Löwen, dem Hauptsitze der Rechtgläubigkeit und des Festhaltens an den Dogmen der Kirche (das darum auch Philipp II. von Spanien seiner Tochter als „seinen Augapfel" empfahl) kein Studirender ein ketzerisches Buch lesen, kaufen und verkaufen durfte und daß dort seit 1545 jeder Neueintretende den Eid leisten mußte: „Ich schwöre, daß ich von Herzen alle Lehrmeinungen Luthers und der andern Ketzer verabscheue, und daß ich folgen und bewahren will den alten Glauben an die katholische Kirche und den Gehorsam an einen höchsten Hirten, den römischen Bischof."

Die facultas juris canonici et civilis hatte das Civil- und das kanonische Recht zu ihren Lehrgegenständen. Die juristische Facultät ward nach den Wiener Statuten von den Doctoren und Lizentiaten derselben gebildet, denen aufgegeben war, gewissenhaft zu lesen, die glossas ordinarias ja nicht auszulassen, sondern klar, wissenschaftlich und faßlich für Neulinge wie für Weitergeförderte auszulegen, ihre Vorlesungen auszuarbeiten, und nicht zu sehr abzukürzen. Die juristischen Baccalaureen und Studenten aber sollten sich gesetzt betragen, in den Vorlesungen friedlich verhalten, nicht schreien, heulen, unanständig zischen und lachen und an anderen Orten in Worten, Geberden und Kleidung als Schüler der Moral sich zeigen.

Die medizinische Facultät basirte auf Avicenna, Hippokrates und Galenus.

Der einzelne Lehrer konnte mehreren Facultäten angehören, je nachdem er sich (was bei dem geringen Umfange der einzelnen Wissenschaften in jener Zeit nicht schwer war) eine genügende Kenntniß von mehreren Wissenschaften verschafft hatte: Hermann Lurtz aus Nürnberg wurde 1395 an die Universität Erfurt als Doctor der Theologie und der Medizin berufen; Johann Schönemann lehrte um 1424 daselbst in der juristischen und medizinischen Facultät.

Mit der Ausbildung der Facultäten und des gelehrten Zunftthums stand die genaue Bestimmung der **akademischen Grade und Würden** im innigsten Zusammenhange. Zuerst wurden in Bologna die Lehrer von den Studirenden gewählt oder berufen. Auch traten diejenigen, die sich zum Lehren berufen glaubten, selbständig auf. Der Unterschied zwischen Lehrenden und Lernenden war überhaupt ursprünglich nicht fest bestimmt, und unter dem Namen Studentes waren nicht blos die Lernenden, sondern auch die Lehrenden begriffen. Nicht selten zogen bejahrte Männer, selbst längst Lehrer, zur Universität, und mancher trat daselbst in der einen Stunde als Lehrer auf, während er in der andern bei einem Lehrer einer anderen Wissen-

schaft im Hörsaale als Zuhörer erschien. Berühmte und viel besuchte Lehrer wählten sich auch den Begabtesten ihrer Schüler zum Stellvertreter, praepositus, der, wenn sie selbst durch Krankheit oder Arbeit verhindert waren, ihren Lehrstuhl einnahm und nach ihrem Tode gewöhnlich ihr Nachfolger ward.

Diese Freiheit, als Lehrer aufzutreten und stellvertretende Lehrer zu ernennen, hörte auf, als sich die Verfassungen der Universitäten feststellten. In Bologna und Padua trat an die Stelle des Beliebens, mit dem sich die Studirenden bestimmten Lehrern zuwandten, die Wahl der Nationen, und diese wurde durch eine Verordnung des Papstes Honorius 1219 auf diejenigen beschränkt, die vom Bischof des Hochstifts die Licenz erhalten hatten. In gleicher Weise wurde auf den anderen Universitäten entweder den Bischöfen und deren Kanzlern oder den sämmtlichen Meistern einer Wissenschaft nach päpstlichen Verordnungen die Pflicht und Vollmacht übertragen, Alle, die als Lehrer auftreten wollten, zu prüfen und ihnen die Licenz zu ertheilen. Toulouse war die erste Universität, auf der die Meister jeder Wissenschaft das Recht hatten, zum Lehramt zu prüfen und zuzulassen, und auch „auf den anderen Universitäten, an denen ursprünglich der Bischof die Licenz ertheilte, kam dieses Recht als factisches immer mehr in die Hand der Gesammtheit der Meister, indem die Bischöfe anfangs die Prüfungen nicht selbst vornahmen, sondern durch Meister der Wissenschaft anstellen ließen und zuletzt sich nur die formelle Bestätigung der von den Meistern ausgesprochenen Zulassung oder Nichtzulassung vorbehielten.

Die Hauptgrade in Paris, die aber wieder Unterabtheilungen hatten, waren die der Baccalaureen (ursprünglich baccalareus, das latinisirte bachelier, bas chevalier d. i. ein junger adeliger Kriegsmann, der seine militärische Laufbahn erst begonnen hat), der Licentiaten und der Meister.

Die Bacheliers wurden von den einzelnen Meistern ernannt, und zwar aus denjenigen von ihren Schülern, welche die meiste Kunstfertigkeit im Disputiren besaßen. Sie theilten sich in angehende, laufende und fertige, und nahmen im Auftrage der Meister mit den jüngeren Schülern die Uebungen vor. Wer in Wien in der facultas artium Baccalaureus werden wollte, mußte zwei Jahre studirt und Vorlesungen über bestimmte Bücher gehört haben: er wurde dann examinirt und war zugleich verpflichtet, zehn Disputationen zu halten. In der theologischen Facultät ward derjenige baccalareus biblicus oder cursor (legendo cursus suos seu bibliam), der sechs Jahre Theologie studirt

hatte und, wenn nicht magister in artibus, doch geübt in Opponiren und Antworten war. Die juristische Facultät promovirte denjenigen zum Baccalaureus, der zwei Jahre Civil- und zwei Jahre kanonisches Recht gehört hatte. Wer in der medizinischen Facultät zum Baccalaureus promovirt sein wollte, mußte, wenn er magister in artibus war, wenigstens 2 Jahre, war er blos Student, 3 Jahre medizinische Vorlesungen besucht und gehört haben: Joannicii artem, primum seu quartum canonis Avicennae et aliquem librum in Practica, ut nonum Rasis Almansoris. Der Baccalaureus hatte das Recht, eine runde Kappe zu tragen und Anfänger zu unterrichten. Jedoch hörte er selbst auch noch Vorlesungen.

Die Licentiaten (licentia, licentiati) gelangten zu ihrem Grade durch die Zulassung der Kanzler oder Bischöfe, die aber nach einer Prüfung und mit dem Beirathe der Facultätsmeister ausgesprochen wurde, bis zuletzt die Kanzler und Bischöfe nur noch bestätigten. In Wien konnte sich der Baccalaureus in der Artistenfacultät nach Verlauf eines Jahres um die Licenz bewerben; — in der theologischen Facultät mußte der Baccalaureus den biblischen Cursus lesen, dann zum Sententiarius promoviren und als solcher ein oder zwei Jahre über die Sentenzen des Petrus Lombardus lesen, hiernach drei Jahre auf der Universität sich im Disputiren und Predigen üben, worauf es ihm freistand, sich um den Grad eines Licentiaten zu bewerben; — in der juristischen Facultät mußte sieben Jahre studirt werden und Baccalaureus gewesen sein, wer Licentiat werden wollte; — in der medizinischen Facultät sollte, wer sich zur Licenz meldet, fünf Jahre, wenn er einen Artistengrad hat, und sechs Jahre, wenn er nicht graduirt ist, medizinische Vorlesungen gehört haben.

Nachdem sich der Licentiat erprobt hatte, wurde er **Meister,** theils mit, theils ohne **Doctortitel,** der zum Theil nichts zum Meisterrecht hinzu brachte, zum Theil (die meisten Ehren und Vorrechte waren auf den italienischen Universitäten mit der Doctorwürde des Rechts verbunden) ein wirklich höherer Grad, sogar eine Quelle von Einkünften war. Die Würde eines Doctor wurde seit dem Privilegium Friedrich I., welches den Lehrern obrigkeitliche Gewalt ertheilte, mit dem Rechte dieser Gewalt und des Lehramtes begabt: es gab Doctores Juris Caesarei, Canonici, Medicinae, Grammatici, Logicae, Philosophiae etc. Die übrigen Lehrer hießen **Magistri.** Die Promotion zum Doctor erfolgte unter großer Feierlichkeit. Nachdem der Aspirant ein Privatexamen bei den schon vorhandenen Doctoren bestanden hatte, mußte er in der Domkirche eine Rede, eine Vorlesung und eine Disputation

halten, und wenn er darin seine Würdigkeit beurkundet hatte, proclamirte der Cancellarius auf abgeleisteten Doctoreid die erfolgte Promotion, während dem neuen Doctor die sämmtlichen Doctoren unter Kuß (Zeichen der collegialischen Aufnahme) und Glückwünschen die Insignien der Würde: Buch (Symbol der Wissenschaft), Ring (Symbol der Vermählung mit der Wissenschaft) und Doctorhut (Symbol der römischen Manumission oder der orientalischen Beschattung) überreichten und ihm den Platz auf dem Katheder (Symbol der Lehrerpflicht und Würde) anwiesen, worauf sich der Zug aus der Kirche zurückbegab. Die Doctoren besaßen das Recht, Andere zu promoviren und Vorlesungen zu halten.

Es gab ordentliche und außerordentliche **Vorlesungen**, die pünktlich gehalten werden mußten. Der Anfang eines Cursus (gewöhnlich einjährig; vom 19. und 20. October bis 7. September; von da begannen „die großen Ferien"; außerdem fanden Ferien an den Feiertagen, 2 Wochen nach Ostern, 11 Tage nach dem Weihnachtsfeste und an den Donnerstagen jeder Woche, in welche kein Fest fiel, statt) war mit religiösen Feierlichkeiten verbunden. Anfangs waren die Hörsäle in den Häusern der Docenten; seit dem 14. Jahrhundert kamen öffentliche Locale auf.

Vor der Erfindung der Buchdruckerkunst konnten der Universitätslehre nur wenige Bücher zu Grunde gelegt werden. Die Juristen mußten sich mit den römischen Gesetzbüchern und Decretalen, die Theologen mit der Bibel, die Mediciner mit Hippokrates und Galen, die Artisten mit dem Aristoteles, Porphyr und Priscian begnügen. Der Professor las nach dem damaligen Ausdrucke ein Buch, und der Student hörte ein Buch. Um fertig zu werden, kam man auf den Gedanken, Auszüge, die sogenannten Summen, vorzulesen, die bald ganz an die Stelle der Hauptbücher traten. In den engen Rahmen der Erklärung dieser wenigen Bücher mußte alles Wissenswerthe hineingezwängt werden — ein Kunststück, das zu allerlei Künsteleien und wunderlichen Interpretationen führte. Daher mag es rathsam gewesen sein, das Dictiren zu verlangen. Die Statuten der Wiener Universität verlangten denn auch von jedem Lesenden, „daß er getreu und fehlerfrei, langsam und deutlich mit Angabe des Paragraphen, der großen Buchstaben, Kommata und Punkte, wie es der Sinn verlangt, so dictire, daß es das Nachschreiben erleichtere". Die Studenten wurden bei diesem Dictiren oft arg beschwindelt: der gewissenslose Magister benutzte unbekannte, viele Irrthümer enthaltende Schriften, oder angebliche Werke verehrter Meister, um dadurch mehr Nachschreiber anzuziehen, dictirte auch wohl frisch weg concipirte Bücher fremder

Gelehrten. Die Studenten trieben nicht weniger Mißbrauch. In Italien verschrieben sich manche junge Leute die dictirten Hefte Anderer, studirten zu Hause und sparten das Studiergeld. Die Vornehmen schickten ihre Diener ins Colleg zum Nachschreiben, und es fehlte nur noch, daß die dictirenden Lehrer ebenfalls ihre Diener auf's Katheder schickten. Diese geistloseste aller Lehrarten erregte natürlich auch Opposition — freilich erst im 16. Jahrhundert. Der hohe Rath zu Venedig verbot das Dictiren bei einer jedesmaligen Strafe von 20 L. im Jahr 1592. Auch in Padua zog man gegen das Dictiren zu Felde. In Deutschland widerstrebten die Professoren der Abschaffung unter dem Vorwande, daß sie gegen die Neigung der Studenten verstoße, die das Schwarz auf Weiß in der Tasche nicht entbehren zu können meinten, und sie haben die alte Unsitte theilweise noch conservirt bis auf den heutigen Tag, als ob nie eine Buchdruckerkunst erfunden worden wäre. — Das Dictiren führte natürlich zur unerschöpflichen Stoffverlängerung, zu der sog. akademischen Spinnkunst. Ein Wiener Theologe, Hasselbach, las 22 Jahre über das erste Kapitel des Jesaias und wurde vom Tode überrascht, bevor er fertig war. Der Tübinger Kanzler Ulrich Penziger las über den Daniel vier Jahre lang in 312 Lectionen, ging dann zum Jesaias über und durchschiffte den Ocean der Propheten in 1509 Vorlesungen während 25 Jahren, begann dann die Erklärung des Jeremias, absolvirte während sieben Jahren in 459 Vorlesungen die erste Hälfte und ward an dem Abschlusse durch den Tod in seinem achtzigsten Lebensjahre erlöst. Die Theologen brachten es in dieser Spinnkunst am weitesten; aber die übrigen Professoren waren keineswegs frei davon.

Neben den Vorlesungen fanden **Disputationen** statt, an denen Lehrer und Studenten Theil nahmen. Regelmäßig disputirte man am Sonnabend. Die Disputationen standen mit der scholastischen Philosophie im innigsten Zusammenhange und hatten in dieser ihren günstigen Boden. Bei der Schwierigkeit, welche vor der Erfindung der Buchdruckerkunst mit dem Verbreiten schriftlicher Werke verbunden war, waren die Disputationen der geeignetste Weg, neue Ideen in Gang zu bringen und zu prüfen, oder die herkömmlichen Vorstellungen gegen sie zu vertheidigen. Doch kam es bald dahin, daß man aus dem Mittel einen Zweck machte und blos des Disputirens wegen disputirte. So wurde das Disputiren ein reines Spiel des Verstandes, meist so wenig auf innere Ueberzeugung berechnet, daß man vielmehr ein Verdienst darein setzte, die widersprechendsten Dinge mit gleicher Fertigkeit zu beweisen, oder mit größter dialektischer Kunst mehrere Tage hinter einander über

Nichts zu disputiren. Es kam bei den Disputationen weniger auf den Inhalt, auf die Wahrheit, als auf die Form an: das Disputiren war eine dialektische Fechtkunst, ein gelehrtes Turnier, „auf der Arena der Gelehrsamkeit und Wissenschaft abgehalten, nachdem draußen Hufschlag und Waffengeklirr auf der Rennbahn der Ritter verstummt waren“ — die ersten Ausbrüche der Subjectivität, um Geistesgegenwart, Witz und Scharfsinn zu erproben –, voll geistiger Jugendkraft, so daß es, wie bei den Disputationen der Nominalisten und Realisten, nothwendig ward, das Katheder, welches der Hauptkämpfer inne hatte, von dem Platze der Opponenten zu scheiden, damit sich die Streitenden nicht in die Haare geriethen und so der Wettkampf in einen Faustkampf überging.

Die Lehrer bezogen für ihre Vorlesungen ꝛc. ursprünglich blos den Ehrensold ihrer Zuhörer (Honorarium), der oft bedeutend, oft gering war. Odofredus erhielt für eine Vorlesung 400 Lire. Für Logik hatte der einzelne Zuhörer ungefähr 2 Thaler, für Grammatik mit Einschluß der Wohnung und Kost für ein Jahr ungefähr 30 Thaler zu zahlen. In Prag zahlte der Student 1366 für Aristoteles Metaphysik, die in einem halben Jahr zu vollenden war, 8 Groschen, für die Physik auf 3 Quartale 8 Groschen, für das Buch de coelo auf 4 Monate 5 Groschen; jeder Student aber, der nicht mehr als 12 Gulden zu verzehren hatte, zahlte gar nichts. Freilich schrieb auch 1557 die Universität Erfurt in einer Concurrenz mit Jena an die im größten Rufe philosophischer Gelehrsamkeit stehende Universität zu Löwen, daß sie ihr einen Professor schicken möchte, der für 80 Thaler jährlichen Gehaltes täglich 2 Stunden Griechisch und Lateinisch lehre. Und 1483 brauchte auf der Universität Erfurt Joh. Henneberger mit seinem Führer während zweier Jahre 26 Goldgulden, worunter als Gesammtausgabe für Tinte $2^1/_2$ Pfennige waren. Bei der großen Menge der Professoren (— im 14. Jahrhundert zählte man zu Bologna 125 Professoren und andere Docenten, darunter 49 Doctores utriusque juris —) scheint auch vorgekommen zu sein, daß angehende Docenten, um sich durch großen Zulauf Ansehn zu verschaffen, den Studenten, die ihre Vorlesungen besuchten, Honorar zahlten. Seit 1279 begann man den Lehrern, die man wegen ihrer ausgezeichneten Lehrerthätigkeit der Universität erhalten wollte, feste Gehalte zu zahlen. Im Jahre 1381 fanden sich zu Bologna 23 besoldete Lehrer des Rechts; und in demselben Jahrhundert gab das städtische Aerar 40,000 Kronen zur Besoldung der Professoren her.

IV. Die Disciplin der Universitäten.

Die Sitten auf den Universitäten waren die des Zeitalters, in dem sie aufwuchsen — leidenschaftlich erregt. Der die starren Formen zersprengende Geist stürmte nach voller Befriedigung in der Fülle neuer Aussichten und Bedürfnisse, die sich ihm aufschlossen; darum trat neben die extremste Weltentsagung die extremste Weltlust, neben die mönchische Demuth der übermüthige Trotz. So auch auf den Universitäten. Selbst die Magister stürmten mit. Sie mußten in den verschiedenen Facultäten ermahnt werden, unter einander Frieden zu halten und bei den Disputationen keine Schmähreden und unschicklichen Gesten zu exerciren. Die Studenten brausten in extremstem Uebermuth auf. Doch zeigte sich in diesem Uebermuth ein entschiedener nationaler Unterschied zwischen den englischen Studenten und denen anderer Universitäten. In England fanden bei den Studenten nicht nur tägliche Raufereien statt, sondern fast jährlich auch förmliche Feld- und Straßenschlachten zwischen Australen und Borealen, Schotten und Waleschen, Realisten und Nominalisten, akademischen und städtischen Bürgern; auch die streitigen Ansprüche der Graduirten und Nichtgraduirten, der Lehrer und Schüler, der Universitätsgenossen und Mönchsorden wurden oft mit solchen Waffen entschieden. Doch waren all' diese Kämpfe Zeichen der freien, kräftigen, praktischen Entwicklung des englischen Volkslebens, nicht leere Raufereien, sondern zu Gunsten irgend einer Partei, Nationalität, für oder gegen die Interessen der Krone, der Bischofsmütze 2c. Zu Paris, Wien 2c. hingegen waren die studentischen Leidenschaften reine Ausbrüche individueller und subjectiver Willkür; darum nicht weniger, aber gefährlicher und entnervender als in England. — In den Wiener Statuten wird den Studenten verboten, nicht mehr Zeit auf Schenken, Fechten und Guitarrenspiel zu wenden, als auf Physik, Logik und Fachcollegien, und die Streitsüchtigen, Ueppigen, Säufer, die, welche sich des Nachts musicirend auf den Straßen umhertreiben oder sonst müßig den Huren nachgehen, die Diebe, die, welche die Bürger beleidigen, die Würfelspieler, sollen, wenn sie gehörig vorher gewarnt sind und nicht ablassen, außer dem gemeinen Recht für dergleichen festgesetzte Strafen der akademischen Privilegien verlustig sein und exmatrikulirt werden. Die Pariser Universität erließ Gesetze gegen Meuchelmord, gegen die Schändung und Entführung von Jungfrauen und das Erstürmen und Erbrechen von Häusern, konnte jedoch nicht verhindern, daß Bordelle neben, ja unter den Hörsälen angelegt wurden. Bei der Masse der Studirenden auf den

einzelnen Universitäten waren blutige Händel und Aufläufe an der Tagesordnung. Nicht blos nach ihren verschiedenen Secten (— berichtet Vitriacus —) und nicht allein nach Anlaß der Disputationen stritten die Pariser Studenten heftig mit einander. Sie schalten die Engländer Trunkenbolde und caudatos, die Franzosen stolze, weichliche Putzgecken, die Deutschen Diebe und schmutzige Zechbrüder, die Normänner eitle Prahlhälse, die Pitavier Verräther, die nur Freunde des Glückes seien, die Burgunder Dummköpfe und Narren, die Lombarden geizig, malitiös und unkriegerisch, die Römer aufrührerisch, gewaltsam und gern am Daumen nagend, die Sicilianer tyrannisch und grausam, die Brabanter Blutmenschen und Mordbrenner, die Flandrer üppig, verschwenderisch, den Zechgelagen ergeben, weich und nachgiebig wie Butter. Die italienischen Universitäten scheinen von vielen dieser Uebel und Laster, die in Paris eine gefährliche Höhe erreichten, ziemlich frei gewesen zu sein, weil dort die Studirenden selbst die regierenden Gemeinden, hier nur unorganisirte Massen waren.

Darum zeigte sich auch in der Zucht und Disciplin zwischen Paris und Bologna ꝛc. ein sehr großer Unterschied. Bei den Pariser Studenten bestand eine sehr gewöhnliche Strafe in Ruthenstreichen, die dem Schuldigen auf den entblößten Rücken in Gegenwart des Rectors und der Procuratoren gegeben wurden, und diese Strafe, die schon um 1200 als bekannt vorausgesetzt wird und die im 15. Jahrhundert noch sehr gewöhnlich war, wurde nicht allein an Scholaren, sondern selbst an Baccalaureen vollzogen.

Um der Unsittlichkeit der Studenten zu steuern, griff man zu den **Collegien,** die ursprünglich durch zufällige Umstände hervorgerufen und vereinzelt standen, bald aber so allgemein wurden, daß die französischen und englischen Universitäten fast nichts mehr als geschlossene Collegienhäuser waren. Die Gestaltung eines zünftigen Gelehrtenstandes brachte es mit sich, daß die gelehrte Bildung so früh als möglich beginnen mußte. Es kamen daher größtentheils Knaben und unreife Jünglinge zur Universität, die in keiner Schule gehörig vorbereitet waren. Solche knabenhafte Jünglinge waren nicht im Stande, ihr Leben und Studium selbständig zu regeln und dem herrschenden Sittenverderben sich entgegenzustellen. Da gab der zu frommen Stiftungen geneigten Zeit (zumal da durch den Zusammendrang der Studirenden die Wohnungen so theuer wurden, daß arme Studenten nur schwer ein Unterkommen finden konnten) das Beispiel der Franziskaner und Dominikaner, die ihre Novizen, die zugleich ihre Schüler waren, in ihren Häusern mit mönchischer Einrichtung hielten, den Gedanken zu den Collegien ein.

Zuerst waren die Collegien nur gemeinsame Wohnhäuser, zur Aufnahme von Schülern derselben Provinz, derselben Nation oder auch derselben Diöcese bestimmt, — die einen für eine mäßige Bezahlung, die meisten kostenfrei für arme Schüler. Schon im 12. Jahrhundert fanden sich in Paris zwei solcher Collegien; und im 13. Jahrhundert mehrten sie sich. Das berühmteste unter ihnen wurde das Collegium der Sarbonne, das Robert de Sarbona stiftete, um den Laien, welche in Paris Theologie studirten und für die es bisher kein Collegium gab, den Vortheil solcher Anstalt zu verschaffen. Anfangs für 16 arme Studenten der Theologie (vier aus jeder Nation) bestimmt, erweiterte sich das Collegium noch bei Lebzeiten Roberts, indem einerseits Wohlthäter die Zahl der Freistellen vermehrten, andererseits zu den Freischülern auch andere hinzugelassen wurden, welche die Kosten der Studien selbst bestreiten konnten und nur die vortrefflichen Einrichtungen des Instituts mitgenießen wollten. Zuerst unter allen Collegien scheint die Sarbonne nicht nur Nachhülfsunterricht, sondern auch wirklich theologische Vorlesungen in ihrem Hause gegeben zu haben. Daneben stiftete Robert, um für die eigentliche theologische Anstalt eine Pflanzschule jüngerer Knaben zu haben, das Collegium von Calvi, die kleine Sarbonne, bestimmt, vorbereitenden Elementarunterricht zu geben. Die erste königliche Stiftung ist das von dem frommen Eifer der Gemahlin Philipps des Schönen, der Königin Johanna von Navarra, gegründete Collegium von Navarra, in dem zwanzig Freistellen für Studirende der Grammatik, dreißig für Logiker und Philosophen, zwanzig für Theologen waren, von denen die ersten wöchentlich 4 Sous, die zweiten 6, die letzten 8 erhielten. Jede der Abtheilungen hatte ihr eigenes Haus mit besonderem Schlafsaal, Speisesaal und mit besonderen Lehrern und Hülfslehrern. Der Hauptlehrer der Theologie war Rector des Ganzen. Die Philosophen sollten nach vierjährigem Studium zur Baccalaureatsprüfung zugelassen werden, und wenn sie nach sieben Jahren noch nicht die Licenz erlangen konnten, ihre Freistellen verlieren; die Theologen nach sechs Jahren im Stande sein zu predigen, im 7. Jahr die Bibel und nach 10. Jahren den Magister Sententiarum erklären. Es fanden daselbst Conferenzen, Disputationen, gemeinschaftliche Probearbeiten und der Gebrauch der lateinischen Sprache in der Erholungszeit so gut wie beim Studium statt. — Die Zöglinge dieser Collegien hatten eine bestimmte Kleidung, wurden in Sitte und Fleiß streng beaufsichtigt und durften das Colleg nur zu bestimmten Zeiten verlassen. Bald auch nahmen Pensionäre, die nicht in den Collegien wohnten, an dem Unterricht und den Uebungen

derselben Theil. Die Collegien selbst aber erhielten in ihren Uebungen und Beschäftigungen mehr und mehr einen mechanischen Charakter. Ihre Zöglinge wurden zwar vor öffentlichen Tumulten und Händeln bewahrt; aber durch ihre mönchischen Einrichtungen wurden auch die geheimen Sünden und Ausschweifungen genährt. Erasmus schreibt 1496 von Paris: „Ich habe aus dem Collegium nichts herausgenommen, als einen Körper voll verdorbener Säfte und eine große Menge Ungeziefer. Dem Vorsteher fehlte es bei allem guten Willen gänzlich an Urtheil, indem er gern Alle zu Mönchen machen wollte und deshalb wahrscheinlich die Unbemittelten vorzugsweise berücksichtigte. Das Lager war hart, die Speisen so schlecht und kärglich, die Arbeit mit dem Nachtwachen so beschwerlich, daß viele sehr begabte Jünglinge in den ersten Jahren ihres dortigen Aufenthalts starben, oder blind, wahnsinnig, aussätzig wurden. Dabei wurde die Strafe in Peitschenhieben mit Henkerstrenge vollzogen. Als Trotz wurde jede Regung eines edlen Geistes angesehen, der sich nicht zur Annahme der Mönchskutte wollte zwingen lassen. Die Vorlesungen waren nur geeignet, jedes Interesse an den schönen Wissenschaften zu zerstören, jeden höheren, poetischen Geistesschwung zu unterdrücken. Der Verstand der Theologen war verschroben, die Sprache derselben barbarisch, ihr Lehrgebäude spitzfindig, ihre Sitten ohne Bildung, ihr Leben Heuchelei, ihre Rede voll Gift, ihr Herz voll Tücke."

In Italien hatte das Collegienwesen keinen günstigen Boden. Die daselbst vereinzelt auftretenden Collegienhäuser behielten mehr den Charakter von Pensionaten.

Die englischen Universitäten bildeten auf der Grundlage reicher Stiftungen das Collegienwesen zu seinem äußersten Extrem aus. Der hier schon früh bestehende Grundsatz, daß jeder akademische Bürger Mitglied eines convictorischen Vereins sein müsse, wurde auf die Halls oder Colleges angewandt, so daß auch solche Scholaren, welche an den convictorischen Beneficien keinen Theil hatten, genöthigt waren, sich der Disciplin der Colleges zu unterwerfen, wo sie Wohnung, Kost und später Unterricht aus eigenen Mitteln bestreiten mußten. So ging in England die Universität allmählich in den Colleges auf, was zur Folge hatte, daß nur die Wissenschaften gepflegt wurden, die man in den Colleges beförderte und daß nur die dürftigsten, handwerksmäßigen artistischen Studien übrig blieben, indeß auf sittlichem Gebiete die Lebensgeister herabgestimmt wurden. Es war den Studirenden sogar verboten, in einem Bürgerhause zu verweilen, und geboten, mit sittsamem Anstande,

aber nicht zu langsam, über die Straße zu gehen und nirgends etwa aus Neugier, auch nur kurze Zeit, stehen zu bleiben.

Die Niederlande vertrat durch und in Löwen die Collegien. Hier waren 1433 sieben, jedes mit vier ordentlichen Professoren. In ihnen wurde zwei Jahre hindurch die Philosophie, besonders nach Aristoteles gelehrt. Durch sie auch erhielt Löwen den Ruf einer ausgezeichneten klassischen Bildung. Die Zucht in denselben war streng, wie sich Löwen überhaupt durch Strenge der Disciplin auszeichnete, einer Disciplin, die selbst die Kleidung der Studirenden regelte: sie mußten in einem Oberkleide einhergehen, durften nicht in zu kurzen Oberröcken den Vorlesungen beiwohnen. Auch auf das Eigenthum der Studenten nahmen sie Bezug, so daß diese nach einem Gesetz von 1466 ihre Bücher ohne Bewilligung des Rectors nicht verkaufen oder verpfänden durften, weil sie das bei den Lombarden gelöste Geld oft vertranken und dadurch die allgemeine Sittlichkeit gefährdeten.

In Deutschland herrschten vor den Collegien die Bursen vor: — Privat-Anstalten, in denen gegen Vergütung Studirende unter Aufsicht eines rector bursae (— die Kasse, aus welcher arme Studenten in dem collegio sarbonico erhalten wurden, hieß bursa, die Studenten selbst bursii, bursarii, boursier; davon ging der Name nach Deutschland über, wogegen in Italien die Studenten bursati hießen, weil sie eine bursa, einen Geldbeutel um sich gürteten, —) zusammenlebten, wohnten, aßen und gelehrte Uebungen trieben. Die Meister, die als Auszeichnungen von den Facultäten die Erlaubniß zu solchen Bursen erhielten, disputirten mit ihren Burschen nach dem Essen, hielten darauf, daß auch auf den Stuben lateinisch gesprochen wurde und repetirten mit den jüngeren Studenten die öffentlichen Vorlesungen. Zu alle dem mußten sich die Rectoren der Bursen verpflichten und zugleich versprechen, einem Jeden ihrer Untergebenen nach dem Verhältniß der Preise, welche man zahlte, angemessene Zimmer anzuweisen, die Zimmer der Hausgenossen häufig zu besuchen, die Ungehorsamen zu strafen und die Strafgelder zum Besten der Bursen anzuwenden. Der Rector einer Burse, der alles das leistete, erhielt wöchentlich von einem jeden Hausgenossen für Wohnung und Mühewaltung einen Groschen, und dann zu gewissen Zeiten mäßige Geschenke; die Repetitionen wurden besonders bezahlt. Jeder Bursarius mußte bei seiner Aufnahme ein schriftliches Versprechen von sich geben, daß er dem Rector in allen Stücken gehorchen, keine Meutereien anfangen, nichts am Hause oder Geräthe verderben oder den zugefügten Schaden ersetzen wolle. Ungehorsame, Spieler, Hurer mußte der Rector nach ergangenen vergeblichen Warnungen aus

der Burse entlassen, und die Entlassenen durften nicht anders, als mit Erlaubniß der Universität in eine andere Burse aufgenommen werden. — Bald arteten die Bursen auch in Deutschland aus. Die Rectoren derselben ahmten den Rectoren der Collegien in Paris nach. Sie sandten einige ihrer Burschen aus, um die neuen Ankömmlinge abzufangen und für ihre Bursen zu gewinnen. Sie mußten naturgemäß die bösen Streiche derjenigen, welche sie zu solchem Amt gebrauchten, ignoriren. Ihre Zucht überhaupt wurde lax, um ihre Hausgenossen nicht zu verlieren. Die Vergehungen der Burschen wurden nicht nur nicht angezeigt, sondern auf alle mögliche Art unterdrückt oder beschönigt. Die Bursenmeister trieben daneben Handel mit Naumburger Bier und verkauften es wie Schenkwirthe, vernachlässigten ihr Lehramt und wurden bei ihren Speculationen reich, indeß ihre Studenten, arm geworden, oft ihre angefangenen Studien aufgeben und von der Universität nach Hause zurückkehren mußten.

Der Kampf des Lichtes und der Finsterniß, der Kultur und der Unkultur, welcher die letzten vorreformatorischen Jahrhunderte beherrschte, reflectirte auch in den Universitäten dieser Zeit. Sie waren ein Gemisch von Ritterthum und Innungsthum. Ihre wissenschaftliche Organisation wurde vom engherzigen Zunftgeiste beherrscht. Das Studentenleben artete oft in ein rohes Tumultiren und in sittliches Vagabondenleben aus. Aber dennoch waren die Universitäten die Herde des neuerwachten wissenschaftlichen Lebens, an denen zuerst das Recht, öffentlich zu lehren, nicht von Prälaten, sondern von der Universität selbst gegeben, und diese Berechtigung dann als solche von jeder anderen Universität anerkannt ward. Sie waren die Freistätten der Wissenschaft, in denen der blinde Autoritätsglaube gebrochen wurde. Und weil sie so dem freien Geiste der Wissenschaft dienten, darum brauchten sie auch nicht unterzugehen, als der neue Geist der Freiheit und Wissenschaft durch die Welt wehte. Sie waren vielmehr fähig, aus ihrem Keime heraus sich neu zu organisiren und der Zeit mit ihren Forderungen immer von neuem zu entsprechen. Die erste Veränderung in Verfassung und Verwaltung erfuhren sie daher auch schon im 14. und 15. Jahrhundert, als das Linnenpapier und die Buchdruckerkunst erfunden wurden. Im Anfange des 14. Jahrhunderts muthete man zu Paris nicht einmal Meistern der Künste, welche Scholaren der Theologie waren, zu, daß sie die

heilige Schrift und den magister sententiarum besitzen und in die Vorlesungen mitbringen sollten. Texte, Auslegungen und Anmerkungen wurden dictirt, und für viele Studirende enthielten die gehörten Texte, Glossen und Commentarien den ganzen Schatz ihrer Kenntnisse. Die Lehrer waren Ableser ihrer Texte und Hefte, die Zuhörer bloße Nachschreiber dessen, was ihnen dictirt ward. Natürlich wurde auf diese Weise die Zeit des Lehrens und Lernens auf den Universitäten verlängert. Als hingegen durch die Erfindung des Linnenpapiers das Material des Schreibens, und durch die Buchdruckerkunst die Bücher häufiger und wohlfeiler wurden, konnten die Curse abgekürzt und die Professuren verringert werden. Die Lehrer vermochten bei einem freien Vortrage, der hin und wieder stattfand, weil er oft ausdrücklich geboten war, in denselben Vorlesungen viel mehr zusammenzufassen, und die Studirenden vermochten in derselben Zeit viel mehr Kenntnisse einzusammeln, weil sie den Vortrag der Lehrer nicht mehr wörtlich nachzuschreiben brauchten, sondern das Vorgetragene in leicht zu erhaltenden Werken nachlasen oder wiederholten. Auf den im 15. Jahrhundert errichteten Universitäten war deshalb auch die Zahl der besoldeten Lehrer viel geringer, als auf den älteren hohen Schulen die Zahl der wirklichen Lehrer gewesen war, und selbst von den zuerst errichteten öffentlichen Professuren wurden mehrere ein- oder zusammengezogen, weil ein Mann ohne Schwierigkeit mehrere versehen konnte.

Eben so große Veränderungen als die Buchdruckerkunst brachte in der Verfassung der Universitäten das Wiederaufblühen der altklassischen Studien hervor. Mit Gewinnung des Alterthums, dieser vollen und reichen Wirklichkeit, der ungebrochenen, sich heiter und kräftig entfaltenden Menschlichkeit, ward die Beschäftigung mit abstracten Begriffen, mit der Scholastik als nichtig erkannt und damit aufgehoben, ward aber mit der bisherigen Wissenschaft auch die Methode derselben, die Methode des Lehrens und Lernens gebrochen: an die Stelle der Definitionen trat die Anschauung, an die Stelle des Disputirens der darstellende und entwickelnde Vortrag, und da es nicht auf eine mechanische Fertigkeit im Gebrauche von Worten und Begriffen und deren unablässige Einübung abgesehen war, hörte auch das zunftmäßige Zusammenleben auf. Mit Enthusiasmus, unter Drangsalen und gefährlichen Anfeindungen zogen die Vertreter der alten Literatur als Vertreter der Wahrheit im Lande umher, und traten sie in allen Städten, besonders an den hohen Schulen, als Ausleger der Griechen und Römer auf.

Daß übrigens die Universitäten dem neuerwachten geistigen Leben willig Thür und Thor geöffnet hätten, kann man nicht behaupten; vielmehr hat in Deutschland der sogenannte Humanismus nun seine gesetzliche Anerkennung als nothwendige Disciplin der betreffenden Facultät ein volles Jahrhundert kämpfen müssen. Die älteste deutsche Universität Prag blieb im ganzen 15. Jahrhundert fast unberührt von dem neuen Leben. Huß und Andere eiferten in Volkspredigten vergebens gegen die veraltete scholastische Studierart der Universität; die Schöffen der Stadt verlangten 1512 vergeblich die Aufnahme der humanistischen Studien; auch nutzte es wenig, daß ein patriotischer Bürger tausend Schock böhmischer Groschen zur Besoldung eines griechischen Lectors vermachte. Die kirchlichen Unruhen beseitigten endlich jede Hoffnung auf Reform. — In Wien wurde ein Magister von der Facultät ausgeschlossen, der die scholastischen Disputationen offen für Phantastereien erklärte, und mußte schließlich demüthig widerrufen. Eine kleine Schaar, welche sich um den italienischen Humanisten Aeneas Silvius sammelte, vermochte nur Duldung ihrer Vorträge, aber keinen Facultätssitz zu erringen. Und als Kaiser Maximilian I. die Reform durchsetzen wollte, widerstand die Universität hartnäckig bis zum Jahre 1499. Hutten suchte im Jahre 1511 beim damaligen Rector der in Rede stehenden Universität, der ein Feind der Humanisten war, vergebens um die Erlaubniß nach, über die Verskunst zu lehren. Sehr schnell verblaßte wieder das neue Leben, das von dem zum Kaiser gekrönten Konrad Celtes einigen Halt erhalten hatte, und als die Religionsunruhen im Reiche begannen, wurden die Humanisten wieder als Poeten gering geschätzt und als Neurer und Freidenker gefürchtet. Die vom Papste mit der Bewachung der Ketzer beauftragte theologische Facultät, die 1421 sogar die Befugniß erhielt, über verstockte Ketzer kirchliche Strafen zu verhängen, brachte endlich eine vollständige Stagnation der kaum aufgekeimten Wissenschaft zu Stande und legte dadurch die Wiener Universität brach für Jahrhunderte. — In dem 1387 gestifteten Heidelberg kämpften die Kurfürsten gegen die Unvernunft der Professoren, und zwar nicht selten vergebens. So wollte Kurfürst Philipp 1477 mit Hülfe des berühmten Humanisten Johann Wessel die Universität zeitgemäß reformiren; aber das Unternehmen scheiterte an dem Widerstande der Universität, die nicht einmal die Anstellung eines Professors der griechischen Literatur gut heißen wollte. Agricola, Oecolampadius und Reuchlin hielten zwar Vorlesungen in Heidelberg, wurden aber nicht Mitglieder der Universität. Melanchthon bewarb sich hier 1511 vergebens um die Magisterwürde, weil man wußte, daß er ein Feind der Scholastik

war; der berühmte Erasmus fand ebenfalls keine Gnade in den Augen der Herren Akademiker. Erst am Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde Heidelberg auf kurze Zeit Sitz der bedeutendsten humanistischen Geister. — In Tübingen wurde Melanchthon, der sich dort als Privatdocent niedergelassen hatte, nachdem er in Heidelberg abgewiesen war, der Aufenthalt dermaßen verbittert, daß er im Jahre 1518 mit Freuden dem Rufe nach Wittenberg folgte. — Nur Erfurt räumte dem andringenden Neuen fast ohne Kampf ein Plätzchen neben dem Alten ein; doch wankte das gute Einvernehmen zwischen den Vertretern der alten und der neuen Zeit sofort, als Hermann von dem Busche auf seiner Wanderung 1504 in Tübingen begeistert für das neue Studium auftrat und seine Schüler und Anhänger bestimmte, die alten Schulbücher öffentlich und feierlich zu verwerfen. In dem bekannten Reuchlin'schen Streite sprach sich sogar Erfurt gegen Reuchlin aus, welcher der von dem getauften Juden Pfefferkorn empfohlenen Verbrennung aller hebräischen Bücher nicht das Wort redete, vielmehr den Kaiser aufforderte zu befehlen, daß jede deutsche Universität auf zehn Jahre zwei Lehrstühle der hebräischen Sprache errichte, wozu die Juden die Bücher herzugeben hätten. Dieser Reuchlin'sche Streit bestimmte die Humanisten schließlich zur Abfassung der 1516 erschienenen epochemachenden Briefe der Dunkelmänner, die der gelehrten Pedanterie und geistlichen Heuchelei an den Universitäten den Stich ins Herz versetzten. Natürlich wurde später durch die allgemeine religiöse Bewegung das neuerwachte Leben wiederum bedeutend abgeschwächt. Allgemach bricht sich trotz alledem das neue Leben Bahn.

Die alten Lehrer und deren Schulweisheit ward verachtet; die Bursen und Collegien gesprengt: schaarenweise traten die Studirenden aus denselben heraus. Lernende und Lehrende saßen zu den Füßen der neuen Lehrer. Auf den neuen Universitäten, wie Königsberg, Jena, Marburg, Helmstädt wurde deshalb die akademische Jugend gar nicht mehr dem Zwange der Bursen und Collegien unterworfen. Mit den Bursen und Collegien zerfiel dann auch die alte Ordnung der Studien und Promotionen. Die Lehrer der alten Sprachen brachten die Geringschätzung der akademischen Grade aus Italien mit und flößten ihren Zöglingen dieselben Gesinnungen ein. Bald wurde es daher nicht mehr nöthig, sich um das Baccalaureat und Magisterium zu bewerben; darum trieb man dann aber auch die sogenannten philosophischen Studien nicht Jahre lang ausschließlich mehr, sondern man hörte zugleich philosophische Collegia und Vorlesungen über andere Wissenschaften. Mit Zerstörung

der Bursen und Collegien endlich wurden nothwendig die Universitäten von den Vorbereitungsschulen getrennt. Auf den älteren Universitäten erlernten die Zöglinge in den Collegien die ersten Elemente der Grammatik und schritten von diesen allmählich zu den höheren Wissenschaften. Die kleinen Collegien waren niedere lateinische Schulen; die famösen Collegien eine Zusammensetzung von niederen Schulen, Gymnasien und Universitäten. Ihre Auflösung machte nun die Gründung von besonderen Vorbereitungsanstalten für die höheren Studien nöthig. Die Vertreter der klassischen Studien legten nach dem Beispiele der Italiener solche niedere und höhere Schulen an, in denen in lateinischer, auch in griechischer Sprache unterrichtet ward und wo man den Sprachunterricht mit den Elementen wissenschaftlicher Kenntnisse verband. Durch diese Absonderung der Schulen und Gymnasien von den Universitäten wurde dann naturgemäß die Studienzeit auf den hohen Schulen abgekürzt. — Mit der Verbreitung des Studiums der klassischen Literatur endlich mehrten sich auch die besoldeten Lehrer. Auf den ältesten deutschen Universitäten war nur eine bestimmte Zahl von Lehrerstellen mit festen Besoldungen verbunden; die übrigen Lehrer wurden jährlich gewählt und erhielten von ihren Zuhörern ein Honorarium. Um berühmte Literatoren zu erhalten und desto stärker zu fesseln, boten von jetzt ab die hohen Schulen beträchtliche Besoldungen an. Die Zahl der besoldeten oder ordentlichen Lehrer an Hochschulen wurde größer, und die nun besoldeten Lehrer mußten, wie die älteren professores collegiati, ihre Vorlesungen umsonst oder öffentlich halten. Die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist der Zeitpunkt, wo die Zahl der besoldeten Lehrer in allen Fächern vermehrt, die wichtigsten Vorlesungen der besoldeten oder ordentlichen Lehrer öffentliche Vorlesungen wurden und wo mit der Ertheilung von Besoldungen an alle ordentlichen Lehrer die Lebenslänglichkeit der Lehrerstellen, die sonst mit jedem halben oder ganzen Jahre gewechselt hatten, verbunden ward.

---

c. Das Wiederaufblühen klassischer Studien.

26.

Die klassischen Studien in Italien.

Einer der wichtigsten Freiheitshelden im Kampfe gegen die alt und faul gewordene vorreformatorische Welt sind die klassischen Wissenschaften, die von Neuem aus dem Grabe auferstehen und der Menschheit einen neuen Nahrungs- und Bildungsstoff zuführen, in und mit dem sie noch einmal die Glanzhöhen einer vergessenen Vorzeit durchlebt. Eine allgemeine Begeisterung durchzog die edelsten Geister und ließ sie nach Athen und Rom wallfahrten, um an den alten Geistern ihren eigenen Geist zu nähren. Und wenn man auch auf diesem Wege dem Extrem nicht entgehen konnte, wenn man auch oft seine Zeit in Beantwortung von nutz- und geistlosen Fragen hinbrachte (z. B. wie groß das Faß des Diogenes, wie schwer die Keule des Hercules gewesen sei, wie die Helden im trojanischen Pferde hießen), wenn man auch Folianten und Quartanten über griechische Alterthümer zusammenleimte und Salmasius gelehrte Abhandlungen über die goldenen Aepfel der Hesperiden lieferte, die er endlich für Pomeranzen erklärte, der Lübecker Götze aber über Gelehrte schrieb, die Schuster und Schneider gewesen, Lucas geheißen, ertrunken, erfroren und unverehelicht geblieben, während ein Anderer über die Etymologie von Erasmus nachsann und herausbekam „er war vor seiner Menschenwerdung eine Maus (erat mus) und als Mensch as — er — Mus (Er — as — Mus), wenn auch die Vermischung des Alterthums mit dem Kirchenglauben wunderliche Carricaturen zeugte, so daß in vielen Kirchen die Texte zu den Predigten aus griechischen und lateinischen Schriftstellern genommen und solche Texte unter dem Titel auctoritates Aristotelis, Platonis, Senecae 2c. gesammelt und herausgegeben wurden, ja geschmacklose Mönche die Wunder des christlichen Glaubens aus der Mythologie bewiesen und exponirten „Emphät eine Stut vom Wind im Kappadozierland, warum gebärte nicht ihr Kind vom Geiste, die nie einen Mann bekannt?": — dennoch waren die wiedererwachenden Studien das Siegeszeichen, daß der Geist durchbricht, denn das Menschliche und die Menschenbildung kam mit ihnen zu Ehren, und der abendländische Geist wurde durch sie mit dem Wahrhaften und Ewigen der menschlichen Beschäftigung bekannt. Das klassische Alterthum vernichtete mit seiner abgeschlossenen und vollendeten Welt, in

welcher der starre Gegensatz des Geistes und der Natur nicht vorhanden war, die blos formelle Bildung des Scholasticismus und zugleich die Fesseln der Kirche und des kirchlichen Glaubens. Indem sich der Geist in der antiken Welt auf einem von jeder äußern Autorität freien und von kirchlichen Satzungen ungestörten Boden bewegte, erkannte er in dieser Freiheit sein wahrhaftes Element, — sie ward sein Bedürfniß und er fühlte in ihr seine imperatorische Gewalt. Zugleich hatte er in dieser rein objectiven Welt, die außerhalb aller praktischen Bestrebungen der Gegenwart und aller unmittelbaren Lebensinteressen lag, das Reich der reinen Innerlichkeit erreicht, in dem er allein um sein selbst willen, zur Befriedigung seines Wahrheits- und Schönheitssinnes, weilte. Und endlich übersprang er, indem er mit dem Alterthum zu den Quellen der christlichen Bildung zurückging, die Kirche mit ihrer Vermittlung der wirklichen und geistigen Welt, um auch in der Religion bei sich selbst zu sein und selbst in ihr die unmittelbare Gewißheit zu erlangen, in der er sich zuletzt gegen jede äußere Autorität empörte.

Die genialen Propheten und ersten Helden, die sich leidenschaftlich in die Alten vertiefen und von deren Geiste genährt werden, sind

Die Italiener.

In Italien ersteht das Alterthum zuerst, und zwar wie aus dem Grabe, weil der Geist reif geworden ist, das zu sehen, woran er früher wie blind vorübergegangen war.

Unter den Italienern führte den Reigen **Dante Allighieri**, geboren zu Florenz den 27. Mai 1265 und gestorben zu Ravenna den 24. September 1321. Er war nicht ein Restaurator des klassischen Alterthums, aber einer von dessen großen Propheten. Seine Bildung beruhte noch auf den Disciplinen des Triviums und Quadriviums; sein Leitstern war die Bibel und „der Philosoph"; in zweiter Reihe standen ihm abwechselnd Augustinus und Thomas von Aquino, Boëthius und Cicero. Aber doch schimmerte durch seine Werke ein geheimnißvoller Zauber der klassischen Römerzeit: er las, wenn auch nicht wegen des Wohlklanges ihrer Verse und der Eleganz ihres poetischen Stils, so doch wegen ihrer lebensweisen Sentenzen die besten römischen Dichter, Ovidius, Virgilius, Horatius und Juvenalis, und in seinem großen Gedichte stellte er das Dichterwort neben die hergebrachten Autoritäten, mischte er heidnische und christliche Materien, alte und moderne Geschichte, hellenischen Mythus und kirchliche Anschauung wunderbar in einander. In dieser „divina comoedia", — diesem Dome, dem das ganze Mittelalter einverleibt ist und in dem sich alle Elemente desselben,

Alterthum und Christenthum, Kaiserreich und Hierarchie, Wissenschaft und Kunst concentriren, sind die unabänderlichen Kreise göttlicher Liebe in Hölle, Fegefeuer und Himmel auferbaut und alle Gestalten der Welt, durch den Ewigen selbst gerichtet, dem Wechsel entrissen und als Bilder gezeichnet „mit so ewigen Flammenzügen, wie der Blitz im Felsen schreibet". Und in diesem Werk, welches das ganze Mittelalter umfaßt, regen und bewegen sich zugleich alle Elemente der Zukunft. In schonungsloser Rede straft er, der auf sich selbst ruhende Mann, der große Laie, der in stolzer Selbständigkeit das Leben durchschritt, die Sittenlosigkeit der Päpste, und im 27. Gesange des Paradieses sagt der heilige Petrus von Bonifaz:

Der meines Stuhls sich anmaßt dort auf Erden,
Des Stuhls, des Stuhls, auf dem kein Hirt jetzt wacht,
Vor Christi Blick, zum Schutze seiner Heerden,
Hat meine Grabstatt zum Kloak gemacht
Von Blut und Stank, drob der zu ew'gen Qualen
Einst von hier oben fiel, dort unten lacht.

Die Katholicität der Kirche erblickte er nicht in der Allherrschaft der Priester, und das Vergessenheit bringende Wasser des Letheströms läßt er nur dann wirksam sein, wenn man auch aus dem Strome der Eunoë den Ernst der Sinnesänderung getrunken hat. Sein Christenthum war ein wahrhaft universelles und idealisirte die Symbolik und Mythologie der Kirche durch die sinnigste Interpretation. Der Gedanke, daß die göttliche Liebe, d. i. die absolute Freiheit, progressiv Alles durchdringen und beseligen müsse, ist — nach Rosenkranz' treffender Bemerkung — die Seele seiner Allegorie. Er begann seine göttliche Comödie in lateinischen Hexametern: Ultima regna canam etc. Bald aber erhob er über die 14 Dialekte der Italiener eine gemeinsame Schriftsprache, um damit in der divina comoedia der Vater der italienischen Sprache und Poesie zu werden, und dadurch (— indem von nun ab Italienisch und Lateinisch scharf getrennt wurden —) eine neue Weise die Klassiker zu lesen hervorzurufen und einen freien Sinn für den Werth ihrer Kunstwerke zu wecken, während er andrerseits, wenn auch ohne seine Absicht, durch den Gebrauch der Volkssprache in seinem Gedichte dasselbe dem kirchlichen Kreise entfremdete und es einem Theile der Nation übergab, der zum Träger der humanistischen Richtung berufen war.

Francesco Petrarca war der Entdecker der antiken Welt, deren Boden Dante nur aus der Ferne geschaut hatte. Er ward den 1. August 1304 im Exil zu Arezzo geboren und starb den 19. Juli 1374 zu Arqua. Seine Jugend verlebte er zu Ancisa, Pisa, Carpentras und

Avignon. Der Vater bestimmte den Sohn zur Jurisprudenz, und dieser studirte zu Montpellier und Bologna die Rechte, jedoch nur mit Widerwillen, da er die juristische Praxis mit seiner Gewissenhaftigkeit nicht vereinigen zu können glaubte, sowie auch sein idealer Geist in dem juristischen Studium keine Befriedigung fand. Da entdeckte er unter den Büchern seines Vaters einige Schriften des Cicero, von deren Inhalt und Stil er so angezogen wurde, daß er alle freie Zeit auf das Studium derselben verwandte und aller Orten die Schriften der Römer zu sammeln begann. Als jedoch der Vater den Sohn über dem Studium der Lateiner antraf, warf er alle ins Feuer, so daß der Sohn nur mit Mühe einen Virgil und einige Werke des Cicero retten konnte. Gehorsam dem Vater, beschäftigte er sich hinfort zu Bologna sieben Jahre hindurch mit dem Studium der römischen und kanonischen Rechte. Als aber sein Vater 1324 starb, kehrte er nach Avignon zurück, um sich ganz seinem Lieblingsstudium zu widmen. Laura von Noves, welche an Hugo von Sade verheirathet war und die er in seinem 23. Lebensjahre, am Charfreitage 1327 beim Gottesdienst in Avignon sah, wurde der Gegenstand seiner majestätischen Canzonen und seiner liebesüßen Sonette, in denen in der melodischsten Sprache der Welt mit sirenenhaftem Zauber die Summe aller Liebesgefühle und Liebesvorstellungen niedergelegt ist, die von da ab durch unzählige Nachfolger breit getreten sind. Begeistert und genährt von dem Geiste der Klassicität zerbrach Petrarca in seinen Liedern die dürre scholastische Methode und gründete, als Frucht seiner klassischen Studien, in seiner lateinischen Prosa die Kunst der Wohlredenheit, indem er das Wort wieder zum unmittelbaren Ausdruck der Seele machte, und indem er zugleich die Herstellung einer reineren Latinität erstrebte. Voll von schwärmerischer Begeisterung für das Alterthum begann er mit großem Eifer die Werke Cicero's zu sammeln, überall suchte er selbst; überall hin auch, nach Rom und Tuscien, nach Frankreich und Spanien, nach Deutschland und Britannien schickte er Bitten und Mahnungen, Geld und Zettel, auf denen verzeichnet war, welche Schriften er wünsche — und der Erfolg dieser Thätigkeit war, daß Cicero's Schriften von nun ab unendlich mehr copirt und gelesen wurden, als vorher. Von einem seiner Bewunderer am Hofe zu Byzanz, Nicolaos Sergius, erhielt er ein Exemplar der Gesänge Homers geschenkt: er versuchte nun Griechisch zu lernen; und obschon er hier nicht über die Elemente hinauskam, ist er doch mit seinem Homeros der anregendste Lehrer des Griechischen geworden. „Mir ist Homer stumm, oder ich

bin vielmehr taub für ihn," schreibt er: „Doch freue ich mich schon an seinem Anblick und umarme ihn oft." Mit Homeros hatte, wie er sagt, der erste Dichter und mit Platon, von dem er schon früher einige Schriften besaß, der erste Philosoph bei ihm Wohnung genommen. Sergius bittet er noch um einen Hesiodos und Euripides. 1339 kam Bernhard Barlaam (zu Sominata in Calabrien geboren, war er in Griechenland mit der griechischen Literatur bekannt geworden; durch Petrarca's Vermittlung wurde er später Bischof von Geracci in Calabrien) nach Avignon. Durch ihn erhielt Petrarca Einsicht in die griechischen Klassiker, namentlich in Plato, Aristoteles, Euklydes, während er jenem die Schätze der römischen Literatur aufschloß. Bei dem kurzen Aufenthalte Barlaam's brachte es jedoch Petrarca nicht bis zum Lesen Plato's und Aristoteles' in der Ursprache. Erst Boccaccio, der Homer 2c. verstand, sandte ihm eine vollständige lateinische Ueberſetzung der Ilias und Odyssee, welche Leontius auf seine Veranlassung verfaßt hatte. Unterdeß war er selbst zum lateinischen Poeten geworden. Hatte er bisher in der Verkündung des Ruhmes der Alten, die selber im Triebe nach Ruhm und Unsterblichkeit ihre Werke geschaffen hatten, seinen eigenen gesucht, so wollte er diesen eigenen hinfort auch in seinem lateinischen Epos, das er Afrika nannte und dessen Held Scipio Africanus der Aeltere war, verewigen. Als Folge desselben erhielt er, wahrscheinlich nicht ohne Anregungen von seiner Seite, an ein und demselben Tage vom Kanzler der Pariser Universität und vom Senat in Rom die Einladung zur Dichterkrönung — das Ideal, das ihm bereits manche schlaflose Nacht gemacht hatte. Er entschied sich für das Haupt der Welt und die Königin der Städte, für den geweihten Platz über der Asche der alten Sänger, und — am Ostertage 1343 fand im Kapitol seine Krönung statt. Früh Morgens kündete der Schall der Trompeten die Feierlichkeit an, und das ganze Volk versammelte sich zu dem noch nie erlebten Feste. Zwölf in Scharlach gekleidete Jünglinge begleiteten den Dichter auf das Kapitol und lasen Verse vor ihm her. Da kam Petrarca selbst in seinem violett gefärbten Kleide, dem Geschenke des Königs von Neapel — umringt von sechs der vornehmsten römischen Bürger, welche grün gekleidet waren und Blumenkronen auf dem Haupte trugen. Hierauf bestieg er einen mit den Attributen der Dichtkunst geschmückten — von vier Pferden gezogenen — Wagen, den als griechische Götter gekleidete Personen umgaben, auf dem neben Petrarca die Bilder der Grazien, des Bacchus und der Geduld standen und vor dem singend Mädchen einhergingen, indeß

hinter ihm der Neid, begleitet von tanzenden Satyren, Faunen und Nymphen, folgte. Auf dem Kapitol kniete er unter dreimaligem Ausruf: „Es lebe das römische Volk! Es lebe der Senator! Gott schütze alle bei ihrer Freiheit!" vor dem Senator Orso, Graf von Anguillara, nieder und empfing von diesem die Lorbeerkrone mit dem Ausrufe: „Diese Krone ist die Belohnung der Verdienste!" indem er ihn „für einen großen Dichter und Geschichtsschreiber" erklärte, ihm auch „kraft des Ansehens Roberts, Königs von Neapel, des Senates und römischen Volkes sowohl für diese allerheiligste Stadt, als für alle andern Länder völlige Freiheit öffentlich zu lehren, zu disputiren, alte Bücher auszulegen, neue zu machen und Gedichte zu verfertigen, die mit Gottes Hülfe bis an das Ende der Tage dauern werden", ertheilte. Unter den betäubenden Jubelrufen: „Es lebe das Kapitol! Es lebe der Dichter!" ward er dann in die Peterskirche geführt, wobei er vierhundert ihm von der Familie Colona zu dieser Absicht geschenkte Gulden unter das Volk ausstreute. In St. Peter angekommen, verrichtete er vor dem Altar sein Gebet und opferte dem Apostel seine dreifache Krone von Epheu, Lorbeer und Myrthen, welche an dem Gewölbe des Tempels aufgehängt wurde. Da fühlte Petrarca sein Haupt wie ein geheiligtes, als er Rom über die ihm gewordene Ehre frohlocken hörte, das Rom, in dem er die alten Paläste, in denen einst die ungeheuren Männer gewohnt hatten, verfallen sah und das er mit aller Gewalt wieder in seiner alten Herrlichkeit sehen mochte, so daß er mit Cola di Rienzi, der, wie er, Livius, Sallustius, Valerius Maximus gelesen und der beredteste Interpret der Statuen und Ruinen der Weltstadt war, von derselben Vorstellung des alten Rom ausging und mit demselben Maßstabe auf die Römer der Gegenwart blickte, — deshalb auch dem phantastischen Unternehmen desselben zujauchzte, in der neuen Republik „eine Umwandlung des öffentlichen Wesens, den Anfang des goldenen Zeitalters, eine andere Gestalt des Erdkreises" erblickend. — Petrarca ging in Allem begeistert und begeisternd an's Werk. Auch in seinem Kampfe gegen die Wissenschaft, wie sie sich durch die scholastische Methode angehäuft hatte. Die Scholastiker sind ihm Krämer, welche den Geist und die Zunge feil bieten und die darum verächtlicher als der Seemann oder der Ackerbauer sind, welche nur ihre Hände und Körperkraft dem Erwerbe widmen. Der wahre Gelehrte ist ihm der strebende Mensch, die Wissenschaft die Dienerin der Tugend. Darum will auch er nur einer Kunst demüthiger Jünger sein, und zwar der Kunst, die ihn besser mache, der Tugend und Wahrheit. Wie nichtig sind mit dieser Kunst gemessen die allge=

meinen wissenschaftlichen Bestrebungen! „Der Grammatiker ist ängstlich hinter den Gesetzen der Sprache her, aber wie leichtfertig den ewigen Gesetzen Gottes gegenüber! Der Dichter mag lieber in seinem Lebenswandel, als in seinen Versen hinken. Der Geschichtsschreiber kümmert sich um die Thaten der Könige und Völker, von seinem eigenen kurzen Dasein aber weiß er nicht Rechenschaft zu geben. Die Arithmetiker und Geometer wollen alles berechnen und messen; nur mit ihrer Seele wissen sie nichts anzufangen. Die Musiker leben ganz für ihre Töne, aber nicht für die Harmonie ihrer eigenen Handlungen. Die Astronomen berechnen aus den Sternen, was mit Städten und Reichen geschehen wird, achtlos gegen das, was mit ihnen selbst im täglichen Leben vorgeht; sie sehen die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes vorher, aber die ihres eigenen Geistes erkennen sie nicht. Die Philosophen forschen nach dem Urgrunde aller Dinge und wissen nicht, was Gott der Schöpfer ist; sie beschreiben die Tugenden und üben sie nicht. Aus den Theologen sind Dialektiker geworden, wenn nicht gar Sophisten; sie wollen nicht liebende Kinder, sondern Kenner Gottes sein, und auch das wollen sie nur scheinen." So ruft er alle Wissenschaft und Kunst vor sein Forum. Die Astrologen und Alchymisten, die zu Bologna und Padua besondere Lehrstühle hatten, sucht er rücksichtslos mit ihrem Trug und Aberglauben zu brandmarken. Die Astrologen — so donnert er — reden Dinge, die nur Gott weiß und schwatzen lieber Unsinn, ehe sie ihre Unwissenheit eingestehen. Tüchtige Menschen, besonders solche, die sich einer wissenschaftlichen Bildung rühmen, sollten sich schämen, deren Windbeuteleien zu achten; nur thörichtes Volk hängt immer von dem ab, was die Zukunft in sich trägt. Den Aerzten, den Harnpropheten, bestreitet er nicht, daß es eine Wissenschaft der Arzneikunde gebe; nur haben sie die Aerzte seiner Zeit nicht, „welche die Leichtgläubigkeit und Lebenslust der dummen Menge mißbrauchen, welche ihre geheimnißvollen Mienen und Worte respectirt und die kauderwelschen Namen ihrer Gifte als griechische Weisheit verehrt". Die Dialektik, erklärt er, möge eine vortreffliche Uebung für den jugendlichen Geist sein, gleich wie das Kind seine Körperkraft zuerst im Spiele übe; sie sei der Weg, nicht das Ziel; ein alter Syllogismenkrämer aber sei höchst lächerlich. Diese modernen Philosophen lachen über Sokrates und Pythagoras, verachten Cicero und Seneca, spötteln über Virgilius, erklären Ambrosius, Augustinus und Hieronymus für Schwätzer. — In seinem Werke „Ueber seine eigene und vieler Anderer Unwissenheit" bringt er die christliche Einfalt gegen die philosophische Aufgeblasenheit zu Ehren. „Je mehr ich gegen den

Glauben Christi sprechen höre, desto mehr liebe ich Christus, desto fester bin ich im Glauben Christi." „Ich bin Ciceronianer; aber wo die höchsten Wahrheiten der Religion in Betracht kommen, da bin ich weder Ciceronianer, noch Platoniker, sondern Christ." „Es ist uns erlaubt, Philosophien zu lieben und zu billigen, wenn sie nicht von der Wahrheit abweichen und uns von unsrem Hauptziel ablenken. Sollte irgend Einer es versuchen, wäre es auch Platon, Aristoteles, Varro oder Cicero; so müßte er mit freimüthiger Beharrlichkeit verachtet und niedergetreten werden. Keine Spitzfindigkeit der Beweisführung, kein milder Klang der Worte, keine Autorität großer Namen darf uns rühren. Sie waren Menschen, gelehrt so weit nur menschliche Forschung und Sachkenntniß reicht, auch glänzend durch Beredtsamkeit, beglückt mit Naturgaben, aber bedauernswerth durch Entbehren des höchsten unaussprechlichen Gutes. Wir wollen ihre Geistesgaben bewundern, doch so, daß wir den Schöpfer dieser Gaben verehren. Laß uns so philosophiren, daß wir die Weisheit lieben. Die wahre Weisheit Gottes ist Christus. Laßt uns Philosophisches, Poetisches, Historisches so lesen, daß Christi Evangelium immer von unsres Herzens Ohren vernommen werde, durch welches allein wir hinlänglich gelehrt und glücklich, ohne welches wir aber um so ungelehrter und elender werden würden, als wir viel gelernt. Nur auf das Evangelium kann der menschliche Fleiß, als auf das einzig unerschütterliche Fundament aller wahren Wissenschaft, sicher bauen." — So sehr er aber auch für die Religion gegen die Scholastik in Kampf tritt, eben so sehr greift er die Hierarchie an, die in Avignon, ihrer „Babel", thront. „Du siehst hier — schreibt er einem Freunde — ein Volk, das nicht nur feindlich gesinnt ist gegen Christus, sondern selbst unter Christi Fahne gegen Christus sich empört, dem Satan dient und nach Christi Blut dürstend frech spricht: Uns gebührt zu reden, wer ist unser Herr? Es ist ein Volk, das den Herrn wie Judas Ischarioth verräth, Christi Namen Tag und Nacht trägt und dennoch ihn verhandelt." „Die Hoffnung des ewigen Lebens ist ihnen Fabel und alles, was von der Hölle erzählt wird, die Auferstehung des Fleisches, der Welt Ende, die Zukunft Christi zum Gericht, halten sie für Possen. Wahrheit gilt ihnen für Thorheit, Enthaltsamkeit für Blödigkeit, Schamhaftigkeit für große Schmach, freches Sündigen für hoher Sinn und treffliche Freiheit: je schändlicher das Leben, um so glänzender, je mehr Verbrechen, um so mehr Ruhm." „Soll ich Babylon zum Aufenthalt wählen, um zu sehen, wie die Guten unterdrückt, die Bösen erhalten werden, die Adler kriechen, die Esel fliegen; soll ich die Wölfe frei, die Lämmer gebunden sehen, Christum vertrieben, den

Antichrist als Herrn, Beelzebub als Richter?" Den römischen Hof nannte Petrarca ein Nest der Verrätherei, in welchem sich alle Laster der Welt Besuch abstatten und Beelzebub den Reigen führt, — die Quelle der Leiden, eine Herberge des Grimms, eine Schule der Lügen, den Tempel der Ketzerei, das falsche, verrätherische Babel, den Tod des Guten und den Schirmherrn des Bösen, die Hölle der Lebenden, eine freche Lustdirne und eine Schmiede der Betrügerei.

Petrarca, sagt Voigt, hat für die klassische Wissenschaft vieles geleistet; er hat zum Sturz des Scholasticismus die mächtigste Anregung gegeben; — aber bei weitem seine größte, mühevollste und verdienstlichste Leistung war sein Selbst. Mit diesem freien Selbst, zu dem nicht minder als die kolossale Größe auch die ungemessene Ruhmsucht und die kleinliche Eitelkeit gehören, hat er den Bann der mittelalterlichen Corporationen, in denen nur Massen, nur Stände und Körperschaften, nicht Individuen galten, gebrochen. Sein Ich machte er zum Spiegel der Welt und alles, was er liest und lernt, was er thut und lebt, bezieht er auf dieses Ich. „Er spürt in Ciceros und Augustinus Büchern solchen Empfindungen nach, die denen des eigenen Busens gleichen; er sucht in den Büchern den Menschen." Einst bestieg er den Mont-Ventoux, und nach mühsamem Steigen gelangte er endlich zum Gipfel. Da lagen die Wolken zu seinen Füßen, und über ihnen zog sein Lebenslauf nun vor ihnen vorüber. Vor zehn Jahren hatte er die Universität von Bologna verlassen und frei sich der Poesie und Eloquenz hingegeben. Seit drei Jahren kämpft seine Seele den Kampf des sinnlichen und sittlichen Menschen. Wie weit wird dieser Kampf nach 10 Jahren gediehen sein? Und dabei — vor ihm der breite Zug der Sevennen, der Golf von Lyon dort, tief unten aber die majestätische Rhone; die Sonne im Scheiden. Da schlug er die Confessionen des Augustinus auf, die er in einem kleinen Bande mit sich führte, entschlossen, das Wort, das ihm entgegen tönte, als einen Wink des Himmels zu vernehmen und anzunehmen. Und er las: „Die Menschen gehen hin, um die Bergeshöhen zu bewundern und die ungeheuren Fluten des Meeres und den breiten Lauf der Ströme und den weiten Kreis des Oceans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer Acht, vor sich selbst bleiben sie ohne Bewunderung." Damit war ihm die Aufgabe seines Lebens gesetzt. Er wußte nun, daß nichts zu bewundern sei, außer dem menschlichen Geiste. —

Der treueste Jünger Petrarcas war **Giovanni Boccaccio**, der 1313 zu Florenz geboren, von seinem Vater zum Handelsstande bestimmt, vom 10. bis zum 16. Lebensjahre bei einem Kaufmann in die Lehre

kam, hierauf, indem der Vater den Mißgriff einsah, das kanonische Recht studiren mußte, bis er im 25. Lebensjahre am Grabmale Virgils den Entschluß faßte, sich ganz der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Von 1340 an wurde er von Leontius (Schüler Barclaam's in Griechenland, nachher in Florenz öffentlicher Lehrer der griechischen Sprache) unterrichtet. Mit neidloser Bewunderung sah er auf Petrarca, um dessen Freundschaft Päpste und Könige buhlten und der „mit wohlerwogenem Urtheil und aus der Tiefe des Gedankens" schrieb. Und an Petrarca wiederum fand er einen treuen Freund und Rathgeber. — Boccaccio war ein Geist voll reicher Empfindung, voll glühender Phantasie, voll zarten Gefühls, voll umfassender Gelehrsamkeit. In seinem 100 Novellen enthaltenden „Decamerone", womit er der 1358 zu Florenz herrschenden Pest ein anmuthiges Gegengewicht geben wollte, zeichnet er Menschen aus allen Ständen und von den verschiedensten Charakteren und Altern bald in düsterer bald in heiterer Laune nach dem Leben in den frischesten Farben, wodurch dasselbe der Mittelpunkt der modernen europäischen Novellistik ward. In diesem Novellenkranze, der mehr als 100 Auflagen erlebte, findet sich auch die von Lessing bearbeitete, so großartige und epochemachende Erzählung: „Nathan der Weise und die drei Ringe." Boccaccio war der Gründer und Bildner der schönen tuscischen Prosa. Er war aber auch für das Studium der Alten thätig, sammelte Codices der Klassiker, besorgte Abschriften, lernte bei Leontius Pilatus Griechisch und ließ sich von diesem die Iliade erklären. Er war stolz darauf, daß er zuerst und auf eigene Kosten die Werke Homers und anderer Griechen habe nach Tuscien kommen lassen, daß er zuerst einen Lehrer des Griechischen berufen und beherbergt, und daß er zuerst unter allen Italienern wieder den Homer las. Keine Arbeit zum Eindringen in die Schriften der Griechen und Römer war ihm zu sauer, keine Sorgfalt zu peinlich, um zu den richtigen und unverfälschten Texten zu gelangen. „Der Gedanke, die alten Handschriften mit einander zu vergleichen und eine aus der anderen zu verbessern, ist sein Verdienst. Aber über das, was an solchen Arbeiten das Handwerksmäßige ist, kam er nicht hinaus. Er ist der Vorgänger und Typus der philologischen Kleinmeisterei." Wie Petrarca — sagt Voigt — seine philosophische Persönlichkeit, so setzte er dem hochmüthigen Scholastiker seinen edeln Arbeitsstoff, und den gemeinen Menschen, die nur für Essen, Trinken und die sündhaften Gelüste des

Fleisches leben, seinen Fleiß und seine Studien entgegen. Wohl kämpfte auch er gegen die Hierarchie. Seine Erzählung vom Pariser Juden Abraham, der zugeredet, sich taufen zu lassen, nach Rom reist, um im Mittelpunkt der Christenheit das Christenthum kennen zu lernen, daselbst aber die ganze Geistlichkeit in ruchlose Gottlosigkeit, in Geiz, Völlerei, Schlemmerei 2c. versunken findet und dann, nach Paris zurückgekehrt, das Christenthum dennoch annimmt, „weil es trotz der Verderbniß des Hirten und der Heerde immer leuchtender und glorreicher hervortritt", — ist ein Schlag gegen das Papstthum. Aber dennoch bezeugte er der scholastischen Theologie die größte Achtung und gefiel er sich sogar in deren mysteriösen Begriffen und Terminologien. Wohl auch fuhr er gelegentlich gegen die scholastische Philosophie los. Aber Aristoteles, dessen Hegemonie im Reiche des Denkens Petrarca so kühn angegriffen hatte, war ihm doch „in allen bedeutenden Dingen die würdigste Autorität". Es fehlte ihm die Genialität, mit der Petrarca wie ein himmlisches Phänomen am Geisterhimmel aufstieg: er war der stille Gelehrte, im geräuschlosen Dasein. Aber er löste mit Petrarca vereint die humanistische Wissenschaft von der Kirche und ihren Instituten los: und das ist sein großes Verdienst. Er starb zu Certaldo am 31. Dezbr. 1375, nachdem er zwei Jahre vorher nach Florenz gerufen war, wo er den zur Erklärung der göttlichen Comödie errichteten Lehrstuhl einnahm.

Ihren Mittelpunkt in Italien fanden die freien humanistischen Studien in einem gelehrten Verein, einer **Akademie** im Sinne der platonischen, bei den Augustinern von San Spirito, wo sich die feinen Geister von Florenz täglich zusammenfanden und wo der jedesmalige Gegenstand des Disputirens, der aus der Dialektik, der Physik oder Metaphysik genommen wurde, auf einer Tafel, die an der Wand hing, verzeichnet war. **Luigi Marsigli,** ein Mönch des Augustinerordens, war der Mittelpunkt und die Seele dieses Kreises. Mit ungewöhnlichem Scharfsinn und mit tiefer theologischer Gelehrsamkeit begabt, verehrten ihn seine jüngeren Freunde wie ein göttliches Orakel. Die Weisheit Cicero's, Virgil's und Seneca's legte er seinen um ihn versammelten Vereinsgenossen in reichlichen Citaten dar, und eine dieser Weisheit angemessene honette Moral umkleidete den Verein mit einer gewissen Hohheit, zu dem Roberto de'Rossi, Niccola Niccoli 2c. vor Allem auch Colluccio Salutato gezählt ward.

Colluccio di' Piero de' Salutati war das gemeinsame Produkt der Akademie von San Spirito, und der Anregungen Petrarca's und Boccaccio's. Von Jugend auf voll lebendigen und biegsamen Geistes und vom Freunde Petrarca's und Boccaccio's, Pietro da Muglio, in der Grammatik und Rhetorik unterrichtet, ließ ihn der Ruhm Petrarca's, den er nie gesehen, nicht schlafen, und als er dann mit Boccaccio bekannt wurde, war der Gegenstand, wenn sie zusammen sprachen, jedesmal Petrarca, der Geisterfürst. Seit 1375 Leiter der Staatskanzlei, war doch nach dem Tode seiner beiden geistigen Helden Tag und Nacht kein anderer Gedanke in ihm lebendig, als die Verdienste derselben der Nachwelt zu erhalten: — ein blinder Verehrer der beiden großen Florentiner, der Petrarcas Invectiven gegen den päpstlichen Leibarzt den Verrinen und Philippiken Cicero's gleich stellte und Boccaccio's Mythologie in völlig göttlichem Stil geschrieben fand. Durch diesen begeisterten Verehrer der großen Geisteshelden und mit ihnen der klassischen Literatur — er selbst in seiner vollkräftigen, markigen Gestalt und mit seinem humanen Wesen eine antike Gestalt, ein echt republikanischer Charakter — ward die Weisheit des Alterthums fruchtbar für das Staatsleben gemacht. Voll altitalienischer Kraft trat er dem Papste gegenüber. Denn „mit der Kirche ist kein dauerhafter Friede zu denken: ihr Haupt kann, ja ich sage es mit aller Ehrfurcht, es pflegt aus der Fülle seiner Macht Bünde zu brechen, Verträge zu vernichten, von Eiden zu lösen." Der Schwerpunkt seiner literarischen Wirksamkeit lag in seinen amtlichen und halbamtlichen Briefen: „man las und copirte sie, staunend über die neue Weise, das politische Geschäft mit dem Glanze tullianischer Beredsamkeit auszustatten, und sie wurden bald für den Verkehr der italienischen Staaten das, was vorher und bei andern Nationen die Formelbücher waren, sie wurden die Vorbilder eines neuen, mit Redeblumen und philosophischen Sentenzen aufgeputzten Kanzleistils." Mit Salutato, dem florentinischen Staatskanzler, war der Humanismus zu der höchsten staatlichen Stellung gelangt, und von nun ab bekleiden ausgezeichnete Humanisten in Venedig, Genua, Siena, Neapel, Mailand, ja in der römischen Curie, die ersten und höchsten Staatsämter.

Der Einfluß, den solcher Mann hatte, war ungeheuer, — wie der Petrarca's und Boccaccio's. Auch waren seiner Schüler viele. Größer aber noch die Zahl derer, die gern lernen wollten, sich jedoch durch äußere Hindernisse 2c. gehemmt sahen. Da bildeten sich **die wandernden Schulen,** ludi literarii, Lehrer, die von einer Stadt zur anderen zogen,

denen wiederum oft auch die Schüler nachwanderten, „um hier den feinen Stil, dort die Auslegung eines Autors, hier die antike Moral, dort die Elemente des Griechischen zu lernen." Der erste der Wanderlehrer war **Giovanni Malpaghino,** nach seiner Geburtsstadt **Ravenna,** beibenannt. Er war der Schüler Petrarca's, dessen zwölf Eclogen er in 11 Tagen auswendig gelernt hatte, und aus dessen Diensten er sich losriß, um in Padua, Florenz, Venedig ꝛc. seinen Lehrstuhl aufzuschlagen und Cicero und die römischen Dichter zu erklären. Wie aus dem trojanischen Pferde — um mit den Worten des Literarhistorikers Rafaele Meffai da Volterra zu reden — ging aus seiner Schule eine Schaar ausgezeichneter Schüler hervor, die dann wieder in Schulen und durch ihre Schriften die Welt mit Bildung erfüllten. Er unterrichtete alle die unsterblichen Männer, welche im Anfange des 15. Jahrhunderts die Werke des römischen Alterthums aus dem Staube, worin sie in allen Ländern Europas begraben lagen, hervorzogen, und die dadurch erlangte Erkenntniß über ganz Italien verbreiteten. „Er war, berichtet Blondus, ein Mann, von dem Leonardus Aretinus zu sagen pflegte, daß er das jetzt so sehr blühende Studium der lateinischen Sprache und Beredtsamkeit zuerst nach einem langen Zwischenraume der Barbarei in Italien eingeführt habe. Er hat keine Schriften hinterlassen; aber er wurde durch sein treffliches Genie und durch die besondere Fügung Gottes der Lehrer des Lionardo Aretino, des Petro Paulo Vergerio, des Rob. Rossi und J. Angeli von Florenz, des Poggio und Guarino von Verona, des Vittorino, Sicco und anderer Männer, die er zum Studium besserer Kenntnisse und zur Nachahmung des Cicero entflammte." Er brachte das Studium der römischen Klassiker in allgemeine Aufnahme. — Ergänzend trat ihm **Emanuel Chrysoloras** mit seiner Verbreitung der griechischen Literatur zur Seite. Derselbe bereiste im Auftrage des Kaisers Johannes Paläologus den Westen Europas, um die Fürsten gegen die Türken zu Hülfe zu rufen. 1391 wählte er Italien zu seinem beständigen Aufenthalt und lehrte abwechselnd in Florenz, Mailand, Venedig und Rom griechische Sprache und Philosophie. Fast alle Schüler des Giovanni da Ravenna, Palla Strozzi (— der schon bejahrte Roberto de Rossi als Vertreter des florentischen Adels voran —) lagen täglich zu seinen Füßen, um unter seiner Leitung das Griechische zu lernen. In wenigen Jahrzehnten galt in Italien der nur als halbgelehrt, welcher neben der lateinischen Sprache nicht auch die griechische verstand. — Damit war der entschiedenste Schritt nach vorwärts von den Humanisten gethan. Die gelehrten Byzantiner, deren erster Vertreter Chry-

soloras war, konnten als solche kein neues Blut in die Adern des abendländischen Geistes gießen; denn sie hatten selbst keine Ahnung von dem Geiste dessen, was sie dem Buchstaben nach verstanden und überlieferten. Aber es war eine neue Wissenschaft, die mit ihnen auftrat und die von den Italienern aufgenommen wurde, eine Wissenschaft, der sich das Abendland aus instinctiver Opposition immer so viel als möglich entschlagen hatte und die jetzt als Protestation des Geistes gegen die Autorität, welche ihm das Lateinische als die einzige Form und den einzigen Inhalt des Alterthums entgegenhielt, von weltgeschichtlicher Bedeutung ward. — Ganz Italien war jetzt von regem literarischen Streben erfüllt. Man las überall lateinische und griechische Klassiker; man verglich und besserte, man copirte und stöberte nach alten Codices. **Poggio Bracciolini**, als päpstlicher Secretär nach Kostnitz gesandt, lächelte über die Expositionen und Disputationen der gelehrten Prälaten um das Schisma und suchte in den nahen Klöstern zu Reichenau, Weingarten, besonders zu St. Gallen, wo die Bücher in einem dunklen Thurme unter Schutt und Staub lagen, nach antiken Schätzen. Triumphirend kehrte er mit den Institutionen Quinctilians zurück, und auf seinen Ruf erstanden Lucretius Carus, Silius Italicus, Vitruvius, Columella 2c. aus den Gräbern der deutschen und französischen Klöster. Es begannen sofort die literarischen Entdeckungsreisen, auf denen das Alterthum zum Eigenthum Italiens gemacht wurde.

Die wandernde Gelehrtenrepublik gelangt endlich zur Ruhe: um die italienischen Höfe, um die republikanischen Aristokratien, in einem privaten Gelehrtenstande auch, gruppirten sich die Jünger des klassischen Alterthums.

Zunächst und zuerst trat die **Musenrepublik von Florenz** hervor. „Sie schien berufen, für Italien fortan das zu sein, was Italien für die mittelalterliche Welt gewesen war." **Cosimo de' Medici** war der Mittelpunkt des florentinischen Adels, in dem die antike Bildung der schönste Modeartikel war. Gegen auswärtige Diplomaten glatt und einsilbig, gegen seine Mitbürger leutselig und hülfreich, war er einer der größten Beschützer der Kunst und Wissenschaft. Er zog die Talente an sich, wies ihnen Stellung und Sold an, beschäftigte und belohnte sie und verherrlichte mit ihren Werken den Staat. Er ließ einen Jeden in seiner Weise gewähren und sah — wie Voigt schön sagt — den fleißigen Kritiker, der seltene Handschriften copirte und verglich, den Dichter, dessen Feder die Hexameter mit genialer Leichtigkeit entrollten, den Lehrer der Sprachelemente, den Uebersetzer aus dem Griechischen, den tiefgelehrten Theologen und Philosophen, den Künstler, welcher

Kirchen, Paläste, Villen und Brücken entwarf und mit Statuen und Gemälden auszierte, als Glieder einer Kette an. Er scheute keine Kosten, um Codices zu sammeln und errichtete zur Aufbewahrung der von Niccoli hinterlassenen Bibliothek von 800 Bänden, deren Werth der Buchhändler Vespasiano auf 6000 Goldgulden (— beim Preise der Bücher war das Volumen nicht maßgebend; eine Bibel alten und neuen Testamentes erhielt man für acht Goldgulden, wenn sie auf Papier, für das Doppelte, wenn sie auf Pergament geschrieben war; die Klassiker waren theurer als ein modernes Werk; die Preise waren höher, wenn ein Gelehrter von Ruf ein Werk verkaufte; ein gewöhnlicher Schreiber, der treu copiren konnte, erhielt jährlich außer freier Station etwa 30 Dukaten —) schätzte, für 76,000 Dukaten ein Bibliotheksgebäude, in welchem 1444 die Manuscripte aufgestellt wurden: — die Grundlage der ersten öffentlichen Bibliothek, die Cosimo selbst noch vermehrte, indem er in Siena für 400 Goldgulden Bücher, die meist das kanonische Recht betrafen, und im Jahre 1446 von den Minoriten in Lucca für 200 Scudi kaufen ließ. Der erste moderne Bibliothekar und Begründer der Bibliothekwissenschaft ordnete ihm die Bücher und stellte sie auf: es war **Tommaso Parentucelli**, seit 1447 Papst Nicolaus V., der eigentliche Begründer der Vaticana. Den ersten Druck (— in Florenz ward 1472 zuerst Virgil gedruckt —) erlebte Cosimo nicht mehr. Er starb 1464, und Machiavell, der Gegner der Mediceer, sagt von ihm: „Ueber den Tod des Cosimo trauerten seine Feinde, wie seine Freunde."

An seinem Hofe hatte sich der edelste Literatenkreis gruppirt: **Niccolo de' Niccoli,** der Mann von beständiger Heiterkeit, aber mit sarkastischer Schärfe, der literarische Minister Cosimos, der Lateinisch verstand, bei Chrysoloras ein wenig Griechisch gelernt hatte und in St. Spirito in die Theologie und Philosophie eingeweiht worden war — unermüdlich im Büchersammeln, im Bücherabschreiben und Bücherkaufen, so daß er dadurch in tiefe Armuth gerieth, deren Bitterkeit ihm Cosimo jedoch ersparte, indem der Cassirer der mediceischen Bank die Anweisung erhalten hatte, jede von ihm begehrte Summe sofort zu zahlen. Er war — sagt Voigt — gleichsam das Börsenblatt für alle Notizen über Bibliotheken und Bücher. „Er war der anschlägige Kopf, und die mediceischen Faktoreien waren die Hände, darnach zu langen." Er war der Mann, der nach allen Seiten hin anregte und für Jeden da war, der Belehrung oder literarische Hülfe suchte: bei seinem Tode befanden sich 200 Bände seiner Bibliothek auswärts. „Sein Haus war gleichsam ein Museum, der Sammelplatz aller Schöngeister von

Florenz, zumal der jungen und aufstrebenden Literaten, aber auch der Maler, Bildhauer und Architekten."

Sein Freund war **Lionardi Bruno**, gemeinhin mit dem Beinamen **Aretino** genannt, der unter der Protection des Salutato groß geworden war. Er übersetzte griechische Autoren, und Florenz erhielt durch ihn die erste Geschichte seiner Republik. Seine Briefe galten als Musterstücke der Latinität, und seine Reden erinnerten an die perikleische Hohheit. Unzugänglich und wortkarg, schritt er, ein Bild der Majestät, ernst und feierlich in seinem langen rothen Mantel durch die Straßen von Florenz, das ihn hoch verehrte und das Haupt seines Staatskanzlers noch im Tode mit dem Lorberkranze schmückte.

Im Auftreten ihm ähnlich, „blaß, einsilbig und hypochonderisch" war sein Nachfolger in der Kanzlerwürde, **Carlo Marsuppini** — nur Freund des Bruno und allein im Verkehr mit dem Kreise der Medici ein notorischer Heide, der noch auf dem Todtenbette die letzte Beichte und das heilige Abendmahl verschmähte.

Diese literarische Aristokratie schloß sich mit dem Camaldulenser **Ambrogio Traversari** (geb. 1385, gest. 1439). Aus seinen Briefen läßt sich eine genaue Kenntniß der damaligen Zustände schöpfen. Er war bedeutend als Uebersetzer griechischer Autoren, z. B. des Diogenes Laertius, dabei — „ein Papist von reinem Wasser, dem Papste gegenüber oft der heilige Bernhard, der seine zürnende Rede gegen die Mißbräuche der Kirche wandte, und auf der andern Seite wieder der sich einschmeichelnde Hofmann — als öffentlicher Charakter ein intriguanter, heuchlerischer Mönch, an Cosimo's Tafel aber und im Kreise der Literatur heiter und von großer Beweglichkeit des Geistes, eifrig in der Literatur, unermüdlich Bücher zu suchen, zu kaufen und abzuschreiben, ein Mönch, in dem der Schöngeist und der heilige Geist im Kampfe lag" — vor dem Papste ein unnützer Knecht, in seinem Innern voll brennender heidnischer Ruhmbegierde.

Sein Schüler im Lateinischen und Griechischen war **Giannozzo Manetti** — ein voller Christ, der den christlichen Glauben nicht einen Glauben, sondern eine Gewißheit nennt und der die Lehre der Kirche für so wahr hielt, als daß ein Dreieck ein Dreieck sei. Dabei in Philosophie und Theologie geschickt, schnell im Verständniß griechischer Autoren, elegant im lateinischen Sprechen und Disputiren, in Kenntniß des Hebräischen gelehrte Juden beschämend, der Biograph des Sokrates und Seneca, von Dante, Petrarca, Boccaccio, von Niccoli und Papst Nicolaus V.

So sammelten sich am Hofe der Medici die verschiedensten Geister — alle einig in der Liebe zur klassischen Literatur. Ihr auswärtiges Mitglied war der Florentiner **Poggio Bracciolini**, an der römischen Curie lebend, aber dort wie in Deutschland und Frankreich nach den alten Römern herumstöbernd, — in Florenz ein heiterer Philosoph, — seine schönsten Tage in seiner Baldarniana bei Florenz vollbringend, mitten unter seinen griechischen und lateinischen Manuscripten, seinen Marmorköpfen und alten Büsten, — der Welt gegenüber ein boshafter und bissiger Mensch. In Florenz lehrte ferner **Franz Philelphus**, geb. 1398 zu Tolentino. Er war hier mit 300 Goldgulden angestellt, mußte 1434 jedoch politischer Umtriebe halber fliehen. In hohem Alter wurde er in Rom von Sixtus V. mit 500 Dukaten angestellt. Zuletzt folgte er einem Rufe Lorenzo's de Medici, starb aber bald nach seiner Ankunft im Jahre 1481. Philelphus stand mit Königen, Fürsten, Päpsten, Staatsmännern, Feldherren und Gelehrten im Briefwechsel; seine Briefe bilden für die Zeitgeschichte eine wichtige Hinterlassenschaft. Endlich noch lehrte **Georgios Trapezuntios** an der Florentinischen Hochschule griechische Grammatik und lateinische Rhetorik, Logik und Dialektik; und **Joannes Argyropulos** peripatetische Philosophie — ein echter Byzantiner, launisch, prahlerisch, unzuverlässig und unverträglich, aber der talentvollste der nach Italien gekommenen Griechen. Piero, Cosimo's Sohn, Lorenzo, sein Enkel, Agnolo Poliziano und Johann Reuchlin waren seine Schüler. „An Festtagen zog er, von seinen besten Schülern umringt, nach dem mediceischen Palaste, um vor dem alten Cosimo, den damals schon die Gicht an das Zimmer fesselte, über die Unsterblichkeit der Seele und andere Materien der Theologie und Philosophie zu disputiren." Und neben diesen Männern der Wissenschaft — Brunelleschi und mit ihm die Wiedergeburt der griechischen Architektonik, — Donatello, der Wiederhersteller der Bildhauerkunst nach dem Muster der Antike! Lebte doch auch um die Mitte des 14. Jahrhunderts zu Florenz Andrea Orcagna, der erste aller neueren Künstler, der sein eignes Porträt malte! —

Bei solchem Sinn für Wissenschaft und Kunst im Verein mußte naturgemäß bald Platon der vergötterte Philosoph sein. Durch **Gemistius Plethon** ward Cosimo ein begeisterter Anhänger des Platon. Plethon aus Constantinopel lehrte nämlich zu Florenz als der Erste nach Petrarca den Platon näher kennen und vernichtete das diktatorische Ansehen der aristotelischen Philosophie. Auf seine Veranlassung stiftete **Lorenzo de' Medici** die **platonische Akademie**, das erste Muster einer freien Verbindung zu wissenschaftlichen Zwecken, die ihren Höhe-

punkt erreichte, als ihr Gründer 1472—1492, der Prächtige, den Glanz und die Macht seiner Familie zu nie geahnter Höhe erhob. Die Hohheit der Bildung, welche in dieser Gemeinschaft der Geister, die alle Bildungselemente der damaligen Zeit zusammenfaßten, sich vereinigte, überstrahlte alle übrigen mit ihnen auftretenden Erscheinungen. In allem, was die Zeit an Kunst und Wissenschaft hervorbrachte, hatten die Platoniker Theil: — in den Festen, welche sie zu Careggi auf dem Landgute der Medici, in dem Kloster zu Camaldoli, in den Gärten der Rucellai feierten, wenn sie den Geburts- und den Todestag Platon's begingen, — in ihren Gesängen, in welchen sie die Hymnen des Orpheus zu erneuern suchten, — in ihren Werken, in welchen sie in Poesie und Prosa, in lateinischer und italienischer Sprache die Lehren des Platon erläuterten und schmückten. Und diese Platoniker — eine literarische und eine politische Partei zugleich, um Lorenzo den Prächtigen versammelt, um mit ihm die Geschicke Italiens zu entscheiden! — **Lorenzo** selbst nahm unter ihnen den ersten Platz ein als Dichter und dichterischer Verkündiger der platonischen Philosophie. Er war, nach Polizian, ein Mann für das Höchste geboren, ebenso beständig im Glück, als gleichgültig im Unglück, von großem, durchschauenden, universellen Geiste: redlich, gerecht, zuverlässig, so freundlich und leutselig, daß Alle ihn liebten; dazu von fürstlicher Liberalität, nicht um des Ruhmes willen, sondern aus reiner Liebe zur Tugend. Liebe zum Alterthum und zum Christenthum waren gleichmäßig in ihm verbunden, und diese Schönheit und Kraft klassischer Bildung verschmolzen sich in den letzten Stunden des großen Mannes auf wunderbare Weise mit der tiefsten Demuth und Reue eines christlichen Gemüthes, wie Poliziano schreibt. Mit ruhiger Klarheit gab er seinem Sohne edlen und weisen Rath, wie er sich im Regiment zu benehmen habe. Vor dem Priester kniete er nieder und betete mit zerknirschtem Sinne, Jesus möge ihm armen Sünder gnädig sein. Poliziano drückte er liebevoll die Hand. Den Pico ließ er rufen, weil er freudiger seinen Geist aufgebe, wenn sein sterbendes Auge sich vorher am Anblick seines liebsten Freundes gelabt hätte. Von Savanarola erbat er sich den Segen und empfing er in demüthiger Andacht die Benediktion. Zuletzt umarmte er die Umstehenden, bat jeden um Verzeihung, wenn er ihm in der Krankheit Beschwerde gemacht, erhielt dann die letzte Oelung, befahl seinen scheidenden Geist Gott und starb, ein Crucifix küssend, unter Vorlesung der Leidensgeschichte Jesu.

Ihm zunächst stand **Marsilius Ficinus**, der Lehrer der meisten unter diesen Platonikern. Er, 1433 geboren, betrachtete die platonische

Philosophie als eine philosophische Fassung der christlichen Theologie. Mit der Verkündigung dieser Philosophie (— er übersetzte und erklärte die platonischen Schriften —) ist sein ganzes Leben beschäftigt, denn er sah in der Wiedererweckung derselben ein Werk der Vorsehung, welches der sinkenden Religion zur Hülfe bestimmt sei. Um Frömmigkeit war es ihm vor allen Dingen zu thun. „Gott will verehrt sein, wenn auch in verschiedener Weise. Abweichungen von der richtigen Gottesverehrung werden von Gott mit milden Augen betrachtet; nur den Stolz, welcher vor Gott sich nicht demüthigen will, straft er unerbittlich. Lieber will er in jeder, auch in abgeschmackter Art, wenn sie nur menschlich ist, als aus Stolz in keiner Art verehrt werden.“ Die religiöse Duldung, die den Plethon dem Heidenthume geneigt machte, war also auch sein Ideal. Ohne scharfen philosophischen Geist, brachte er die Gedanken der Platoniker in Umlauf, die **Pico von Mirandola**, 1463 geboren, sein jüngerer Freund in der Akademie, als Philosoph, Geschichtsforscher und Theologe groß, systematisch verarbeitete. Er war durch Aristoteles, den er mit beharrlichem Eifer sechs Jahre studirte, durch die Lehren der Pythagoräer und der Kabbalisten und durch Platon gebildet. Wo er Weisheit zu finden hoffte, dahin wandte er seine Forschungen, und die Menge und verschiedene Gestalt der Lehren schreckte ihn nicht, weil er unter den verschiedenen Worten Uebereinstimmung suchte. Zu Florenz führte er mit seinen Freunden ein heiteres, der Wissenschaft geweihtes Leben. Ueberall in der Philosophie wollte er Frieden stiften — zwischen Avicenna und Averroes, zwischen Thomas von Aquino und Duns Scotus. Die Theologie war ihm nicht weniger werth als die Philosophie; aber mehr noch als beide galt die Religion: die Philosophie sucht die Wahrheit, die Theologie findet sie, die Religion besitzt sie. Die Liebe ist höher als die Wissenschaft: diese führt zuweilen von Gott ab, jene verbindet uns mit ihm ohne Irrthum. — Mit Eifer bestritt er den Aberglauben. Er schrieb ein Werk gegen die Astrologie, und hinsichtlich der Magie unterschied er scharf zwischen der bösen und guten; in letzterer sah er die Vollendung der Naturwissenschaft, welche die Natur im wunderbaren Zusammenhange schaut, und deren Fundamente die Mathematik zerstört. Der Mensch war ihm das Ebenbild Gottes, von Gott nur dadurch unterschieden, daß dieser als Princip alle Dinge in sich trägt, während der Mensch zwar auch der Substanz nach alles in sich hat, aber doch nur in Abhängigkeit von Gott, als der Mittelpunkt, als der Zweck der Welt. Das Wesen eines jeden Dinges ruht und beruht in seinem Innern. Durch Erkenntniß kann sich der Mensch das Innere der Dinge aneignen: der Erkennende wird

gewissermassen das, was er erkennt. Die Liebe verbindet alles mit uns. In Liebe wird der Mensch gepflegt von allen Dingen, weil er Gemeinschaft mit allen hat, wenn er nur Eintracht in sich selbst zu bewahren weiß. — Pico von Mirandola war ein universeller Philosoph, Geschichtsschreiber und Theolog. Zu Rom schlug er 1486, 23 Jahre alt, neunhundert Thesen an über alle Art Wissenschaft. Er war Lateiner, Grieche, Hebräer, Chaldäer und Araber. Ein schöner junger Mann, von Frauen geliebt und Dichter der Liebe — und wenige Jahre nachher der Vernichter der Liebesgedichte und der Mahner, nicht zu vergessen, daß der Sohn Gottes für uns gestorben ist, und daß man, auch wenn man lange lebt, bald sterben muß. Er ward nur 32 Jahre alt. Er war, sagt Poliziano, ein einziger Mann oder vielmehr Heros, reichlich mit allen Gaben des Glückes, des Leibes und der Seele ausgerüstet, von fast göttlicher Gestalt, majestätisch, von höchst durchdringendem Verstande, seltenem Gedächtniß, unermüdlichem Fleiße, klarer, reicher Beredtsamkeit; ob er durch Urtheilskraft oder durch seine Sitten bewunderungswürdiger ist, ist zweifelhaft; im ganzen Gebiet der Philosophie war er durchaus bewandert und in allen guten Künsten geschickt. —

Agnolo Poliziano (so genannt nach seinem Geburtsorte Monte Pulciano) gehörte gleichfalls zu Lorenzo's Kreisen. 1454 geboren, ward er an Lorenzo's Hofe der Erzieher von dessen Söhnen und 1480 öffentlicher Lehrer der griechischen und römischen Literatur zu Florenz. Sein Hauptwerk „Miscellanca" enthält Sacherklärungen zu Stellen in den alten Klassikern. Er war Bekämpfer des Scholasticismus, ein Philolog im umfassenden Sinne; er hatte einen Kopf und drei Zungen, wie eine Grabschrift sagt. Mit feinem Sinn und umfassender Gelehrsamkeit legte er die Klassiker aus. Auch den Aristoteles interpretirte er, aber nicht wie die Scholastiker, die ihn nicht verdollmetschen, sondern toll metschen. Er verkündete Cicero's Ruhm; aber dennoch war er nicht blinder Ciceronianer, und an Paulus Cortesius schrieb er: „Ueber den Stil theile ich nicht ganz Deine Meinung. Denn Du pflegst nur den Stil zu billigen, welcher Cicero's Züge trägt. Ich ziehe aber das Gesicht eines Stiers oder Löwen dem eines Affen vor, wiewohl dieses dem Menschen ähnlicher ist. Nach Seneca waren auch die ersten Redner keineswegs einander ähnlich und Quinctilian spottet über die, welche vermeinten, Cicero's Vettern zu sein, weil sie ihre Perioden mit esse videatur schlössen. Solche, die nur nachahmend componiren, gleichen Papageien und Elstern, welche Worte sprechen, die sie nicht verstehen." Von seinen Zeitgenossen unmäßig gepriesen war er selbst eitel und ruhm=

redig. „Ich lehre," schreibt er an den König Mathias Corvinus von Ungarn, „die lateinische Literatur schon seit vielen Jahren mit großem Beifall, und selbst die griechische trage ich wenigstens mit eben so vielem Applaus als die gebornen Griechen vor; was meines Wissens, ich sage es kühn, seit tausend Jahren keinem Lateiner glückte. Auch habe ich meinen Stil fast in allen möglichen Materien glücklich versucht, daß ich es verdiente, mit Erröthen sage ich's, wiewohl es vor Augen liegt, von allen berühmten Gelehrten ewiger Zeit gelobt zu werden." In seinem Charakter mischte sich Gemeinheit und religiöser Sinn: nach einem schmutzigen Spottgedicht auf ein altes Weib dichtet, und setzt er unmittelbar zwei Hymnen auf die Jungfrau Maria — der echte Lehrer Leo's X., und dieser sein wahrer Schüler.

In Florenz trat die literarische Demokratie auf; in **Venedig** erschien die Gelehrsamkeit in vornehmer oligarchischer Abgeschlossenheit. Die Republik ruhte auf Stapelplätzen und Staatskassen, nicht auf schönen Künsten und Wissenschaften. „Vom Staate hat sich darum der Gelehrte als solcher auch weder der Gunst noch der Ungunst, der Unterstützung noch der Intoleranz zu versehen." Nicht der Adel in der Gesammtheit, sondern nur einzelne Adelige waren hier Beschützer der Wissenschaften. Unter ihnen zeichnete sich **Carlo Zeno** aus, der Gelehrte wie Chrysoloras, Vergerio, Guarino in seinem Palaste freundlich aufnahm; — dann **Leonardo Giustiniani,** kundig der griechischen Sprache, ein eifriger Sammler von Büchern: — auch **Francesco Barbaro,** der die schöngeistige Luft von Florenz eingeathmet hatte, und der mit allen Gelehrten seiner Zeit in Freundschaft und Briefwechsel stand, der an allen Bestrebungen des Humanismus Antheil nahm, und selbst die Werke der alten Autoren sammelte, verglich und verbesserte. Fremde Gelehrte fanden in Venedig wenig Unterstützung, und nur Männer, die praktisch brauchbar waren, wie Nikolaos Sagundinos, der sich als Interpret auf dem florentinischen Unionsconcil auszeichnete und dann in Venedig als Sekretär bei den griechischen Handelsgeschäften benutzt wurde, waren hier gern gesehen.

Anders wieder in der Hofluft der **Dynastien,** wo die Tyrannen im antiken Sinne des Wortes durch Glanz und Pracht dem Volke zu imponiren suchten. Zu diesen Prunkartikeln gehörten auch die Hofgelehrten, und **Neapel** war der erste Herrschersitz, der sie beschützte. Hier hatte schon König Robert zu Petrarca gesprochen: Ich schwöre, daß mir die Wissenschaften viel süßer und theurer sind, als mein Reich, und daß ich lieber das Diadem als sie entbehren möchte. Der Aragonier aber erst, **Alfonso,** war der eigentliche Mäcen der Humanisten. Er

war kein Gelehrter; aber er wußte mit Leichtigkeit zu lernen und schnell zu begreifen, und er liebte es, im Umgange mit Büchern und Gelehrten den König zu vergessen. Vorlesungen und Disputationen wurden in seinen Prunkzimmern und in der prachtvoll geschmückten Bibliothek gehalten und nie ausgesetzt. — Zwei wissenschaftliche Namen ersten Ranges befanden sich an seinem Musenhofe: Lorenzo della Valle und Antonio Beccadelli. **Lorenzo della Valle** war 1415 in Rom geboren. Als er, 30 Jahr alt, an den Hof nach Neapel kam, war er bereits durch seine Dialoge „über die Wollust" bekannt, in denen das Recht der sinnlichen Natur mit verführerischer Geschicklichkeit dargestellt wird, so daß der Sieg der christlichen Ethik nur als ein bloßer Schein erscheint. Mit seinen 6 Büchern Elegantiarum latini sermonis, in denen er „die heilige Göttlichkeit der lateinischen Sprache" preist und worin er die feinsten grammatikalischen Bemerkungen besonders über Synonymen niedergelegt hat, ward er die erste Autorität auf dem grammatischen Gebiete, — so unwidersprechlich, daß sein Werk von 1471 — 1536 neun und funfzig Auflagen erlebte. Auch war er der erste, der die wieder aufblühende klassische Philologie zur Auslegung des neuen Testamentes anwandte, indem er kritische Anmerkungen zur Vulgata schrieb und viele Stellen derselben verbesserte. Mit den unversöhnlichen Waffen der Schmähung und Kritik griff er Pfaffen und Mönche an, und in seiner Schrift gegen die konstantinische Schenkung kündigte er dem modernen simonistischen und verweltlichten Papstthum den Krieg an. Den Brief Christi an Abgar von Edessa, den Eusibius mittheilt, erklärt er für untergeschoben; Fra Antonio da Bitonto, der behauptete, jeder Artikel des apostolischen Symbolums sei von einem der Apostel besonders verfaßt, verhöhnte er. Da fuhren Papst und Prediger, aufgehetzter Pöbel und Dominikaner gegen ihn los und verlangten schmählichen Tod oder schmählichen Widerruf. Doch Valle — im Hintergrund auf seinen König bauend — sprach ihnen die Competenz ab, um über ihn zu Gericht zu sitzen. „Wolle er sich vertheidigen, so verbiete man ihm das Wort; nehme er sich das Wort, so seien sie bereit, ihn alsbald für einen hartnäckigen Ketzer zu erklären und vom Pöbel steinigen zu lassen." Den Mönchen wurde Ruhe geboten, und — „ungestraft hatte der Kritiker die ehrwürdige Tradition angegriffen, der Grammatiker die Theologen gemeistert und der Hofdichter die Inquisition verhöhnt." — Neben ihm stand des Königs Liebling **Antonio degli Beccadelli,** der in seinem „Hermaphroditus", einer Sammlung von Epigrammen, die Geschlechtsliebe, ja selbst die Päderastie zum Gegenstande seines Spieles, seines frivolen Witzes und seiner heiteren

Laune machte: — für die Geistlichkeit ein höchst verbrecherisches Buch, indeß sich die Humanisten, der alte Guarino von Verona an ihrer Spitze, über das Geschrei der Ungebildeten hinwegsetzten, „die nur an Thränen, Fasten und Psalmen ihr Behagen fänden und nicht wüßten, daß ein anderes Ziel das Leben, ein anderes die Dichtkunst habe.“ Und dieser Mann begleitete den König auf Reisen und Feldzügen, wurde dem neapolitanischen Adel zugeschrieben und hatte nichts anderes zu thun, als nach der Mahlzeit ein Stück aus Livius, Seneca, Virgil ꝛc. vorzulesen, witzig zu sein und zuweilen bei Hofe eine Festrede zu halten. — An diesem Hofe fanden auch Theodorus Gaza und Manetti, mit dem der König sein letztes Brod theilen wollte und der unter seinem Schutze die Psalmen aus dem Urtexte in's Lateinische übersetzte, ehrenvolle Aufnahme und Jahrgehalt. — Auf des Königs Sohn Fernando pflanzte sich die Liebe zur Pflege der Wissenschaft fort, und unter ihm ward Giovanni Pontano das Haupt der neapolitanischen Dichter- und Philosophenakademie.

In **Mailand** gelangte durch **Francesco Sforza,** den Emporkömmling, die Wissenschaft in die Nähe des Thrones, um diesen zu schützen und mit Glanz zu umgeben. Der Calabrese Cicco Simonetta war dabei der Mäcen und Filelfo mit verändertem Gesicht der höfische Gunstbuhler und Schmeichler.

Den großen Höfen am nächsten im literarischen Ruhme kam **Mantua** bei den **Gonzaga,** besonders seitdem dort **Vittorino Rambaldoni da Feltre** als Erzieher wirkte. 1378 von armen Aeltern geboren, in Philologie, Theologie und Philosophie unterrichtet, in Padua und Venedig Lehrer, ward Vittorino vom Marchese Gonzaga 1424 zum Erzieher seiner zwei Prinzen nach Mantua berufen. Er war kein Schriftsteller, aber das Ideal eines Schulhalters. Der kleine, hagere, sehr bewegliche, friedliche und freundliche, leicht bis zu Thränen gerührte Mann kannte kein höheres Glück, als unter Kindern zu leben und für ihre Erziehung zu sorgen. Schon in Venedig hatte er eine kleine Schule eingerichtet, in welcher er Knaben von guter Abkunft unterrichtete. In Mantua nun ward ihm ein Schulhaus gebaut, das mit Gallerien, Hallen und Spaziergängen, mit Höfen und Springbrunnen ausgestattet, an seinen Wänden mit spielenden Kindern ꝛc. ausgemalt war, und in dem er mit seinen Zöglingen wohnte. In dieser Anstalt wurden nach dem von Platon aufgestellten Grundsatze, daß ein freier Mensch frei und ohne zwingende Härte erzogen und daß der Geist vielseitig geweckt, nicht unterdrückt werden müsse, gearbeitet. Dabei ward vorzüglich auf die sittliche Bildung und Aufführung der Zöglinge gesehen. Unzüchtige

Klassiker durften nicht gelesen werden; einzelne schlüpfrige Stellen überging oder umschrieb man. Vittorino war der Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung führte er bei seiner Erziehung aus, daß mehr daran liege, gut zu leben, als gut zu schreiben, und daß ein schlechter Mensch nie ein vollkommener Gelehrter, noch weniger ein guter Redner sein könne. Wie er sich selbst jeden Morgen in sein Zimmer einschloß, knieend betete und sich geißelte, so übte er auch an seinen Schülern eine ernste religiöse Zucht: die Officien wurden streng eingehalten, die älteren Scholaren mußten fasten, alle Monate bei den Observanzmönchen beichten und alle Morgen die Messe hören. An Sonn- und Festtagen ließ er sie die öffentlichen Tempel besuchen und achtete sorgsam, daß das Beten der Zöglinge den der Andacht wegen Versammelten zur Erbauung gereiche. Die ganze Zucht war streng. Die Zöglinge wurden stets in Aufsicht gehalten. Sie mußten sich den eingeführten Ordnungen und Gesetzen unbedingt fügen. Liebend aber war er stets unter ihnen, um ihre Spiele und Vergnügungen, wie ihre Studien zu leiten und darüber zu wachen, daß kein Ausbruch von eigensinnigem Trotz und herrschsüchtiger Willkür die Eintracht unter den Genossen störe. Nur darin, rief er ihnen zu, offenbart sich der Geist des christlichen Glaubens, daß ihr euch liebet wie Brüder und soviel ihr vermöget, Einer dem Andern in Liebe und Sanftmuth Hülfe und Beistand gewährt. Beim Unterricht bildeten die sprachlichen Studien den Mittelpunkt. Virgil und Cicero, Homer und Demosthenes waren die vorzüglichsten Schriftsteller beim Unterricht. Erst wenn sich die Zöglinge mit diesen vier Autoren gehörig bekannt gemacht hatten, durften sie zu den übrigen schreiten. Auf dem Wege der grammatisch-historischen Interpretation suchte er sie in das Verständniß der alten Schriftsteller einzuführen. Zugleich war er bemüht, ihnen das Künstlerische in der Form nahe zu bringen; um diesen Zweck zu erreichen und sie dadurch formal gründlich zu bilden, suchte er sowohl das Griechische als das Lateinische für sie zu lebendigen Sprachen zu machen. In den rednerischen Uebungen mußten die Schüler fingirte Fälle behandeln, so daß sie bald in einem Gericht, bald vor einem Senat, bald vor einer Volksversammlung ihre Rede hielten. Die Mathematik ward eifrig betrieben, um durch sie den Verstand zu schulen. Die Musik, die zugleich zur Erheiterung diente, wurde auch theoretisch gelehrt. Wer den elementaren Cursus durchgemacht hatte, ward in Platon's und Aristoteles' Werke eingeführt. Beim Unterricht in der Logik hütete er sich vor den Spitzfindigkeiten der Scholastiker, und ihre

Schriften waren aus seiner Schule verbannt: Denken will ich lehren, nicht faseln, sprach er. Es lehrten bei ihm Grammatiker, Logiker, Metaphysiker, Mathematiker, Maler und Musikmeister. Vier gelehrte Griechen erhielten den Geschmack für griechische Sprache und Literatur lebendig. Nur die Naturwissenschaften wurden nicht berücksichtigt, und das Studium des Rechts wie das der Medizin waren aus seinem Institut verbannt. Daneben mußten sich seine Schüler ohne Rücksicht auf Wind und Wetter abwechselnd im Reiten, Ringen, Fechten, Bogenschießen, Schwimmen 2c. üben, allerlei kriegerische Spiele unternehmen, sich im Schlafen, wie im Essen und Trinken mäßig gewöhnen, überhaupt auf jede Weise abhärten; denn er ging davon aus, daß alle Anlagen harmonisch, der Körper als Träger des Geistes und der Geist nach seinen verschiedenen Functionen, das Gedächtniß nicht auf Kosten des Gefühls 2c., sondern alles gleichmäßig und methodisch entwickelt werden müsse. Der schönste Lohn für seine Mühen war ihm, wenn er seine fähigsten Schüler, die sich aus ganz Italien, aus Deutschland, Frankreich und Griechenland bei ihm einfanden, fremden Besuchen vorführen konnte, und Traversari, der ihn 1435 besuchte, rühmt, wie schön der vierzehnjährige Prinz Gonzaga 200 von ihm selbst verfaßte Verse deklamirte und Cäcilia, die zehnjährige Tochter des Fürsten Gonzaga so zierlich griechisch sprach, wie kaum einer seiner Schüler. Bei großer Mäßigkeit und unausgesetzten Leibesübungen blieb Vittorino bis ins hohe Alter gesund, und noch im siebenzigsten Lebensjahre konnte er ohne Ermüdung 6 Stunden hinter einander lehren. Obwohl nie verheirathet, reichten doch die 300 Gulden, die er als Sold erhielt, niemals aus, da er oft gegen 40 arme Kinder bei sich im Hause hatte und ihnen Unterricht, Bücher, Nahrung und Kleidung reichte. „Dann trat er mit seinem herzlichen Lächeln vor den Markgrafen: er habe so und so viele hundert Gulden mehr ausgegeben und der Fürst werde die Güte haben, sie zuzulegen, was auch stets ohne Weiteres geschah." Vittorino da Feltre starb im Jahe 1477.

Nach ihm erhob den Hof zu Mantua **Castiglione** († 8. Februar 1529), der Verfasser des „Hofmanns", eines Werkes von unzähligen Nachkommen, von dem Galater des Casa und dem Malpiglio des Tasso bis herunter zu dem „Gesellschafter, wie er sein soll", und Meier's Complimentirbuch. (Vergleiche A. Tobler Castiglione und sein „Hofmann" in dem „Neuen Schweizerischen Museum", vierter Jahrgang, erstes und zweites Heft.) Der Hofmann — so wird zuerst von Castiglione gefordert — soll einem edlen Hause entstammen; denn wenn gleich niedere Herkunft mit den trefflichsten Eigenschaften wohl vereinbar

ist, so liegt doch in der Abstammung von einer Reihe ausgezeichneter Ahnen eine solche zum Großen und Edlen treibende Kraft, ein solcher Stachel zu eigener Vervollkommnung, eine solche Empfehlung für die erste Schätzung durch Andere, daß nicht darauf verzichtet werden kann, wo es gilt, den Hofmann mit Allem auszustatten, was ihn zieren kann. Dazu kommt ferner ein empfänglicher Geist, regelmäßiger, kräftiger Bau des lieber nah kurzen als zu langen Leibes; entsprechende Männlichkeit des Gesichtsausdruckes und die angeborne Anmuth der Erscheinung, die Jeden einnimmt und günstig stimmt. Der Gebrauch aller Waffen, die man zu Fuß und zu Pferde anwendet, soll dem Hofmann geläufig sein, namentlich derjenigen, welche Edelleute zu führen pflegen. In Beziehung auf die Gesinnung muß der feste Wille in ihm vorhanden sein, ein rechter, ein zuverlässiger Mann zu sein. Als hauptsächlicher Schmuck des Geistes dient die literarische Bildung. Die Sprachen der Griechen und Römer soll der Hofmann verstehen und mit deren Dichtern, Rednern und Geschichtsschreibern bekannt sein. In der italienischen Muttersprache soll er sich in gebundener und freier Rede üben. Musik, Zeichnen und Malerei dürfen dabei nicht fehlen, besonders wegen ihres sittlichen Einflusses, der Schärfung des Blickes für das Schöne. In seinen Reden muß er frei von Unwahrheit, von Lästerungssucht, von Rechthaberei und unpassender Vertraulichkeit sein, selten nur um etwas für sich selbst und immer nur um Dinge bitten, die der Fürst ohne Ueberwindung gewähren oder aber verweigern kann, ohne denken zu müssen, er verfeinde sich den Bittsteller oder betrübe ihn; er muß nicht nach Gunstbezeugungen haschen, angebotene dankbar, aber nicht wie etwas Unerhörtes und nie Gehofftes, wenngleich Werthvolles annehmen und versagte leicht verschmerzen. Die Leute, mit denen er verkehrt, sollen nicht die ersten besten sein, denn nach dem Umgange beurtheilt man zumeist die Menschen; der Hofmann schließe sich daher bei aller Artigkeit gegen Jeden, mit dem er zusammen leben muß, vorzugsweise den allgemein Geschätzten, als gut Bekannten an und suche sich ihre Achtung und ihr Wohlwollen zu erwerben; Freundschaft aber, jene unauflösliche, auf Uebereinstimmung des Strebens und gegenseitigem unbedingtem Vertrauen beruhende Freundschaft verbinde ihn nur mit Einem. In allem, was zu seiner Ausbildung gehört, soll er es zu solcher Vollendung bringen, daß Alle ihn bewundern und er nichts zu bewundern braucht; aber doch soll er in der Anerkennung Anderer nicht karg sein. Auf der andern Seite wisse er auch die nur oberflächliche Kenntniß eines Gegenstandes zu verwerthen und den Mangel geschickt zu verbergen; er trete so weit als möglich nur vorbereitet und nach

einiger Uebung und Ueberlegung mit irgend etwas vor die Gesellschaft, wisse aber seinem Auftreten den Anschein des Unvorbereiteten zu geben. Wo es ihm aber durchaus an Wissen und Können mangelt, hüte er sich vor verwegenen Versuchen und gestehe offen sein Unvermögen. Seine Rede halte sich fern von Unwahrheit und Uebertreibung, oder auch nur dem Scheine derselben. — Dem Bilde des Hofmannes wird das der **vollendeten Hofdame** gegenüber gestellt. Adel der Geburt, Freiheit von gezwungenem Wesen, Anmuth des Thuns, Sittenreinheit, Bescheidenheit sind auch bei der Frau Haupteigenschaften, die noch von der Weichheit des weiblichen Wesens begleitet sein müssen. Schönheit ist hier viel nothwendiger als beim Manne; auch soll von ihr selbst der Schein des Bösen viel sorgfältiger gemieden werden, als von ihm. Neben der Güte, Bescheidenheit, Kenntniß und Erfüllung ihrer Aufgabe als Hausherrin und als Mutter muß die Palastdame das Geschick der freundlichen, anziehenden, sittigen Unterhaltung mit Männern der verschiedenen Berufsarten, das Gefühl der richtigen Mitte zwischen steifer Sprödigkeit und weiblicher Ausgelassenheit besitzen. Ballschlagen, Fechten, Reiten, Jagen schickt sich wenig für sie; auch beim Tanzen, Singen und Spielen musikalischer Instrumente soll die Eigenart des Geschlechtes bewahrt bleiben, indem sowohl das Uebermaß der Leidenschaftlichkeit im Vortrage gemieden, als auch Instrumente bei Seite gelassen werden, die zu spielen dem Manne allein ansteht. — **Der Fürst,** an dessen Hof solcher Hofmann und solche Hofdame gehören, soll nur Zweckmäßiges, nur solches befehlen, was zu befehlen ihm zusteht, nur denen, die vernünftigermaßen zu gehorchen haben, am richtigen Orte und im rechten Augenblicke; wer zu befehlen versteht, dem gehorcht man stets. Der Friede, die Ruhe soll das Ziel seines Sinnens und Trachtens sein. Gerechtigkeit handhabe der Fürst vor Allem; seine Richter seien mit Klugheit und Güte ausgestattet. Er habe Gott vor Augen in guten und bösen Tagen; dagegen halte er sich fern von abergläubischem Thun. Er kenne keine Unterschiede der Person, wo es gilt, Gerechtigkeit zu üben, oder im Benehmen gegen die Untergebenen; aber er achte auf den Unterschied des Verdienstes. Ein solcher Regent wird kein Söldnerheer zu seiner Sicherheit bedürfen. Wichtig ist es, die Vermögensunterschiede unter der Bevölkerung nie zu groß werden zu lassen: ein wohlhabender Mittelstand ist die beste Bürgschaft der öffentlichen Ordnung und Ruhe. Streit schlichten, Rechtshändel abkürzen zwischen den Unterthanen; die Verwandtschaften und Familien verbinden; Handel, Gewerbe und Künste heben; Gastfreundschaft üben gegen Fremde und gegen Geistliche, dem Uebermaße der Pracht in Bauten, Kleidung,

Ausstattung der Bräute Schranken setzen; Alles dieses fordert seine Thätigkeit heraus, die mit der größten Sorgfalt sich auch auf Ueberwachung der kleinste Dinge richten muß.

Nicht zurück hinter den andern Staaten blieb **Padua** mit seiner Akademie, an der seit 1393 Vergerio als Professor der Logik lehrte. **Petro Paulo Vergerio** (Petrus Paulus Vergerius), geboren 1349 zu Capo d'Istria, gestorben 1428, hatte Philosophie und Rechtswissenschaft studirt und war von Emanuel Chrysoloras im Griechischen unterrichtet. Francesco von Carrara übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder. Er schrieb, wie Meusel mit Recht ihm nachrühmt, mit vieler Kenntniß des menschlichen Herzens über die sittliche Bildung der Jugend und empfahl Studien, die vorher in Schulen nicht getrieben und geduldet wurden. In der Jugend, sagt er in seiner Schrift „De ingeniis, moribus ac liberalibus studiis", müssen die Fundamente zu einem glücklichen Leben gelegt werden, und wenn der Geist noch zart und für jeden Eindruck empfänglich ist, muß die Bildung beginnen. Diese Bildung hat Geist und Leib zugleich zu umfassen, da der Mensch aus beiden zusammengesetzt ist. Bei derselben muß vorzüglich die Anlage eines Jeden berücksichtigt werden; denn die Studien werden wir am leichtesten erfassen und mit ihnen müssen wir uns vornehmlich beschäftigen, zu denen die Natur uns besonders beanlagt hat. Das erste Zeichen von einem wissenschaftlichen Geiste ist ein edler Ehrgeiz, der von Eifer nach Lob erregt und durch Liebe zum Ruhme entzündet wird. Wer gescholten erröthet und gezüchtigt besser wird, in dem lebt der Funke, der angezündet Liebe zur Wissenschaft wird. Seine beste Nahrung erhält dieser Ehrgeiz an großen Vorbildern; es soll sich deshalb jeder Jüngling, der sich den Studien widmet, einen oder mehrere berühmte Männer als Vorbilder nehmen und deren Thaten und Sitten, so viel es nach Alter und Individualität geschehen kann, nachzueifern streben. Andererseits soll alles Unschöne, Unedle und Unsittliche von der Jugend fern gehalten werden; denn das jugendliche Gemüth ist zum Nachahmen geneigt und leicht empfänglich für Eindrücke, die ihm entgegentreten. Daneben muß der Jüngling besonders vor den Fehlern behütet werden, die am leichtesten in ihm auftauchen, weil sie seinem Lebensalter am ersten anhaften; denn jedes Lebensalter hat seine eigenthümlichen Fehler. Das beste Mittel, solche Fehler nicht aufkommen zu lassen, ist Arbeit; denn Müßiggang macht zur Begierde und zu jeglicher Unmäßigkeit geneigt. Auch muß man ihn vor übermäßigem Genusse von Speise und Trank, vorzüglich von Wein bewahren, wodurch nicht nur die körperliche Gesundheit untergraben, sondern auch der rechte Gebrauch der Vernunft

zerstört wird. Vor Allem jedoch soll der jugendliche Geist seine Richtung auf Gott hin erhalten; denn wer sich vor dem Göttlichen beugt, der hält auch heilig, was den Menschen heilig ist. — Bei all' dieser Erziehung darf der Erzieher weder zu gelinde, noch zu streng sein: wer dem Zöglinge die Zügel zu sehr schießen läßt, macht dessen Geist zerfahren; zu große Strenge hingegen schwächt die Geisteskraft und löscht das Feuer des Lebens aus. Der Erzieher muß ferner selbst tüchtig im Wissen sein und seinen Zögling mit den Gedanken der besten Männer der Wissenschaft bekannt machen: nur der beste Lehrer wird auch die Elemente am besten beibringen, und was in der zarten Jugend gelehrt wird, treibt tiefe Wurzel und kann später nur schwer wieder ausgerissen werden. Beim Lernen selbst muß er verhüten, daß sein Lehrling nicht zu viel auf ein Mal zu erfassen strebt: wer alles zu gleicher Zeit festhalten will, kann nichts festhalten. Wie ein Uebermaß von Speisen nicht nährt, sondern den Magen übersättigt, mit Ekel vor Speise erfüllt und den Körper entkräftet, so macht ein Uebermaß von Kenntnissen, in das Gedächtniß aufgenommen, die Geisteskraft schwach und das Gedächtniß unfähig, das ihm Uebergebene festzuhalten. Eben so unrecht thut der, der beim Lernen seinen Zögling von einer Wissenschaft zur andern flattern läßt; bei einer Sache verweilen und sich in einen Gegenstand vertiefen, um erst später zu einem anderen fortzugehen, das macht den Geist stark. Gemessen und langsam, aber sicher zum Ziele: wer schnell faßt, vergißt schnell; schärfere und höhere Geister haben meist kein starkes Gedächtniß. Das Gedächtniß aber wird gestärkt, so wie die Sprache an Gewandtheit gewinnt und der Geist geschärft wird, wenn der Zögling zuweilen mit seinen Genossen auf den geistigen Kampfplatz geführt wird: durch Disputationen lernt man hinzu, wird man sich bewußt, was man weiß, und wird man gezwungen, im Gedächtniß bereit zu halten, was man gelernt hat, so wie das Bereitgehaltene in angemessene Worte zu fassen. Auf solchen Kampfplatz also führe der Erzieher seinen Zögling; doch ohne dabei zu vergessen, daß hier wie bei allem Lernen der stets aufs Höchste gespannte Bogen endlich zerreißt. Darum muß der geistigen Thätigkeit körperliche Uebung zur Seite gehen. Es soll der Zögling im Laufen, im Springen, im Faustkampf, im Speerwerfen, im Reiten &c. geübt werden, und nur die Regel werde auch beim Spiele nicht übersehen, daß er kein Spiel treibt, das ihm schädlich oder das unsittlich ist, und daß er sich nur mit dem beschäftigt, was seine Thätigkeit stärkt und seine Körperkraft übt. Geistig ist er in den freien Künsten, d. i. in denen welche die Menschen frei machen und die sich für freie Menschen

ziemen, zu unterrichten. Die Philosophie ist die erste dieser Künste, denn sie macht freie Menschen. Die Rhetorik giebt die Kraft, klar und schön auszusprechen, was man durch die Philosophie und in ihr fühlt und denkt. Die Geschichte endlich ist beider Stütze. Am meisten angemessen aber ist dem menschlichen Verstande die Naturwissenschaft, und die Musik schafft dem Geiste Ruhe und beschwichtigt die Leidenschaften. Wer sich diesen Wissenschaften ergiebt, entwickelt den Geist seinem Wesen gemäß und wird zugleich ein nützliches Glied der Gesellschaft. — Vergerio erhob sich mit seinen Gedanken über Erziehung weit über die pädagogische Gedankenlosigkeit und widernatürliche Mönchsmoral seines Zeitalters: er war damit der Prophet einer neuen pädagogischen Zeit. — —

Auch der Musenhof der **Este in Ferrara** war dem Genius hold: „Petrarch ward hier bewirthet und gepflegt, und Ariost fand seine Muster hier.“ Schon in der Zeit, wo Chrysoloras und Giovanni da Ravenna das Studium der alten Sprachen wach riefen, stiftete, 1392, Markgraf Alberto die Hochschule zu Ferrara, und Markgraf Niccolo III. rief zur Erziehung des Lionello 1429 Guarino da Verona an seinen Hof. **Guarino** und **Giovanni Aurispa** waren die bedeutendsten Lehrer zu Ferrara. Guarino wurde 1370 zu Verona geboren. Er war zuerst Schüler des Johann von Ravenna, dann in Konstantinopel bei Chrysoloras. Er starb 1460. Aurispa, geboren 1369, studirte in Konstantinopel Griechisch, kommt 1423 nach Venedig und bringt 238 gesammelte Manuscripte mit, die Gedichte des Orpheus, Pindar, Kallimachus und Apycanos, die historischen Werke des Diodor, Arian und Diocassius, die Geographie Strabo's, die Schriften Xenophons, Lucians 2c., die man bis dahin in Italien entweder noch gar nicht, oder nur sehr unvollständig kannte. Er starb 1459 zu Ferrara als einundneunzigjähriger Greis; Guarino, nachdem er den Prinzen erzogen und dann ohne Rast an der Hochschule gelehrt hatte, Guarino gönnte sich noch als Greis keine Zeit zum Essen und Schlafen, und sein Gedächtniß wie seine rüstige Arbeitskraft bewahrte er sich bis an's Ende. Er schrieb eine lateinische (— diese ein Auszug aus der größeren Schrift des Chrysoloras —) Grammatik; er übersetzte viele Schriften des Plutarch, Lucian, Isokrates, Basilius, den ganzen Strabo; er commentirte Cicero, Persius, Juvenal, Aristoteles 2c. Eine richtige und schöne Diction galt ihm als die Hauptsache; er prägte deshalb besonders gern schöne, aber auch inhaltreiche Stellen dem Gedächtnisse ein und wählte die Schriftsteller mit strenger Gewissenhaftigkeit aus dem goldenen Zeitalter. Ein echt religiöser Mensch, strebte er auch seine

Schüler religiös zu erziehen. Er ließ sie fleißig in der Bibel lesen und dem Gottesdienste beiwohnen. Bei der Bildung zur Beredtsamkeit verwies er sie an klassische Muster. Gegen die Scholastiker erklärte er sich mit Entschiedenheit, weil sie unsägliche Mühe darauf verwendeten, ihre Schüler doppelt so albern und unwissend zu machen, als sie vor den Besuchen ihrer Lehrsäle gewesen wären. Lionardo d'Arezzo hielt ihn für den einzig gelehrten Mann seiner Zeit. Sein Schüler war **Lionello**, der erste Fürst Italiens, der von einem Humanisten erzogen ward — gelehrig und gelehrt, aber auch streng und hochmüthig. Lionello's Bruder und Nachfolger, **Borso** von Este, hatte gleichfalls seine Hofdichter und Hofgelehrten um sich und gab ihnen zuweilen, wenn auch nicht oft, größere (bis zu 1000 Dukaten) Geschenke, als irgend ein anderer Fürst sie verlieh. —

Wenn Republiken und Dynastien in Italien sich beeiferten, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft sich zu verherrlichen, so konnte **die päpstliche Curie** nicht zurück bleiben. Auch sie nahm ihren Feind, den Humanismus, in sich auf. Schon Petrarca war von mehreren Päpsten ein Sekretariat angetragen worden; doch er sah mit Mitleid auf die Heerde jener, die Schreiber des Papstes genannt werden. Poggio Bracciolini (1380 geboren. Er lebte unter sieben Päpsten. † 1459). Er sammelte auf seinen weiten Reisen überall Handschriften, oder Klassiker und fand Schriftsteller auf, die man bis dahin noch gar nicht gekannt hatte, z. B. die Schriften des Quinctilian, des Silius Italicus, Valerius Flaccus, Manilius, einen Theil des Lucrez, mehrere Reden des Cicero, den vollständigen Columella, von dem man nur kleine Bruchstücke besaß ꝛc. Der römischen Curie diente er funfzig Jahre — „der wüthende Kämpfer auf der literarischen Arena, der pomphafte Lob- und Leichenredner, der Büchersammler und Sammler alter Kunstschätze", der in und um Rom nach Inschriften und Marmorbüsten Schutt und Staub durchstöberte, mit den Trümmern der Tempel und Hallen, der Thermen und Theater sprach, und dann wieder in Freundeskreisen an kecken Witzen und wilder Frivolität sich ergötzte, — an Witzen, denen, wie man aus seinen „Facetien" sieht, als Unterlage Erzählungen von liederlichen Cardinälen und zudringlichen Beichtvätern, von hörnertragenden Ehemännern und lüsternen Weibern, von dummen Pfaffen und geilen Franziskanern, von albernen Bauern und witzigen Spaßvögeln dienten. „Bugiale, die Lügenfabrik, nannten sie ihre lustige Gesellschaft, die im Lateran ihr Wesen trieb und die Kirche wie die Welt in gleicher Weise zu Objecten ihres Humors machte." — Die Humanisten wurden Genossen des päpstlichen Hofes, und die ersten

Männer der Wissenschaft und der Pädagogik wandelten unter päpstlichem Schutze. So unter Eugen IV. als Secret. Brevium, in der Folge dann als päpstlicher Notarius und Canoncius zu St. Peter, **Mapheus Vegius,** geb. 1407 zu Lodi an der Adda, gest. 1458, ein Liebhaber der Dichtkunst, besonders des Virgil, später der Psalmenpoesie und der Bibel, als Pädagog berühmt durch seine Geschmack und Einsicht bekundenden 6 Bücher „De liberorum educatione et claris eorum moribus" — die wichtigste und reichhaltigste Erziehungs- und Unterrichtslehre des italienischen Humanismus. Er sagt in ihr: Die Erziehung muß mit der Zeugung beginnen. Der Versuch, das geborne Kind naturgemäß zu erziehen, würde wenig nützen, wenn es so geboren wäre, daß es gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit wohl erzogen werden könnte, wie der Gärtner, wenn er ein schlechtes Samenkorn gelegt hat, bei aller Mühe nie gute und reichliche Frucht einernten kann. Nur leiblich und geistig mäßige Menschen können auf gesunde Kinder hoffen, und was in der Trunkenheit, in der Leidenschaft 2c., was in Abspannung und Erschlaffung, was von Wesen, die selbst noch nicht vollkommen reif oder die schon über die Blüthe und Kraftperiode des Lebens hinaus sind, gezeugt wird, kann weder am Leibe noch am Geiste eine vollkommene Geburt werden. Nach der Empfängniß dann soll das Weib in ihrem Schlafgemache nur schöne, nicht mißgestaltete Bilder und Statuen haben, da deren Anblick eine bewundernswürdige Kraft auf die Bildung und Gestaltung des Fötalmenschen hat. Zudem soll sie nicht zu viel und nicht zu wenig, auch keine scharfen und reizenden Nahrungsmittel genießen, mäßig arbeiten, sich vor heftigen Bewegungen hüten und sich ein frohes Gemüth und einen ruhigen Geist zu bewahren suchen. Ist das Kind dann geboren, so ist auch fernerhin noch die Mutter sein Nahrungsquell. Das vorzüglichste Nahrungsmittel ist die Muttermilch. Die Mütter sollen darum ihre Kinder nicht fremden Ammen übergeben, sondern sie an ihrer eigenen Brust ernähren: von der Kraft und Eigenthümlichkeit der ersten Nahrung hängt zum Theil die Gestalt des Körpers und des Geistes ab. Die weitere Nahrung des Kindes bestehe nicht in Leckerbissen, sondern sei einfach, wie es die Natur begehrt, damit das Kind auch späterhin die Einfachheit liebe: bei der Lebensweise, an welche man sich in zarter Jugend gewöhnt, beharrt man auch im Alter. Nützlich ist es, wenn der Knabe Kälte ertragen lernt. Jedoch nichts im Uebermaß! Immer und in Allem beim Essen und Trinken, beim Wachen und Schlaf die rechte Mitte! Arbeiten darf das Kind bis zum fünften Jahre noch nicht, damit es nicht am Wachsen gehindert werde. Jedoch soll es sich von

früher Jugend auf in naturgemäßen, nicht heftigen Bewegungen üben, damit der Körper an Beweglichkeit und Thätigkeit gewinnt. Vor Allem sehe man in seiner ersten Erziehung dahin, daß ihm nicht unsittliche oder inhaltsleere Fabeln und Märchen erzählt werden, daß man nicht in abgebrochenen und verstümmelten Worten mit ihm spricht, und daß es nicht durch Gespenstergeschichten ꝛc. erschreckt und aufgeregt wird. Zur Verehrung der Gottheit ist das Kind so früh als möglich anzuleiten, und mittelst der Religion zugleich vom Schwören und von jedem bösen Worte wegzuwenden. Auch bleibe jede gemeine Rede von ihm fern; denn der Nachahmungstrieb und die Gewöhnung ist im Kinde mächtig, so daß es selbst spricht und thut, was es hört und sieht, und daß es in späteren Jahren als etwas Natürliches übt, was es in der Jugend gelernt hat. Der Mensch wird durch Beispiel und Nachahmung mehr als durch Wissenschaft und Ermahnung gefördert und entwickelt. Die Lehre, die durch Beispiele unterstützt wird, ist wirksamer, als die, welche von Vorschriften begleitet war. Wenn die Mutter stets wahrhaft religiös, eine Helferin der Armen, eine Unterstützerin der Nothleidenden ist und nichts thut, als was recht und gottgefällig, was keusch und was züchtig ist: soll die Tochter dann nicht unwillkürlich auf demselben Wege wandeln und von Eifer, dasselbe zu thun, erfüllt werden? Wenn die Worte des Erziehers nicht mit seinen Thaten übereinstimmen: wie kann er gute Frucht von den Ermahnungen erwarten, deren sein eigenes Leben spottet? — Wegen des Nachahmungstriebes, der im Kinde sehr lebendig ist, vermeide man auch, mit ihm an Orte zu gehen, wo die Unsittlichkeit wohnt; man wende sich vielmehr dahin, wo Ehrbarkeit und Unschuld, Bescheidenheit und Rechtschaffenheit, Religion und Sitte zu Worte kommen. Es werde angehalten, zu Hause dienstbeflissen zu sein, schweigsam einherzugehen, sich gefällig gegen Jedermann zu zeigen, und in seinem ganzen Benehmen einen sittlichen Sinn zu verrathen. Bei dieser Eingewöhnung in Sitte und Zucht des Lebens bewahre der Erzieher stets das rechte Maß, damit er nicht durch Zorn und durch Schmähung den kindlichen Geist niederdrücke und ihm Furcht einflöße, die oft in späteren Jahren nicht wieder abgelegt werden kann. Die Erfahrung lehrt, daß die Kinder, welche durch Drohung und durch Schläge erzogen sind, meist einen servilen Charakter erhalten, oder mürrisch und unverschämt werden. Kinder wollen mit zarter Hand angefaßt sein. Darum soll man ihnen nicht die Zügel schießen lassen; aber vergessen darf man nicht, daß eine milde Zucht eher und besser vom Bösen abzieht und Liebe zur Tugend erweckt, als die starre Strenge. Die guten Seiten und Sitten derselben zuweilen loben, ihre

Fehler öfter nicht sehen, oder dieselben liebreich corrigiren und mit dem edlen Ehrgeize zugleich die zarte Scham wecken, — bald eine heilige Strenge gebrauchen, bald ihnen zulächeln und sie ermuthigen, so wie es Zeit und Umstände erfordern: das ist's, was der Erzieher bei seiner Erziehung stets im Auge haben soll. Dabei muß natürlich genau beobachtet werden, ob der Zögling mehr zur Tugend oder mehr zum Laster neigt; denn wenn er so beanlagt ist, daß er aus eigenem Antriebe Tugend und Wissenschaft liebt, gegen die Gottheit Ehrfurcht hegt, das Alter ehrt, mit seinen Genossen verträglich umgeht, die Arbeit nicht flieht, das Lob nicht verschmäht, und er dann doch einmal auf irrigem Wege geht: wer wird solchem Zöglinge mit Scheltworten und Schlägen entgegentreten? Die Hauptsache also bei Heilung von Fehlern und bei Aneignung der Tugend besteht darin, daß man die Natur der Kinder genau kennt und die verschiedenen Anlagen des Geistes sorgfältig unterscheidet, damit man, wie der Arzt bei den verschiedenen Krankheiten, bei den verschiedenen Fehlern verschiedene und damit die entsprechenden Heilmittel anwenden kann. Es giebt Kinder, aus denen bereits die lieblichen Knospen ihrer zukünftigen Tugend bemerkbar sind; im Uebrigen sind sie scheu und in sich zurückgezogen. Andere sind unerschrocken, kühn und verwegen. Einige siehst du, die geschwätzig und läppisch sind, während andere mit gesenktem Blick einhergehen und kaum reden, wenn es ihnen befohlen wird. Manche sind dummdreist und prahlerisch, indeß wiederum andere bescheiden, das verdiente Lob kaum erwarten. Dort treiben sich einige leichtsinnig und unanständig einher, und noch andere gehen sittlich und gewissenhaft auf ihrem Wege. So groß ist die Verschiedenheit der menschlichen Geister und der menschlichen Strebungen. So verschieden aber müssen auch die Erziehungsmittel sein, die der Erzieher in Bereitschaft hält, um sie bei seinen verschiedenen Zöglingen in Anwendung zu bringen. Denn anders will der Jähzornige und Verwegene, anders der Furchtsame und Sanfte behandelt sein: während dieser mit Lob gestärkt und zum Thun eingeladen, zuweilen auch durch Zustimmung ermuntert werden darf, muß man bei jenem stets eine strenge Stirn und ein ernstes Auge zeigen. Bei einigen wird man den ihnen zukommenden Tadel vor ihren Mitschülern aussprechen können; andern wird man diesen Tadel nur unter vier Augen sagen dürfen. Bei diesen wird man alles beobachten und jegliches bemerken müssen, jenen hingegen vieles vorübergehen lassen, und bei manchem thun, als ob man es nicht gesehen hätte. Den Geschwätzigen wird man zu häufige Gesellschaften verbieten, und den Stillen zu lange anhaltende Einsamkeit untersagen. Die leichtsinnigen

Herumtreiber dürfen nie nach Willkür handeln, den Soliden und Gemessenen lasse man öfters ihren Willen. Auf dem Wege der Mitte also, nicht zu hart und nicht zu weich, der Zeit, der Sache den Umständen und der Individualität gemäß, muß der Erzieher in seinem Erziehungsamte vorschreiten. Gleiches — bei der intellectuellen Erziehung. Mit dem siebenten Jahre, nicht früher und nicht später, soll das Kind dem Lehrer übergeben werden. Dieses Alter ist noch zart genug, daß ihm die ersten Linien der Wissenschaft wie dem weichen Wachse die Spuren des Siegels fest und für immer eingeprägt werden können. Dabei ist vor Allem zu verhüten, daß das Kind nicht zu oft verschiedenen Lehrern und verschiedenen Schulen anvertraut wird: eben so leicht, wie die Pflänzchen, die zu oft versetzt werden, werden die jungen Geister durch die verschiedene Behandlung der verschiedenen Lehrer und Schulen verletzt und zerstört. Vorzüglich sollen die Aeltern dahin sehen, daß sie für ihre Kinder Lehrer wählen, deren Lehre, Leben und Sitten in allgemeiner Achtung stehen, und nicht dem Wahne verfallen, als ob für den ersten Unterricht ein mittelmäßiger Lehrer genüge. Auch sollen sie das Kind nicht in eine Schule schicken, die von einer Ueberzahl von Schülern besucht wird, da selbst der beste Lehrer bei einer allzugroßen Anzahl Schüler dem Einzelnen nicht entsprechen und genügen kann. Haben die Aeltern dann einen tüchtigen Lehrer für ihr Kind erworben, so müssen sie mit demselben ein Freundschaftsbündniß einzugehen suchen, und ihm sowohl einen entsprechenden Lohn reichen, als auch selbst öfter die Schule besuchen, wodurch des Lehrenden und des Lernenden Geist zum Weitergehen angestachelt wird. Der Lehrer hingegen muß die ihm anvertrauten Kinder eben so sorgfältig wie seine eigenen Söhne behandeln, keine Arbeit beim Unterricht scheuen, und sich nicht weniger beim Fortschreiten derselben freuen, als der Landmann, wenn er von seinen gepflanzten Bäumen süße Früchte erntet. Seine Schüler soll er durch Lob zum Weiterschreiten anzufeuern suchen, und durch Liebe und Humanität zu den Wissenschaften anzulocken streben. Alles Lernen muß er sodann durch schriftliche Uebungen in die That umzusetzen suchen; denn es würde wenig nützen, viel gelernt zu haben, wenn man nicht selbst auch etwas erfinden, seine Gedanken passend ausdrücken und klar und schriftlich darstellen könnte. Außerdem mögen die Schüler die vorzüglichsten Stellen der Dichter und anderer Schriftsteller auswendig lernen, damit sie dieselben theils nachahmen können, theils zur Anführung immer bereit halten. Zugleich mögen sie daran sehen, und es ist vom Lehrer darauf zu halten, daß sie ihre Bücher mehr mit wichtigen Ge-

danken, als mit leerem Wortgeklingel anfüllen, und daß ihre Rede klar, deutlich und keiner Erklärung bedürftig sei. Ein großer Sporn bei den wissenschaftlichen Studien wird sodann noch für die Schüler das Deklamiren und das öffentliche Reden sein, wobei nicht nur auf eine laute Stimme und deutliche Aussprache, sondern auch auf natürliche Bewegungen und Gesten des Körpers zu halten ist. Von den alten Schriftstellern, welche von den Schülern zu lesen sind, ist der erste und früheste Aesopus, weil dessen Fabeln dem jugendlichen Alter entsprechen, daher auch mit Vergnügen von diesem ergriffen werden und dadurch zum Weiterstudiren anreizen. Daran reihen sich weiterhin die Dichter, vor Allem diejenigen, die für den jugendlichen Geist des Anstößigen entbehren, denn Werke, welche Unzüchtigkeiten und Unsittlichkeiten enthalten, sind auf jede Weise von der Jugend zu entfernen, weshalb auch Gregorius von Nazianz und Hieronymus Prosper berichten, die alten Hebräer hätten verboten, daß Jünglinge vor dem zwanzigsten Jahre die Genesis und einen Theil des Propheten Ezechiel, so wie das hohe Lied und anderes der Art, worin von der Zeugung u. s. w. geredet werde, lesen sollten. Als der vorzüglichste Dichter ist von den Griechen Homer, von den Lateinern Virgil anzusehen. Ehe jedoch die Schüler in dem Alter sind, daß sie diese Dichter und auch die Historiker lesen können, mögen ihnen die Anschauungen und Erzählungen derselben in einfacher und natürlicher Redeweise mitgetheilt werden, wodurch sie einen Vorgeschmack von dem Inhalte erhalten und nachher um so eifriger an die Lectüre der Schriftsteller selbst gehen. Außerdem verlangt man, daß die Schüler auch in andern Wissenschaften und zwar zu derselben Zeit unterrichtet werden, und allerdings erfrischt sich durch die Veränderung und durch die getheilte Arbeit der Geist von Neuem. Dabei ist jedoch zu verhüten, daß nicht zu vielerlei, aber auch nicht zu viel aus ein und derselben Wissenschaft auf einmal dem Geiste bis zur Uebersättigung geboten wird. Auf die Musik, in welcher die Knaben unterrichtet werden müssen, ist die größte Sorgfalt zu verwenden, weil dieselbe zur richtigen Verwendung der Muße, zur Mäßigung der Gemüthsbewegungen und zur Besänftigung der Leidenschaften dient. Zeichenkunst und Schönschreiben dürfen im Unterricht nicht vernachlässigt werden. Sobald es das Alter duldet, soll der Zögling zur Philosophie schreiten, welche eben so zur Heilung der Geisteskrankheiten, wie die Medizin zur Heilung der Körperleiden erfunden ist. Denn nichts würde den Kindern der Unterricht in den Wissenschaften nützen, wenn sie nicht mit ausgezeichneter Sitte geschmückt würden, die ohne Zweifel durch nichts

mehr, als durch das Studium der Philosophie, welche die Lehrerin unseres Lebens ist, erlangt wird. Bei all diesem Unterricht ist vorzügliche Rücksicht auf die Individualität des Schülers zu nehmen. Denn wie unter Allem, was existirt, die größte Verschiedenheit herrscht, so findet sich vorzüglich unter den Geistern eine große Mannichfaltigkeit und Individualisirung, und zwar mit solcher Kraft, daß leichter die Sonne aus ihrem Laufe gebracht, als ein Geist aus seiner ihm eigenthümlichen Natur gelenkt werden kann. Es ist also darauf zu sehen, daß man den einzelnen Schüler in dem übt, wozu er besondere Anlage hat und worin er deshalb auch besondere Fortschritte macht, damit er nicht, wenn sein Geist mit Gewalt zu ihm Fremdem hingezogen wird, mit Verzweiflung an seinem Genie, in der Wissenschaft überhaupt von allen hohen Zielen abstehe. Der wird ohne Zweifel am gelehrtesten und vorzüglichsten werden, der die Wissenschaft, zu der ihn seine Natur zieht, sei's die Rednerkunst, sei's die Poesie, sei's die Dialektik, sei's die Jurisprudenz oder Medizin ꝛc. ergreift. Es folge jeder dem Leiter und Urheber seiner Natur, seinem Gott, der, wie er alles mit Vernunft und Weisheit ordnete, so vornehmlich auch die Geister also geschaffen hat, daß ihre Verschiedenheit die große Güte und Macht ihres Urhebers zeigt, und der wollte, daß jeglicher das entwickle und vermehre, wozu er geboren und was ihm angeboren ist. — Neben den Geistesthätigkeiten ist zugleich die Körperkraft zu üben. Leibesübungen überhaupt sind nützlich zur Erfrischung und Erholung des Geistes nach längerer Arbeit, und nothwendig, um die Jugend für den Krieg tüchtig zu machen. Doch muß auch hierbei Maß gehalten und mit leichteren Exercitien begonnen werden, wodurch die Gesundheit erhalten und nach und nach die Körperkraft vermehrt wird. — — Was von der Zucht der Knaben gesagt ist, muß in erhöhtem Grade bei der Erziehung der Mädchen beobachtet werden, da deren Ruf noch sorgfältiger zu hüten und ihr moralisches Leben noch sorgsamer vor Gefahren zu bewahren ist. Sie sind deshalb beim Umgange mit Jünglingen so viel als möglich zu bewachen. Im Verkehr mit Genossinnen halte man sie von solchen fern, die ihre Lebensaufgabe in äußerem Tand und in Putz suchen. Zu ihren Dienerinnen und Erzieherinnen nehme man nicht solche, die jung der Zucht selbst noch bedürfen und darum nicht zur Verbesserung der Sitten anderer beitragen können. Vor allem aber mögen sie kein unreines und unzüchtiges Wort von der Mutter hören. Der Mutter liegt das Hauptgeschäft der Zucht, besonders das der Töchter ob. Wenn sie sorgfältig in ihrem Hause schafft und dahin sieht, daß Ord-

nung und Reinlichkeit aller Orten in ihm herrschen, wenn sie dann mit größerer Sorgfalt noch auf diese Ordnung und Reinheit im Geistesleben hält, so daß das Auge des Kindes nichts sieht, was zur Unsittlichkeit einladet: wie sollte ihr Zögling nicht von gleichem Sinne und Streben erfüllt werden? Vergesse die Mutter nicht Monika's musterhafte Mütterlichkeit!

Zum Hauptsitze der klassischen Literatur ward Rom erhoben, als mit **Tommaso Parentucelli** (— als Papst **Nicolaus** V. —) der Humanismus selbst auf den päpstlichen Stuhl stieg. Cosimo de Medici war das Ideal, das Nicolaus heftig und leidenschaftlich zu realisiren strebte. Das Jubeljahr der Stadt Rom 1450 hatte Rom noch einmal als Mittelpunkt der christlichen Welt dargestellt und ihm zugleich die Reichthümer zur Ausführung seiner Pläne gegeben. Der ärmliche und bescheidene Magister ließ nun durch Prachtbauten, durch goldgewirkte Tapeten und Decken 2c. die apostolische Majestät im Glanze der irdischen strahlen. Zu Ehren seines Namens wollte er Rom zur imponirenden Weltstadt der Kunst erheben. Gelehrte strömten von allen Seiten nach Rom, und jeder war ihm willkommen, der kritische und grammatische Arbeiten, vor allem Uebersetzungen aus dem Griechischen übernehmen konnte; denn einer seiner Lieblingsgedanken war es, die griechischen Schriftsteller durch Uebertragung in die lateinische Sprache gemeinnütziger zu machen. In Griechenland ließ er ununterbrochen sammeln und einkaufen, was an schriftlichen Schätzen zu finden war, und der Erfolg war so bedeutend, daß Filelfo in einem Briefe an Calixt III. schreibt, man könne nicht sagen, Griechenland sei untergegangen, sondern es sei nur durch Nicolaus V. nach Italien verpflanzt worden. Nur das Talent, nicht das Interesse der Kirche leitete ihn bei der Wahl seiner literarischen Freunde. Der erste Gelehrte, den er aus der Ferne nach Rom zog, war Lorenzo della Valle, der Feind der römischen Curie, der Höhner der Bettelmönche, der Spötter über die Inquisition. Giovanni Tortello war Präfect seiner Bibliothek; auf seinen Wunsch verfaßte dieser ein Werk über Orthographie, das ein Lexikon für Bücherabschreiber und Textesverbesserer war. Selbst Filelfo ward apostolischer Schreiber mit 600 Ducaten jährlichen Soldes und mit der Verpflichtung, daß er in seinen Mußestunden irgend ein schönes Werk aus dem Griechischen übersetze. Alle Gelehrten sah Nicolaus V. um sich, — nur den Cardinal Bessarion nicht, das Haupt und den Protector aller Griechen in Italien, der als Theolog die Lehre vom Ausgehen des heiligen Geistes vertheidigte, als Philosoph Platon und Aristoteles versöhnen wollte und einen großen Theil seiner

Einkünfte auf Abschreiben lateinischer und griechischer Codices verwandte. Letzteres war auch die Aufgabe des Papstes — und die päpstliche Bibliothek das letzte Ziel aller seiner Bestrebungen. In Wahrheit auch ist er der Gründer der vatikanischen Bibliothek, die zwar Sixtus IV. schon mit regelmäßigen Fonds ausgestattet hatte, die aber ihren klassischen Charakter erst durch ihn erhielt und bei seinem Tode über 5000 Bände zählte.

Humanismus, — aber nicht Sittlichkeit herrschte im Vatikan. Nach Nicolaus V. ging's immer weiter abwärts. Innocenz VIII. (1484—1492) war der Erzeuger von 16 natürlichen Kindern und Haupturheber der Hexenprocesse in Deutschland. Alexander VI. (1492—1503) war Virtuose in Verbrechen. Julius II. (1503—1513) war ein weltlicher Kirchenfürst: mit der Religion schwanden selbst auch die Wissenschaften. Da kam **Leo X.** und pflanzte von Neuem die Fahne der Kunst und Wissenschaft auf das Kapitol; nur daß ihnen die religiöse Weihe fehlte. „Er war," sagt Fra Paolo, „ein Mann von vielen Kenntnissen in der schönen Literatur und besaß eine ungemeine Leutseligkeit und Milde; er war äußerst freigebig und geneigt, gelehrte und ausgezeichnete Männer zu begünstigen. Er würde in der That ein vollkommener Papst gewesen sein, wenn er von Religionsmaterien gründlichere Kenntnisse und mehr Neigung zur Frömmigkeit gehabt hätte; aber von beiden hielt er nicht viel." Sein Geist war der sinnlich heidnischen Heiterkeit zugewandt. Er lud aus Siena die komische Gesellschaft der „Ungeschlachten" an seinen Hof und ließ von ihr ein Stück voll „derber Unsauberheiten" vom Cardinal Bibiena aufführen. Vor ihm wurde auch Machiavell's Mandragora gegeben, in der ein Mönch eine Frau auf's Schändlichste verkuppelt. Zu Bembo äußerte er: „Die ganze Welt weiß es ja, wie einträglich uns diese Fabel von Christo gewesen ist, braucht wenigstens nicht aus Gründen der inneren Kritik geleugnet zu werden." — Wenn solche Männer auf dem päpstlichen Stuhle saßen, war es natürlich, daß man die Grundsäulen der Religion nicht mehr im Herzen der Menschen suchte. Das 10. lateranische Concil setzte deshalb im Namen der Kirche fest, man solle an die Unsterblichkeit der Seele glauben. — Leo ähnlich war sein Secretär, der nachmalige Cardinal **Bembo.** Er suchte, wie ein Italiener sagt, mit gleichem Erfolg das Muster eines Virgil und Cicero nachzuahmen, während seine reine, fließende Schreibart an Petrarch und Boccaccio erinnert. In seiner venetianischen Geschichte sagt er von einem Papste, „er sei durch die Gnade der unsterblichen Götter erwählt worden", und an die Einwohner von Recanati schreibt

er, „sie sollten besseres Holz zum Bau der Kirche von Loretto liefern, sonst sähe es aus, als wollten sie durch Schenken schlechten Holzes mit dem Papste, ja mit der Göttin (d. i. Maria) selbst ihren Spott treiben.“ Georg Sabinus, den Schwiegersohn Melanchthons, fragte er, was Melanchthon von der Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben denke, und als Sabinus antwortete, daß Melanchthon's voller Glaube an diese zwei Dinge aus dessen Schriften bekannt sei, soll er geantwortet haben: „Ich würde den Mann für gescheuter halten, wenn er nicht das glaubte.“ Bembo und Leo vereint schützten deshalb auch **Petrus Pomponatius**, der, 1462 zu Mantua geboren, 1516 eine Schrift „über die Unsterblichkeit der Seele“ herausgab, worin er darlegte, daß die vernünftige Seele ohne Körper nicht sein könne, weil sie desselben als eines Objectes ihrer Thätigkeit bedürfe, daß der Wille ohne körperliche Werkzeuge nicht zur Handlung gelangen könne, und daß auch der werkthätige Verstand des Menschen ohne Leib als Object seiner Thätigkeit nichts zu wirken vermöge. Und doch behauptet er, daß er an die christliche Unsterblichkeit der Seele glaube, — eben so, wie er versicherte, daß er an das römische Christenthum glaube, obschon er auseinandersetzte, daß die Religionen, so wie alles auf der Erde zu den vergänglichen Dingen gehörten und dem Christenthume sein nahes Ende weissagte, da alles kalt im Glauben würde und die Wunder aufhörten, — und obschon er die Religionen für nichts als für Gesetze hielt, die das rechtschaffene Leben des Menschen zum Zweck haben, weshalb sie Fabeln und Gleichnisse gebrauchten, ihn zum Guten anzutreiben, mit Aerzten und Ammen vergleichbar, welche wohl wissen, daß die Kranken und die Kinder die Wahrheit nicht vertragen können und ihre Reden nach der Fassungskraft ihrer Zöglinge einrichten. „Den gewöhnlichen, unwissenschaftlichen Menschen soll man die Geheimnisse der Philosophie nicht verrathen: sie sind wie die Esel, welche ohne Schläge ihre Last nicht tragen würden; nur durch Versprechungen von Lohn und durch Androhung von Strafe lassen sie sich leiten.“

Unvermittelt stand so in der Religion und in deren Vertretern zu Rom das Heidnische und das Christliche, das Entsetzlichste und das Herrlichste, das Gemeinste und das Heiligste neben einander! Nur die Kunst hatte in Angelico de Fiesole, Johannes Bellin, Leonardo da Vinci, Francesco Francia, Michel Angelo, Pietro Perugino, Raphael rc. Religion, Natur und Antike wunderbar vereint. Die Männer der Theologie und Wissenschaft standen vor dieser Vereinigung wie vor einem Räthsel, das sie nicht lösen konnten. Daher ihre grenzenlose Frivolität und ihre un

gezügelte Sophistik, die ihren reinsten und idealsten Repräsentanten in **Machiavelli** (1469—1527) hatte, der mit seiner „Istorie fiorentine“ ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat, der sich in seinen „discorsi“ (— Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des Livius —) in kräftigem und blühendem Stile als der gründlichste Kenner der alten Geschichte bewies, der endlich in seinem „Principe“ als der größte Staatsmann auftrat, welcher den Charakter jeder Staatsverfassung auf's Lebendigste durchdrungen hatte, darin aber auch als Principien aufstellte: „Ein Fürst muß sich sowohl in den Fuchs als in den Löwen zu verwandeln wissen, weil sich der Löwe der Netze nicht versieht und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. Ein kluger Fürst soll sein Wort nicht halten, wenn das ihm nachtheilig sein könnte: das würde schlecht sein, wenn alle Menschen gut wären; da sie aber alle schlecht sind, da sie ihr Wort nicht halten werden, so darfst du eben so wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, den Wortbruch zu beschönigen. Aber man muß es recht verstehen, den Fuchsgeist zu verstecken; man muß dazu gemacht sein, zu täuschen und zu trügen. Die Menschen aber sind so einfältig und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß der, der trügt, stets solche findet, die sich trügen lassen. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen; aber dabei mußt du so sehr dein eigener Herr sein, daß du im Falle der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist. Jeder sieht, was du scheinst; aber fast Niemand weiß, was du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. Der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es giebt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was zu thun ist.“

So also werden im Staate und in der Kirche die Principien der Niederträchtigkeit gepredigt — mitten in der antiken Pracht und Herrlichkeit und trotz des Studiums der Römer und Griechen: ein Beweis, daß das klassische Alterthum ohne Christenthum des Schwerpunktes im Menschengeiste entbehrt und daß das klassische Alterthum nicht mehr die absolute Form und absolute Thätigkeit, also auch seine Aufnahme und das bloße Verständniß dieser Geistescultur nicht mehr die höchste, dem Geiste überhaupt gestellte Aufgabe sein kann — eine Wahrheit, die noch nicht einmal die sogenannten Gelehrten und Gebildeten des 19. Jahrhunderts zu begreifen vermögen. Das Resultat des Strebens der italienischen Humanisten, das Alterthum unmittelbar zum praktischen

Lebensprincip der Gegenwart zu machen, war nur insofern ein Gewinn, als es negativ und revolutionär gegen die bisherigen Autoritäten des Lebens ankämpfte. In vielen Seiten ihrer Bestrebungen gelangten die Humanisten naturgemäß zu keinen wahrhaft weltgeschichtlichen Resultaten: so in dem Streben, das Latein, das sie schrieben, auf seine ursprüngliche Basis zurückzuführen. An sich stand das barbarische Latein der Scholastik — bemerkt Rückert mit Recht — trotz seiner Barbarei in mancher Hinsicht höher als die sogenannte klassische Latinität; denn es war doch immer eine lebendig weiter gebildete Sprache, indeß diese nur aus einem Flickwerk von zufällig zusammengelesenen Brocken bestand und eine noch traurigere Carricatur des ächten Genius der lateinischen Sprache, als das Mönchslatein war. Mit ihrem Extrem konnten die italienischen Humanisten nicht an die Wissenschaft des Mittelalters anknüpfen, wie es die italienischen Künstler gethan hatten, und darum kam der nächste weltgeschichtliche Gewinn aus den Studien des Alterthums auch nicht ihnen zu Gute.

27.

Die klassischen Studien in Ungarn, England, Frankreich und Spanien.

Der Ruf von der Vortrefflichkeit und Schönheit des italienischen Humanismus durchdrang trotz der Reaction, die von Geistlichen, Mönchen und Scholastikern gegen die humanistischen Schulen ausging, allmählich das ganze Abendland. Aus allen Gegenden Europa's zog die wißbegierige Jugend schaarenweise nach Italien, und die Schüler der italienischen Humanisten suchten wiederum in den verschiedensten Ländern ihre eigene Vorliebe für die klassischen Studien auf so Viele als möglich zu verpflanzen. So erhielt denn der Humanismus in Ungarn und in England, in Frankreich und in Spanien bald begeisterte Vertreter. In

Ungarn

fand die italienische Bildung durch die Prälaten und durch die Gesandten, die nach Rom gingen, sowie durch die Legaten, die von Rom kamen, leicht Eingang. Schon Joannes Huniady fand neben seinen Staats- und Kriegsgeschäften Zeit, die Schriften des Poggio zu studiren, und sein Schreiber, der nachherige Bischof von Großwardein, **Joannes Vitéz**, begründete die klassischen Studien in seinem Vaterlande und unterhielt mit Florenz eine stete Verbindung. Dort ließ er

emendirte Exemplare der Klassiker, Uebersetzungen aus dem Griechischen und die Werke der Humanisten abschreiben. Ihm gehört auch die Idee der Ofener Nationalschule, und an der großen Bibliothek auf der Burg zu Ofen bilden seine Bücher die Grundlage. Nach Italien sandte er auf seine Kosten Jünglinge, damit sie auf klassischem Boden die lateinische und griechische Sprache erlernten. Unter diesen Jünglingen war auch Joannes Cesinge, **Janus Pannonius** genannt, von dem der alte Guarino nach vierjährigem Unterricht sagte, er spreche griechisch, als wäre er im alten Athen, und lateinisch, als wäre er im alten Rom geboren, — der im 16. Lebensjahre durch beißende Epigramme die Aufmerksamkeit auf sich zog, und im 25. Jahre zum Bischof von Fünfkirchen gewählt ward. Beladen mit lateinischen und griechischen Büchern, kam er von Italien in Ungarn an und brachte neben dem Humanismus auch die italienische Leichtfertigkeit mit. — Doch war und blieb der Humanismus in Ungarn ein fremdes Gewächs. Die Hochschulen des Königs **Matthias** waren meist mit fremden Lehrern der freien Künste besetzt; Fremde auch waren die Schöngeister an seinem Hofe. Dennoch hat der König eifrigst dazu beigetragen, die italienische Bildung nach dem Norden und Osten Europa's zu verpflanzen.

Anders in

England.

Im 13. Jahrhundert hatte sich in die berühmtesten Schulen Englands eine solche Barbarei eingeschlichen, daß Robert Kilwarby, Erzbischof von Canterbury, als er 1276 die Universität Oxford visitirte, genöthigt war, ein förmliches Verdammungsurtheil gegen die gewöhnlich gewordenen Phrasen: Ego currit. Tu currit. Currens est ego loszulassen. Im nächsten Jahrhundert sank die lateinische Sprache immer mehr, und die Historiker, Juristen und Theologen latinisirten in ihren Schriften geradezu englische Worte.

Die erste Kenntniß der alten Klassiker erhielten die Engländer wieder von den Franzosen, die dieselben massenhaft in ihre Landessprache übersetzt hatten. Aus dieser ließ sich schon König Johann, wahrscheinlich auf Petrarca's Rath, den Livius übertragen; Sallust, Lucan, Cäsar folgten noch vor 1365; dann Valerius Maximus, Ovid, Cicero, auch einzelne Werke von Aristoteles und Xenophon. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, die der Holländer William Caxton († 1491) in England einführte, wurden diese Uebersetzungen der Klassiker aus dem Französischen in's Englische weit-

hin verbreitet, und so waren die Engländer durch das französische Medium bereits mit der altklassischen Literatur bekannt geworden, als sich in England selbst fast nur müßige Mönchsspeculation fand. — Nachdem sich in Italien die Päpste der klassischen Literatur annahmen, blieben auch die englischen Prälaten nicht hinter denen anderer Länder in Pflege der Griechen und Römer zurück. Der Bischof von Winchester, **Heinrich Beaufort,** nahm von den päpstlichen Secretären des Kostnitzer Concils einen humanistischen Anstrich und daneben noch Poggio nach England mit, der jedoch froh war, aus dem Barbarenlande wieder nach dem sonnigen Italien zurückkehren zu können. Auch Beaufort selbst vergaß in der Heimat bald seinen Humanismus wieder. — Neben ihm galt der Herzog **Humphrey von Glocester** als Mäcen der italienischen Gelehrten. Er sorgte in England für die Bibliotheken und ließ sich italienische Lehrer zur Erklärung der lateinischen Dichter und Redner kommen. — Das Beispiel so hoch gestellter Männer zündete in England, und bald zogen junge Engländer nach Italien, um bei den Humanisten zu studiren und Exemplare von Klassikern zu erwerben. Unter ihnen stand voran **William Gray,** der in Ferrara den Unterricht Guarino's genoß und dann mit Klassikern beladen, die er in Florenz gekauft hatte, als Bischof von Ely 1454 in die Heimat zurückkehrte. Wahrscheinlich war in England bereits auch die große Grammatikschule in Cambridge, die 1439 durch William Byngham gestiftet wurde, von klassischem italienischen Geiste angeweht. Um 1500 war Lilye, der berühmte Grammatiker, der Griechisch zu Rhodus und Latein zu Rom studirt hatte, Lehrer der klassischen Sprachen an der St. Paulsschule zu London, die auch Erasmus pries. Auch in der Grammatikschule zu Winchester wurde der Humanismus gepflegt, besonders aber zu Ipswich, wo der Cardinal Wolsey, der ein Edict an alle Lehrer Englands erließ, in dem er die Pflege der „elegantesten Literatur" empfahl, die Schule gegründet hatte. Eine der berühmtesten der englischen Schulanstalten aber war und ward **Eton College**, von Heichrich VI. zugleich mit King's College 1440 gegründet. „Wir gründen und errichten," heißt es in der Stiftungsurkunde, „zu Preis, Ruhm und Ehre von Ihm, der am Kreuze litt, zur Erhebung der ruhmreichsten Jungfrau Maria, Seiner Mutter, und zur Unterstützung der hochheiligen Kirche, Seiner Braut, ein Collegium, bestehend aus einem Provost und zehn Priestern, vier Clerks (Küstern) und sechs Chorknaben, die täglich dienen sollen in der Feier des Gottesdienstes; alsdann aus fünfundzwanzig armen Scholaren, die Grammatik (d. h. alte Sprachen) lernen sollen; ferner aus fünfundzwanzig armen und

schwachen Männern, die für Unsere Seele, wenn wir abgeschieden sind rc., beten sollen; endlich aus einem Master oder Lehrer der Grammatik, der die genannten armen Scholaren in den Rudimenten der Grammatik unterrichten soll, sowie auch alle andern, die aus irgend einem Theile Unseres Königreichs England in das College kommen werden, und zwar ohne Geld oder sonst etwas zu fordern." Bald nach Eröffnung der Schule wurde dieselbe von den Söhnen der höheren Stände sowie von denen, für welche sie ursprünglich bestimmt war, besucht. Die Scholaren wurden zuerst in zwei großen Räumen im Parterre eines der Häuser des College einquartiert. In jedem derselben führten drei der oberen Schüler (praepositi), mit bestimmten Rechten und Befugnissen ausgestattet, die Aufsicht: sie waren für die gute Aufführung verantwortlich. Der obere und untere Lehrer hatten ihre besondern Zimmer im oberen Stocke desselben Hauses. Täglich erhielten alle Mitglieder des College in dem gemeinsamen Speisesaale Mittag- und Abendessen. Die Schüler, die nicht zur Stiftung gehörten, die Oppidans, waren in den Unterrichtsstunden mit den Schülern der Stiftung, den Beneficiaten, zusammen. Ein deutliches Bild von dem Zustande der Schule, wie er in Bezug auf Disciplin und wissenschaftliche Bildung um 1560 war, giebt ein Manuscript in Cambridge, in dem zuerst ein Consuetudinarium enthalten ist, das mit dem Januar beginnt. Als Gewohnheit am ersten Januar ist angeführt, daß veluti omnis boni gratia die Schüler Gedichte machen und dieselben den Vorstehern oder Lehrern oder auch einander sich selbst zuschicken. Am Epiphaniasfeste ist Spielfreiheit vor und nach der coena (Abendessen) Am 13. ward der Todestag von Wilh. Wanflete gefeiert, wo jeder Schüler 2 denarii erhielt. In den Februar fällt das Carnisprivium, an dem bis 9 Uhr gespielt wird, worauf Gedichte sive in laudem sive in vituperium Bacchi patris gemacht, und diese an die valvae interiores collegii angeheftet werden. Am Mittwoch der Charwoche werden die Studien geschlossen, und es wird zur Erwerbung einer schönen Handschrift geschrieben; nach dem Prandium geht es in die Kapelle zum Gottesdienst. Am Gründonnerstage wird eine Anzahl von Schülern vom Rector auserwählt zur Theilnahme am heiligen Abendmahle; diese erhalten nach dem Abendmahle ein besonderes, besseres Mittagessen auf Kosten des Collegiums, und nach dem Essen bitten sie den Rector um Erlaubniß, spazieren gehen zu dürfen, was ihnen unter der Bedingung gewährt wird, daß sie nicht divertant ad tabernas vinarias aut cerevisiarias. Aus der Geschäftsordnung eines Tages sieht man, daß die boys on the foundation um 5 Uhr aufstanden. Während des

Ankleidens wurde das Gebet gesprochen. Hierauf machten die Schüler selbst ihre Betten, und jeder fegte den Platz um sein Bett rein. Dann verließen alle in einer Reihe hinter einander den Saal, um sich zu waschen; nach dem Waschen gingen sie in die Schule. Der Unterlehrer (hypodidascalus, lower master) kam um 6 Uhr und las das Gebet. In der ersten Stunde überhörte er die Aufgaben der drei untersten Klassen. Um 7 Uhr trat der head master (ludi magister) in die Schule, und der volle Unterricht begann. Die drei untersten Klassen standen unter dem Unterlehrer, die vier obersten unter dem Head master. Um 11 Uhr ward Mittagbrod gegessen, um 7 Uhr Abendbrod. Außer diesen beiden Mahlzeiten scheint nichts genossen worden zu sein. Um 8 Uhr gingen die Schüler zu Bett. Der Freitag scheint der Tag der Züchtigung (flogging day) gewesen zu sein. Im Unterricht ward besonderer Fleiß auf schriftliche Uebungen in lateinischer Prosa und in Versen gewandt und darauf gesehen, daß die Schüler unter einander lateinisch sprachen. Die griechische Grammatik wurde erst in den zwei obersten Klassen begonnen. Das Schulregiment ward durch die oberen Schüler geführt: es lag dieser Anordnung die Absicht zu Grunde, die Schüler zeitig an die Ausübung verantwortlicher Gewalt zu gewöhnen, unter gehöriger Aufsicht und mit den nöthigen Garantien gegen Mißbrauch, auch den jungen Seelen einer Genossenschaft Respect vor Autoritäten einzuflößen, die dieser Genossenschaft selbst angehören.

Von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts ab war der Verkehr zwischen England und Italien lebendig: in Bologna, Padua, Ferrara, Rom und Florenz lernten Flemyng, Grey, Free, Selling &c., und Cornelius Vitelli tritt als Lehrer in Oxford, Cajus Amberinus in Cambridge auf. In den Kreisen der höheren Gesellschaft wurde die humanistische Wissenschaft als freie, schöne Kunst betrieben. Aber auch viele Klosterschulen wurden von ihr ergriffen und dadurch aus ihrer Erstarrung herausgerissen. Den Universitäten selbst blieb sie nicht fremd, sondern entwickelte sich auf ihnen n der Form eines freundlichen Umgangs verwandter Geister, so daß Erasmus in der Gesellschaft des Lynacre, Grocyn, More, Colet zu Oxford sogar Italien mit seinen Meistern und Schulen vergessen konnte. Diese Männer verbreiteten, von Erasmus unterstützt, ihre humanistischen Kenntnisse trotz des Widerspruchs der scholastischen Lehrer (Trojaner) in weiten Kreisen. **Jon Colet** vor Allem, der, 1468 geboren, in Frankreich und Italien theologische und altklassische Studien gemacht hatte, hielt in Oxford ohne Honorar öffentliche Vorlesungen

für Zuhörer jedes Standes und Alters und benutzte jede Gelegenheit, um seinen Landsleuten die Geistesschätze Italiens zu öffnen. 1504 Doctor der Theologie und Dekan an der Paulskirche in London, gewann er durch seine biblischen Homilien allgemeinen Beifall, indeß er zugleich in der Nähe seiner Kirche ein großes Gebäude nebst Wohnhäusern für zwei Lehrer aufrichten ließ, worin eine dem Knaben Jesus geweihte Erziehungsanstalt gegründet ward. Ueber dem Eingange war Jesus als Lehrer abgebildet; über ihm das Angesicht Gottes mit der von Erasmus angegebenen Inschrift: ipsum audite! Die Schule enthielt eine Vorbereitungs-, eine Unter- und eine Oberklasse, welche beiden letzteren nur durch einen Vorhang geschieden waren. Jedes Zimmer hatte 16 getrennte Plätze in mehreren Stufen hintereinander, daß die Schüler vom Lehrer besser übersehen werden konnten; je vorzüglicher der Schüler, desto höher der Platz. Colet war ein Kämpfer gegen Scholastik, wie gegen Mönchs- und Pfaffenthum: mit Kraft und Freimüthigkeit trat er gegen die Mißbräuche der Kirche und Schule auf. Er sprach es laut aus, daß sich unter allen Umständen in der Ehe mehr Tugend fände, als im Cölibat, und daß die Scholastik nur den Geist in Fesseln schlage, während die heilige Schrift zur sittlichen und wahren bürgerlichen Freiheit führe. Erasmus nennt ihn „praeceptor unice".

Weit wirkender noch als Colet war **Thomas More,** — der Kanzler von England, ausgezeichnet als Gelehrter und als Staatsmann — durch seine 1616 geschriebene „Utopia". Ein Gegner der scholastischen Philosophie und der lateinischen Literatur, die nur in Poesie und Geschichte etwas geleistet, in der Philosophie aber nichts hervorgebracht habe, neigte er sich zur griechischen Wissenschaft und in dieser besonders zu Platon, mit dem er dem Grundsatze zugethan war, daß die Philosophen Könige oder Rathgeber der Könige sein sollen. Dem gegenwärtigen, an so vielen Gebrechen leidenden Staatswesen stellte er einen vernünftigen Staat gegenüber, der sich auf der Insel Utopia findet. In den jetzigen Staaten — sagt er — werden die Armen durch die Vernachlässigung der sittlichen Erziehung und Belehrung und durch die Begünstigung der Vornehmen, der Mächtigen, des Kriegerstandes zu Dieben gemacht, und dann will man durch strenge Gesetze die Verbrecher ausrotten, die man selbst hervorgerufen hat. „Die Hauptursache des öffentlichen Elends sind die vielen Adeligen, die vielen müßigen Hornisse, die vom Schweiße und von der Arbeit Anderer leben, und die ihre Ländereien von Pächtern bebauen lassen, welche sie schinden und placken, um ihr Einkommen zu erhöhen." „Man zügele den hab-

süchtigen Egoismus der Reichen; man lasse sie nicht länger wuchern und monopolisiren; es seien hinfort keine Müßiggänger mehr unter euch!" „Rühmet mir nicht eure Justiz: sie ist nur ein Trugbild, so lange ihr den Uebeln, die ich euch bezeichne, nicht abhelft. Ihr martert die Diebe zu Tode: wäre es nicht besser, die Existenz sämmtlicher Glieder der Gesellschaft zu sichern, damit Niemand in die Nothwendigkeit versetzt würde, erstlich zu stehlen und dann eines gewaltsamen Todes zu sterben? Ihr thut nichts, um Millionen von Kindern einer schlechten und entsittlichenden Erziehung zu entreißen. Die Fäulniß steckt unter euren Augen diese jungen Pflanzen an, die zu einem tugendhaften Leben aufblühen konnten, und wenn aus den Kindern Männer geworden sind, so habt ihr für sie die Todesstrafe, sobald sie die Verbrechen begehen, die von der Wiege an in ihren Herzen keimten." „Es zeugt von Feigheit oder einer falschen Scham, wenn man die Wahrheiten, welche die menschlichen Verkehrtheiten verdammen, verschweigt, unter dem Vorwande, man werde dieselben als abgeschmackte Neuerungen oder unausführbare Chimären verspotten; denn sonst müßte man ja auch einen Schleier über das Evangelium werfen und den Christen die Lehre Jesu verhehlen." „Wollte ich die Theorien der platonischen Republik, oder die bei den Utopiern jetzt eingeführten Gebräuche anführen, so könnte man glauben, ich käme aus einer andern Welt, weil hier das Eigenthum persönlich ist, während dort Gütergemeinschaft herrscht." „Nun aber bin ich der Ansicht, daß überall, wo es ein Privateigenthum giebt, wo alles nur nach dem Gelde bemessen wird, die Gerechtigkeit nie Platz finden, die Wohlfahrt des Staates immerdar unerreichbar sein wird." „Die Insel Utopia enthält große und prachtvolle Städte: Sprache, Sitten, Gesetze, Institutionen sind dort ganz die nämlichen. Mitten auf den Feldern befinden sich bequeme, mit allen Ackerwerkzeugen versehene Häuser. Jede der Landwirthschaft obliegende Familie besteht aus mindestens 40 Individuen, Männern, Frauen und Kindern. Jedes Jahr wird ein Theil der Feldarbeiter durch andere, die sich noch nicht in ländlichen Arbeiten versucht haben, abgelöst. Diese werden von jenen unterrichtet. Das folgende Jahr werden sie selbst wieder die Lehrer neuer Ankömmlinge 2c. Denn der Ackerbau ist eine Kunst, die alle Bürger der Insel erlernen müssen. Darum wird auch die Theorie in den Schulen vorgetragen, und für die Praxis ist das umliegende Gebiet da. Jene wird zu einem erholenden Studium, diese dient zur Entwicklung der physischen Kräfte. Neben der Landwirthschaft lernt Jeder eine besondere Industrie." „Uebrigens brauchen die Utopier nicht gleich Lastthieren zu arbeiten. Nur 6 Stunden werden

in Utopien täglich auf materielle Arbeiten verwendet. Die übrige Zeit ist geistigen Arbeiten und der Erholung gewidmet. So finden z. B. an jedem Morgen öffentliche Vorlesungen statt, wobei Jedermann zugelassen ist. Die Abendzeit dient zur Erholung: des Sommers versammelt man sich in den Gärten, Winters in den gemeinschaftlichen Sälen, wo die Mahlzeiten eingenommen werden und wo Musik, Gespräche und Vorträge mit einander abwechseln." „Die Regierung in Utopien besteht aus einem auf Lebenszeit ernannten, aber absetzbaren Fürsten, sowie aus einem Senat und aus volksthümlichen Beamten. Diese Regierung dehnt ihre Sorgfalt über sämmtliche Bürger aus; das Verdienst erhält seinen Lohn, und zugleich ist der Nationalreichthum so gleich vertheilt, daß Jeder alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluß hat. Die Hauptmahlzeit, welche Abends eingenommen wird, ist reich an sinnenreizenden Genüssen; die Utopier verschmähen Wohlgerüche und dergleichen nicht, weil sie jede Art von Sinnengenuß, woraus kein Uebel entspringt, für vollkommen erlaubt halten. Die noch nicht heirathsfähigen Jünglinge und Mädchen warten bei Tische auf. Die Ammen und ihre Säuglinge haben besondere, geheizte Säle, wo sich stets reines Wasser und Wiegen vorfinden, so daß sie ihre Kinder schlafen legen, ein- und aufwickeln und beim Feuer spielen lassen können. Jeder Mutter liegt, Krankheitsfälle ausgenommen, die Säugung des Kindes ob. In der Ammenstube befinden sich auch die Kinder, die noch nicht fünf Jahre alt sind. Vom fünften Jahre ab wird das Kind unterrichtet. Alle sollen Unterricht genießen, wie alle Bürger Ackerbau treiben sollen, woneben sie stets eine reichliche Zeit der Muße den Wissenschaften, besonders den Naturwissenschaften, die uns zur Bewunderung des göttlichen Werkmeisters der Natur anleiten, widmen müssen. Doch sollen nicht alle Gelehrte werden, weil sie nicht dazu passen, auch die Beschäftigung mit den gewöhnlichen Arbeiten den Wissenschaftsmännern zu viel Zeit rauben würde. Deswegen müssen die Vorsteher der Gemeinden durch geheime Abstimmungen die Fähigsten aus der Jugend auswählen, daß sie ihnen Muße gewähren und sie zu den Wissenschaften erziehen lassen. Diese Wahl ist jedoch nicht untrüglich, und bei welchen die Erziehung zu den Wissenschaften mißglückt, die werden alsdann wieder zu den Handarbeitern herabgesetzt. Nicht selten geschieht es aber auch, daß ein Handarbeiter durch ungewöhnlichen Fleiß in seinen Mußestunden zum Stande der Gelehrten sich aufschwingt. Aus dem Stande der Gelehrten werden die Obrigkeiten, die Priester und der König gewählt. Den Gelehrten kommt es zu, die Ordnung im Staate zu bewahren und das Beste des

Gemeindewesens auch nach außen zu vertreten. Für den wahren Zweck des Lebens halten sie die Glückseligkeit, die auf der ehrbaren und guten Lust beruht. Die Jugend selbst führt uns zur Glückseligkeit an; denn sie ermahnt uns, der Natur zu folgen, und die Befriedigung der Natur führt die Lust mit sich. In der Religion üben die Utopier die ausgedehnteste Toleranz. Nicht viele Priester sind nöthig; aber doch bedürfen sie derselben für die Feier des Gottesdienstes und besonders für die Erziehung des Volkes. Bei ihrem Gottesdienste ist kein Bild Gottes zur Verehrung ausgestellt, damit es Jedem frei sei, unter welcher Form er Gott nach seiner Religion sich denken möge. Auch wird da nichts gehört, was nicht für alle religiösen Secten paßte, welche doch alle auf verschiedenen Wegen dasselbe Ziel verfolgen, — die Verehrung der göttlichen Natur, welche sie mit dem Namen Mithras bezeichnen. Verehrung der Gestirne und ausgezeichneter Menschen lassen sie zu. An die Unsterblichkeit der Seele glauben sie, auch wohl an die Unsterblichkeit der thierischen Seele; die Verständigeren jedoch verehren nur Einen Gott, dessen Gedanke die Fassungskraft des menschlichen Geistes übersteigt, und schreiben ihm Anfang und Ende der Welt zu, glauben auch allein der menschlichen Seele die höchste Seligkeit versprechen zu dürfen und halten deshalb den Tod für kein Uebel. — Thomas Morus hat mit seiner utopischen Schilderung eines idealen Gemeinwesens die wunden Stellen in dem Staate und in der Wissenschaft der Wirklichkeit dargelegt, ohne aber die Vernunft, die auch in dieser Wirklichkeit energirt, zu erkennen und ohne mit seinem Ideale, das den mittelalterlichen Mönchsorden nicht unähnlich und nur unpraktischer als diese ist, an das wirkliche Leben heranzureichen und auf dasselbe umgestaltend wirken zu können. Gleich den italienischen Platonikern kämpft auch More gegen den todten Scholasticismus, ohne jedoch mit seiner Theosophie mehr als das Gegenbild desselben zu sein. Aber dennoch ist er ein Fortschritt für seine Zeit. Nicht allein — wie Ritter sagt — daß der Platonismus der aristotelischen Philosophie eine andere Ansicht der Dinge an die Seite setzte und dadurch den Gesichtskreis für die philosophische Untersuchung erweiterte, nicht allein, daß er eine geschmackvolle Darstellung beförderte und von der Barbarei der scholastischen Lehrweise abwandte; auch das ist an ihm lobenswerth, daß er aus dem beschränkten Standpunkte einer Theologie herauszog, welche fast nur das Christliche achtete, wie in einem veralteten Vorurtheil, ohne es einer ernstlichen Vergleichung mit anderen Religionen und mit unserer Stellung zur Natur zu unterwerfen, daß er nicht allein das Uebernatürliche schätzte,

sondern auch der Untersuchung der Natur seine Aufmerksamkeit schenkte, um in ihr die Offenbarung Gottes zu erforschen.

In

Frankreich

hatte bereits **Gerson,** Doctor der Theologie und Kanzler der Universität zu Paris, mit seltener Gelehrsamkeit ausgerüstet, mit Muth und Kraft Päpsten und Fürsten gegenüber Vertreter der christlichen Wahrheit, auf dem Concil zu Kostnitz mit Energie die Reformation an Haupt und Gliedern, aber im Frieden anstrebend, und von dort mit dem Blute von Huß befleckt weggehend — die Scholastik in den Hafen der Mystik zu retten gesucht und Philosophie, Ethik und Pädagogik zum Gegenstande seines eifrigen Studiums gemacht. Die einfache menschliche Seele scheidet er, des Verständnisses wegen, in eine erkennende, eine begehrende und eine empfindende Kraft. Jeder dieser Kräfte sind drei besondere Vermögen gegeben: der erkennenden die reine Intelligenz, welche die ewigen Wahrheiten von Gott unmittelbar empfängt, — der begreifende, urtheilende, schließende Verstand, — und die Sinnenerkenntnisse, in deren Gebiet Gedächtniß und Phantasie gehören. Damit parallel gehen die affectiven Vermögen: das von Gott verliehene Vermögen des Guten, das in Wille, Freiheit, Begierde wirksame vom Verstande, und das von den Sinnen bewegte Begehrungsvermögen. Jeder dieser Anlagen entspricht eine Thätigkeit im Gebiete der Erkenntniß: das unwillkürliche, hin und her zerstreute Denken, und das durch angestrengte Beherrschung der Gedanken erreichbare Meditiren, d. i. die bewußte Richtung der Seele auf ein bestimmtes Ziel. Die Thätigkeiten des affectiven Vermögens sind dem entsprechend: Begierde, demüthige Zerknirschung und Liebe. Die Liebe hat drei Qualitäten: sie reißt das Herz zu dem Geliebten hin, sie vereinigt dasselbe mit ihm und giebt in ihm selige Ruhe. — In dem Traktat de parvulis trahendis ad Christum weist Gerson nach, wie nothwendig es sei, die Kinder zu Christus zu führen. Das Beste — sagt er — ist Gott darzubringen; die empfänglichen Gemüther der Kinder aber sind besser, als die Hefen traurigen und siechen Greisenalters; sie sind die neuen Schläuche für den besten Wein; das zarte Reis läßt sich biegen, nicht aber der alte Stamm. Aergere darum Keines dieser Geringsten. Sie werden geärgert in Wort und That, direct und indirect, durch die, welche ihre Führung zu Christus hindern, durch nachlässige Aeltern und durch Verführer, die erst an ihren Spuren erkannt werden, und deren Spuren sind: das Zertreten der

schönsten Blumen, Ausreißen heilsamer Pflanzen, zu denen selbst der Gärtner selten tritt, damit sie keinen Schaden nehmen. Der Lehrer Pflicht ist, Kinder an Liebe und Sanftmuth zu werden für die Kinder; und löblich ist der Eifer derer, welche die Kinder von allen Irrwegen weg auf den Weg zu Christus zurück zu führen streben. — Diese Mahnungen Gerson's stehen im innigen Zusammenhange mit seinem eigenen Thun. Den Studenten im Colleg von Navarra gab er eine bestimmte Studienordnung und mahnte, vorzüglich einen Autor zu erwählen, der jedem nach Lehre und Charakter am meisten zusage, und in diesen dann sich hinein zu leben und an ihm sich zu bilden. In Wort und Schrift warnte er vor den geheimen Sünden der Jugend und bekämpfte er den Bilderverkauf an den Kirchenthüren. Er suchte das Leben in der Welt zu heiligen, bestritt, daß nur im Kloster die Vollkommenheit sittlichen Lebens zu finden sei, und gab populäre Tractate in französischer Sprache heraus. Mit klassischer Gelehrsamkeit erfüllt, förderte er das Studium des klassischen Alterthums.

Nicolaus von Clemangis hielt dann um 1430 Vorlesungen über die rhetorischen Werke des Cicero und Aristoteles, sowie über die besten alten Dichter. Die klassischen Studien empfingen jedoch erst einen festen Mittelpunkt, als **Gregorius Tifernas** um 1458 die griechische Sprache gegen ein von der Universität Paris ihm ausgesetztes Gehalt lehrte. Ihm folgte **Georg Hieronymus** um 1473, **Philipp Beroaldus** um 1480, **Hieronymus Balbus** um 1489 und **Hieronymus Alexander** — Männer, welche die höchsten Kreise der Gesellschaft für ihre Studien zu gewinnen wußten und in ihren Schulen die Jugend für das klassische Alterthum entflammten. Diese Schulen zeugten die größten Gelehrten, namentlich auch Robert und Heinrich Stephanus. **Robert Stephanus,** geboren zu Paris 1503, war der Höhepunkt unter den Humanisten in Frankreich. Er besaß die gründlichste Kenntniß im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen. Er besorgte eine Ausgabe des neuen Testaments, welche alle früheren an Correctheit übertraf, ließ aus seiner 1526 errichteten Druckerei neue Ausgaben griechischer und römischer Klassiker hervorgehen, die er größtentheils selbst mit Noten und Vorreden bereicherte, gab 1534 seinen Thesaurus linguae latinae heraus und ging 1552 nach Genf, weil er in Frankreich wegen seiner Bibelausgabe von den Doctoren der Sarbonne verdächtigt und verfolgt ward. In Stephanus ganzem Hause war Keiner, der nicht geläufig lateinisch gesprochen hätte, da seine Gemahlin, Petronella, so gut Lateinisch verstand, daß sie ihre Kinder und Dienstboten darin unterrichtete. — Nicht minder berühmt als Robert war sein Sohn

Heinrich Stephanus, geboren 1528 — lebhaften Geistes, ein Liebhaber von Scherz und Spott, kundig des Lateinischen, besonders auch des Griechischen und der mathematischen Wissenschaften, in Italien ein Aufspürer alter Klassiker und mit seinen Ausgaben, wenn auch an Schönheit, so doch an Gehalt und Correctheit, denen seines Vaters nicht nachstehend. Seine griechischen und römischen Klassiker haben fast allen späteren Ausgaben zur Grundlage gedient. Unter ihnen zeichnen sich besonders aus: Poetae graeci, principis heroici carminis 1566; Pindari et caeterorum octo lyricorum carmina 1560; Sammlung philosophischer Gedichte 1573; die Sammlungen der griechischen Rhetoren 1567, der griechischen und römischen Geschichtsschreiber 1568, der griechischen Redner 1575; die Ausgaben des Xenophon, Thukydides, Herodot, Sophokles, Aeschylos 2c. Sein Thesaurus linguae graecae erschien 1572.

Die Humanisten übten in Frankreich auf die Schulen nur geringen Einfluß aus und förderten das französische Unterrichtswesen nur in geringem Maße. Die starre Macht des Romanismus hielt das Princip des Selbersuchens und Selberdenkens mit despotischer Gewalt nieder. Der Einfluß des Humanismus auf das Unterrichtswesen beschränkte sich auf Aufhebung des allerstarrsten Silbendienstes in Grammatik und Autoren. Alle weitere freie Bewegung wurde in der Schule wie im Staate und in der Kirche bekämpft, und die Gegner der scholastischen Philosophie und der päpstlichen Traditionen wurden mit unversöhnlichem Haß verfolgt.

In

Spanien

erbleichten die Lichtstrahlen der Bildung und Erziehung, welche die Araber über das Land geworfen hatten, mit dem Untergange derselben. Das Mittel zur Hebung der königlichen Macht, das Inquisitionsgericht, das benutzt ward, sich jedes Verdächtigen zu entledigen, sobald sich nur ein bezahlter Schurke fand, ihn der Ketzerei anzuklagen, und in dessen Kerker oder auf dessen Holzstöße der leiseste Verdacht führen konnte, indem dem Angeklagten durch die furchtbarsten Folterqualen Geständnisse abgepreßt wurden, wie man sie wünschte, gleichviel ob ihnen Wahrheit zu Grunde lag oder nicht, — drückte die Geister nieder und ließ sie weder in der Wissenschaft, noch in den Schulen aufathmen. Und dennoch faßten trotz dieses schauderhaften Bundes, — des schauderhaftesten, den je Kirche und Staat mit einander geschlossen haben, auch hier unter

der Aegide des Kardinal Ximenes die klassischen Studien, welche in **Portugal** durch Heinrich Cayada (Ermigius), einen Schüler des Poliziano, vertreten waren, festen Fuß, besonders seitdem die Universität Valencia (1500) mit sechs Lehrstühlen für die lateinische und zwei Lehrstühlen für die griechische Sprache gegründet war. Zugleich traten, aufgewachsen unter den weitgreifenden politischen Bewegungen, Männer auf, die fern vom Scholasticismus aus dem großen Buche der Natur ihre Weisheit schöpften, von der Natur aus auch den Menschen betrachteten und daher für die Erziehung neue Grundlinien zogen. Der erste dieser Männer war **Raimund von Sabunde.** Er lehrte in Toulouse Theologie, Medicin und Philosophie, — berühmt durch seine natürliche Theologie, die 1436 vollendet ward. Ihm war die Selbsterkenntniß das Princip alles Wissens. „Der Mensch hat kein gewisseres Zeugniß als sich selbst, seine Erfahrung, besonders seine innere, und es geht keine Autorität weder der heiligen Schrift, noch anderer Lehren der natürlichen Wissenschaft des Menschen von sich selbst voraus, vielmehr muß das Ansehen der heiligen Schrift durch die Erfahrung des Menschen bestätigt werden." Zwei Bücher sind von Gott dem Menschen gegeben zum Unterricht, dessen seine Fähigkeiten zu erkennen er bedarf, das Buch der Natur und die Bibel: das erste Buch zuerst, denn jedes Geschöpf ist ein Buchstabe in der Schöpfung, von der Hand Gottes geschrieben; das andere Buch erst später, weil der Mensch, durch die Sünde geblendet, das erste nicht mehr lesen konnte. Von demselben Urheber herrührend, können beide Schriften nur mit einander übereinstimmen. Das Buch der Natur ist unverfälschbar, unzerstörbar und gleicher Natur mit uns. Der Mensch ist in dieser Schrift der Hauptbuchstabe. Die Natur ist eine stetige Folge an einander sich anschließender Stufen der Dinge; diese Natur weist den Menschen auf sich selbst hin, weil er als die Spitze der Natur alle Stufen derselben in sich vereint. Die Selbsterkenntniß führt zu Gott, welcher der Grund von allem ist und welchem der Mensch wie die Natur angehört. — Raimund sieht die Erkenntniß als die Grundlage des Glaubens an, und trotz seiner Hingebung an die Lehren der heiligen Schrift entschlägt er sich doch in seinen Untersuchungen ihrer Autorität und hält er die Natur für genügend, uns zu belehren.

Ludwig Vives, 1492 zu Valencia geboren, zeichnete sich durch vorzügliche Geistesgaben und besonderen Fleiß so aus, daß Th. More, als derselbe in England war, von ihm sagt, daß er lange nach Inhalt und Form nicht so Vortreffliches gesehen habe, als dessen Schriften, der schon, noch so jung, den Kreis der Encyklopädie völlig durchmessen

habe. Nachdem er sich in Spanien in den Schulwissenschaften gebildet hatte, ging er nach Paris, um dort seine Studien fortzusetzen, wandte sich aber bald von der Scholastik weg, dem klassischen Alterthum zu und verfolgte dasselbe weiter und tiefer zu Löwen. Hierauf Hauslehrer bei dem nachmaligen Kardinal und Erzbischof zu Toledo, Wilhelm de Crey, dedicirte er seinen Commentar über Augustins de civitate dei Heinrich VIII. und ward darauf zum Lehrer im Lateinischen und in den Schulwissenschaften für dessen Tochter bestimmt. In Oxford erhielt er die juristische Doctorwürde. Nachher schmachtete er als freisinniger Tadler der Scheidung des Königs von seiner Gemahlin Katharina im Kerker und starb in Brügge 1540. Er verfaßte neben mehreren Erklärungen und Uebersetzungen griechischer und römischer Klassiker mehrere Abhandlungen über die Pädagogik: de ratione studendi; de ratione studii puerilis; exercitationes animi in deum etc.: — Schriften, welche libelli aureoli genannt wurden und in denen er als Erziehungsgrundsätze aufstellt: „Die Hauptbedingungen der Bildung sind Frömmigkeit, Fleiß, Folgsamkeit gegen Aeltern und Lehrer, als die zweiten Väter, Gedächtniß-, Schreib- und Sprechübungen.“ Von der Erziehung hängt das ganze Leben ab. Darum gewöhne man die Kinder von Jugend auf, sich wahre Begriffe von den Dingen zu bilden, die mit den Jahren wachsen. Man wähle die beste Lebensweise; die Gewohnheit macht sie zur angenehmsten. Die Lehre der Alten: Erkenne Dich selbst! ist und bleibt auch für die Jugend der erste Schritt auf der Bahn der Weisheit. Für den Körper soll dahin Sorge getragen werden, daß er nicht Herr oder Mitgenosse sei, sondern Diener. Je größere Sorgfalt für ihn, desto größere Vernachlässigung des Geistes! Auch ist es eine verderbliche Meinung, daß man die Kinder mit dem Guten und Bösen bekannt machen solle, damit sie ersteres wählen, letzteres meiden: viel besser ist es, wenn sie das Böse weder thun noch kennen. Auch darin wird gefehlt, daß man ihnen oft die rechte Erkenntniß vorzuenthalten sucht. Anstößige Schriften dürfen nicht vor die Augen der Jugend kommen, damit der Seele nichts Arges anhänge. Die Klassiker sind die beste Quelle der Geistesbildung. Vorzüglich wichtig ist unter den Griechen Isokrates, unter den Römern Terenz, Cicero, Tacitus, Virgil, Horaz. Der Schüler lege sich dabei ein Collectaneenbuch an und führe es sorgfältig. Die beste Redeübung ist fleißiges Schreiben. Wie auf die Erziehung der Knaben, so muß auch auf die der Mädchen besondere Sorgfalt gewandt werden: auch sie muß mit dem ersten Genusse der Muttermilch beginnen; die Töchter der höheren Stände

sollen lateinische Grammatik und Sprache studiren. — Vives gehörte zu den ausgezeichnetsten Pädagogen seiner Zeit.

Nicht unmittelbar so tief, aber genialer noch griff **Johann Huart** in die Wissenschaft seiner Zeit ein. Um 1520 geboren und zu Alcala de Henares und in Salamanca besonders der Arzneiwissenschaft beflissen, gab er 1566 sein Werk „die Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften" heraus, — das Produkt eines muthigen Pferdes, „das niemals mehr Feuer aus den Steinen schlägt, als wenn es stolpert". Das Buch ruht auf folgenden Grundsätzen: Von allen verschiedenen Gattungen des Genies, die unter dem menschlichen Geschlechte statthaben können, kannst Du nur eine einzige vorzüglich besitzen; die Natur müßte denn zur Zeit, als sie Dich bildete, sehr stark gewesen sein und alle ihre Kräfte zusammengenommen und Dir deren zwei oder drei gegeben haben, oder sie müßte ganz und gar ohnmächtig gewesen sein, daß sie Dich dumm und von allen Arten des Genies entblößt gelassen hätte. Einer jeden Gattung des Genies aber ist nur eine einzige Wissenschaft vorzüglich gemäß, so daß, wenn Du nicht gleich diejenige wählst, welche sich zu Deiner natürlichen Fähigkeit schickt, Du es zu nichts bringen wirst, wenn Du auch Tag und Nacht studirtest. Wenn Du nun entdeckt hast, welche Wissenschaft Deinem Genie am gemäßesten ist, so ist noch die Schwierigkeit, auszumachen, ob sich Deine Fähigkeit mehr zur Theorie als zur Ausübung dieser Wissenschaft schickt; denn diese zwei sind in allen Theilen der Gelehrsamkeit so entgegen und erfordern so verschiedene Genies, daß eins das andere schwächt, als ob sie von ganz widriger Natur wären. Und selbst von den übernatürlichen Gnadengaben theilte Gott, der Natur des Menschen gemäß, Jedem nicht mehr als eine im hohen Grade mit. Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist, und Einem wird gegeben durch den Geist von der Wahrheit zu reden, dem Andern von der Erkenntniß. Diese Eintheilung der Wissenschaften beobachtet Gott ohne Zweifel nach Maßgebung des Genies und der natürlichen Fähigkeit, weil auch im Gleichniß die Centner einem Jeden nach seinem Vermögen zugetheilt wurden. Es ist daher ein großer Irrthum, wenn man glaubt, diese übernatürlichen Gnadengaben erforderten, ehe sie mitgetheilt würden, keine gewissen Eigenschaften des Subjekts. Denn als Gott den Adam und die Eva bildete, hat er unwidersprechlich, ehe er ihnen die Weisheit beilegte, erst ihr Gehirn so organisirt, daß es derselben fähig sein und der vernünftigen Seele ein bequemes Werkzeug zum Schließen und Ueberlegen werden konnte.

Wenn nun — so die Folge aus diesen Grundsätzen — ein Knabe nicht die Fähigkeit besitzt, welche zu der Wissenschaft, der er sich widmet, erfordert wird, so ist alles vergebens, auch wenn er die besten Lehrmeister hört, viele Bücher besitzt und seine ganze Lebenszeit über dem Studium zubringt. Ehe er also zu studiren anfängt, muß man seine Seelenkräfte erforschen, sehen, welche Wissenschaft mit seiner Fähigkeit übereinkommt, und ihn nur diese und keine andere lernen lassen. Doch darf man daneben nicht vergessen, daß, wie schon Hippokrates gesagt hat, das Genie des Menschen sich zur Wissenschaft eben so verhält, wie die Erde zum Samen: obgleich die Erde von sich selbst fruchtbar ist, so muß man sie doch bebauen und untersuchen, zu welcher Art des Samens sich ihre natürliche Beschaffenheit am Besten schickt, weil nicht jede Erde ohne Unterschied jeden Samen fortbringen kann. In dieser Erde geräth der Weizen besser als die Gerste, in jener die Gerste besser als der Weizen. Und selbst mit diesen Unterscheidungen ist ein guter Landmann noch nicht zufrieden. Nachdem er das Feld zur rechten Zeit bestellt hat, wartet er auf die bequemste Zeit zum Säen, und wenn die Saat endlich aufgeschossen, so gätet er sie, damit sie ohne Verhinderung des Unkrauts zur Reife kommen und die erwünschten Früchte tragen kann. Aus derselben Ursache muß man, sobald man weiß, zu welcher Wissenschaft der Knabe die meiste Geschicklichkeit hat, sie ihn sogleich von Kindheit an lernen lassen; denn diese, sagt Aristoteles, ist die allergeschickteste Zeit zum Lernen. Wer z. B. Lateinisch lernen will, der muß sogleich in der Kindheit anfangen; denn wenn er warten will, bis der Körper zu seiner Reife und Vollkommenheit gelangt ist, deren er fähig ist, so wird er nimmermehr damit zu Stande kommen. In dem zweiten Alter, der Jugend, muß er zur Vernunftlehre schreiten, weil alsdann der Verstand sich zu entwickeln anfängt, für welchen die Vernunftlehre eben das ist, was Stricke in Ansehung des wilden Maulesels sind, die man ihm an die vorderen und hinteren Füße legt und durch die er, wenn er einige Tage in ihnen gegangen ist, gesetzt und anständig gehen lernt. Mit zunehmender Jugend kann man sodann alle übrigen Wissenschaften erlernen, welche von dem Verstande abhängen, weil er von nun ab entwickelt genug ist. Um aber diese Wissenschaften zu lernen, muß der Jüngling das väterliche Haus verlassen, weil die Schmeicheleien, die ihm Mutter, Geschwister, Anverwandte und Freunde, welche mit ihm nicht einerlei Wissenschaft treiben, erzeigen, kein geringes Hinderniß in seinem Studium sind, vorausgesetzt, daß er Genie hat, denn wenn ihm dieses fehlt, so wird ein Vieh nach Rom reisen und ein Vieh wieder nach Hause kommen. An seinem

Studienorte muß er sich dann solchen Lehrmeister aussuchen, welcher Deutlichkeit und Ordnung in seinem Vortrage verbindet, und dessen Lehre brauchbar, gründlich und keine sophistische Grübelei ist, denn Alles, was der Schüler thut, so lange er Schüler ist, besteht darin, daß er glaubt, was ihm der Lehrer sagt, weil ihm die Kraft fehlt, das Gehörte zu beurtheilen und das Falsche vom Wahren zu unterscheiden. Endlich noch muß er die Wissenschaft mit Ordnung treiben, von den Grundsätzen anfangen und Schritt vor Schritt bis zum Ende fortgehen, nichts hören, was schon etwas, das man noch nicht gehört hat, voraussetzt. Ich habe es deshalb stets für einen Fehler gehalten, viele Vorlesungen von verschiedenen Materien zugleich zu hören und sie zu Hause alle mit einander zugleich zu wiederholen. Es verursacht in dem Kopfe allzu große Verwirrung, daß der Mensch hernach bei Ausübung dessen, was er gelernt hat, die Regeln der Kunst weder zu brauchen, noch am rechten Orte anzuwenden weiß. Es ist viel besser, daß man Eins nach dem Andern und Jedes nach der natürlichen Ordnung der Zusammensetzung erlernt: denn wie man eine Sache erlernt, so behält man sie auch. Dieses ist besonders bei denen in Acht zu nehmen, die von Natur einen verwirrten Kopf haben, dem man dadurch leicht abhilft, daß sie jede Materie besonders hören und keine andere früher anfangen, als bis sie die vorhergehenden begriffen haben. Wenn der Studirende dann alle Zeit auf seine Wissenschaft verwendet und die Zeit abwartet, bis das, was er gelernt hat, in ihm feste Wurzel schlägt, so wird er ein großer Gelehrter werden. Denn wie sich der Leib nicht davon erhält, was er an einem Tage ißt oder trinkt, sondern von dem, was der Magen verdaut und in Säfte verwandelt, so wird auch unser Verstand nicht davon stark, was wir in weniger Zeit lesen, sondern von dem, was wir nach und nach begreifen und, so zu sagen, wiederkäuen. Der Verstand hat seinen Anfang, sein Wachsthum, seine höchste Staffel und sein Abnehmen so gut, als der Mensch, und alle übrigen Thiere und Pflanzen. Sein Anfang ist in der Kindheit; sein Wachsthum in der Jugend; seine höchste Staffel in den männlichen Jahren; sein Abnehmen in dem Alter. Wer also zu wissen verlangt, wann sein Verstand die Stärke erlangt habe, deren er überhaupt fähig ist, der wisse, daß dieses ungefähr zwischen dem 33. und 50. Jahre ist. In diesem Zeitalter kann man großen Schriftstellern sicher glauben, wenn sie etwa vorher anderer Meinung gewesen sein sollten. Das Bücherschreiben überhaupt sollte man erst in diesem Zeitalter und weder früher noch später anfangen, wenn man nicht der Gefahr zu widerrufen oder

seine Meinung zu ändern ausgesetzt sein will. Doch sind die Alter der Menschen nicht durchgängig bei allen von einerlei Beschaffenheit. Bei Einigen endet sich die Kindheit im 12., bei Anderen im 14., bei noch Anderen im 16. Lebensjahre. Bei Letzteren dauert jedes Alter weit länger, weil ihre Jugend beinahe auf das 40. und ihre männlichen Tage auf das 60. Jahr reichen, wozu noch 20 Jahre für ihr Alter kommen, so daß sie ihr Leben auf Achtzig bringen, was das Ziel der stärksten Naturen ist. Die Ersteren aber, deren Kindheit sich mit dem 12. Jahre schließt, haben gewöhnlich ein weit kürzeres Leben; sie fangen zeitig an, ihre Vernunft zu gebrauchen; der Bart schießt ihnen zeitiger hervor, und zeitiger verliert sich ihre Einbildungskraft.

Alles das ist bei dem Fortgange eines jungen Mannes in den Wissenschaften zu beachten; das Meiste jedoch kommt immer auf das Genie an. Haben wir nicht Beispiele, daß Menschen, welche Genie hatten, ob sie gleich erst nach ihrer Jugend zu studiren anfingen, ob sie gleich schlechte Lehrer hörten, ob sie gleich nicht aus dem Vaterorte kamen und in ihrem Fleiße sehr unordentlich waren, in weniger Zeit große Gelehrte geworden sind? Aus diesem Grunde fordert schon Galenus, jede wohlgeordnete Republik solle gewisse verständige und gelehrte Männer unterhalten, welche jedes Menschen Genie und natürliche Wirksamkeit in der zartesten Jugend erforschten, damit Jeder diejenige Kunst erlerne, zu welcher er bestimmt ist; — derselbe Mann, der bewies, daß die Eigenschaften der Seele von dem Temperamente des mit ihr verbundenen Körpers abhängen, und daß nach Beschaffenheit der Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit des Landes, nach Beschaffenheit der Speisen, des Wassers und der Luft die Menschen bald dumm bald klug, bald tapfer bald feige, bald grausam bald barmherzig, bald zurückhaltend bald offenherzig, bald lügenhaft bald aufrichtig, bald verrätherisch bald treu, bald geizig bald freigebig, bald verschämt bald unverschämt, bald schwer bald leicht zu überreden wären. Das Gehirn ist das Werkzeug des Menschen, welches die Natur bestimmt hat, ihn verständig und fähig zu machen. Das Gehirn nun muß eine gute Struktur haben; seine Theile müssen wohl verbunden sein, weder Wärme darf die Kälte, noch Feuchtigkeit die Trockenheit in ihm übersteigen, und es muß seiner Substanz nach aus den zartesten und feinsten Theilen zusammengesetzt sein, wenn die vernünftige Seele zu den Verrichtungen des Verstandes und der Klugheit geschickt sein soll. Zum guten Baue des Gehirns gehört wesentlich die gute Figur, die Galenus aus der äußeren Gestalt des Kopfes schließt,

denn wenn der Knabe eine sehr platte Stirn hat und der hintere Theil des Hauptes sehr abschießend ist, so ist es ein Zeichen, daß er nicht sehr geschickt und fähig ist. Auch kann der Mann der Wissenschaft nicht eine geringe Menge Gehirn haben, und ein kleiner Kopf ist immer ein Fehler an einem Menschen, obschon auch ein großer Kopf ein schlechtes Merkmal sein kann, wenn er nämlich nur aus vieler unzugerichteter Masse besteht, und nichts ist der Seele hinderlicher, als ein Körper von allzustarken Knochen und von allzu viel Fleisch und Fett. Daneben müssen die Theile des Gehirns eine gewisse Art der Festigkeit haben und nicht von einander gesondert sein; daher kommt es, daß Einige, wie die Erfahrung gelehrt hat, durch Verwundungen des Kopfes das Gedächtniß, Andere den Verstand, noch Andere die Einbildungskraft verloren haben. Aus der gemäßigten Temperatur endlich und aus der Zartheit seiner Theile folgt die Scharfsinnigkeit des Verstandes: ein langsamer Verstand zeigt an, daß das Gehirn aus grober Substanz besteht. Die Trockenheit macht den Menschen geschickt, die Feuchtigkeit dumm und unverständig: Klugheit und Stärke des Geistes entstehen aus der Galle; die Dummheit und Einfalt aus dem Blute; das Phlegma aber kann die Seele zu nichts brauchen, als zum Schlafen. Aus der Wärme entsteht die Einbildungskraft, wofür Beweis ist, daß Wahnwitz, Schwermuth und Raserei hitzige Krankheiten des Gehirns sind; die Kälte hingegen ist zu den Wirkungen der vernünftigen Seele gänzlich ungeschickt. Aus dem Vorwiegen einer dieser Hauptbeschaffenheiten und aus der verschiedenen Verbindung, in der die eine mit den anderen steht, entstehen die Verschiedenheiten des Genies: — drei Verschiedenheiten des Verstandes: Urtheilen, Unterscheiden und Erwählen, — drei verschiedene Gedächtnisse, das eine begreift schnell und vergißt sogleich wieder, das andere begreift schwer und behält lange, das dritte ist eben so schnell im Begreifen als langsam im Vergessen, — neun verschiedene Grade der Einbildungskraft. Mit dem Gedächtniß werden Sprachkunst, theoretische Rechtsgelehrsamkeit, positive Theologie, Erdbeschreibung und Rechenkunst erlangt. Die Künste und Wissenschaften, die von dem Verstand abhängen, sind: die scholastische Theologie, die theoretische Medizin, die Dialektik, die natürliche und moralische Philosophie und die Advocatur. Aus der guten Einbildungskraft endlich entspringen alle Künste und Wissenschaften, welche Bilder, Gleichheiten, Harmonie und Verhältnisse zu Gegenständen haben: die Dichtkunst, die Beredtsamkeit, die Baukunst, die Homilie, die ausübende Medizin, die

Mathematik, die Astrologie, die Regierungskunst, die Kriegswissenschaft, das Malen, Zeichnen, Schreiben und Lesen. Gleichfalls hängt es von der Einbildungskraft ab, daß der Mensch artig, höflich, aufgeräumt, scharfsinnig ist, daß er Ränke und Kunststücke erfindet, daß er jene Gabe besitzt, welche der Pöbel so sehr bewundert, nämlich vier Schreibern auf einmal vier verschiedene Materien in die Feder zu sagen und sich in keiner zu verwirren. Es wird demnach der Knabe, der mit einer besonderen Fähigkeit zur Dichtkunst geboren wird, in der Regel es in der lateinischen Sprache, der Dialektik, der Weltweisheit, der Medizin, der scholastischen Theologie, überhaupt in allen Wissenschaften, die vom Verstande und vom Gedächtniß abhängen, nicht weit bringen, und umgekehrt. Die aufgeräumten und spöttischen Köpfe werden selten große Sprachkünstler, große scholastische Theologen ꝛc.; große scholastische Theologen waren selten gute Stilisten ꝛc. Bei denjenigen Schülern, welche die Vorlesungen ihrer Lehrer unfehlbar fassen und sie ohne Anstoß, hersagen können, rechne selten auf großen Verstand. Wenn man erkennen will, ob es einem Menschen an Verstande fehle, so kann man kein sichereres Kennzeichen haben, als das, daß er hochmüthig, aufgeblasen, vermessen, ehrbegierig, schwierig und voller Ceremonien ist; denn alle diese Eigenschaften entstehen aus derjenigen Art der Einbildungskraft, welche nicht mehr als einen Grad Wärme erfordert, der sich mit der vielen Feuchtigkeit, die zu einem Gedächtniß nöthig ist, sehr wohl vertragen kann, weil er bei weitem nicht stark genug ist, sie zu vertrocknen. Das Gegentheil hingegen, wenn ein Mensch von Natur demüthig, wenn er nichts Besonderes aus sich und seinen Sachen macht, wenn er sich nicht allein nicht selber lobt, sondern sogar die Lobeserhebungen, die ihm Andere ertheilen, übel nimmt, und durch die Ehrenbezeugungen, die ihm geschehen, beleidigt wird: das ist ein Merkmal, daß er einen sehr großen Verstand, sehr wenig Einbildungskraft und wenig Gedächtniß haben muß.

Das Werk Huart's „Examen de Ingenios para las sciencias" ist, soviel Einseitigkeiten und falsche Schlüsse es auch enthalten mag, eine großartige Erscheinung in der Literatur, — bei seinem Erscheinen ein factischer Protest gegen die mittelalterliche Scholastik. In ihm begegnen uns zum ersten Male in der christlichen Geschichte die Naturwissenschaften klar und bewußt auf das Geistesleben des Menschen angewandt, und die Beobachtungen, die in ihm über dieses Geistesleben niedergelegt sind, stehen in ihren Grundlagen auch vor der neueren

Naturlehre des menschlichen Geistes noch unerschütterlich fest. Die frische, freie Luft des Lebens und der Natur weht, nachdem man lange in den engen Zellen der Klöster geweilt hat, heimatlich und wohlthuend aus Huart's Naturgeschichte des Menschengeistes an. Huart war ein von Vorurtheilen freier Mann, — freier noch als die italienischen Humanisten, die mit den Idealen der antiken Welt und mit Frivolität das scholastische Mittelalter zu Grabe trugen. Aber mit seiner ruhigen, leidenschaftslosen, objectiven Naturwissenschaft stand er einsam und verlassen, weil unverstanden unter den Menschen seiner Zeit, harrend der Jahrhunderte nach ihm, die bis in die Gegenwart herein Wahrheit und Wahrheiten von ihm lernen können.

28.

Die klassischen Studien in den Niederlanden und in Deutschland.

Die extreme leidenschaftliche Begeisterung Italiens für die klassische Welt des Alterthums schlug auch an **Deutschland** an und erregte daselbst eine humanistische Bewegung, deren Vertreter weder in Gesinnung noch im Leben, weder in Schrift noch in Wort moderne Heiden wie die italienischen Humanisten, sondern Männer waren, die mit tiefchristlichem Geiste und mit sittlichem Sinne, wie ihn die Schule zu Deventer einflößte, Liebe und Begeisterung für die großen Römer und Griechen hegten. Und wenn sie auch in ihrem wissenschaftlichen Streben oft mit sich selbst in Widerspruch traten, in einen Widerspruch, der bewußt oder unbewußt auf einen Zwiespalt in ihrem Charakter hindeutet, so zahlten sie damit nur der Zeit des Wiederaufblühens klassischer Literatur ihren Tribut, die nur eine Zeit des Ueberganges, eine Zeit war, die sich in Gegensätzen herumtrieb, ja nothwendig diese Gegensätze zum Extrem entwickeln mußte, um mit Glück die ihr gestellte Aufgabe, Vernichtung der scholastischen Welt in Kirche und Staat, im Denken und Handeln zu lösen. Im Allgemeinen aber bewahrheitete sich auch hier das Gesetz, das dem Leben des deutschen Volkes zu Grunde liegt, das Gesetz, nach dem es jeden ihm entgegentretenden Bildungsstoff aufnimmt, aber auf seine Weise verarbeitet, und als Produkt der Arbeit ein Gut von allgemeinem, weltbürgerlichem Charakter erzeugt. Der Deutsche suchte das gelehrte Material, welches das Alterthum hinterlassen hatte, verständig und methodisch zu bewältigen, indeß der Italiener enthusiastisch von ihm fortgerissen ward. Es wurde in Deutschland mehr die logische

als die phonische Seite der Sprache, mehr die Weisheit des Inhalts, als die Schönheit der Form bei den neuen antiken Schätzen in Betracht gezogen. Auch hatten die humanistischen Bestrebungen in Deutschland ihren Mittelpunkt und ihren Schutz nicht an den Höfen der Fürsten und des Adels wie in Italien. Zwar haben die Italiener Kaiser Sigmund immer nachgerühmt, daß er am humanistischen Treiben ihres Landes Interesse gezeigt habe, und er sprach sogar fertig Latein: nach Deutschland aus Italien zurückgekehrt, scheint ihn jedoch auch mit dem Lande seine Liebhaberei verlassen zu haben. Der Sinn seines Nachfolgers Albrecht war auf Jagd und Krieg gerichtet, und Friedrich III. hatte keine Zeit mit derlei Studien ob seiner Beschäftigungen mit Gartenzucht und Hausthieren, mit ökonomischen Berechnungen und Finanzjuden. Ohne sein beabsichtigtes Verdienst trat deshalb auch sein Reichskanzler **Ennea Silvio Piccolomini** 1442 als Apostel des Humanismus unter den Deutschen auf, indem ihn der Kaiser als geschickten Diplomaten, nicht aber als Schöngeist und Dichter schätzte. Bei den Fürsten fand er mit seinen humanistischen Handelsartikeln keinen Anklang: sie wollen lieber Pferde und Hunde halten als Dichter — ist sein Ausspruch, das Resultat seiner Bemühungen. Auch beim Adel, den er in Rohheit und Völlerei versunken fand, klopfte er vergebens an: Marstall und Weinkeller genossen bei ihm das Ansehen, wie bei den Italienern Museen und Bibliotheken. Die Magister und Professoren der Hochschulen endlich fand er in den Labyrinthen der Scholastik vergraben, unfruchtbaren Träumereien und dürrer Speculation hingegeben. Wir haben schon gesehen, wie abwehrend sich die Universitäten dem neuen Leben gegenüber verhielten. Man hielt in Deutschland die Poesie für eine unnütze Kunst, — die Thaten längst verschollener Männer nachzuahmen, des Studiums nicht werth, ja für gefährlich, weil die Dichter, die man aus Italien bringt, die heiligen Sitten Deutschlands verderben und mehrere Götter verkünden, die sich unter einander zanken und die Ehe brechen. Ennea trat dem entgegen als Anwalt der alten Klassiker auf. Er nennt die, welche die Poesie gering achten, „Esel", und fragt dann: „Wer sind die, welche die Tugend preisen? Die Dichter! Wer sind die, welche gegen das Laster donnern? Die Dichter! Wer sind die, welche großartigen Männern den Ruhm und gleichsam die Unsterblichkeit gewähren? Die Dichter! Wer also die Dichter verdammt, mag zusehen, daß er nicht auch die Tugend verdamme und seinen Ruhm vernachlässige." „Darum auch haben die Väter der Kirche Hieronymus, Lactantius, Augustinus, Ambrosius ꝛc. die alten Dichter studirt, und ihre Werke sind voll alter Dichterworte. Der verdient aber Schläge, der sich an

der Schlüpfrigkeit der Dichter ergötzt. Und wenn bei den Dichtern auch die Laster und Verbrechen der Götter erzählt werden, so geschieht es nur, um die Leser davon abzuschrecken."

Ennea hatte damit die allgemeine, bewußtunbewußte Stimmung und Opposition gegen die italienische Schöngeisterei noch nicht niedergemacht. Sie erhielt vielmehr, als er bereits den Apostolischen Stuhl bestiegen hatte, in **Georg Heimburg** einen energischen Vertreter. Heimburg, eine kerndeutsche Natur, die weder schmeichelte noch geschmeichelt werden wollte, hatte zu Würzburg Jurisprudenz und daneben Physik, Metaphysik und Ethik studirt, und war als Jurist und fürstlicher Gesandter in Basel von dem Humanismus der Italiener berührt worden, so daß er zu Neustadt am Hofe des Königs einst mit eifriger Hingabe vom Studium der Humaniora sprach. Als er jedoch mit Ennea im Kampf wegen der deutschen Kirchenneutralität der entgegengesetzten Partei angehörte und von da ab mit dem Papstthume und mit allem italienischen Wesen in beständigem Kriege lag, warf er auch seine humanistischen Flitter von sich, um ganz Jurist zu sein. Er hielt es von nun ab für seine Jugendsünde, daß er sich einst um hohlen Wortkram bemüht. „Es ist das Zeichen eines erhabenen Geistes, wenn wir uns nicht den Stil dieses oder jenes Autors aneignen, sondern als Resultat der Beschäftigung mit ihnen gleichsam unsern eigenthümlichen Geist für uns haben. Das Glücklichste aber ist, nicht nach Weise der Bienen Zerstreutes zu sammeln, sondern nach dem Vorbilde jener Würmer, aus deren Eingeweiden die Seide kommt, aus sich selbst heraus zu reden wissen. Und erst die göttlichen Dinge, — sie bedürfen nicht der Bewässerung durch die Fluthen der tullianischen Eloquenz, nicht der Redeblümchen Quinctilians. Hier genügt die Rede, welche die Sache erläutert, den Sinn kennen lehrt, Dunkles aufhellt. Was soll hier die Rede, welche in künstlichen Worten üppig sprießt? O wie oft sagt Lactantius, daß die Wahrheit der Schminke nicht bedürfe, und dasselbe bezeugt mehrmals Augustinus in seinem Buche der Confession." Gegen Piccolomini auf dem päpstlichen Stuhle und gegen seine papistischen Anhänger bricht die ganze Wucht seiner Persönlichkeit los. Den Papst nennt er geschwätziger als die schlimmste Elster, „einen Mann, der zufrieden mit seiner Wortmacherei von den Rechtswissenschaften freilich nie einen Vorschmack gehabt, der da meine, sie seien in den Kunstgriffen des Rhetors enthalten." „Mächtig ist die Gewalt der Beredtsamkeit, nimm sie vom Papste und es bleibt wenig an ihm zu loben."

Bei solchen deutschen Worten und deutschen Ansichten, — da sahen natürlich die Italiener in den Deutschen nur Barbaren, stark im Essen

und Trinken und tüchtig je nach dem Maße des Weins, den sie zu verschlucken haben, — sah Giantonio Campano, der 1471 zu einem Regensburger Reichstage geschickt war, das ganze Land nur wie eine Räuberhöhle an. „Leben ist hier gleichbedeutend mit Saufen. Die Barbarei der Geister ist eine ganz unglaubliche: Freunde der Wissenschaft sind äußerst selten, Freunde der Eleganz nicht vorhanden, für die Studien der Humanität fehlt alle Fassungsgabe. Bei diesen Barbaren wohnt keine Muse.“ Und doch war das Saatkorn des Humanismus, das Enea Silvio in Deutschland ausgestreut hatte, bereits hervorgesproßt, wenn auch auf anderem Boden, als wo er es einpflanzen wollte. In der österreichischen und in der Reichskanzlei, deren Mitglied er war, hatte sein Humanismus Wurzel gefaßt: seine Kanzleifreunde brachten die Begeisterung für denselben in die verschiedensten Gegenden Deutschlands. Trotz Heimburgs Opposition schoß deshalb am Ende des Jahrhunderts die Saat empor — frei und selbständig, begünstigt von der Buchdruckerkunst, durch die das mühsame Abschreiben der Bücher erspart ward, durch welche die Bücher wohlfeil wurden, durch die auch die Bücher selbst an die Stelle der Lehrer traten. „Die Alten selbst waren nun die besten und billigsten Lehrer, — in Deutschland dieselben wie in Italien.“

Bald bildete sich **die rheinische Gesellschaft,** die erste gelehrte Gesellschaft in Deutschland. Ihr Stifter war **Conrad Celtes** (Meißel, eigentlich Conrad Pickel), der in Köln, Heidelberg, Erfurt, Leipzig und Rostock studirt und Greifswalde, Würzburg, Lüttich, Mainz, Tübingen, Freiburg, Basel, Prag, Wien, Padua, Ferrara, Florenz, Bologna, Venedig und Rom besucht hatte, um daselbst die berühmtesten Gelehrten zu hören und kennen zu lernen. Kaiser Friedrich III. setzte ihm mit eigener Hand den Lorbeerkranz als Dichterkranz auf's Haupt und erklärte ihn für den gelehrtesten Mann in Deutschland. 1497 als Bibliothekar und Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst im Collegium poeticum zu Wien angestellt, bereicherte er die kaiserliche Bibliothek mit zahlreichen griechischen und lateinischen Werken, Himmelskugeln, und Landkarten, betrieb er die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken, suchte er namentlich den Adel und die Ritterschaft für die Wissenschaft zu gewinnen, indem er ihnen vorstellte, daß Bildung, feine Sitte und fortschreitende Erkenntnisse von denen ausgehen müssen, welche die Macht und die Mittel dazu in Händen hätten, daß mit dem Schwert die Feder sich sehr wohl vertrüge und ein ganzer Mann nur der sei, welcher beides zu führen wisse, — veranstaltete er am kaiserlichen Hofe die ersten theatralischen Vorstellungen, war er einer

der Ersten, der für deutsche Geschichte, Statistik und Topographie den Boden der Schule bearbeitete, stiftete er in der rheinischen Gesellschaft (societas Rhenana), ihm zu Ehren sodalitas Celtica genannt, eine Art „gelehrter Republik", eine Verbrüderung für die Zwecke der Wissenschaft und des gemeinsamen Emporstrebens durch die verbundenen Meister von Fach, mit fördernden Privilegien, in welcher er den Vorsitz führte, und in der er eben so, wie durch seine Herausgabe alter Klassiker, als Humanist, Theolog und Christ wirkte.

Mitglied dieser Gesellschaft war auch **Johannes von Dalberg,** geboren 1445. 1466 bezog er die Universität Erfurt und wurde hier Baccalaureus der Philosophie. 1476 besuchte er Italien und erwählte Ferrara zu seinem Aufenthaltsorte, wo er mit den dort lebenden Griechen und gelehrten Italienern in enge Verbindung trat und durch sie mit den Schriften des klassischen Alterthums bekannt wurde. Er schloß hier auch mit R. Agricola und Dietrich von Plenningen vertraute Freundschaft. 1482 wird er Kanzler des Kurfürsten Philipp von der Pfalz. Auf seinen Antrieb gründete dieser an der Universität Heidelberg einen eigenen Lehrstuhl für die griechische Sprache. Dalberg war ein freisinniger Beschützer der Kunst und Wissenschaft und strebte vor Allem, die griechischen Musen in Heidelberg einzuführen und den Geist des klassischen Alterthums in Deutschland zu verbreiten. R. Agricola lebte mit ihm in einem Hause und an einem Tische. Dem verfolgten Reuchlin bot er in Heidelberg einen sichern Zufluchtsort. Zu Heidelberg legte er eine große Bibliothek an, und seine Privatsammlung von Büchern nennt Reuchlin einen einzigen Schatz Deutschlands, weil sie mit der größten Bereitwilligkeit allen Freunden der Wissenschaft zur Benutzung geöffnet war. Die gleichzeitigen Gelehrten, Trithenius, Reuchlin, Sebastian Brant &c. empfahlen und schrieben ihm ihre Werke zu. Johann Trithenius rühmt ihn als einen großen Rechtsgelehrten, eben so kundig der geistlichen wie der weltlichen Wissenschaften, als einen Kenner der alten Sprachen, als einen vortrefflichen Redner und Dichter, der den Adel seines Geschlechts durch seine Tugend und Gelehrsamkeit verherrlicht.

Als auswärtige Mitglieder gehörten zur rheinischen Gesellschaft der kurhessische Reichstagsgesandte Bünau, der Abt Trittenheem, Martin Pollich (Mellerstadt), Eitelwolf (Hololycos), Stein in Schwaben, Tolophon Werner, Lateran, Wacker (Virgilius), Stab, Brandt (Spreng), vor Allem der Patricier **Pirkhaimer** aus Nürnberg, der in Pisa und Padua die Rechte studiren sollte, den besten Theil seiner Zeit jedoch der Mathematik und Astronomie, selbst der Theologie und Medi-

zin widmete und in Pisa die Freundschaft des Pico von Mirandola genoß. In sein Vaterland zurückgekehrt, nahm er, in dem das Patriciat der deutschen Reichsstädte dem römischen am nächsten getreten ist, und der mit seiner imponirenden Gestalt, seiner Wohlredenheit, seiner diplomatischen Haltung selbst vom Kaiser Max bald geschätzt war, einen Platz im Rathe seiner Vaterstadt ein. Alle Zeit, die ihm von öffentlichen Geschäften übrig blieb, gehörte der Wissenschaft und Kunst, mit deren bedeutendsten Vertretern er im persönlichen Verkehr stand und die auf sein Urtheil und seinen Rath das größte Gewicht legten. Er unterstützte mit seinen reichen Familienmitteln junge Studirende. Er wirkte für die Wissenschaft und das Schulwesen dadurch, daß er mehrere Manuscripte aus Italien kommen ließ und Xenophon, Theophrast, Gregor von Nazianz rc. in das Lateinische und Deutsche übersetzte. Sein Haus, dessen Gemächer die Besuchenden königlich nannten, stand mit seiner reichen Bibliothek jedem Gelehrten offen. Bei seinen glänzenden Gastmahlen sammelte sich Geist und Witz. Durch ihn wurde Nürnberg ein literarischer Mittelpunkt, und in ihm verkörperte sich der allseitige Wissens- und Bildungsdrang der Zeit. Hermann, Graf von Nuaenar -- sagt Strauß — wechselt Briefe mit ihm über ältere deutsche Geschichte, Erasmus, Cochläus über Theologie; Gabriel Hummelberger erbittet sich ein botanisches Buch aus seiner Bibliothek und forderte ihn auf, auch einige der griechischen Aerzte, wie bereits den Kirchenvater Gregor von Nazianz, lateinisch reden zu machen; dazwischen legten ihm andere verwickelte Rechtsfälle zur Begutachtung vor; Hubert Thomas von Lüttich bittet ihn um Erklärung etlicher Verse aus Hesiod. Glarean freut sich seines Vorhabens, die Geographie des Ptolemäos herauszugeben. Auch die Kunst war diesem Geiste nicht fremd. Die Musik übte er selbst als Liebhaber aus, und Albrecht Dürer war sein Hausfreund.

Auch auf Universitäten und Schulen begann sich der neue humanistische Geist zu regen. In **Heidelberg** vereinigten sich am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts die bedeutendsten Männer, die durch ihr Wirken die Reformation in der Schule wie in der Kirche mit vorbereiteten. Besonders sorgte Kurfürst Philipp von der Pfalz für das Aufblühen seiner Universität. Dalberg veranlaßte Rudolf Agricola nach Heidelberg zu kommen, nahm Johannes Reuchlin auf, bewirkte die Anstellung von Dionysius Reuchlin als Professor der griechischen Sprache. Neben dem Studium der alten Klassiker wurde, wie in Tübingen, zugleich ein exegetisches Studium des Grundtextes alten und neuen Testamentes ge-

trieben. — In **Tübingen** kämpften vormals Nominalismus und Realismus heftig mit einander: Gabriel Biel lehrte daselbst als Vertreter des Nominalismus. Bald jedoch regten sich auch hier die Elemente der neuen Zeit. Der Franziskaner Paul Scriptoris, der im Einzelnen von der Kirchenlehre abwich, ein freimüthiger und geschätzter Kanzelredner war und in seinen Vorlesungen über die Kosmographie des Ptolemäus fast alle Tübinger Lehrer als Zuhörer hatte, — und Summenhart, der im Gegensatz zu den theologischen Zänkereien die Praxis und das Herz in Vordergrund stellte und die Theologie auf die Bibel anwenden wollte, — lehrten, auf Anregung von Reuchlin, hebräisch und griechisch als Grundsprachen des alten und neuen Testaments, und Heinrich Bebel trug als Professor der Poesie und Beredtsamkeit die politiores literae, die bisher weder Sitz noch Stimme gehabt hatten, in keckem Uebermuthe vor. Seine Kampfgenossen waren Brassicanus (Kohl aus Konstanz), der Jurist Georg Simler, der Verfasser einer Weltchronik, nnd Johannes Stöffler, der Professor der Mathematik und Astronomie. Doch blieben diese Erhebungen der Universitäten nur vorübergehende Erscheinungen. Einerseits waren die Männer, die an ihnen eine Zeit lang wirkten, zu freisinnig, als daß sie sich in das beschränkende Formenwesen der damaligen Universitäten hätten finden können; sie strebten vielmehr, im Gegensatz hierzu, alle, auch die unentbehrlichen Formen von sich zu werfen und suchten nicht die Gegenstände ihres Fleißes mit dem, was man bisher zu lehren gewohnt war, zu verschmelzen, so daß das Neue, das sie brachten, plötzlich und unvorbereitet sich eindrängte, damit aber das Alte in entschiedenen Kampf gegen sich wachrief. Andrerseits waren die meisten Lehrer an den damaligen Universitäten so sehr in ihrem gewöhnten Formenwesen erstarrt, daß ihnen die Fähigkeit, aber auch der Wille fehlte, sich mit den neuen Fortschritten der Wissenschaften bekannt zu machen und entsagend den bisherigen angestaunten Apparat ihrer Gelehrsamkeit als unnütz von sich zu werfen. Heidelberg und Tübingen waren und blieben deshalb noch große Ausnahmen.

Neben den Universitäten Heidelberg und Tübingen war vorzüglich **die Schule zu Schlettstadt** ein Centralpunkt für die klassischen Studien. Von **Ludwig Dringenberg** gegründet und 40 Jahre hindurch dirigirt, erhielt sie bald einen bedeutenden Ruf. Sein großer Schüler war **Jakob Wimpheling** (1450 – 1528), der in Freiburg, Basel und Erfurt studirte. Er war zuerst Magister in Heidelberg, dann 1479 Dekan der dasigen philosophischen Universität, 1481 – 1482 Rector der Universität, hiernach Prediger in Speier und zuletzt wieder in Heidelberg,

wo er über Hieronymus las und mehrere pädagogische Schriften verfaßte. Seine Adolescentia giebt vorzugsweise ethische Erziehungsregeln, die mit Aussprüchen der Bibel und der Klassiker belegt werden; sein Isodoneus stellt eine Methode des wissenschaftlichen, besonders des klassischen Studiums auf; in seinen Elegantiarum medulla und Elegantiae majores, sowie in seinem Compendium der deutschen Geschichte gab er Lehrbücher für den Unterricht. Für seinen Schüler Jakob Sturm verfaßte er die Schrift de integritate, worin er ihm den Weg zum Leben und Studiren zeigt und eine Mahnung zum fleißigen Lesen der heiligen Schrift zufügt. So früh als möglich, sagt er, müssen die Knaben in nützlichen Kenntnissen unterrichtet werden. Die Aeltern können ihren Kindern keine dauerhafteren Schätze, keine gewisseren Güter erwerben, als wenn sie dieselben von Jugend an in heilsamen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen. Denn wer nicht schon in der Jugend zu den Wissenschaften hingeführt wird, darf in späterem Alter schwerlich noch auf genügende Fortschritte rechnen, so wie auch derjenige, der sich in der Jugend an schlechte Sitten gewöhnt, in reiferen Jahren diese nicht ohne große Mühe ablegen kann. Den Anfang des Unterrichts muß man damit machen, die natürlichen Anlagen eines jungen Menschen zu untersuchen, um zu wissen, für welche Art der Geistesbeschäftigung er von Natur vorzüglich geschickt ist. Als allgemeiner Grundsatz muß gelten, junge Leute nie geschäftslos zu lassen und ihnen keine Beschäftigung zu gestatten, welche den Geist von einer höhern Beschäftigung abzieht. Aus diesem Grunde erfordern auch körperliche Uebungen große Beschränkung, wenn sie nicht der höheren Geistesbildung und der Milde und Anmuth der Sitten nachtheilig werden sollen. Der Zweck aller Erziehung und Unterweisung besteht darin, die guten Anlagen der Jugend auszubilden und die bösen zu unterdrücken und auszurotten. Die sechs guten Anlagen sind: Freigebigkeit, Unternehmungsgeist, Großmuth, Aufrichtigkeit, Mitleid und Schamhaftigkeit; die sechs bösen: Neigung zu Leidenschaften, Veränderlichkeit, Leichtgläubigkeit, Streitsucht, Lügenhaftigkeit und Uebertreibungssucht. Die guten Leidenschaften sollen durch die Vernunft in Schranken gehalten und auf die richtige Bahn geleitet werden. Gegen die Herrschaft sinnlicher Neigungen und Leidenschaften ist zu empfehlen: Beschäftigung mit ernsten und ehrbaren Studien, fleißiges Lesen der heiligen Schrift, Mäßigkeit in Essen und Trinken, Erinnerung an den Tod, herzliche Liebe zum gekreuzigten Erlöser, fleißiger Umgang mit tugendhaften Menschen 2c.; — gegen Veränderung und Wankelmuth: frühzeitige Gewöhnung an eine bestimmte feste Ordnung im Leben und Studiren;

gegen Leichtgläubigkeit: stete Erinnerung, daß nicht jedem Geiste zu trauen und daß der Leichtgläubige in der Regel auch leichtsinnig ist; — gegen die Streitsucht: der Gedanke, daß dieser Fehler bei Verständigen verhaßt und verächtlich macht, daß er aus übertriebener Einbildung von sich selbst entspringt und zu Beleidigungen gegen Andere führt; — gegen die Lügenhaftigkeit: die Erinnerung an die Schändlichkeiten dieses bei Gott und Menschen verhaßten Lasters und an die Hoheit der Treue, welche die Grundlage der Gerechtigkeit ist und in der vollkommensten Uebereinstimmung der Worte und Handlungen besteht; — gegen die Uebertreibungssucht: Maß und Mittelstraße halten lernen im Scherz und Spiel, in Essen und Trinken, im Reden und Schweigen 2c. — — Andere Schüler Dringenbergs waren **Georg Simler**, der Lehrer Melanchthons, und **Eitelwulf von Stein**, der thätige Freund Huttens; — sein Nachfolger im Rectorate **Crato** (Kraft Hoffmann). Zu Crato's Schülern gehörte dann **Beathus Rhenanus**. Unter Wimphelings Neffen **Johann Sapidus** zählte die Schule 900 Schüler. Allein bald nachher stieg Schlettstadt, die entschiedene Gegnerin der Reformation, von ihrem Höhepunkte herab und ward ein Schulhaus der Jesuiten. —

Diese Blüte in Süddeutschland verdankten die humanistischen Studien zum Theil Männern aus dem Norden. Von Zwoll zog schon **Johann Wessel**. Er wurde 1419 zu Gansfort bei Gröningen geboren. Während seines Aufenthalts in Italien ward er mit Bessarion bekannt und von diesem in die griechische Sprache und Philosophie eingeweiht. Er ging nach Köln und wurde dort Doctor der Theologie, dann nach Löwen, hierauf nach Paris, wo R. Agricola und J. Reuchlin seinen Unterricht genossen. In Rom, das er zu seinem ferneren Aufenthalte erwählte, war er besonderer Schützling von Sixtus IV. Als Gegner der Scholastik, der er das einfache Gotteswort gegenüber stellte, hatte er vielfache Verfolgungen auszustehen, die ihn auch aus Rom vertrieben. Nach kurzem Aufenthalte in Basel und Heidelberg lebte er zuletzt in Klöstern, abwechselnd in Zwoll, Adwert und Gröningen, wo er 1489 starb. Nach seinem Tode verbrannte man einen Theil seiner Schriften; doch erhielten sich mehrere, als Farrago rerum theologicarum, öfter gedruckt, mit Luther's Vorrede Wittenberg 1522, dann unter dem Titel: Opuscula theologica etc. von Strack, Marburg 1617; am vollständigsten als Wesselii opera omnia von Lydius, Amsterdam 1617. Seine Verehrer nannten ihn lux mundi, seine Feinde magister controversiarum. Luther sagt von ihm: „Wenn ich den Wesselum oder seine Bücher zuvor gelesen hätte, so ließen meine Widersacher sich denken, Lutherus hätte es von Wesseln gesogen und

genommen; also sehr stimmt unser beider Geist zusammen.“ Zum Lehrer war er ganz besonders durch seine Geistesklarheit befähigt, und von seinem Streben zeugen seine Worte: „Das Wissen ist nicht der höchste Zweck; denn wer blos weiß, um zu wissen, ist ein Thor, weil er keinen Geschmack hat an der Frucht der Wissenschaft, und auch sein Wissen nicht mit Weisheit zu ordnen weiß. Die Erkenntniß der Wahrheit hat eine herrliche Frucht in sich, wenn sie einen weisen Pfleger findet; denn durch dieselbe kann er mit klarem Bewußtsein zu Gott kommen, um ein Freund Gottes zu werden, wenn er durch das Erkennen sich mit Gott verbindet und darin allmählich fortschreitet, so daß er schmeckt, wie freundlich der Herr ist, und durch dieses Schmecken noch begieriger wird, und in der Begierde entbrennt, und in dieser Glut Gott liebt und ihm lebt, bis er mit Gott im Geiste Eins wird. Dies ist die wahre, reine, ernste Frucht der ernsten Wissenschaft, welche in Wahrheit alle Menschen von Natur mehr zu besitzen verlangen, als die bloße Erinnerung oder das Wissen an und für sich. Denn wie das schwankende Meinen eitel ist ohne Wissenschaft, so ist die Wissenschaft unfruchtbar ohne Liebe.“ — Neben ihm war es besonders Thomas a Kempis, der zu Zwoll lehrte, Rudolf Lange, Graf Moritz von Spiegelberg, Rudolf Agricola, Alexander Hegius, Ludwig Dringenberg und Antonius Liber.

1) **Rudolf Lange** wurde 1438 zu Münster geboren, in Zwoll und auf der Universität Erfurt unterrichtet, hierauf von Thomas a Kempis bestimmt, die Jahre 1460—1470 in Italien zuzubringen. Dort hörte er Filelfo, Laurentius Valla, Theodor Gaza, Georg von Trapezunt, brachte dann mehrere lateinische und griechische Klassiker nach Deutschland mit und ward Rector an der Domschule zu Münster, die er zu einer der blühendsten Lehranstalten in Norddeutschland erhob, während er zugleich auch durch wohlunterrichtete, aus seiner Lehre hervorgegangene Männer in Hamm, Dortmund, Herford, Essen, Soest, Osnabrück 2c. Schulen anlegen ließ. Sein eigenes Haus war eine Freistätte für Gelehrte, die wegen ihrer Bemühungen um besseren Unterricht in den Sprachen und Wissenschaften an anderen Orten verfolgt wurden. Für seine Lehrer war er ein vertrauter Freund und Rathgeber in ihren Studien. Seine Sitten waren fromm und einfach; sein Lebenswandel exemplarisch. Seinem eifrigsten Studium unterlag die Bibel. Als er im hohen Alter Luther's Thesen las, rief er hocherfreut: „Die Zeit nahet, da die Finsterniß aus Kirchen und Schulen vertrieben wird, Reinheit des Glaubens in die Kirchen, reine Latinität in die Schulen zurückkehrt“. Er starb im Jahre 1519.

2) Mit ihm zugleich war **Graf Moritz von Spiegelberg** (starb 1485) nach Italien gegangen. Er gründete nach der Weise von Italien und Deventer als Dompropst zu St. Emmerich eine Schule und sammelte die Jünglinge von besonderer Begabung um sich, um sie für eine klassisch-christliche Bildung zu gewinnen. Er war lateinischer Dichter und zeichnete sich aus durch Förderung der Wissenschaft, wobei ihm seine große Büchersammlung sehr zu statten kam.

3) **Ludwig Dringenberg** wirkte, von Agricola empfohlen, in Schlettstadt und beförderte durch Bildung von Jacob Wimpheling, Joh. Sapidus, Beat. Rhenanus, Conr. Celtes, W. Pirkhaimer, Franz Stadianus, G. Simler, H. Bebelius und J. von Dalberg die Verbesserung der Erziehung im Süden.

4) **Antonius Liber** hingegen blieb Lehrer in Kempten, Amsterdam und Alkmaar: ihm verdankten Papst Hadrian VI., Conr. Crocus und Christoph Longolius, der größte Lateiner seiner Zeit, ihre Bildung.

5) **Alexander Hegius** besaß im Griechischen wie im Lateinischen die seltensten Kenntnisse, war klarer Dialektiker, in der Mathematik und Physik bewandert, und zeichnete sich durch einen wahrhaft frommen Wandel aus, nach dem Grundsatze lebend: „Alle Gelehrsamkeit ist verwerflich, die mit Verlust der Frömmigkeit erworben wird.“ Er war, sagt Erasmus, von eben so unbescholtenem Leben als nicht gewöhnlicher Gelehrsamkeit, an dem Momus selbst vielleicht nur das Eine hätte tadeln können, daß er den Ruhm mehr als billig vernachlässigte und sich wenig um die Nachwelt kümmerte; schrieb er etwas, so that er's als wär's ein Spiel, kein Ernst, obgleich seine Schriften der Art sind, daß sie, nach dem Urtheil der Gelehrten, die Unsterblichkeit verdienen. Seine Schriften bestehen vorzüglich aus Dialogen mit kurzen und klaren Fragen und Antworten, in denen er oft auf Geometrie und Astronomie kommt, vorzüglich aber das Griechische empfiehlt, denn „wer Grammatik, Rhetorik, Mathematik, Geschichte, die heilige Schrift rc. verstehen will, der lerne Griechisch; den Griechen haben wir Alles zu verdanken.“ Berühmter jedoch noch als durch seine Schriften ist er durch die Schüler, die aus seiner Schule zu Deventer hervorgingen und die sich fast alle durch einen Enthusiasmus für klassische Bildung auszeichnen, der selbst das Märtyrerthum nicht scheut. Es gehören zu ihnen: Erasmus, der in seinem 9. Jahre zu ihm kam; — Hermann von Busch (Busche), der sich trotz des Spottes seiner Familie als der erste seines Standes, der dem Vorbilde der Italiener nachfolgte, dem erziehenden Berufe widmete, — ein nirgends rastender Missionar für die klassische Bildung, der nach Italien reiste, in Heidelberg Magister und in Münster

bei der Bibliothek angestellt wurde, nach Frankreich ging, nach Köln zurückkehrte und Hogstraten bekämpfte, flüchtig in den Städten Norddeutschlands herumwanderte, von Rostock vertrieben in Leipzig gastliche Aufnahme fand, aber von hier verwiesen Westphalen, Holland und England besuchte, als Rector in Wesel die „Apologie der classischen Studien" schrieb und, Anhänger der Reformation, nach Wittenberg ging, um unter Melanchthon, welcher seine Vorlesungen über die Klassiker besuchte, die heilige Schrift zu studiren; — Johann Murmellius, zuerst Soldat, später Rector zu Alkmaar, wo er 900 Schüler gehabt haben soll, ein eifriger Verbreiter der klassischen Bildung und ein eben so eifriger Vertreiber der Barbarei; — Johannes Cäsarius, 1504 von den Kölnern verjagt, weil er ihre alten Lehrbücher angriff, dann von Hegius zu Lange nach Münster geführt, wo er Lehrer des Griechischen ward und die Naturgeschichte des Plinius herausgab; Conrad Goclenius, Professor in Löwen, Lehrer von Johannes Sturm, nach Erasmus ein ausgezeichneter Philolog; — Joseph Hornelius, Rector in Herford, Lehrer von Petrus Mosellanus; — Timannus Camener, von 1500 bis 1530 Rector in Münster; — Ludolf Gering in Hamm; — H. Torentius in Zwoll.

6) Der berühmteste von den Sechsmännern aus der Schule zu Deventer war **Rudolf Agricola** (Huesmann oder Hausmann), in Baflo bei Gröningen 1443 geboren, — auf der Schule zu Zwoll unter Thomas a Kempis und auf der Universität Löwen gebildet, dann in Paris durch seinen Lehrer und Freund J. Wessel für die klassischen Studien angeregt und endlich in Ferrara lernend und lehrend. Er war der Erste, der dem neuerwachten Studium des Griechischen auch in den nördlich von den Alpen gelegenen Ländern eine bleibende Stätte bereitete, und noch in seinem Alter trieb er mit Hülfe eines bekehrten Juden, den Dalberg zu diesem Zwecke in sein Haus genommen hatte, eifrig die hebräische Sprache. Zu Heidelberg und Worms hat er einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt und viel dazu beigetragen, daß die Universität Heidelberg ein Sitz klassischer Gelehrsamkeit und reinen Geschmackes wurde. Im Allgemeinen konnte ihn kein Ort fesseln. Er gefiel sich in der Unruhe des Wanderlebens, überall anregend durch Lehre und Beispiel. Die Schule hatte etwas seinem Wesen Widersprechendes. Die Griechen — sagt er — hätten sie schola, die Lateiner ludus literarius genannt, da doch nichts von Muße entfernter, nichts strenger und dem Spiele widerstrebender sei, als sie. Richtiger erhalte sie von Aristophanes den Namen *φροντιστήριον*, d. i. Sorgenort.

„Ich soll eine Schule leiten? Wo bliebe mir Zeit zum Studiren, wo Ruhe zum Erfinden und Ausarbeiten? Wo eine oder zwei Stunden zum Interpretiren eines Autors? Die Knaben nähmen ja meine Zeit größtentheils in Beschlag und brächten zudem meine Langmuth so sehr in Aufruhr, daß ich die Muße nicht zum Studiren, sondern nur zum Verschnaufen und um wieder stille zu werden bedürfte. Du sagst: Bei einer minder strengen Amtsführung könnte ich gemüthlicher leben. Freilich könnte ich das; wäre ich aber nachlässig, welcher meiner Collegen würde dann fleißig, welcher nicht auf meine Rechnung faul sein?" Doch tritt in seinen Schriften eine tiefe Einsicht in die wahren Bedürfnisse der Schule hinsichtlich der Lehrer und der Lehrbücher hervor. Mit Hegius in Deventer, mit Dringenberg in Schlettstadt &c. stand er im ununterbrochenen Briefwechsel. Die Briefe sind überhaupt das Lehrreichste von seinen Schriften. Besonders beachtenswerth aber ist sein Schreiben an den Barbirianus in Antwerpen, die sogenannte epistola de formandis studiis. „Bei dem Entwurfe eines Planes zur wissenschaftlichen Bildung müssen vornehmlich zwei Dinge berücksichtigt werden: erstens auf welche Gegenstände des Wissens unsere Wahl besonders gerichtet werden muß, und zweitens, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um in dem Fache, das wir uns erwählten, die meisten Fortschritte zu machen." „Dem Einen wird nun freilich das Fach, welchem er sich widmen soll, durch die Nothwendigkeit in Ansehung seiner Vermögensumstände oder seiner natürlichen Anlage angewiesen, der Andere kann sich nach seiner Wahl an einen Gegenstand, der ihn der Beste dünkt, anschließen. Derjenige nämlich, dem ein geringes Vermögen zu Theil wurde, erwählt sich in der Regel eine solche Beschäftigung, wobei er glaubt, am frühesten zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu gelangen. Und wer von Natur weniger Thätigkeit und Scharfsinn empfing, der darf, wenn er nicht ganz vergebens arbeiten will, nicht allemal das ergreifen, was er am meisten wünscht, sondern was er am sichersten leisten kann. Derjenige aber, welcher ein reichliches Maß von äußeren Mitteln oder eine höhere Kraft des Geistes empfing, würde Unrecht thun, wenn er nicht mit allen Kräften nach dem Höchsten streben und in einem Verhältnisse, wo er den ersten Rang ersteigen kann, sich mit dem zweiten oder dritten begnügen wollte. So wählt sich nun dieser das bürgerliche, jener das geistliche Recht und ein anderer die Heilkunde; viele ergreifen auch die sogenannten Künste, die meistens nur im Geschwätze und hohlem Geräusche bestehen, und wenden ihre Zeit auf weitläufige und verwickelte Disputationen oder richtiger zu sagen auf Räthsel, für deren

Auflösung seit so vielen Jahrhunderten sich kein Oedipus gefunden hat. Mit diesen überladen sie dann die Ohren der unglücklichen Schüler, ja sie füllen und pfropfen sie ihnen ein und tödten dadurch bei den meisten die besseren Hoffnungen und künftigen Früchte des Geistes im zarten Alter gleichsam schon in der Knospe. Gleichwohl lobe ich alle diese Beschäftigungen und würde sie noch mehr loben, wenn sie recht und ordentlich betrieben würden. Denn ich bin nicht so thöricht, daß ich allein verwerfen sollte, was so viele loben. Warum sollte ich auch nicht loben, wodurch sich so viele Reichthum, Ruhm, Ehrenstellen, Ansehen und Würde erwerben? Besonders die Wissenschaften, von denen ich weiß und gern gestehe, daß sie — mit Cicero zu reden — einträglicher sind als andere, welche man unfruchtbar und trocken nennt, weil sie mehr den Geist als den Kasten bereichern. Wenn du also auf Gewinn siehst, so mußt du eine von jenen einträglicheren Wissenschaften wählen, die man treibt, um reich zu werden; aber du mußt auch wissen, daß dir dieser Ruhm, wenn du ihn erlangt, mit jedem Wucherer gemein ist. Wenn du jedoch den richtigen Gedanken fassest, daß das wahrhaft Edle um seiner selbst willen gesucht zu werden verdient, und wenn du dich überzeugst, daß bei bescheidenen Wünschen das Vermögen, das du besitzest, immer hinreicht (denn bei unbescheidenen Wünschen scheint uns auch das Geringste bei Andern zu groß und das Größte bei uns zu klein), so rathe ich dir, dich auf die Philosophie zu legen, das heißt nichts anderes, als dich zu bemühen, von allen Dingen richtig zu denken und das Gedachte gut vortragen zu können." Diese Philosophie ist zuerst Moralphilosophie, die aber nicht blos aus Cicero, Seneca und Aristoteles, sondern auch aus Thatsachen und Beispielen der Geschichte zu entnehmen ist, so daß man zur heiligen Schrift aufsteigt, deren göttlichen, gewissen Vorschriften gemäß wir unser Leben heiligen müssen. Was uns Andere lehren, ist immer mehr oder weniger mit Irrthum gemischt; sie selbst konnten es auch nicht dahin bringen, ihren Lebenswandel ganz tadellos und nach keiner Seite abweichend einzurichten, und den wahren Zweck des Lebens kannten sie entweder gar nicht, oder ahnten ihn nur dunkel, gleichsam wie durch eine Wolke sehend, so daß sie davon mehr redeten, als überzeugt waren. Aber die heilige Schrift ist von allem Irrthum eben so weit entfernt, als ihr Urheber, Gott selbst. Sie allein führt uns auf einem sichern, festen und richtigen Wege, sie zerstreut alles Dunkel und sichert den, der ihr folgt, vor aller Täuschung, Abweichung und Verirrung. — Es giebt aber noch andere Dinge, die nicht sowohl einer unmittelbaren Anwendung auf unser Leben fähig

sind, sondern deren Kenntnisse mehr unserm Geiste zur Zierde und zu einem edlen Vergnügen gereichen. Dahin gehören alle Untersuchungen über die Natur der Dinge. Sie sind Gegenstand der Naturphilosophie, die nicht so nothwendig als die Philosophie der Moral, sondern mit ihrem Forschen nur ein Bildungsmittel ist. Zu empfehlen ist das Studium der Geographie, das der Botanik nach Theophrast, das der Zoologie nach Aristoteles rc. Moral und Naturkunde aber sollen aus klassischen Schriften entnommen werden, damit aus ihnen zugleich die Kunst der Rede erlernt wird, — aus Schriftstellern, die auf wissenswerthe Gegenstände zugleich das Licht einer schönen Darstellung verbreiten, so daß man mit der Kenntniß der Sachen gleichzeitig auch die Kunst eines guten Vortrags erlernt. Die erste Sorge beim eigenen Vortrag muß auf Richtigkeit des Ausdrucks gehen. Die Sorge für Schönheit ist dieser untergeordnet, denn Schönheit kann ohne Richtigkeit und Zusammenhang der Rede nicht stattfinden. — Der Weg, auf dem man von den Studien den meisten Gewinn zu erwarten hat, ist, daß man zuerst das, was man lernt, richtig und deutlich versteht, daß man dann das einmal Aufgefaßte auch richtig behält, und daß man endlich dadurch in Stand gesetzt wird, auch etwas hervorzubringen. Zum Ersten gehört fleißiges Lesen, zum Zweiten ein getreues Gedächtniß, zum Dritten eine fleißige Uebung. Beim Lesen ist vorzüglich dahin zu streben, daß wir das, was wir lesen, so vollkommen als möglich verstehen und ganz durchschauen, so daß wir uns nicht blos mit einer oberflächlichen Kenntniß des abgehandelten Gegenstandes begnügen, sondern bei guten Schriftstellern auch die Bedeutung und Eigenthümlichkeit der Worte, ihre Verbindung und die darin liegende Schönheit in's Auge fassen, und sowohl die Zierde als die Würde des Ausdrucks, sowie die Schärfe, mit welcher die Sachen erklärt, vorgestellt und gleichsam an ein helles Licht gezogen werden, bemerken. Doch soll man es beim Lesen nicht so peinlich genau nehmen, daß man über eine dunkle Stelle nicht hinwegwolle, bis man sie ergründet; man lese getrost weiter; ein Tag lehrt den andern; das Dunkle wird schon später klar werden. Wer mit Frucht studiren will, muß sodann das Aufgefaßte fest im Gedächtniß zu behalten suchen. Man muß dieserhalb mit sorgenfreiem Sinn und mit ungetheiltester Aufmerksamkeit den Gegenstand erfassen und ihn von Zeit zu Zeit wieder im Geiste mit größter Treue hervorrufen. Unter allen Geistesfähigkeiten ist das Gedächtniß diejenige, welche am meisten durch häufige Uebung vermehrt, durch Vernachlässigung und Nichtgebrauch aber geschwächt wird. Endlich aber

muß man fähig werden, selbst etwas hervorzubringen. Erzeugen wir nichts, so ruht alles Gelernte wie todt in uns, nicht wie ein lebendiger Same in der Erde ruht, der aufgeht und reiche Früchte bringt. Man muß also das Gelernte jederzeit zur Hand haben und anbringen können, und dann über das Gelernte hinaus selbst etwas zu erfinden streben. Bei solchem Erfinden ist es vorzüglich wichtig, einmal gewisse Begriffe zu haben, unter welche wir das, was wir wissen, einordnen, Begriffe wie Tugend und Laster, Leben und Tod, Weisheit und Thorheit, Liebe und Haß, und dann ist es eine große Hülfe, wenn wir jeden Gedanken genau analysiren und nach allen Seiten hin betrachten, so daß jedesmal, wenn wir an einen allgemeinen Begriff denken, auch die darunter geordneten Gegenstände sich uns darstellen. Oft kann ein Gedanke oder eine Erzählung sich unter mehrere Hauptbegriffe ordnen lassen, z. B. Est virtus placitis abstinuisse bonis unter den Begriff der Tugend, weil es eine Tugend genannt wird, Gütern, die uns gefallen, zu entsagen, oder unter den Begriff des Gutes, daß nämlich nicht alle Güter wünschenswerth sind, weil es zur Tugend gehört, Gütern zu entsagen, die uns gefallen, oder unter den der Entsagung, insofern diese eine Tugend ist, wenn sie an Gütern, die uns gefallen, geübt wird. Sodann muß man bei dem, was man lernt, die einzelnen Redetheile sorgfältig und mit Beurtheilung unter einander vergleichen und in einem weiten Umfange erklären. Wenn man auf diese Art jeden Gedanken in einem weiteren Umfange und in allen Verhältnissen der darin enthaltenen Begriffe betrachtet, soweit die Natur eines jeden es zuläßt, so wird sich ein großer Reichthum sowohl für den Vortrag als für die eigene Erfindung darbieten. — Letzteren Gedanken hat Agricola in seinem Werke „de inventione dialectica" genauer ausgeführt. Er behandelt darin die Kunst, jeden Gegenstand nach seinen verschiedenen Beziehungen zu untersuchen und darzustellen, — die allgemeinen Gesetze des Denkens, denen die Wissenschaften zu folgen haben und nach denen sie zu restauriren sind.

Agricola brach in Deutschland der klassischen Philologie Bahn, verstand daneben französisch und italienisch, dichtete Lieder in der Muttersprache und sang sie zur Zither, und unterhielt sich mit Wessel über die Verfinsterung der Kirche und die Profanation der Messe. „Es gab — sagt Erasmus von ihm — keine wissenschaftliche Disciplin, in welcher er es nicht mit den größten Meistern aufgenommen hätte. Unter den Griechen war er ein Normalgrieche (graecissimus), unter den Lateinern ein Normallateiner, als Dichter ein zweiter Maro, als Redner erinnerte er an Politianus Zierlichkeit, übertraf ihn aber an Majestät.

Auch wenn er aus dem Stegreife sprach, war seine Rede so rein und echt, daß man nicht einen Friesen, sondern einen Römer zu hören glaubte. Seiner vollendeten Beredtsamkeit hatte er eine gleiche Gelehrsamkeit zugesellt; alle Mysterien der Philosophie hatte er durchforscht. Es war kein Theil der Musik, den er nicht aufs Genaueste verstanden hätte. In seinen letzten Lebensjahren legte er sich mit ganzer Seele auf das Studium des Hebräischen und der heiligen Schrift. Nach Ruhm fragte er wenig."

Alle diese Männer wurden jedoch übertroffen durch die Wirksamkeit von Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam.

Johann Reuchlin, gräcisirt Kapnion, geboren zu Pforzheim, am 28. Dez. 1455, gestorben zu Stuttgart, 30. Juni 1522, ist der eigentliche Repräsentant des Humanismus beim Wiederaufblühen der klassischen Literatur in Deutschland. Er wendete diese antike Literatur ihrem Zielpunkte in Deutschland zu — dem Erforschen der heiligen Schrift in der Ursprache, und in seinem Leben und seinen Kämpfen offenbart sich am Klarsten der Zustand der Schulen und aller Wissenschaften seiner Zeit, sowie das Stadium, in dem der Kampf des Lichtes mit der Finsterniß stand. Von Dringenberg in die Wissenschaft eingeführt, in Begleitung des Markgrafen Friedrich von Baden zu Paris und von dem Spartaner Hermonymus daselbst im Griechischen, von Joh. Wessel im Hebräischen unterrichtet, zu Basel unter Anleitung des Griechen Antronikos Kontoblakas seine griechischen Studien weiter fortsetzend und zu Orleans und Poitiers die Rechte studirend, trat er 1481 zu Tübingen als Lehrer der Rechte und schönen Wissenschaften auf, und begleitete er als der beste Lateiner den Grafen Eberhard von Württemberg nach Rom, wo er Lorenzo von Medici besuchte und mit den berühmtesten italienischen Gelehrten bekannt wurde. Nach Eberhards Tode lebte er am Hofe des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, im Umgange mit Dalberg und seiner Lieblingsneigung fröhnend, die Heidelberger Bibliothek durch die ersten Werke der Buchdruckerkunst zu bereichern. 1499 kehrte er nach Württemberg zurück, ward hier einer der drei Bundesrichter des schwäbischen Bundes und schrieb 1506 seine Rudimenta linguae hebraicae, „zu nutz und uffgang der heiligen geschrifft und unsern studenten zu lust und übung", als der Erste, der sich „understanden hat, die gantze Hebräische sprach in ein Buch zu reguliren". Im Bewußtsein, daß er mit diesem Buche eine That vollbracht hatte, schließt er dasselbe mit den Worten: „Exegi monumentum aere perennius", und schrieb er an Amerbach: „Denn soll ich leben, so muß die hebräische Sprache herfür mit Gottes Hilf. Sterb ich dann,

so han ich doch einen Anfang gemacht, der nit leichtlich wird zergon." Durch seine hebräischen Studien, die er nicht blos als Schlüssel zum besseren Schriftverständniß pflegte, sondern zugleich im Interesse an dem vermeintlichen Geheimnisse der Kabbala trieb, da ihn ein dunkler Drang nach verborgenen Tiefen zog, so daß er aus einem Verse des zweiten Buches Mosis die 72 unaussprechlichen Namen Gottes herausfand, aus dem hebräischen Worte, das 1. Mos. 1,1 das göttliche Schaffen bezeichnet, die Dreieinigkeit herausdeutete rc., durch diese Studien mußte er in vielfachen Zusammenstoß mit der auf mangelhafter Sprachkenntniß beruhenden Vulgata kommen. Er tadelte und berichtete dieselbe in seinem Werke über die hebräische Sprache, — — die Uebersetzung der Vulgata, die in der abendländischen Kirche die Stelle des Originals vertrat und auf deren Uebersetzungsirrthümer kirchliche Lehrsätze und Gebräuche gegründet waren! Er schien daher mit der Vulgata die Kirche selbst anzutasten, und da er überdies seine Verbesserungen aus den Belehrungen und Schriften der Juden schöpfte, so war sein Christenthum bereits so verdächtig geworden, daß es nur eines äußeres Anlasses bedurfte, um über ihn herzufallen. Dieser Anlaß fand sich. Ein jüdischer Proselyt, Johann Pfefferkorn, reizte in Schriften Obrigkeiten und Unterthanen zur Verfolgung der Juden an und forderte den Kaiser auf, alle jüdischen Bücher, das alte Testament ausgenommen, zu verbrennen. Reuchlin, vom Kürfürsten zu Mainz aufgefordert, ein Votum darüber abzugeben, entschied sich dahin, daß nur solche Schriften der Juden, welche direkt gegen das Christenthum gerichtet seien, confiscirt und verbrannt werden dürften. Da schleuderte Pfefferkorn mit den Dominikanern, besonders den Kölnern, an deren Spitze Hochstraten stand, seine heftigen Streitschriften gegen Reuchlin. Er trug auf der Ostermesse 1511 sein Buch gegen Reuchlin, Handspiegel betitelt, zu Frankfurt selbst umher und verkaufte und verschenkte es. Reuchlin ward darin angeklagt, daß er sich von den Juden habe bestechen lassen, und angeschuldigt, er habe seine hebräische Grammatik nicht selbst gemacht. Zur Herbstmesse antwortete Reuchlin, „als ein Verwundeter sich selber zu arzeneien und zu heilen", mit seinem Augenspiegel, worin er die Anschuldigungen mit Entschiedenheit zurückwies. Der Augenspiegel ward jedoch vom Erzbischof zu Mainz verboten, vor den Kirchthüren gegen ihn gepredigt, und die Kölner Theologen fanden, daß darin der jüdische Unglaube begünstigt und den Juden zu neuem Spott gegen die Christen Anlaß gegeben sei. Endlich wurde der Streit vom Papste für Reuchlin entschieden, und machte ihm 1519 Franz von Sickingen dadurch ein Ende, daß er von Hochstraten und seinen Ordens-

brüdern binnen Monatsfrist eine Erklärung verlangte, ob sie sich in Zukunft aller Schmähungen gegen Reuchlin, „den bedachten, erfahrenen, frommen, kunstreichen Mann", enthalten und ihm die Prozeßkosten erstatten wollten, wo nicht, so werde er die früher in Speier gefällte, für Reuchlin günstige Sentenz vollstrecken. Da zahlten die Mönche, und Reuchlin konnte nun in Ingolstadt über hebräische Grammatik und über den Plutus des Aristophanes, später zu Tübingen über hebräische und griechische Grammatik lesen. Reuchlin war ein Mann von schönem, stattlichem, „senatorischem" Aussehen, in würdiger, vornehmer Haltung, nur zu weich in der harten Zeit, ein Haupt der Humanisten, welches der Reform der Schule mit der Reformation der Kirche den Weg bereiten half; von Allen — wie er gegen den Schluß des Werkes de arte cabalistica sagt — der Erste, welcher das Griechische wieder in Deutschland eingeführt, auch der Erste, der der Kirche die Kunst und das Studium des Hebräischen geschenkt und übergeben hat. Aber mehr noch. Er war ein Mann, der die Lust des Lebens nicht verschmähte, sondern der, so mäßig er auch gewöhnlich war, mit Freunden bis tief in die Nacht hinein ihre Weine durchkosten konnte, der noch in alten Tagen oftmals zur Zither griff, um Sorgen und Kummer zu zerstreuen, der sich aber vor Allem durch Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit auszeichnete und ohne Phrase von sich sagen konnte: Den heiligen Hieronymus verehre ich wie einen Engel und den Nicolaus von Lyra achte ich als Lehrer; aber die Wahrheit bete ich an wie einen Gott. „Gott Lob — rief er beim Auftreten Luthers aus — nun haben sie einen Mann gefunden, der ihnen so blutsaure Arbeit machen wird, daß sie mich alten Mann wohl in Frieden werden hinfahren lassen." Und Luther schreibt an ihn: Du warst das Werkzeug des göttlichen Rathschlusses. Ich war einer von denen, welche Dir beizustehen wünschten, aber es fand sich keine Gelegenheit. Doch was mir als Kampfgenossen versagt war, wurde mir als Deinem Nachfolger auf's Reichlichste zu Theil. Die Zähne jenes Behemoth fallen mich an, um die Schmach, welche sie durch Dich davon getragen, wo möglich wieder gut zu machen. Ich gehe ihnen mit geringeren Kräften des Geistes und der Gelehrsamkeit entgegen als Du, aber nicht mit weniger getrostem Muthe." —

Nicht von so tief religiöser Gesinnung und von so tiefsinniger Mystik, wie Reuchlin, aber mit Spott und Sophistik den Katholicismus untergrabend und schöpferisch in der Theorie der Pädagogik, trat **Desiderius Erasmus** (der Name übersetzt aus dem Holländischen Geert, Gerhard) auf. Er war am 28. October 1467 zu Rotterdam geboren und starb zu Basel am 12. Juli 1536. Neun Jahre alt, kam er zu

Alexander Hegius nach Deventer, wo sein Lehrer Johann Sintheim so mit ihm zufrieden war, daß er ihn einst umarmte und zu ihm sagte: „Erasmus, Du wirst einst den höchsten Gipfel der Gelehrsamkeit erreichen.“ Und als Rudolf Agricola die Handschrift, die Kopfform und die hellen Augen des zwölfjährigen Knaben sah, sprach er bedeutungsvoll: „Tu eris magnus.“ In niederländischen Klöstern erwarb sich dann der geistig früh entwickelte Knabe und Jüngling staunenswerthe Belesenheit in den Alten, völlige Beherrschung des lateinischen Stils und Selbständigkeit des Urtheils. Seit 1491 aus der Klosterheit befreit, ging er an die Pariser Universität und lebte fortan abwechselnd in Frankreich, England, den Niederlanden, Italien und Westdeutschland, von vornehmen Gönnern unterstützt, als Privatlehrer hier und da thätig, aber jeder festen Anstellung, zumal an Schulen, ausweichend. Als er den Großkanzler Thomas Morus besuchte, ohne sich ihm zu erkennen zu geben, ward dieser von seiner Unterhaltung so entzückt, daß er ausrief: „Ihr seid Erasmus oder ein Dämon.“ Mit seinem Lobe der Narrheit (moriae encomium) und mit seinem enchiridion militis christiani griff er tief in das Herz seiner Zeit, und beide Schriften waren deshalb von ungeheurer Wirkung. „Moria, die Tochter des Plutus, auf den glücklichen Inseln geboren, genährt von Trunkenheit und Ungezogenheit, ist die Herrscherin eines gewaltigen Reichs, das alle Stände umfaßt. Diese werden sämmtlich betrachtet, am längsten aber verweilt sie bei den Geistlichen, die ihre Wohlthaten nicht anerkennen wollen, ihr aber desto mehr Dank schulden. Sie verspottet das Labyrinth der Dialektik, in dem die Theologen sich verlaufen haben, die Syllogismen der Scholastiker, mit denen sie ihre Lehre zu stützen vermeinen, wie Atlas den Himmel, den Eifer, mit dem sie jede abweichende Meinung verfolgen und verdammen. Darauf werden die Mönche in ihrem Treiben geschildert, die Bischöfe, die sich jetzt mehr nach Geld umsehen als nach Seelen, der römische Hof und der Papst, der für sich nur das Vergnügen nehme, für sein Amt hingegen die Apostel Petrus und Paulus sorgen lasse.“ — Gewaltiger noch als durch sein „Lob der Narrheit“, wirkte Erasmus 1516 durch die erstmalige Herausgabe des griechischen neuen Testamentes mit lateinischer Uebersetzung („novum instrumentum“). Auf pädagogischem und didaktischem Gebiete bewegten sich die seit 1500 in unzähligen Ausgaben verbreiteten Adagia (Sprichwörter), die Schriften de duplici copia und de ratione studii (1512), die Uebersetzung von Theodor Gaza's griechischer Grammatik und die institutio principis christiani (1516). Von allen seinen Büchern aber

war keines so beliebt und wurde keines von der Jugend so viel gelesen, als die 1518 zuerst herausgegebenen colloquia puerilia, durch die die Knaben lateinischer und besser gemacht werden sollten, und die über alle Gegenstände des Lebens, über Pferdehandel, Jagd, Wirthshäuser 2c. mit bewundernswürdiger Leichtigkeit lateinisch reden, aber zugleich voll von Satyren auf die Mönche, auf das Klosterleben, auf Fasten und Wallfahrten sind und daneben frivol und unzüchtig Unterhaltungen zweier Weiber über ihre Männer, eines Freiers mit einem Mädchen, um welches er wirbt, ein colloquium adolescentis et scorti 2c. bringen, — von der Sarbonne verdammt, in Frankreich verboten, in Spanien verbrannt, in Rom der ganzen Christenheit untersagt. 1520 schrieb er die Principien des schriftlichen Unterrichts de conscribendis epistolis, 1526 Christiani matrimonii institutio, wovon der letzte Abschnitt die Familienerziehung behandelt. 1528 verfaßte er seinen Ciceronianus, sive de optimo dicendi genere, worin er gegen die Nachäffung des Einen Cicero auftritt, und de pronuntiatione; 1529 de pueris statim ac liberaliter instituendis und 1530 de civilitate morum puerilium. Vor dieser Zeit schon war Erasmus mit Luther, der ihn anfangs als den Herausgeber des neuen Testaments und als den Bekämpfer der Mönche und ihrer Mißbräuche für seinen Streitgenossen hielt, in Kampf getreten, indem er nur so lange mit den Reformatoren ging, als er den Kampf für einen gelehrten hielt, der gegen die Scholastik dem Siege des Humanismus gelte. Als er jedoch sah, daß Luthers Kampf ein Streit gegen die Kirche sei, wandte er sich von ihm, vertheidigte zwar Luther noch in einem Briefe an Spalatin und schrieb an Zwingli, daß er wohl beinahe alles gelehrt habe, was Luther lehre, nur nicht so heftig und ohne jene räthselhafte, nach Extremen haschende Sprache, erklärte jedoch auch dem Papste, daß er nichts mit den Reformatoren zu schaffen habe und verfaßte 1524 sein Buch de libero arbitrio, worin er den freien Willen insofern vertheidigt, daß zwar das Vermögen, sich frei zu bestimmen, ein Werk Gottes sei, das Wollen und Wirken selbst aber von dem eigenen freien Willen des Menschen abhange und von Gott nur durch äußerliche Mittel befördert werde, — eine Schrift, die bei Luther schon „nach Lesen der ersten Blätter unglaublichen Ekel erweckte.“ Erasmus und Luther waren zwei von Grund aus verschiedene Naturen. Luthers Thaten hatten ihre Triebfedern in den innersten Regungen seines Gewissens; Erasmus war von dem Streben nach Verbesserung der Studien, nach Läuterung des Geschmacks beseelt. Luther trat keck und rücksichtslos für die Religion und für das Volk in die Schranken;

Erasmus ward durch Rücksichten der Klugheit geleitet und wollte Aufklärung in den höheren Kreisen der Gesellschaft fördern. Luther's Thaten gründen in seinem Gefühl; Erasmus Worte quollen aus seinem Feinsinne, der mehr die Seiten des Christenthums, die es mit der Weisheit der Alten gemein hat, erkannte, als daß er in das Centrum desselben hätte eindringen können. Darum stieß ihn Luther von sich ab; darum aber auch war es bei den Mönchen ausgemacht, daß „Erasmus das Ei gelegt, das Luther ausgebrütet habe." Und darum konnte er auch mit Hutten, dem Manne von leidenschaftlicher Thatkraft, nicht in Freundschaft bleiben. Hutten setzte ihn zu Rede, daß er von der Sache Luther's abgefallen: Erasmus erwiederte, er habe nie aufgehört, ein redlicher Förderer der Sache des Evangeliums zu sein; aber er sei kein Parteimann. Und so war's. Sein Feld war seiner Geistesorganisation nach nicht das der That, sondern das des Denkens, wo die Extreme sich vermitteln, und auf diesem Felde hat er mit tiefem Sinn für die Wirklichkeit zur Verbesserung des Kirchen-, besonders aber des Schulwesens beigetragen — in chaotischem Flusse die Keime fast zu allem Neuen, was in der Pädagogik auftreten sollte, in sich tragend.

Der Ehe schreibt er eine besondere Wichtigkeit wegen der Kindererziehung zu. Paulus verheißt dem Weibe die Seligkeit durch Erzeugung von Kindern; wenn sie bleiben im Glauben und in der Liebe und in der Heiligung sammt der Zucht. Die Mutter, die dies an ihren Kindern nicht leistet, ist daher nur halb Mutter. Schon in der Zeugung und Schwangerschaft sind Pflichten gegen die Kinder zu erfüllen. Es ist eine Art von Aussetzung, wenn die Mutter nicht selbst ihre Kinder säugt. Wohl geboren zu werden, ist schon etwas; allein die Erziehung übertrifft an Einfluß alles; sie vermag die sonst so mächtige Natur in ihr Gegentheil zu verwandeln. Der Knabe ist einem Brachfelde zu vergleichen, die Lehre der Saat. Bis zum siebenten Jahre hat man nichts zu thun, als den Acker zu bestellen und zur Aufnahme der Saat vorzubereiten. Zunächst sorge man für leibliches Gedeihen, nähre die Kinder mit Milchspeisen, halte Gewürze und starkes Getränk von ihnen fern, kleide sie weder zu leicht noch zu schwer. Namentlich versündigt sich der große Haufe der Aeltern dadurch, daß sie die zarten Kinder nach Art der Alten kleiden, wodurch man den Körper verletzt, den Wuchs hemmt, Geld für nichts wegwirft und frühzeitig thörichte Eitelkeit weckt. Aeltern, die daran Vergnügen finden, sollten ihre Thorheit lieber an Puppen oder an Affen auslassen. Auch das Zimmer für die Kinder ist sorgfältig zu wählen; dumpfe, feuchte, wie übermäßig heiße Räume sind zu vermeiden, eben so Lärm und Zug; Baden und

Salben ist zu empfehlen, und auf Gesellschaft fröhlicher und guter Kinder zu sehen. — Es entsteht nun die Frage, wann mit dem Unterricht zu beginnen sei. Die Alten rathen meist nicht vor dem siebenten Jahre, Aristoteles mit dem fünften, Andere bald nach dem dritten. Alle haben Recht; denn sobald das Kind lernen kann, muß ihm spielend etwas beigebracht werden; allein die ernsthaftere Arbeit beginnt erst mit dem siebenten Jahre. Spielend und ganz früh müssen die Kinder lateinische und griechische Buchstaben schreiben und aussprechen lernen; eben so in den Sitten: die Kniee beugen beim Namen Jesu, die Hände falten, das Crucifix küssen sind schon Anfänge der Religion. Uebrigens ist in diesen Jahren zwar Ehrfurcht zu fordern, aber herbe Strenge fern zu halten. Schmeicheln, Loben, Belohnen, Versprechen wende man an statt Drohen, Schlagen und Schreien. Durch unvernünftige Grausamkeit werden Kinder von guten Anlagen verdummt. Muß aber einmal die Ruthe angewandt werden, so folge auch wieder etwas darauf, was das kindliche Gemüth trösten kann. — Ist das siebente Jahr erreicht, so bedenke der Erzieher, daß er ein zartes, nach allen Seiten biegsames Reis vor sich hat, — weiches Wachs, feuchten Thon: er zeige sich stets als ein wackerer Künstler! Viele führen im Munde, wenige beherzigen, was Horaz sagt: Quo semel est imbuta recens servabit odorem Testa diu. Nach intellectueller und religiös-sittlicher Seite hin ist das Kind zu erziehen, vorzüglich aber für Frömmigkeit zu sorgen. Platon und Aristoteles ziehen die öffentliche der privaten Erziehung vor; allein jene wird jetzt nur durch Schulmeister besorgt, zu denen man, statt die höchste Sorgfalt auf ihre Wahl zu verwenden, meist schmutzige und verworfene Menschen nimmt, bisweilen solche, die nicht recht gescheidt sind. Man giebt ihnen ein geringes Gehalt und ein unsauberes Local, daß man sagen sollte, es handle sich um die Erziehung von Schweinen, nicht von freien Söhnen der Bürger. Und doch setzt man hier die Zukunft des ganzen Staates auf's Spiel. Noch schlimmer ist es mit den Knaben, die in den Höhlen gewisser Finsterlinge überaus knauserig erzogen werden: ist doch fast alles Unheil unter dem Vorwande der Religion in die Welt gekommen! — Eine der vorzüglichsten Sorgen der Aeltern für ihre Kinder ist die Wahl eines Lehrers. Meist überlassen sie den Sohn dem ersten besten Lehrer, und manche Mütter pflegen ihre Malteserhündchen sorgfältiger als ihren Sohn, und einen Pferdeknecht oder Falkenwärter miethet man theurer als einen Lehrer für die Kinder. In nichts Anderem ist der große Haufe der Fürsten und Vornehmen so unglücklich, als darin, daß sie nicht würdigen und gesinnungs-

tüchtigen Lehrern übergeben werden. Man muß dabei nicht allein auf Gelehrsamkeit sehen, sondern vorzüglich auf gute Sitten. Hier kommt es auf ein freies und ernstes Urtheil an, nicht auf schmeichelnde Einführung oder dringende Empfehlung durch Freunde. Ist aber auch ein guter Erzieher gewählt, so lasse man nicht alle Sorge fahren, sondern führe fleißige Aufsicht. Es gehört keine geringe Kunst dazu, Elementarunterricht zu geben. Jünglinge zu bilden, erfordert vorzügliche Tüchtigkeit. Denn fast das ganze Leben der Menschen hängt ab von Lehrern, Predigern und Fürsten. Auch nicht Jeder, der gelehrt und bieder ist, eignet sich zur Jugenderziehung. Vielen fehlt Milde, Anderen Geduld; wer sich aber wirklich eignet, kann nicht zu hoch bezahlt werden. — So lange die Knaben noch klein sind, halte man sie mit einem Erzieher zu Hause. Zwar ist die Einsamkeit schädlich; allein in den großen Anstalten der Klöster rc., wo oft 200 Jünglinge in einem Hause gehalten werden, ist die Gefahr der Ansteckung durch schlimme Subjecte gar zu groß, die Sorge der Lehrer zu vertheilt, die freie Wahl derselben nicht möglich. In den Collegien und Bursen aber ist das gemeinsame Uebel mangelhafter Unterricht in der Grammatik; denn einmal wird hier sogleich zu den Wissenschaften geeilt, in welcher akademische Grade ertheilt werden, sodann aber gewöhnlich aus Habsucht irgend ein neugebackener Magister von kaum 16 Jahren als Lehrer der Grammatik eingesetzt. Niemand aber kann die Grammatik ordentlich lehren, der nicht in den Schriftstellern jeder Art wohl belesen und seinen Stil geübt hat. Am besten lasse man daher fünf bis sechs Knaben zusammen von einem Lehrer unterrichten, oder man gebe wenigstens einem Knaben, der in einem Collegium ist, noch einen besonderen Privatlehrer. Die Reichen aber sollen sich talentvoller armer Knaben annehmen und sie mit ihren Söhnen zusammen erziehen lassen, was die verdienstlichste aller Arten von Almosen ist. — Beim Unterricht muß die Wortkenntniß der Sprachkenntniß vorangehen; denn es ist ein Fehler, der nie ungestraft bleibt, wenn man die Wort- oder Sprachkenntniß vernachlässigt, in der Meinung, desto schneller zu den Sachen zu eilen: da man die Sachen nur mittelst der Sprachen erlernen kann, so müssen aus mangelhafter Kenntniß der letzteren nothwendig auch in jenen große Irrthümer entspringen. Der erste Gegenstand des Lernens ist die Grammatik, und sowohl die griechische als die lateinische; denn in diesen beiden Sprachen ist fast alles Wissenswerthe verfaßt, und beide müssen mit einander verbunden werden, weil wegen ihrer nahen Verwandtschaft eine die andere wesentlich

erleichtert. Die grammatischen Regeln müssen auf möglichst wenige und zwar auf die zuverlässigsten beschränkt werden, und es ist nicht zu billigen, wenn die gewöhnlichen Schullehrer ihre Schüler mehrere Jahre damit quälen, denn die wahre Sprachfertigkeit erwirbt man am besten durch gut gewählte Gespräche und durch fleißiges Lesen guter Bücher. Unter diesen muß man zuerst solche auswählen, die neben einer reinen Sprache sich zugleich durch einen anziehenden Inhalt auszeichnen. Sobald man in der Sprache einen hinlänglichen Grund gelegt hat, muß man sich zur Sachkenntniß wenden, die am besten aus den griechischen Schriftstellern als den eigentlichen Quellen der Wissenschaften zu schöpfen ist. Dabei muß man vor Allem auf die Ausbildung des Gedächtnisses sehen, wodurch alles Lehren erst seinen wahren Werth erhält. Die wichtigsten Stützen für das Gedächtniß sind: richtiges Verständniß der Sachen, gute Ordnung im Denken, Sorgfalt im Ergründen und Unterscheiden. Das Gedächtniß wird nicht wenig unterstützt, wenn man das, was nothwendig aber schwierig zu behalten ist, wie die Orte in der Geographie, die Füße der Metra, Declinationen und Conjugationen, Genealogien und Aehnliches so kurz und klar als möglich auf Tabellen verzeichnet und diese an den Wänden des Schlafzimmers aufhängt, damit sie beständig auch bei anderen Beschäftigungen vor Augen stehen. Kurze und bemerkenswerthe Sätze wie Apophthegmata, Sprichwörter, Sentenzen schreibe man in Bücher am Eingange oder am Schlusse auf, einiges werde in Ringe oder in Becher eingegraben, manches vor der Thür und an den Wänden oder auch auf den Fensterscheiben angeschrieben, damit den Augen sich überall etwas darbiete, was die Bildung unterstützt. Denn obgleich diese Dinge einzeln für sich kleinlich erscheinen, so bereichern sie alle vereinigt doch erheblich den Schatz des Wissens. — Das Gedächtniß darf aber nicht blos mit Grammatik belastet werden; auch Realkenntnisse sind nothwendig, und der Lehrer darf auch in der Geschichte, Geographie, Naturgeschichte ꝛc. nicht unbewandert sein, weil diese Kenntnisse die nothwendigen Instrumente zur Interpretation der Klassiker sind. Hat der Grammatiker auch keine genaue Kenntniß dieser Dinge, so darf er in denselben doch nicht ganz unbewandert sein, wenn du ihn für fähig halten willst, einen Jugendlehrer abzugeben. Weil der Grammatiker das Arma virumque auslegen soll, so wollen wir deshalb nicht verlangen, daß er ein Pyrrhus oder Hannibal, oder weil er Virgils Georgica interpretirt, daß er ein erfahrner Landmann sei. Wenn er des Aeneas Schifffahrt erklärt, so verlangen wir eben so

wenig, daß er ein vollkommner Seecapitain, oder daß er ein Apitius sei, weil er eine Stelle über Kochkunst tractirt. Aber was wird der Grammatikus vorbringen, welcher die Gestalt und den Gebrauch der Geschosse und Maschinen gar nicht kennt, und eben so wenig die Aufstellung eines Heeres? Es würde ihm nicht wenig nützen, hätte er diese Sachen mit erlebt; ist das nicht der Fall, so mag er sie aus Büchern und aus Erzählungen von Menschen, welche bei dergleichen zugegen waren, dann aus Abbildungen, so weit er's bedarf, kennen lernen. Dasselbe gilt von den übrigen Disciplinen. Doch darf der Lehrer beim Lesen der Autoren gerade nur so viel bemerken und erklären, als zum Verständniß des Autors selbst nöthig ist, — nicht eitel bei jeder Stelle seine Gelehrsamkeit ungehörig auskramen. — Beim Erlernen der Sprachen soll die griechische Grammatik der lateinischen nur einige Schritte vorangehen. Hinsichtlich der schriftlichen Uebungen sind vorzüglich Uebersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische zu empfehlen, wodurch gleichzeitig das Eindringen in den Sinn der griechischen Autoren und in die Eigenthümlichkeit beider Sprachen befördert wird. Doch ist das Ziel der Grammatik nicht, rein wie Cicero zu schreiben. Die Ciceronianer verwerfen mit unerträglicher Anmaßung alle Schriften, welche nicht Cicero's Züge tragen, schrecken die Jugend vom Lesen anderer Autoren zurück und zwingen sie zur abergläubischen Nachahmung des einzigen Tullius. Es ist zu verwundern, mit welcher Anmaßung derlei Leute die Barbarei des Thomas, Skotus, Durandus ꝛc. schmähen: und doch sind diese, welche sich weder rühmen, beredt noch Ciceronianer zu sein, bei Lichte besehen, mehr Ciceronianer als jene, welche nicht nur für Ciceroniani, sondern für Cicerones gehalten sein wollen. Abgesehen davon, daß viele Schriften Cicero's nicht auf uns gekommen, sind die überlieferten durch Schuld der Abschreiber zum Theil voller Fehler, zum Theil unecht: welche Gefahr für die Ciceronianer! Hat man sie doch öfter mit Pseudociceronianischem angeführt, das von ihnen höchlich als echt bewundert worden ist. Die Imitatio dieser Ciceronianer ist überhaupt von oberflächlichster Art. Wörtlein, Redeformeln, Schlußweisen ꝛc. merken sie dem Cicero ab und bringen sie, wo sie nur können, an. Weil ihr Meister seine Perioden öfter mit etsi, quamquam, quum ꝛc. anfängt, so meinen sie, Cicerones zu sein, wenn sie mit denselben Wörtern ihre Perioden beginnen. Da Cicero keine Jahreszahl unter seine Briefe schreibt, so meinen sie auch das Jahr Christi unter ihren Briefen weglassen zu müssen; eben so jede Titulatur, weil sich keine bei Cicero findet. Solche bornirte Nachahmer würde sich Cicero, lebte er noch, verbitten. Jede Zeit hat einen eigen-

thümlichen Charakter und verlangt deshalb eigenthümliche Beredtsamkeit. Cicero's Reden würden, wie sie sind, dem strengeren Zeitalter des Ennius und Cato Censorinus nicht zugesagt haben, geschweige dem unsrigen. Es hat sich ja seit Cicero alles geändert: Religion, Staat, Obrigkeit, Sitten, Gesetze. Wer also gegenwärtig gehörig sprechen will, den Umständen angemessen, und dies ist doch das Erste, was wir vom Redner verlangen, der muß weit verschieden von Cicero sein. Was hilft Cicero's Beredtsamkeit einem christlichen Lehrer, der zu christlichen Männern und Frauen etwa von Buße, Frucht des Gebets, Nutzen der Almosen rc. reden soll, da alles dieses dem Cicero unbekannt gewesen ist. Die echte Aehnlichkeit eines Redners mit Cicero beruht darauf, daß er über jeden Gegenstand möglichst vollkommen spricht, wozu einmal gründliche Kenntniß des Gegenstandes gehört, dann, daß es dem Redner vom Herzen geht. So müssen christliche Redner die Geheimnisse der christlichen Religion verstehen und mit nicht geringerem Fleiße die heilige Schrift studiren, als Cicero die Werke der Philosophen, Poeten, Juristen, Historiker studirt hat. Lebte Cicero als Christ in unserer Zeit, er würde gewiß die kirchliche Sprache nicht verschmähen, er würde fides in Christum, paracletus rc. sagen. Steht etwa Salomo dem Platon, die Psalmen dem Pindar nach? Unsere heidnische Gesinnung verführt den Verstand und die Ohren zu solchem Mißurtheil. Wir sind nur dem Namen nach Christen; Jesum bekennen wir mit dem Munde, aber den Jupiter optimus maximus und den Romulus tragen wir im Herzen! D a s e c h t e N a c h a h m e n i s t e i n e l e b e n d i g e g e i s t i g e A s s i m i l a t i o n k l a s s i s c h e r S c h r i f t s t e l l e r. Du mußt alles Mannichfaltige verdauen, was Du lesend zu Dir genommen und es durch Nachdenken vielmehr in die Adern der Seele überführen, als in das Gedächtniß oder in einen Index, so daß der Geist, mit aller Art geistiger Speise genährt, eine Rede aus sich selbst erzeugt, welche nicht nach diesen und jenen Blumen, Laube und Gräsern schmeckt, sondern nach dem Wesen und der Neigung Deines Gemüthes, daher der Leser in Deiner Schrift nicht etwa zusammengepflückte Fragmente Cicero's, sondern das Abbild eines Geistes erkenne, welcher mit Wissen aller Art erfüllt ist. D i e B i e n e n s a m m e l n d e n H o n i g s t o f f n i c h t v o n e i n e m e i n z i g e n S t r a u c h, s o n d e r n m i t b e w u n d e r n s w ü r d i g e r E m s i g k e i t f l i e g e n s i e a u f B l u m e n u n d K r ä u t e r a l l e r A r t h e r u m, a u c h g e w i n n e n s i e n i c h t f e r t i g e n H o n i g, s o n d e r n i n M u n d u n d E i n g e w e i d e n b i l d e n s i e i h n, e r z e u g e n i h n d a n n a u s s i c h u n d m a n e r k e n n t i n d e m s e l b e n n i c h t G e s c h m a c k o d e r G e r u c h e i n z e l n e r B l u m e n,

welche sie gekostet. — Neben den Wissenschaften sollten reiche Aeltern ihre Kinder auch irgend eine Kunst lernen lassen, wie Malerei, Bildhauerei, Architektur. Obwohl die Philosophen dies nicht billigen, so kann es uns doch nicht verächtlich sein, die wir Christum, der ein Sohn des Zimmermanns genannt wird, verehren. Während sie dies lernen, meiden sie den Müßiggang; verläßt sie das Glück, so haben sie ein Zehrgeld, wo nicht, so bleibt das Sprichwort wahr, daß Kunst keine Bürde ist. — Am wichtigsten ist die religiöse Erziehung und also auch der religiöse Unterricht. Die erste religiöse Unterweisung lehre, daß Gott über alles zu fürchten und zu lieben sei, der allgegenwärtige und allwissende Gründer und Erhalter des Alls: dieser habe durch seinen Sohn Jesus denen, die an ihn glauben und seine Gebote halten, das ewige Leben gegeben; und beide wohnen durch den heiligen Geist in den Herzen der Frommen. Gott belohne die Guten und bestrafe die Bösen. Der Name Jesus werde den Herzen der Kinder so eingeprägt, daß er ihnen so liebenswürdig als möglich erscheine. Man bringe ihnen auch die Ueberzeugung bei, daß immer Engel zugegen sind, die alles vernehmen, sogar die Gedanken. Demnächst ist die höchste Ehrfurcht vor der heiligen Schrift als einem beständigen Orakel Gottes einzuflößen, und zwar dadurch, daß man mit dem Beispiele einer solchen Ehrfurcht vorangeht und das Kind gewöhnt, das Evangelium zu küssen. Dann lerne der Knabe die Pracht des Himmels betrachten, die Fülle der Erde, die sprudelnden Quellen, die gleitenden Flüsse, das unermeßliche Meer, die zahllosen Arten der Thiere und wie dieses Alles zum Dienst der Menschen geschaffen sei, damit der Mensch wieder seinem Schöpfer diene. Er lerne auch die Wohlthaten kennen, welche Gott insbesondere seinen Auserwählten durch seinen eingebornen Sohn gespendet hat und durch den heiligen Geist noch täglich spendet. Endlich, welcher Lohn die Frommen, welche Strafe die Gottlosen erwartet. Er werde an sein Taufbündniß gemahnt und an die Gemeinschaft aller Christen, vermöge welcher Christus selbst in seinen Gliedern gepflegt oder verletzt wird. Er lerne, daß Niemand elend sein kann, der in Christo bleibt, was ihm auch immer zustoße. Im Unglück müsse man Gott danken, daß er uns um unseres Heils willen züchtigt, im Glück seine Güte anbeten. Man mahne ihn an seine Pflichten gegen Jedermann und lasse ihn wissen, daß Gott das Geleistete mit Wucher erstatten werde. Beispiele der Tugend gebe man ihm zunächst aus dem Leben Christi, sodann Anderer, besonders derjenigen, deren Heiligkeit durch das Zeugniß der heiligen Schrift festgestellt ist. Wenn dies und anderes der Art dem zarten Kinder-

herzen eingeflößt wird, wird es einst treffliche Frucht tragen. Für ganz besonders wichtig ist die Zeit vom 14. Jahre an zu halten. Das wichtigste Mittel, gute Sitten in einem Knaben zu fördern, ist das eigene Beispiel, da die Knaben einen vorzüglichen Hang zur Nachahmung haben.

Gleiches gilt auch für Mädchen. Ja, das heranwachsende Mädchen verlangt noch mehr Sorgfalt als ein Knabe. Die Verführung ist geschäftiger, der Geist schwächer, die Schande eines Fehltrittes größer. Die erste Sorge sei, ihr Gemüth mit heiligen Gefühlen zu erfüllen; die zweite, sie vor Ansteckung durch Schändliches zu bewahren; die dritte, sie vor Müßiggang zu hüten. Die Unschuld leidet am meisten durch böses Beispiel. Ganz besonders sind daher die Aeltern zu ermahnen, daß sie in Gegenwart ihrer auch noch so kleinen Tochter nichts Unziemliches vornehmen. Manche halten die Erziehung der Mädchen für vollendet, wenn sie dieselben bis zur Hochzeit eingeschlossen und fern vom Anblick der Männer halten, während sie indessen von den einfältigen Weibern, unter denen sie leben, mehr verdorben werden, als wenn sie mit Männern umgingen. Es ist freilich schon viel, die Züchtigkeit der Jungfrau unverletzt zu erhalten; allein recht züchtig ist erst die, die da weiß, was Züchtigkeit ist, und wie sie erhalten werden kann. Der große Haufe hält es für thöricht, die Mädchen wissenschaftlich zu bilden; die Verständigen aber wissen, daß nichts zur Erhaltung edlen und keuschen Sinnes vortheilhafter sein kann. Doch möge Jeder hierin seinem Urtheil und seinen Umständen folgen.

Die vorzüglichste Erziehung, der Grund aller Erziehung für Knaben wie für Mädchen muß im Hause gelegt werden. Die Summe aller Erziehung besteht darin, daß die Aeltern wissen, was sie lehren sollen, die Kinder aber gehorchen. Doch darf die älterliche Zucht nicht zu streng sein. Der Phryger wird, wie man sagt, durch Schläge gebessert. Aber ein Freigeborner, den weder Gottesfurcht noch Ehrfurcht vor den Aeltern, weder Scham noch Gewissen bewegt, wird auch durch Schläge nicht besser. Davor aber müssen die Väter sich hüten, daß sie nicht in Leidenschaft schlagen oder schelten. Das Weib, weil seine Gemüthsbewegungen heftiger sind, muß sich des Schlages gänzlich enthalten. Der Apostel mildert die väterliche Autorität im Kolosserbriefe mit den Worten: Ihr Väter, erbittert eure Kinder nicht, auf daß sie nicht muthlos werden. Es giebt nämlich Väter, die durch beständiges Zürnen und Schelten den Sohn dazu bringen, daß er entflieht, und entweder in Kriegsdienste

tritt, oder in ein Kloster geht, oder in einen andern Abgrund stürzt. Die Herrschaft des Vaters muß mit Ueberzeugung verbunden sein. Die jungen Leute fehlen meist aus Unwissenheit oder Unbedachtsamkeit. Gegen erstere dient παιδεία, gegen letztere νουθεσία, der die ἀθυμία widerspricht. Es giebt jedoch auch eine verkehrte Milde, wie sie sich an dem Beispiele Eli's und seiner Söhne zeigt. Den Brutus aber, der seine Söhne hinrichten ließ, bewundern die Meisten, loben nur Wenige. Vor Allem muß Fehltritten durch gute Lehren vorgebeugt werden. Ganz besonders müssen sich die Aeltern hüten bei der Berufswahl die Kinder zu etwas zu zwingen, wozu sie nicht geneigt sind, namentlich zum Klosterleben. Dasselbe gilt von der Art der Studien und den unzähligen anderen Einrichtungen des Lebens. Denn in der Regel geht das am glücklichsten von Statten, wozu man von der Natur geneigt ist. –

Desiderius Erasmus verband das klassische Alterthum und das Christenthum in seinem Geiste zu einer Einheit – nicht indifferent gegen die großartigste Erscheinung der Weltgeschichte, wie die italienischen Humanisten, obschon mit dem antiken Sinne für heiteren Lebensgenuß beseelt. Es war das allgemeine Urtheil, wenn Hutten ihn und Reuchlin die beiden Augen Deutschlands nannte, denn sie vertraten den echten deutschen Geist, der über der schönen Form und über dem Geiste der Wissenschaft die im Gefühl gründenden Fundamente des Christenthums nicht vergißt. Doch war Erasmus zu scharfer und vorwiegender Verstandesmensch und von zu fein besaitetem Nervensystem, als daß er die bestehende Religion und Kirche anders als mit nur demonstrirendem Finger hätte angreifen, und als daß er dem reformatorischen Kampfe und der Aufregung der Massen, die seine gelehrte Muße störte, hätte beipflichten können. Ja es war für ihn und bei ihm nicht widernatürlich, daß er zuletzt aus einem furchtsamen Freunde der Reformation ein entschiedener Gegner derselben wurde und deshalb von dem großen Standpunkte der Reformation aus als ein Held, den Feigheit und Servilismus zieren, erscheinen mußte, der das Zusammentreffen mit Hutten vermied, weil die Nachricht davon nach Rom an den Papst gelangt sein würde, nach Spanien an den Kaiser, nach Brabant, wo er eifrige Ankläger habe, und nach England, wo es nicht an Leuten fehle, die ihn, er möge wollen oder nicht, zum Lutheraner machten. –

Ganz anders der edelste der Humanisten jener Zeit, der 1488 zu Stackelberg am Rhein geborne **Ulrich von Hutten** – ein Heros voll Genialität und Wissen, wie voll umfassender Einsicht in die Schäden

und Bedürfnisse seiner Zeit, — Leier und Schwert zugleich in der Hand, von Herder der deutsche Demosthenes genannt. Ein unruhiger Geist hat er sein ganzes Leben hindurch die Welt durchwandert, um überall, wohin er kam, mit Wort und Schrift, mit Rath und That für die staatliche und kirchliche Reform seines Vaterlandes zu wirken. Er war ein Patriot, und mit Feuereifer kämpfte er deshalb gegen das Erpressungs- und Bevortheilungssystem, das die Päpste gegen Deutschland in Anwendung brachten. Schmählich fand er es, „daß, während unsere Vorfahren es für unwürdig hielten, den Römern, die damals das kriegsgewaltigste Volk waren und die Welt bezwungen hatten, zu gehorchen, wir nun diese Weichlinge, Sklaven der Wollust und Völlerei, ein faules weibisches, muth- und markloses Gesindel, nicht blos dulden, sondern auch, um ihnen ihr Wohlleben möglich zu machen, selbst schmählich darben, ihnen gleichsam, als hätten sie uns im Kriege überwunden, Tribut bezahlen, und unsere Erbgüter an sie verschwenden." Rom überhaupt ist der Gegenstand seines innersten Hasses. „Drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden: das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram. Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Frauen, Pfaffen und Schreiber. Drei Dinge dagegen sind aus Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit. Drei Dinge begehrt Jedermann zu Rom: kurze Messen, alt Gold und ein wollüstiges Leben. Von dreien hingegen hört man daselbst nicht gern: von einem allgemeinen Concil, von Reformation des geistlichen Standes, und daß die Deutschen anfangen klug zu werden. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christo, mit geistlichen Lehen und mit Weibern. Mit drei Dingen sind sie zu Rom nicht zu sättigen: mit Geld für Bischofsmäntel, Papstmonaten und Annaten. Drei Dinge macht Rom zu nichte: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom zurückzubringen: unreine Gewissen, böse Mägen und leere Beutel. Drei Dinge haben bisher Deutschland nicht klug werden lassen: der Stumpfsinn der Fürsten, der Verfall der Wissenschaft und der Aberglaube des Volkes. Drei Dinge fürchten sie in Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volke die Augen aufgehen, und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen. Und nur durch drei Dinge wäre Rom zurechtzubringen: durch der Fürsten Ernst, des Volkes Ungeduld und ein Türkenheer vor seinen Thoren." Und wie der Herr, so der Knecht. „Die alten Theologen ließen sich durch das Gewissen leiten: heute sind es lauter Schmeichler und Wohldiener, die, wenn sie einmal ihr Amt thun wollen, entweder über leere

Possen Aufhebens machen, oder, den Mächtigen zu Gefallen, ehrliche Leute in Haß, Gefahr, bisweilen selbst in das Verderben stürzen. Was läßt sich auch Unwürdigeres denken, als die leichtfertige, muthwillige und bösartige Behandlung, welche den Schriften rechtschaffener Männer schon mehr als einmal von solchen widerfahren ist, die nicht aus Irrthum, sondern aus Neid und Bosheit dasjenige verdammten, was sie, wenn man ihr Gewissen befragen wollte, die Ersten sein müßten, zu behaupten und zu billigen? Dabei geberden sie sich als Helden, wenn sie zu Gunsten des römischen Bischofs oder seiner Legaten die Stacheln ihres Unheils gegen diejenigen kehren, welche bestrebt sind, mit dem Zeugniß evangelischer Wahrheit den Aberglauben aus den Gemüthern der Gläubigen auszurotten und die wahre Religion von jeder Schminke zu befreien. Hingegen wider die schädlichen Curtisanen, die abscheulichen Simonisten und die gottlosen Ablaßkrämer entweder dem Volke zu predigen, oder eine Schrift herauszugeben, oder im Rathe sich freimüthig vernehmen zu lassen, hat bis jetzt noch keiner von jenen Theologen den Muth gehabt." — Daß dieser Hutten ein Freund der Reformation sein mußte, war seiner Natur gemäß. Er nannte Luther den unüberwindlichen Prediger des Evangeliums und seinen heiligen Freund. „Seht ihr nicht, — ruft er den Bischöfen rc. zu Worms zu, — daß die Luft der Freiheit weht, daß die Menschen des Gegenwärtigen überdrüssig, einen neuen Zustand herbeizuführen suchen?" Auch „ich werde stacheln, spornen, reizen und drängen zur Freiheit. Die mir nicht sogleich beifallen, werde ich durch unablässige Ermahnung besiegen, durch nothwendige Beharrlichkeit zwingen. Dabei habe ich keine Sorge noch Furcht vor Mißgeschick, sondern bin auf beides gefaßt, entweder euch den Untergang zu bereiten zum großen Vortheil des Vaterlandes, oder mit gutem Gewissen ehrlich zu unterliegen. Und damit ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich eure Drohungen verachte, erkläre ich, so lange ihr Luther oder Jemand seines Gleichen verfolgen werdet, mich als euren abgesagten Feind. Das Leben könnt ihr mir rauben; aber daß mein Verdienst um das Vaterland nicht daure, diese gute That sterbe, werdet ihr nicht bewirken. Was im Lauf ist, möget ihr vielleicht zum Stillstande bringen, was geschehen sollte, verhindern: was aber gethan ist, werdet ihr nicht ungeschehen machen; denn unmöglich ist, mit dem Leben zugleich auch das Andenken des Lebens zu vernichten. Wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten giebt. Und wenn uns etwas widerfahren sollte, so droht euch um so größere Gefahr von Anderen, weil sich dann mit den Verfechtern der Freiheit die Rächer der Unschuld verbinden werden."

„Die Wahrheit ist von Neuem geboren,
Und hat der Betrug sein Schein verloren.
Des sag Gott Jeder Lob und Ehr,
Und acht nit fürder Lügen mehr.
Ja, sag ich, Wahrheit war verdruckt,
Ist wieder nun herfür geruckt.
Des soll man billig gnießen lon,
Die dazu haben Arbeit gthon. . .
Ach, fromme Deutschen, halt ein Rath,
Da's nun so weit gegangen hat,
Daß nit geh wieder hinter sich.
Mit Treuen hab's gefördert ich,
Und begehr des weiter kein Genieß,
Dann, wo mir geschäh deshalb verdrieß,
Daß man mit Hülf mich nit verlaß;
So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr,
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott wöll sie trösten, es muß gahn;
Und sollt es brechen auch vorm End,
Wills Gott, so mags nit werden gewendt,
Darum will brauchen Füß und Händ.
Ich habs gewagt." —

Zu diesen Kämpfen des Humanismus, dem sich als Genosse die Volksopposition gegen die kirchlichen Mißbräuche zugesellte, wie sie schon im 13. Jahrhundert in den bäurischen Schwänken des Pfaffen Amis laut geworden war, wie sie sich in dem zuerst 1483 im niedersächsischen Dialekt niedergeschriebenen berühmten Volksbuche „Tyll Eulenspiegel" offenbarte und wie sie 1498 in dem in niederdeutscher Sprache und im satyrisch reformatorischen Zeitgeschmack erneuten Thierepos vom „Reinecke Fuchs" sich aussprach, — konnten die Rückwärtsmänner nicht länger still sein. Die alten Professoren an den Universitäten hielten fest an der vom Selbstdenken lossprechenden Scholastik, und mit den Mißbräuchen in der Kirche kamen zugleich auch die fetten Pfründen in Gefahr. Darum erhoben Professoren, Geistliche und Mönche aller Farben ein wüthendes Geschrei. Die Universität Köln mit ihrem Ketzermeister Hochstraten und Ingolstadt mit seinem Disputirkünstler Johann Eck wurden die Mittelpunkte, von denen aus in die Welt

posaunt ward, daß Religion und Moral in Gefahr seien und daß der Humanismus alles Heilige und Ehrwürdige umzustürzen drohe. Da ging aus dem Kreise der Humanisten die großartigste aller Satyren aus — die **„Briefe der Dunkelmänner“** (epistolae virorum obscurorum), deren erster Theil, welcher 1516 erschien und wahrscheinlich Johann Crotus und als Mitarbeiter Peter Eberbach und Hermann von Nuenar zu Verfassern hat, ein schallendes Gelächter in Deutschland hervorrief, worauf 1517 schon die Fortsetzung folgte, zu der wahrscheinlich Hutten beigesteuert hat. Die Briefe, welche zum Siege der Humanisten über die Scholastiker unendlich viel beitrugen, sind ihrer Form nach angeblich von Anhängern des alten Systems an einen Professor der Theologie zu Köln, Ortuin Gratius, in klassischem Küchenlatein geschrieben: „Ego amo unam virginem, Margaretham cum nomine“, „invitavit me ad convivalitatem“, „sitivit me“, „ego nihil teneo de Erasmo“, „habet bonam sperantiam“, „valete tam diu, donec unus passer ponderat centum libras“, — „Domine M. Ortuine, est in Erphordia in quodlibetis mota una quaestio, multum subtilis in duabus facultatibus Theologicali et Physicali. Quidam dicunt, quando Judaeus fit Christianus, pro tunc renascitur sibi praeputium, et illi sunt de via Theologorum et habent prae se Magistrales rationes, de quibus est una, quod alias Judaei facti Christiani in extremo judicio putarentur esse Judaei, si essent nudi in ipsorum membro virili, et sic ipsis fieret injuria. Idcirco precor dominationem vestram humiliter et devotarie, quod velitis vestra decisione determinare rei veritatem et interrogare uxorem Doctoris Joh. Pfefferkorn, ex quo cum ea bene statis, et illa non verecundatur dicere vobis quaecunque vultis propter illam amicabilem conversationem quam habetis cum viro Suo. Dicatis, domina mi, non peto inhonestum a vobis, sed ut manifestetis mihi rei veritatem: utrum maritus vester habet praeputium vel non, dicatis audacter sine verecundia. Verum ego nolo vos docere, vos melius scitis, quomodo debetis vos habere cum mulieribus quam ego. Datum raptim ex Erphordia.“ Dem Inhalte nach sind die Dunkelmännerbriefe eine Persiflage auf die scholastische Theologie mit ihrer Unwissenheit, ihrem gelehrten Unsinn und ihrer offenen und geheimen Sittenlosigkeit. Diesen Inhalt, sowie den Zweck und die Anlage hat Strauß also vortrefflich dargelegt: Im ersten Briefe legt unter Citaten aus Aristoteles und der heiligen Schrift der Theol. Baccalaureus Thomas Langschneider seinem ehemaligen Lehrer Ortuin Gratius eine Streitfrage

zur Entscheidung vor, die kürzlich bei einem Magisterschmaus in Leipzig aufgeworfen sei. Als sich daselbst nämlich die Doctoren, Magister und Licentiaten auf Kosten der neuen Magister mit gebratenen Hühnern, Capaunen und Fischen, Malvasier und Rheinwein, Einbecker, Torgauer und Neuburger Bier gütlich thaten, begannen sie schulgerecht von wichtigen Fragen zu reden, unter Anderem, ob Einer, der Doctor der Theologie, d. i. Magister noster zu werden im Begriff stehe, Magister nostrandus oder noster Magistrandus zu nennen sei. M. Warmsemmel, ein feiner Scotist, entscheidet sich für das Letztere. Denn, sagt er, magistrare ist ein verbum, s. v. a. magistrum facere, und dann kommt magistrandus; dagegen nostro, nostrare ist nicht gebräuchlich und steht nicht im Wörterbuch. Hiergegen hält M. Delitsch, Artist, Mediziner und Jurist zugleich, den Widerpart. Es sei gar nicht einerlei, ob noster vor oder nach Magister stehe: Magister noster bezeichne herkömmlich einen Doctor Theologiae, noster Magister aber könne nach Umständen jeder Meister in irgend einer freien oder unfreien Kunst genannt werden; also könne nur Magister nostrandus das Richtige sein. Daß ein Verbum, nostrare, nicht gebräuchlich, stehe dem nicht im Wege, da es ja nach Horaz (Ars poetica) erlaubt sei, neue Worte zu bilden. Welche von beiden Ansichten nun die richtige ist, bittet der Briefsteller, möge Ortuin entscheiden, und ihn auch in Kenntniß setzen, wie es mit dem Kriege zwischen ihnen und dem Doctor Reuchlin stehe, denn er habe gehört, daß dieser Schuft immer noch nicht widerrufen wolle. — Aehnliche Streitfragen und ähnliche Beantwortungen wiederholen sich unaufhörlich. So hatte Ortuin einmal von einem gewissen Magister noster den Ausdruck gebraucht, er sei ein Glied (membrum) von 10 Universitäten. Aber der scharfsinnige Doctor Klorbius macht ihn aufmerksam, wie unstatthaft es sei, von einem Gliede mehrerer Körper zu sprechen, da wohl ein Körper mehrere Glieder haben, aber nicht ein Glied mehreren Körpern angehören könne. Jenen Magister noster statt eines Gliedes vielmehr Körper von 10 Universitäten zu nennen, ginge aber auch nicht an, da ja dann die Universitäten seine Glieder, also ihm untergeordnet, und er mehr sein müßte, als 10 Universitäten: welches für diese verkleinerlich, und selbst für einen Magister noster, der ja immer noch Mensch sei, zu viel wäre. Was bleibt also für ein Ausweg? Wer auf 10 Universitäten immatriculirt ist, entscheidet Dr. Klorbius, welcher solche Weisheit zu Löwen gelernt hat, der kann sagen, ich bin Glieder (membra) von 10 Universitäten; wobei die Incongruenz des Numerus so wenig schadet, als wenn Virgil den Einen Alexis delicias

seines Herrn nennt. — Neben solchem Scharfsinne offenbaren die Männer der epistolae virorum obscurorum die größte Unwissenheit in Sprachen- und Alterthumskenntniß. Sie klagen, daß Reuchlin, auf Hebräisch Capnion genannt, und ein Anderer, Namens Proverbia Erasmi, ein neues Latein in die Theologie einführen wollen. Sie halten Griechisch und Hebräisch für unnütz; denn 1) sei die heilige Schrift schon genügend übersetzt, und 2) dürfe man die ungläubigen Juden und die schismatischen Griechen nicht dadurch stolz machen, daß man ihre Sprachen lerne. Die Frage wird aufgeworfen, ob es zur ewigen Seligkeit nothwendig sei, daß die Scholaren die Grammatik aus weltlichen Dichtern, wie Virgil, Cicero, Plinius rc. lernen? Sie wird verneint, da nach Aristoteles Metaph. I. die Dichter viel lügen, und wer lügt, der sündigt, und wer sein Studium auf Lügen gründet, der gründet es auf Sünden, was aber auf Sünden gegründet ist, das ist nicht gut, sondern wider Gott, der den Sünden feind ist. Magister ist bei ihnen zusammengesetzt aus magis und ter, weil er drei mal mehr wissen muß, als ein Anderer, oder aus magis und terreo, weil er seinen Schülern schrecklich sein soll. — Neben dieser Persiflage auf die Dummheit der Dunkelmänner geht dann in den Briefen der ernste Tadel ihres Unwesens her. Am kaiserlichen Hofe zu Innsbruck hört M. Wilhelm Lamp auf der Durchreise laute Beschwerden über das Curtisanenwesen und das Wandern des deutschen Geldes nach Rom; bei einem Gastmahl zu Worms ein Anderer scharfe Reden gegen die Häufung der Pfründen, das Wohlleben und die anstößigen Sitten der höheren Geistlichkeit. Dem Bruder Jacob, der auf der Kanzel gesagt habe, was in den Ablaßbriefen stehe, sei so wahr wie das Evangelium, und wer dieselben empfange, sei so vollständig absolvirt, als hätte Christus selbst ihn von seinen Sünden losgezählt, habe der Prediger an der Hauptkirche zu Würzburg, Johann Reiß, öffentlich mit den Worten widersprochen: „Nichts ist mit dem Evangelium zu vergleichen, und wer recht handelt, wird selig. Wenn Einer hundertmal jenen Ablaß empfängt und nicht gut lebt, so wird er verdammt, und der Ablaß hilft ihm nichts. Dagegen, wenn Einer rechtschaffen lebt, oder, falls er gesündigt, Buße thut und sich bessert, siehe, dem verkündige ich, daß er ein Bürger des Himmelreichs sein wird, ohne andere Hülfsmittel nöthig zu haben.“ In Frankfurt a. O. muß sich Magister Klingesor von Einem, der ihm immer Widerpart hält, die Weissagung Zephan. 1, 12: Zur selbigen Zeit will ich Jerusalem mit Laternen durchsuchen und will heimsuchen die Leute, die auf ihren Hefen liegen rc., — so interpretiren lassen: „Ich will Jerusalem durchsuchen,“

spricht der Herr, d. h. ich will meine Kirche untersuchen, um sie zu reformiren und die Irrthümer zu entfernen, die sich in dieselbe eingeschlichen haben: und das will ich thun „mit Laternen", d. h. durch gelehrte Männer, dergleichen in Deutschland Erasmus von Rotterdam, Johann Reuchlin ꝛc. sind; „und will heimsuchen die Männer" d. i. die Theologen, „die lügen", d. h. hartnäckig beharren, „auf ihren Hefen", d. h. auf einer schmutzigen, finstern und widersinnigen Theologie, welche sie seit einigen hundert Jahren aufgebracht haben, mit Abweichung von jenen alten und gelehrten Theologen, die im wahren Sinne der Schrift gewandelt hatten, während sie selbst weder Latein, noch Griechisch, noch Hebräisch verstehen, um die Schrift auslegen zu können. — Doch solche Strafpredigten nehmen die Dunkelmänner nicht allzu schwer. Sie schwelgen in Lust und Liebesfreuden. Die ehelichen zwar sind ihnen, insofern sie dem geistlichen Stande angehören, durch ihre Gelübde untersagt, und die außerehelichen gelten für sündhaft. Aber sagt denn nicht der Prediger Salomon 11, 9: Freue Dich, Jüngling, Deiner Jugend? und 3, 12: Es sei nichts Besseres, als daß der Mensch sich freue zu seinem Werk? und 4, 11: Wenn zwei bei einanderliegen, werde ihnen warm, Einer für sich aber könne nicht warm werden? So ist der Wandel Simson's zur Delila und Salomon's Kebsweiber ohne Zahl bekannt, und doch ist über den Ersteren nachmals der heilige Geist gekommen, und der Letztere ist, nach der allgemeinen Annahme der Doctoren, selig geworden: mithin kann jene Sünde nicht so groß sein. „Ich bin nicht stärker als Simson," schreibt M. Conrad von Zwickau, „und bin nicht weiser als Salomo: folglich muß man bisweilen eine Freude haben; denn das, sagen die Aerzte, ist gut gegen die Melancholie. Nachher beichten wir dann, und Gott ist barmherzig, und wir dürfen auf Gnade hoffen. Ist man doch kein Engel, sondern ein Mensch, und jeder Mensch irrt. Ja, wenn Gott die Liebe ist, so kann die Liebe nichts Schlimmes sein: wiederlegt mir diesen Beweis!" — Ortuin selbst hatte ein zartes Verhältniß zu der Frau seines judenchristlichen Bundesgenossen; aber Pfefferkorn, meint ein Briefsteller, solle deshalb nicht eifersüchtig sein, nach dem Spruche, daß zwischen Freunden alles gemein sein müsse. Davon wollen zwar Einige die Weiber ausgenommen wissen; allein es komme hinzu, daß Ortuin keine Frau habe, und denen, die nicht haben, sollen wir mittheilen. — Durch all' diese Geschichten hindurch zieht sich wie ein rother Faden die Angelegenheit Reuchlin's. Bald hoffen die Dunkelmänner, daß Reuchlin's Mittel durch die Proceßkosten erschöpft werden und die Sache für sie einen guten Ausgang gewinnt; bald schweben sie in

Furcht; denn auch dem Hochstraten geht das Geld aus. Ein besuchender Magister sieht seine Kappe liegen und findet sie voller Läuse, was den guten Menschen bis zu Thränen rührt. Endlich wird ein Einblick in das Studirzimmer Reuchlin's selbst gegeben: Wie ich in sein Haus kam, erzählt ein Baccalaureus, da sagte er zu mir: Willkommen, Herr Baccalaureus, setzet euch. Und er hatte einen Brill (unum brillum) auf seiner Nase und ein Buch vor sich, das war wunderbarlich geschrieben, und ich sah gleich, daß es weder Deutsch, noch Böhmisch, auch nicht Lateinisch geschrieben war. Und ich sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, wie nennt man sothanes Buch? Er antwortete: es nenne sich der griechische Plutarchos und handle von der Philosophie. Da sagte ich: So leset es in Gottes Namen! und daher glaubte ich, daß er wundersame Künste verstehe. Dann sah ich ein kleines Buch, neugedruckt, unter der Bank liegen, und sagte zu ihm: Vortrefflicher Herr Doctor, was liegt denn da? Er antwortete: Es ist ein anstößiges Buch, das mir kürzlich ein Freund aus Köln geschickt hat, es ist gegen mich geschrieben und die Kölner Theologen haben es verfaßt und sagen nun, Joh. Pfefferkorn habe solches Buch gemacht. Da sagte ich: Was thut Ihr dagegen? Wollet Ihr Euch nicht rechtfertigen? Antwortet er: Nichts weniger; ich bin schon hinlänglich gerechtfertigt, ich kümmere mich nichts mehr um diese Thorheiten, meine Augen reichen kaum noch hin, das zu studiren, was mir nützlich ist. Das Büchlein aber war betitelt: Defensio Joh. Pfefferkorn contra famosas.

Aus den Briefen gegen die Dunkelmänner wird sichtbar, wie der Boden unterwühlt und alles schlagfertig war, den großen Krieg gegen das Papstthum zu beginnen, und wie es nur noch des Genius bedurfte, durch den der Geschichtsgeist das Wort aussprechen konnte, das als Panier auf die Fahne des Kampfes gepflanzt werden mußte.

Auf die Universitäten und Schulen in Deutschland konnte dieser Sturm und Drang der Humanisten nicht ohne Einfluß bleiben. Zuerst strebten sie, die barbarischen Lehrbücher der Latinität wegzuschaffen. Bernhard Perger, Professor in Wien, versuchte zunächst das Doctrinale zu verdrängen: er bearbeitete deshalb vor 1488 eine grammatica nova nach Nicolaus Perottus. Und während in den Niederlanden Johannes Sintius, Hermann Buschius &c. zu demselben Ziele strebten, führten des Bebelius Schüler in Tübingen, Jacob Heinrichmann und Alex. Brassicanus gleiche Aufgabe aus. Auch Johann Aventinus gab eine neue lateinische Grammatik heraus, die in Oberdeutschland großen Beifall erhielt. Durch das vereinigte Bemühen dieser Männer

gelang es, daß in Deutschland noch vor 1525 das Doctrinale verachtet und vergessen wurde, weil von da ab endlich nach hartem Kampfe die Schüler des Humanismus gesiegt hatten. — Dasselbe Schicksal traf auch die Wörterbücher. Unter ihnen hatten der Mammotrectus Teutonista, Gemma Gemmarum, Florista, Gemma Vocabulorum, Gräcismus und Papias den allgemeinsten Beifall. Sie waren fast alle im 14. Jahrhundert durch Bettelmönche entstanden und bezogen sich auf die Erklärung der Wörter in der Vulgata, sowie der aus der griechischen Sprache entlehnten Wörter und Redensarten. Auch gab es Wörterbücher für Juristen, für Prediger ꝛc.: vocabularius utriusque Juris 1481, vocabularius praedicantium etc. Reuchlin erwarb sich auch hier große Verdienste, indem er ein Wörterbuch — breviloquus — schrieb, das fast überall eingeführt, so lange herrschte, bis ein Jahrhundert nachher Basilius Faber seinen thesaurus herausgab. Mit gleichen Schwierigkeiten, wie Grammatik und Lexikon, hatte die Einführung der römischen Klassiker in die Schulen zu kämpfen. Man zog immer noch den Prudentius und den Ligurinus von Günther, oder die in Hexameter gezwungene Geschichte Otto's von Freisingen den klassischen Dichtern vor. Endlich setzten die von Universität zu Universität ziehenden und daselbst mit Enthusiasmus die römische Literatur lehrenden Poeten die Lectüre der Klassiker durch. Auch in den Schulen zu Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. ꝛc. wurden die römischen Dichter gelesen. — Am langsamsten waren die Fortschritte der griechischen Literatur in Deutschland. Die Theologen hielten es lange Zeit für eine Ketzerei, Griechisch zu wissen, weil die Griechen Ketzer wären, und das neue Testament war seinem Urtexte nach so unbekannt, daß man glaubte, es sei in einer neuen Sprache geschrieben, weshalb man es als ein neues Buch, „voll Steine und Ottern" verschrie. Auch die Juristen fanden es sehr lästig, daß sie besser Lateinisch schreiben und sogar Griechisch verstehen sollten. Man hielt die griechische Sprache für zu schwer und dazu für nutzlos; viele verwirrte Köpfe lernten Griechisch und prahlten nur damit; die Wissenschaften verlören ihre Achtung, und die Philosophie besonders würde ganz vernachlässigt. Zur Pflicht wurde das Studium der griechischen Sprache den Theologen erst zur Zeit der Reformation gemacht und in die Schulen noch später eingeführt. Es fehlte daher noch lange an guten Abdrücken von griechischen Schriftstellern, und als die Baseler das Studium der Griechen zu befördern begannen, war der Mangel an griechischgelehrten Deutschen noch so groß, daß Ammerbach an Reuchlin schreiben konnte: Du bist der einzige Deutsche, der die griechische Sprache

versteht. Erasmus erst hat die griechische Sprache in Deutschland allgemeiner gemacht. Er empfahl überall das Studium des Griechischen, wirkte mit diesen Empfehlungen an Höfen, auf junge Gelehrte, auf die Geistlichkeit, besorgte die Ausgabe des neuen Testamentes, stiftete das Collegium Buslidianum in Löwen und schickte Richard Crocus und Petrus Mosellanus nach Sachsen. Um 1520 endlich war keine deutsche Universität mehr, auf welcher nicht über griechische und römische Klassiker, über das neue Testament, den Cicero, verschiedene Dichter, den Demosthenes, Isokrates, Plutarchos, Aristophanes, Euripides ꝛc. wäre gelesen worden, obschon die Exemplare noch so selten waren, daß sich oft die Studenten das des Lehrers abschreiben mußten. — Später noch als in die Universitäten drang das Griechische in die Gymnasien ein. Zwar fingen einzelne Lehrer, die in Köln, Löwen ꝛc. studirt hatten, nach 1515 an, einigen ihrer Schüler Unterricht in der griechischen Sprache zu ertheilen: so Simmler, der Lehrer Melanchthons; eben so in Straßburg, in Nürnberg ꝛc. Allein das Griechische war immer nur eine Privatlection, und die meisten Gelehrten, welche mit Luther wirkten, erlernten wie Luther selbst die griechische Sprache erst auf der Universität. — Die hebräische Sprache hatte vor der Reformation nur wenige Freunde. Reuchlin ist mit seiner Grammatik der Wiederhersteller dieses Studiums, und Capito in Straßburg, Johannn Böschenstein († 1543), Johann Forster († 1556), Sebastian Münster († 1552), Pellicanus und Fagius folgten ihm mit hebräischen Sprachlehren und Wörterbüchern. Auch war Joh. Böschenstein in Wittenberg 1518 und 1519, darauf in Heidelberg 1521 der erste Professor der hebräischen Sprache, wie es Reuchlin in Ingolstadt war.

Diese Veränderungen in den Studien konnten nicht ohne Einfluß auf die Schulen bleiben, obschon er hier früher, dort später und nur nach und nach erst bemerkbar wurde. Zuerst zeigte sich der Einfluß des Humanismus an den Lehrern, wozu man seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, als die Universitäten häufiger besucht wurden, Männer nahm, die wenigstens die unterste akademische Würde erhalten hatten. Diese lasen in manchen Schulen schon den Terenz, Cicero's Schriften über die Pflichten, über die Freundschaft ꝛc., Einzelnes von Seneca, den Virgil und Boëthius. Doch war auch in vielen Gegenden Deutschlands bis zur Reformation noch keine Spur von Humanismus in die Schulen eingedrungen: in vielen wurden immer noch die Eclogen des Theodulus und des Johann Baptista Mantuanus ꝛc. tractirt. Als Trotzendorf 1215 von der Uni=

versität Leipzig nach Görlitz zurückkam, unterrichtete er den Rector und die übrigen Lehrer im Griechischen und Lateinischen, indem er ihnen Plutarchs Buch über die Erziehung und die Officien des Cicero erklärte. In der Mark Brandenburg wurden die Schüler noch bis in die Reformationszeit oft bis zum 30. Lebensjahre in grammatischen Kleinigkeiten unterrichtet; die Lehrer daselbst sahen einen Menschen, der Griechisch lesen konnte, für einen Wundermann an, und es verstehen, war unter ihnen unerhört.

Wie mit den Wissenschaften, so traten auch mit dem Lehrerstande, sowie mit den Schülern und mit der Schulzucht durch den Humanismus wesentliche Veränderungen ein. An freies Denken gewöhnt, und der Unwissenheit des verderbten Clerus entschieden abgeneigt, fingen die humanistischen Lehrer an, die unteren geistlichen Grade zu verschmähen und sich damit gegen alle die Geschäfte zu erklären, welche den Rector bisher an den geistlichen Stand geknüpft hatten. Einige von ihnen — Johann Sapidus bald nach 1500, Glandorp, Eobanus Hessus — verheiratheten sich sogar. Indem so die Schule von der Kirche losgerissen ward, verlor die Schule auch die Einkünfte, welche die Kirche gab, und es blieb den Lehrern fortan keine andere Einkommensquelle, als das Schulgeld an das Notariat. Die Stadträthe mußten deshalb hier hülfreiche Hand reichen. Die früheste Spur einer Besoldung, die in Deutschland der Stadtrath dem Rector ertheilte, kommt zu Nördlingen 1443 vor, wo derselbe 32 Fl., jedoch nur als bloße Verehrung, die im folgenden Jahre nur die Hälfte betrug, erhielt; erst 1464 wurde daraus ein fixirter Gehalt von 32 Fl. Als Wilhelm Nesenius, Melanchthons Freund, zu Frankfurt a. M. „etwas Verehrung begehrt, etwa ein Vierteljahr die Jungen in Poesie zu lehren", wird von Rathswegen beschlossen, „ihm jetzt zwei Gulden zu geben, und wo er sich ehrlich hält, wollte der Rath nach Gelegenheit handeln." 1519 bekam er, als im Barfüßerkloster eine lateinische Schule angelegt wurde, das Rectorat, 50 Fl. jährlichen Gehalt und freie Wohnung. Doch war die Besoldung nur an wenigen Orten eingeführt. In den Schulordnungen kommt nie eine fixirte Besoldung vor; in der Schulordnung von Stuttgart 1501, Durlach 1539 rc. wird der Rector immer allein auf das Schulgeld und einige Emolumente hingewiesen. Daher die Elegie über das Elend des Schullebens von Eobanus Hessus: „Welcher Lohn wird uns für unsere Mühen? Fasten, Auszehrung, Verdruß, Krankheiten, immerwährender Kummer. Jede andere Arbeit nährt ihren Mann; den Schullehrer drückt schreckliche Armuth, und der übermüthige Stolz Anderer schlägt ihn vollends nieder. Jeder gemeine Schreiber, Rabulist, Bettel-

mönch hat oder fordert den Vorzug. So übereilt uns mitten im Lenze unserer Jahre das bleiche Alter! O lieber den Tod, als diesen Stand!" — Die Schulanstalten waren im Inneren und Aeußeren immer noch nach mönchischer Art eingerichtet. „Fast überall ein großes Gebäude mit kleinen Zellen, worin die Lehrer und Schüler, besonders die fremden, wohnten, durchaus dem Tone und den Beschäftigungen angemessen, die darin herrschten, eben so winzig und finster: — die Kirche nahm beiden alles Licht!" An vielen Orten wurde dieser beengende Anblick noch düster durch die Tracht der Lehrer und Schüler, die lange Zeit hindurch überall in schwarze Gewänder oder doch in dunkle Mäntel gehüllt und mit Kutten versehen, der Welt schon abgestorben zu sein schienen. „Welch' eine Augenweide für die andächtig frommen Einwohner, ihre Kinder so früh dem Herrn sich weihen zu sehen! Aber welch' ein Aergerniß nachher für sie, als der Kleiderluxus, welcher schon lange in den Städten herrschte, gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts auch allmählich in diese Gesellschaften eindrang und Kleidertrachten einführte, die gar nicht „schülerisch" waren." Die Schüler traten, besonders in Süddeutschland, als ausgemachte Weltkinder auf, tanzten in öffentlichen Häusern, erschienen mit Degen und trugen „spitzige, schnepelter Schuhe, kurze ritterliche Röcke, kleine Käppchen und kleine schmale Hütchen." Zwar wurde es an vielen Orten den Rectoren aufgegeben, diese schädlichen Neuerungen zu unterdrücken und die „neuen Farben" an den Kleidern der Schüler eben so wenig zu dulden, als ihre „gekräuselten Haarlocken"; — aber trugen doch Rector und Lehrer selbst kein Bedenken, in die Wirthshäuser zu gehen und zu „zechen", sowie die Rollen „der Platzmeister auf Hochzeiten" zu übernehmen. — Welcher Contrast zu alle dem die Schule und ihre Disciplin an vielen Orten! Im Sommer wurde schon um 5, im Winter um 6 Uhr zu den Klassen geläutet, welche mit Gesang anfingen und endeten. Gewöhnlich Vormittags dann zwei oder drei Unterrichtsstunden, weil das Hochamt, die Messen rc. einen großen Theil der Vormittagszeit wegnahmen: Nachmittags vier Stunden Unterricht. Die eine Klasse las — und diese Uebung dauerte oft bis zur Secunda —, die andere schrieb, die dritte lernte den Cisi-Janus, die grammatischen Paradigmen, Regeln und Ausnahmen, scandirte rc., eine andere exponirte den Terenz, Boëthius rc., „die der Lehrer nach den subtilsten Regeln seiner Grammatik, Rhetorik und Dialektik meist so zerlegte und auflöste, daß die Schriftsteller in dieser neuen Gestalt sich selbst nicht wieder erkannt hätten." Gleich nach Tische war die Musikstunde. In Prima wurde alle

acht Tage bis drei Wochen öffentlich disputirt. Der ganze Unterricht war Gedächtnißübung, wobei drohend die körperlichen Strafen standen. Es war, sagt Ruhkopf, fast unerhört, daß ein Lehrer gegen seine Schüler höflich war und die Kunst besaß, ihre Achtung und Liebe zu gewinnen, indem er ihnen die seinige bewies. — In dieses despotische Reich drang nur Spannung des Geistes und Neugierde ein, wann bei Beginn eines neuen Cursus zu Ostern oder Michaelis die Wiedertaufe vorgenommen ward. Denn die deutschen Namen hatten für das fein gebildete griechische Ohr zu viele Consonanten, klangen zu hart, zu rauh, zu barbarisch, als daß man den Ton von Schwarzerd, von Hausschein, von Reuchlin 2c. ertragen mochte: viel klassischer und eleganter lautete Melanchthon, Oekolampadius, Kapnion. Da trat denn der Lehrer nach der Ankunft der neuen Schüler in den vor Neugierde brennenden Haufen, um Mann vor Mann ganz oder halb zu latinisiren und zu gräcisiren, — und der fortan klassisirte Jüngling zählte sich selbst zu den hochgepriesenen Griechen und Römern!

Der Humanismus hatte die vorreformatorischen Schulen im Allgemeinen nur oberflächlich berührt. Die Geister seufzten in den Schulen unter dem Drucke und Zwange des seltsam und zweckwidrig aus römischen und verderbten christlichen Vorstellungen zusammengesetzten Unterrichtsstoffes, und selbst nur der kleinste Theil der Nation nahm an diesem Unterrichte Theil, indem für den Adel sowie für diejenigen, die nicht in den aufgeklärten Städten lebten, nichts gethan wurde, was ihre Anlagen entwickelte und zweckmäßig ausbildete, und die meisten von ihnen gemeiniglich weder lesen noch schreiben konnten, sondern sich begnügten, den Glauben, das Vaterunser und einige Ceremonien gelernt zu haben. Die Eroberungen des Humanismus wurden erst von der Reformation für die Schulen ausgebeutet.

Rückblick
auf die Geschichte der Pädagogik von Christus bis zur Reformation.

29.

Christus ist der Wendepunkt der Zeiten. Er ist das Fleisch und Blut gewordene menschliche Ideal. Was der Mensch sein soll: das ist Christus, — im Denken, Fühlen und Handeln die Einheit mit Gott. — Damit ist auch der Erziehung ein absolutes Ideal gesetzt. Jeder Christ soll nach den ihm von Gott verliehenen Anlagen auf seine Weise ein Christus werden, d. h. durch Ueberwindung seiner Natürlichkeit und Selbstsucht in ein freies, persönliches Verhältniß zu Gott treten: die christliche Erziehung soll diesem Werden den naturgemäßen Weg zeigen, auf diesem Wege, der zum Ziele führt, vorwärts leiten, die Hemmnisse, die dabei auf- oder davon abhalten könnten, abzuwenden suchen.

Mit der Erscheinung Christi ist alle nationale Aufgeblasenheit und Ueberhebung aufgehoben; denn Christus gehört keinem bestimmten Volke, sondern der Menschheit an, und in ihm sind nicht Einzelne, ist nicht irgend ein Volk, sind alle, die an ihn glauben, mit Gott versöhnt; mit dem Gedanken der Gottmenschlichkeit sind die antiken Begriffe von Grieche und Barbar, von Bürger und Sklav gebrochen: darum hat von nun ab die Erziehung den Menschen als Mensch in seiner unendlichen Bedeutung und in seinem ewigen Werthe zum Gegenstand ihrer Thätigkeit. Die Völker stehen nicht mehr isolirt neben einander; sie treten zusammenhandelnd als Glieder eines Organismus auf und beziehen ihr Denken und Thun in der Kirche auf das Leben Gottes und im Staate auf das Leben der Menschheit: so soll die christliche Erziehung das Leben ihres Zöglings um den ewigen Welt- und Menschheits-Mittelpunkt, um Gott, centriren lassen, damit von da aus das Denken des Einzelnen in ihm seine Richtung erhält. Das Christenthum kennt nur ein Erziehungsgesetz: die Entwicklung der Ebenbildlichkeit Gottes im Einzelnen und des daraus hervorgehenden Bewußtseins der wesentlichen Einheit des wahrhaft Menschlichen und Göttlichen; es fordert vom Kinde Gehorsam, von den Aeltern ernste Zucht mit liebevoller Milde gepaart.

Dahin zielen die Aussprüche von Jesus über die Erziehung; das sind die Grundlagen auch der neutestamentlichen Pädagogik.

Die im neuen Testamente niedergelegten Grundsätze über Erziehung waren bei den ersten Christen unmittelbar christliche Sitte und Lebensordnung: — die Praxis der ersten christlichen Jahrhunderte. Zu Christus führten die Aeltern ihr Kind. Alle menschliche Weisheit schien gering vor der ewigen Weisheit, die den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit war, — alle menschliche Kunst in der Erziehung nichtig vor dem Einen Herrn, an dessen Hand das Kind werden muß, was es werden kann und soll. — Naturgemäß mußte diese Erziehungs-Praxis bald der Reflexion unterworfen werden, da die Predigt als Darlegung der christlichen Weltanschauung nothwendig auch an die Führung der Kinder zu Christus erinnern und zugleich dabei auseinandersetzen mußte, worin diese Führung bestehe und wie sie zu bewerkstelligen sei. So beschäftigten sich die Kirchenväter in ihren Predigten mit dem Thema der Erziehung, ohne dadurch eine eigentliche Erziehungskunst zu schaffen. Die Reflexionen, die sie anstellten, wurden nicht zu einem Systeme zusammengebaut; sie bestanden aus einzelnen Forderungen und Erläuterungen über Gegenstände der Erziehung, die von jedem Christen in seinem Kreise erfüllt werden konnten und sollten: sie bezogen sich namentlich auf Erziehung in der christlichen Religion, weil diese den ganzen Geist der Begeisterten einnahm, und daher alle weltliche Wissenschaft und Kunst von ihr aus als werthlos erschien. Doch empfanden viele aus dem Heidenthum Herübergekommene und von der heidnischen Bildung Genährte auch auf christlichem Boden noch das Bedürfniß, das Christenthum mit der heidnischen Wissenschaft zu vermitteln, indeß die Anderen Christenthum und Heidenthum schroff gegenüberstellten und alles Heidnische verdammten.

Mit dieser theoretischen Anschauung ging die Praxis im Unterricht parallel. Ursprünglich bestand das Erziehungs- und Unterrichtswesen, wie es sich im römischen Reiche unter dem Einflusse heidnischer Sitte und Gelehrsamkeit gebildet hatte, neben den Einrichtungen fort, welche für die Christen in der christlichen Kirche zur Regulirung ihres Unterrichts und ihrer Erziehung getroffen wurden, und namentlich ward die höhere wissenschaftliche Bildung auch unter ihnen auf Instituten erlangt, die außer der Kirche standen. Je mehr sich jedoch das Christenthum im Innern entwickelte und im Aeußeren Geltung verschaffte, um so mehr wurde das Bedürfniß nach Errichtung christlicher Schulen rege und erfüllt: es entstanden christliche Volks-

schulen. Und mit der Idee einer Priesterzunft und einer Kirche entwickelte sich zugleich auch die Forderung, daß die Repräsentanten der Kirche, die Geistlichen, die Bildung der Zeit in sich aufnähmen: die Katechetenschulen entstanden, Bildungsanstalten für Geistliche; auch theologische Seminarien, indem die Bischöfe einen Kreis von Jünglingen und Männern um sich sammelten, die den Dienst in der Kirche zu ihrem Berufe wählten und die hier zu diesem Berufe mehr durch Umgang und Beispiel, als durch regelmäßige und systematisch geordnete Vorträge vorbereitet wurden. Die Katechetenschulen wirkten jedoch nur in kleineren Kreisen, blieben wenige und hatten keine lange Dauer, und die Vorbereitung in Seminarien war der subjectiven Willkür der Männer überlassen, die an der Spitze des Clerus einer Gemeinde standen, förderten deshalb, je nach der Individualität derselben oft viel, oft wenig, oft weniger als wenig. Es fehlte also fort und fort noch an der allgemeinen wissenschaftlichen Vorbildung selbst zum geistlichen Stande, geschweige zur höheren Cultur der Laien, und wer eine wissenschaftliche Bildung erwerben und sich dadurch für den höheren Staatsdienst befähigen wollte, mußte gleich vielen Männern, die sich dem Dienste der Kirche weiheten, die Lehranstalten besuchen, die aus der heidnischen Zeit in die christliche herübergekommen waren und die noch unter den ersten christlichen Kaisern mit heidnischen Lehrern besetzt wurden.

Mit dem immer weiteren Siege des Christenthums mußten die heidnischen Schulen und Bildungsanstalten immer mehr der christlichen Cultur weichen. Da kam die Völkerwanderung, und unter der Noth der Zeit sanken die Schulen der Grammatisten, Grammatiker und Rhetoren in den Staub, ja selbst die von den Kaisern gegründeten Institute schleppten nur ein kümmerliches Dasein fort. Der Clerus allein noch blieb im vierten, fünften und sechsten Jahrhundert Träger der Bildung. Dadurch aber nahmen auch die Schulen einen theologischen Charakter an: der Unterricht ward einseitig fast nur auf theologisches Wissen berechnet; die anderen Wissenschaften wurden nach dem sogenannten Kirchenglauben gemodelt und geregelt — die Wissenschaft war die Magd der Theologie und verlor damit ihre Freiheit und ihre Würde.

Im byzantinischen Reiche und in der orientalischen Kirche blieb die Bildung und Erziehung auf diesem theologischen Standpunkte stehen. Die Sorge für die Erziehung und den Unterricht der Massen trat ganz hinter die wissenschaftlichen Bestrebungen der von den Kaisern Begünstigten zurück, und diese wurden nicht vom schaffenden wissenschaftlichen Geiste getrieben, sondern meist durch einseitiges und leidenschaftliches Vertreten kirchlicher Dogmen bestimmt. Aber doch ist die

orientalische Kirche mit ihren Klöstern, Bibliotheken und Schulen die Aufbewahrerin der antiken wissenschaftlichen Schätze gewesen, um dieselben dem in sich erstarrten Abendlande zur selbsteigenen Verarbeitung zu übergeben. — Mit der Bildung der orientalischen Kirche arbeiteten gleichzeitig die wissenschaftlichen Bestrebungen der Araber der Bildung im Abendlande vor. Von den arabischen Akademien in Spanien aus, die im 11. Jahrhundert von den Christen des Occidents besucht wurden, erhielten diese den Anstoß zur Vertiefung in die Philosophie, Mathematik und Medizin, — den Anstoß überhaupt zu erneutem Leben. —

Das Abendland ist der eigentliche Träger des geistigen Fortschritts in der vorreformatorischen Zeit. Der Repräsentant desselben ist der germanische Geist, der in der Völkerwanderung die primitivste Stufe seines Daseins durchlebte, dann im Gefühl seiner Kraft einen Platz in der Geschichte sich erkämpfte und politische und sociale Formen sich schuf, um hierauf den idealen Mächten des Daseins sich zu öffnen und zwar zunächst der Religion und ihren Einflüssen sich hinzugeben, hernach auf die Kunst seine ganze Energie zu verwenden, indeß er in der Wissenschaft nur in der Wiederherstellung des klassischen Alterthums seine ersten selbständigen Versuche machte. Diesen welthistorischen Entwicklungsgang, den das griechische Volk rein und klar in seinen Lebensepochen darlegte, konnte jedoch der germanische Geist, weil er nicht völlig selbstwüchsig war, sondern weil von Anfang an die Kirche mit den anerkannten Voraussetzungen der antiken Cultur, also mit Religion, Kunst und Wissenschaft zugleich auf ihn eindrang, nicht in geordneter Reihenfolge nach einander ausleben. Er konnte zur bestimmten Zeit nur mehr auf Religion, zur anderen mehr auf Kunst und Wissenschaft reagiren, aber den Geist nicht ausschließlich mit einem von diesen Objecten beschäftigen: hierin der Grund, daß der vorreformatorische Geist weder Religion noch Kunst, die doch seine wahren Lebenselemente waren, zu einem absoluten Abschlusse bringen konnte, da neben der Religion zu gleicher Zeit auch die Kunst und neben beiden, wenn auch in geringerem Grade, die Wissenschaft seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Die Aufgabe des germanischen Geistes in der vorreformatorischen Weltepoche war, seine ursprüngliche Kraft mit der römisch-christlichen Bildung zu verbinden. Christliche Kirche und kaiserliche Macht setzten sich deshalb als die beiden Mittelpunkte fest. Beide, der kirchlich-religiöse und der politisch-nationale Mittelpunkt, wollten die Einheit: die Kirche die ideale, der Staat die reale. Aber beide erreichten nur die Einerleiheit, nicht die

Einheit: daher die Reaction der Einzelnen, die von der abstracten Allgemeinheit absorbirt wurden, — der einzelnen Fürsten und des einzelnen religiösen Gemüthes. Und weil auch die beiden Centren unter sich nicht zu einer organischen Einheit gelangten: daher das Bestreben des Papstthums, die Fürsten vom Kaiser zu lösen, und das des Kaisers, die Bischöfe gegen den Papst zu schützen. — Die geistlich-scholastische Erziehungsperiode ward vom überwiegenden Papst- und Kirchenthum bestimmt. In ihr war die Wissenschaft kirchlich und gehörte sie der Kirche. Die Kirche führte die unbedingte Herrschaft über das Geistesleben. In ihr herrschten die Schulen der Geistlichen, in denen die Wissenschaften zu den artes liberales zusammengeschrumpft waren, indem man die aus dem Alterthum überkommenen sechs disciplinas liberales, Grammatik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, und die drei disciplinas philosophicas, nämlich Logik, Physik und Ethik auf sieben Wissenschaften reducirte, da die Physik zu sehr an das Heidenthum erinnerte, als daß man sie der Aufnahme werth erachten konnte, die Ethik durch die sacra pagina, den Dekalog und die Lehren des Christenthums vollkommen ersetzt zu sein schien und die Logik als Dialektik ein Glied des Ganzen bildete. Diese artes wurden nur um der Theologie willen betrieben und nur als die ancillae derselben angesehen. Die meisten Schulen begnügten sich sogar mit Ueberlieferung der elementarsten Kenntnisse, des Lesens, Singens, Rechnens und der Grammatik; nur in den bedeutenderen ward der Cursus (das Trivium und Quadrivium) unverkürzt und vollständig (studium ad plenum) durchgearbeitet, daneben die heilige Schrift gelesen und erklärt (sacra pagina), und je nach der Bildung der Zeit und der Persönlichkeit des Lehrers das Studium der lateinischen, selbst der griechischen Klassiker mit der Grammatik verbunden. So namentlich in vielen Klosterschulen des heiligen Benedictus, vorzüglich in Irland, Schottland und England ꝛc. Die fränkischen Schulen regelte Chrodegang nach dem Muster der von Benedict getroffenen Einrichtungen: er wurde dadurch der Gründer der Dom- und Stiftsschulen, in denen unter der Oberaufsicht des scholasticus vom Rector und Cantor, gewöhnlich Vormittags von 7–10, und Nachmittags von 12—4 Uhr die Schüler im Trivium und Quadrivium, sowie in der Theologie (zu Paderborn wurden unter Imad 1051—1076 Horaz und Virgil, Sallust und Statius, Mathematik, Physik, Astronomie ꝛc. gelehrt) Unterricht erhielten. Doch gelangten nur die wenigsten Kloster- und Domschulen zu solchen Höhen, — zu den Höhen, auf die sie Karl der Große emporheben wollte. Karl der Große suchte die Macht seines

Staates auf die Sittlichkeit und Intelligenz seiner Bürger zu bauen und rief deshalb die ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, Petrus von Pisa, Paulus Diakonus, Alcuin rc. an seinen Hof. Mittelst ihrer Hülfe wurden im ganzen Reiche Schulen für solche errichtet, die sich fortdauernd in untergeordneten Kreisen des Lebens bewegen wollten, also Bürger- und Volksschulen, — dann höhere Bildungsanstalten, deren älteste im fränkischen Reiche die Hochschule war, — endlich Seminarien für Gesang und Kirchenmusik, zunächst in Metz und Soissons. Karl der Große war der Schöpfer einer wahrhaft christlich-nationalen Bildung, einer Bildung, die auf dem lauteren Worte Gottes ruhen, von den Klassikern des Alterthums genährt werden und in den Landessprachen ihren stets neu belebenden Odem haben sollte. — Der Eifer, den die Geistlichkeit bei Ausführung von Karls Plänen bewiesen hatte, erkaltete jedoch sehr bald unter Karls schwachen Nachfolgern. Eben so erging es den Bemühungen Lothars in Italien. Auch Frankreich ward durch das lebendige Interesse Karls des Kahlen an allen wissenschaftlichen Bestrebungen nicht gefördert, und nur erst durch Gerbert wurde für die Wissenschaften ein neuer Aufschwung genommen. Am meisten trugen die Saaten Karls des Großen in Deutschland Frucht, und im neunten und zehnten Jahrhundert hatte kein anderes Land so viele wissenschaftlich gebildete Aebte und Bischöfe aufzuweisen. Nur England stand ihm unter Alfred dem Großen würdig zur Seite: Alfred's Sorge erstreckte sich auf die Bildung aller Schichten der Gesellschaft; er ließ die für die allgemeine Bildung der Laien geeigneten Schriften aus dem Lateinischen in's Englische übersetzen; er legte Schulen nicht blos zum Unterricht in der lateinischen Sprache, sondern auch solche an, in denen Alle englisch lesen und schreiben lernen und aus englischen Büchern unterrichtet werden sollten; unter Alfred's Regierung blühten Volks- und Klosterschulen zugleich. — Bald jedoch verfielen die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen. Die Klosterschulen wurden reich, die Mönche träge und üppig, der wissenschaftliche Sinn entwich. Die Domherren verzehrten ihre Präbenden, wo es ihnen behaglich war, und bestellten statt des Scholasticus einen Rector, statt des Cantor einen Succentor, bis sie endlich zuletzt die Schulstellen verkauften. Zu diesem Verfall trugen daneben die Schulen der Franziskaner und Dominikaner bei, die in ihren Klöstern nicht blos Lehranstalten für die Zöglinge ihres Ordens errichteten, sondern auch scholas canonicas hatten, deren Besuch ganz frei gegeben war, — obschon auch diese Schulen der Bettelmönche nie tieferen Anforderungen der Bildung entsprochen haben. Doch sind in den Kloster- und Dom-

schulen, indem sie sich in gemeine Schulen, in denen das Trivium, und in hohe, in denen das Quadrivium und die geistliche Wissenschaft (schola ad plenum) gelehrt wurde, die ersten Ansätze zu den Gelehrten- und zu den Hochschulen gegeben, und da die Parochialschulen die ersten freilich noch fast unkenntlichen Grundsteine zu den Volksschulen sind: so waren bereits in der geistlich-scholastischen Erziehungsperiode die Grundrisse zu der Schuleintheilung gegeben, die sich bis in die Neuzeit erhalten hat.

Eine neue wissenschaftliche Entwicklung wurde angebahnt, als das Germanenthum über das Papstthum die Herrschaft erhielt, — mit den Kreuzzügen. Von nun ab vegetirten die Bildungsanstalten der mittelalterlichen Geistlichkeit nur noch fort; der Fortschritt der Geschichte lag in den Erziehungsanstalten, die vom Laienthum ausgingen. Die Probleme der Wissenschaft und die Methode ihrer Behandlung blieben zwar zum Theil noch dieselben, wie in der geistlich-scholastischen Periode; aber es machte sich eine neue Kraft, das Princip des individuellen Denkens geltend, das innerhalb und umschlossen von den früher aufgebauten Geistesmauern eigenthümliche und abenteuerliche Vermittlungsschöpfungen erzeugte, die von den bestehenden Mächten anerkannt wurden, ohne daß man sich den Abfall von den bisherigen Principien eingestand. Der Ritter nahm seine geistige Bildung auch noch aus den geistlichen Unterrichtsanstalten; aber er hatte neben oder über den sieben artes seine sieben probitates (daher probus homo, preud homme) und führte das gymnastisch-kriegerische Treiben der Edlen, das sich unter den germanischen Stämmen schon vor Bekanntschaft mit christlichen Völkern entwickelte, dann durch den Einfluß des Christenthums in den Gefolgschaften geregelt und an den Höfen der Fürsten und Könige ausgebildet war, zur höchsten, kunstgerechten Vollendung. Doch verfiel die ritterliche Bildung mit dem Ritterthum selbst, weil ihr die selbstbewußte und wissenschaftliche Basis fehlte. — Neben ihr traten seit dem zwölften Jahrhundert mit dem Aufblühen der Städte unter der Autorität der Magistrate die Stadtschulen auf, die jedoch in stetem Kampfe mit der Geistlichkeit, die in ihnen Morgenluft witterte, in Methode wie in Materialien des Unterrichts (— in den Schulen zu Breslau, dem 1267 und 1293 gestifteten Magdalenanum und Elisabethanum, vereinbarte der päpstliche Legat Guido mit dem Bischof Johann von Breslau als Lehrcursus: 1) Donatus, 2) Doctrinale, 3) Symbolum apostolicum. 4) Septem Psalm. poenitent., 5) Uebung der Kirchengesänge. Alles auswendig zu lernen. Dann 6) Catonis disticha, 7) Ecloge Theo-

duli, 8) Regulae pueriles —) nicht weit über die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen, die ihnen zum Muster dienten, hinauskamen, und in ihrer äußeren Verfassung vom Innungswesen der Städte, das auf sie übergetragen war, gedrückt wurden. Doch waren sie, besonders in ihren Schriffcholen, die ersten Emancipationsversuche der Schulen von der Herrschaft der Geistlichkeit und ihrer Unterrichtsfächer, wie die Universitäten, so sehr sie auch einerseits vom städtischen Innungswesen beherrscht und andrerseits ihre besten Kräfte von ritterlichen Abenteuern, d. i. von Kämpfen ohne Zweck und Ziel, aufgezehrt wurden, die ersten freien Sitze der Wissenschaft waren, an denen neben den scientiis, deren Vertreter die theologische, juristische und medizinische Facultät bildeten, Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Moral vorgetragen wurden.

Die Stadtschulen hingen noch mit der Geistlichkeit zusammen und waren in ihrer Methode scholastisch. Die Universitäten repräsentirten Ritterthum und zunftmäßiges Bürgerthum in Einem und standen gleich beiden mit dem einen Fuße noch tief im Mittelalter und seinem Formalismus. In der Versumpfung der Kirche, in der „Schändung des menschlichen Geistes" waren sie ein Nothschrei und Zeichen des Strebens, aus dem Alten herauszukommen: doch konnten sie sich geistig noch nicht emancipiren von der „geliebten und gehaßten" Vergangenheit. Da stieg das vom mittelalterlichen Christenthume verstoßene und verachtete Heidenthum zur Verjüngung der Menschheit aus dem Grabe empor. Die klassischen Alten lehrten zuerst wieder die Menschheit sich menschlich fühlen und vertraten die Schönheit und Geltung des Lebens gegenüber den Abstractionen des Scholasticismus und der Kirche. Mit der Wanderung in die antike Welt warf der Geist die bisher ihm angelegten Fesseln der Kirche und Scholastik ab, um sich auf das bereits vorbereitete und eingeleitete neue Princip, auf die Innerlichkeit des Geistes, zu stellen. Die Geistesdespotie des Mittelalters ward durch sie zuerst in Italien gebrochen. Hier begann schon im 14. Jahrhundert in Petrarca und Boccaccio (während in Dante die mittelalterliche und klassische Bildung noch vereint waren) der Kampf der schönen antiken Welt mit der Scholastik des Mittelalters. Die Fürsten und Oberhäupter der freien Städte, das Haus der Medicäer, Collucio Salutati, der Kanzler von Florenz, Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand 2c. waren Verehrer und Beförderer der klassischen Wissenschaft, und die bei dem Sturze Constantinopels flüchtig gewordenen Griechen fanden in Italien bereits einen empfänglichen Boden. Nun wurden die Fesseln zerrissen, welche Kirche und scholastische Philosophie der Wissenschaft

angelegt hatten. Bei richtigem Verständniß der Alten ward das Auge zum wahrhaften Anschauen der göttlichen und menschlichen Dinge geöffnet. Der Geschmack ward geläutert durch Verbreitung antiker Muster. Oft aber wurde man auch im Enthusiasmus über das alte Neue und über die neuen Alten ungerecht gegen die älteren Generationen: man verkannte die Tiefe, die Wahrheitsliebe und die Berechtigung der Scholastiker und ergab sich, vom Zauber des Antiken umstrickt, dem Heidenthum. — Anders in Deutschland und in den Niederlanden, wo die Hieronymianer bereits gegen den Scholasticismus kämpften und das Volk mit der Bibel bekannt zu machen suchten. In Deutschland stellten sich die Humanisten nicht gegen die Religion, sondern in Dienst der Religion: für die Kirche verwendeten sie, was sie durch Auslegung der Griechen und Römer erworben hatten. Reuchlin brach mit seiner hebräischen Grammatik der alttestamentlichen, Erasmus mit seiner Ausgabe des neuen Testaments der neutestamentlichen Exegese Bahn. Durch dieses Quellenstudium wurden die Fundamente der scholastischen Theologie erschüttert, damit aber auch die Vertreter des Alten, die Theologen, auch Artisten geheißen, zum Kampf auf Leben und Tod gegen die Neuerer, die von ihnen Poeten, auch Juristen, genannt waren, aufgerufen. In die Schulen drang fortan die neue, die klassische Lehrweise; man suchte nach tüchtigen Lehrern und verständigen Lehrbüchern. Doch waren diese Lehrer noch selten, und die besten mußten selbst noch lernen und waren selbst nur Anfänger, die sich zum Theil noch, wie Hegius von Agricola, über Bedeutung griechischer und lateinischer Wörter und über Syntaktisches belehren lassen mußten, zum Theil alles verachteten, was nicht im ciceronianischen Latein auftrat und einseitig in ihren Idealen befangen, selbst ihre Namen — Capnion, Sapidus, Brassicanus, Oekolampadius 2c. — in lateinische und griechische umtauften. Auch die Zeit des Wiederaufblühens klassischer Studien war noch eine Uebergangsperiode: sie bewegte sich in Extremen und schaute mit dem einen Auge in die Vergangenheit, die sie nur statt „Scholastik“ „Alterthum“ nannte, indeß das andere vorwärts in die Zukunft blickte. Sie war eine Vorbereitung auf das große Werk der Reformation, denn durch die klassischen Studien wurde der gebildete Theil der Nation für Wissenschaft und für Geistesfreiheit gewonnen. Dieses ihr Verdienst war aber auch ihre Grenze. Ihr Streben war nur auf das Erringen und Verbreiten einer gelehrten Bildung gerichtet, und wenn sie sogar hier nicht zum Abschluß gelangte, sondern Melanchthon erst den gelehrten Schulen eine feste Organisation zu geben vermochte, so konnte sie noch viel weniger in die allgemeine Erziehung des

Volkes eingreifen. Die Anfänge des Volksunterrichtes waren nur die Bemühungen einzelner Männer, wie Gerhards von Zütphen ꝛc.; von den Humanisten selbst ward nichts für Volkserziehung gethan, wie auch von ihnen die Muttersprache nicht in ihre Rechte eingesetzt war — das nothwendige Erforderniß, wenn von einer Volkserziehung die Rede sein soll. Und neben dem nationalen Element fehlte auch das andere Moment einer wahrhaft allgemeinen, einer Volkserziehung. Das Christenthum war den Schulen ganz abhanden gekommen. Aristoteles war an die Stelle von Christus getreten. Erklärte doch zu Melanchthons Studienzeit ein Licentiat zu Tübingen, daß man den eigentlichen Inhalt der Bücher des alten und neuen Testamentes, auch wenn diese Bücher sämmtlich verloren gegangen, aus der Ethik des Aristoteles vollständig herstellen könne. Schärfte doch Bischof Johann VI. von Saalhausen 1504 den Rectoren der Schulen und ihren Gesellen ausdrücklich ein, daß sie in ihren Schulen die Bücher der heil. Schrift nicht erklären, sondern sich mit den Studien der freien Künste beschäftigen sollten. Weder die Stadtschulen noch die Universitäten und die Humanisten hatten eine Regenerirung des gesammten Schulwesens zu schaffen vermocht. Die Schule war mit der Kirche und die Kirche mit der Schule gefallen und verfallen. Beide konnten nur im Verein von Neuem geboren werden, und diese Wiedergeburt konnte nur im volksthümlichen Element vor sich gehen. Luther begann sie in und mit seiner Reformation und mit seiner Bibelübersetzung, die im Verein mit dem lutherischen Katechismus das Lehr- und Lernbuch der Volksschule ward, — der Volksschule, die auf die Bibel und auf das apostolische Bewußtsein gegründet wurde, daß die Aufgabe der christlichen Pädagogik für beide Geschlechter, für alle Stände und für alle Zeiten dieselbe sei. — Zu dieser Entwicklung hatte neben dem *klassischen Alterthum*, das den Geist gewöhnte, eine abgeschlossene Welt objectiv und innerlich zugleich zu fassen, *die Mystik* beigetragen, welche die Einigung des Subjects mit Gott in der Liebe erstrebte. Es hatte dazu beigetragen die *Anwendung des Schießpulvers* auf den Krieg, wodurch das kriegerische Laienthum gebrochen ward. Es hatte beigetragen die *Buchdruckerkunst*, welche das gelehrte Laienthum aufhob, indem sie zwischen Gelehrte und Laien die Klasse der Gebildeten setzte und das Bewußtsein erzeugte, daß der Einzelne seine Bedeutung nicht mehr in der Abgeschlossenheit eines angebornen oder angenommenen Standes habe, sondern sie durch sich selbst darthun und bethätigen müsse. Es hatte dazu beigetragen vor Allem das erste Siegeszeichen des neuen, auf sich selbst sich stellenden Geistes, *die Entdeckung der neuen Welt*. Da

konnte derselbe Geist des Selbstvertrauens und der Selbstbethätigung in und durch Luther das religiöse Laienthum brechen und damit auch der Erziehung ihr eigenstes und wahrstes Ziel vorzeichnen. —

Die vorreformatorische Erziehung hatte also das Ziel selbst noch nicht erreicht, das ihr mit und in der christlichen Geschichte gesteckt war. Wie die Geschichte von Christus bis zur Reformation im Allgemeinen und Großen die Aufgabe hatte und löste, die auf ihrer Bühne auftretenden romanischen und germanischen Völker durch die strenge Zucht der Kirche in die Sittlichkeit der christlichen Welt einzugewöhnen und durch vielfache Geistesexercitien ihren Verstand zu kräftigen, sowie die wilden Ranken, die das Geistesleben überwucherten, abzuschneiden, damit sie frei und vernünftig die Mannesthaten der Menschheitsgeschichte durchzuführen vermöchten: so hat auch die Erziehung der vorreformatorischen Zeit ihren historischen Werth in den Experimenten, die sie macht und mit denen sie der Zukunft einestheils zeigt, wie sie es nicht machen soll, andrerseits aber zugleich auf die Wege hindeutet, auf denen es dem Erziehungsziele zugeht. Ein Kind ihrer Zeit hat sie gleich dieser Zeit, vom Geistlichkeitsscheine geblendet, den wirklichen Menschen wie die wirkliche Welt noch nicht zu finden vermocht. Sie erfaßt den Menschen als Bürger einer übersinnlichen und nicht der erscheinenden realen Welt. Sie kennt noch nicht die Natur im Menschen, noch den Menschen in der Natur: es fehlt ihr demnach noch die Einsicht in die Natur des menschlichen Seins und Werdens, der ganze leibende und lebende Mensch, wie die eine ganze Hälfte der Bildungsmittel für den menschlichen Geist, — die Natur und ihre Wissenschaft, die Naturwissenschaft. Aber dennoch hat sie zugleich viele und wahrhafte Elemente und Momente gesetzt, welche der Erziehung aller Zukunft dienen. Sie hat im Laufe ihrer Entwicklung alle die Anstalten geschaffen, in denen zum Ziele der Bildung emporgestiegen wird: Parochialschulen, lateinische Schulen, Universitäten. Sie hat wesentliche Unterrichtsobjecte in die Erziehung hereingezogen und deren Werth erprobt: die Religion, die altklassischen und zum Theil auch (im Ritterthum) die modernen Sprachen. Und wenn sie zuerst auch nur den Geistlichen, nachher den Ritter als Object betrachtete und also eine Erziehung ad hoc war, so ist sie zuletzt doch beim einzig wahren Erziehungssubject, beim Menschen, angelangt. Es hat die vorreformatorische Erziehung, wie diese Zeit überhaupt, ihre Aufgabe erreicht, als sie die Romanen und Germanen durch deren Lehr- und Wanderjahre hindurchgeführt und fähig gemacht hatte, dem Ziele der Humanität mit selbstbewußter Freiheit zuzusteuern.

Druck von Paul Schettler in Cöthen.





